Eckardt

Baltische und russische

Culturstudien

aus

zwei Jahrhunderten

von

Julius Eckardt.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1869.

Baltische und russische

Culturstudien

aus

zwei Jahrhunderten.

Baltische und russische

Culturstudien

aus

zwei Jahrhunderten

von

Julius Eckardt.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1869.

Inhaltsverzeichniß.

I.

II.

Vorwort.

Von den beiden Hälften, in welche das vorliegende Buch sich gliedert, schließt die erste sich zu direct meiner früheren Schrift „Die baltischen Provinzen Rußlands" an, um besonderer Einführung in das deutsche Publikum zu bedürfen. Von zwei oder drei Aufsätzen abgesehen, welche speciell für die Bewohner der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland bestimmt sind, handelt es sich um die Anregung neuer Gesichtspunkte für die Beurtheilung baltischen Lebens, namentlich um dessen Beziehungen zu dem russischen Reich und den in demselben zerstreuten deutschen Bewohnern. Die deutschen Schriftstellerbriefe (zum Theil vor längerer Zeit in den Grenzboten veröffentlicht) und „das Leben des Feldmarschalls Loudon", leiten anderer Seits in die deutschen Zustände des 18. Jahrhunderts hinüber und sind dem Gedächtniß zweier Söhne des baltischen Nordens gewidmet, welche ihrer Zeit in der deutschen Geschichte Heimathsrecht gewonnen haben, weiteren Kreisen aber bereits wieder entrückt sind. Was ins Besondere Loudon anlangt, dessen Namen mit den wichtigsten Abschnitten des siebenjährigen Krieges untrennbar verknüpft ist, so bot schon der Umstand, daß die über diesen ausgezeichneten Mann vorhandenen gedruckten Nachrichten über eine große Anzahl wenig bekannter älterer und neuerer Schriften verstreut sind und überdieß fast ausschließlich die zweite Hälfte seines Lebens betreffen, zu dem Versuch einer neuen Darstellung directe Veranlassung.

Einiger erläuternder Worte bedarf noch der Wiederabdruck des vor einiger Zeit in der Gelzerschen Monatsschrift veröffentlicht gewesenen Schreibens an Herrn von Treitschke. Das vorliegende Buch war bereits im Druck begriffen, als der verehrte Verfasser der Abhandlung „das deutsche Ordensland Preußen" seine von dem Geist edelster Unbefangenheit dictirte Antwort im Augustheft der preußischen Jahrbücher der Oeffentlichkeit übergab und damit den Streit erledigte.*) Im Interesse der Sache und der

*) Es heißt in dieser Antwort u. A.: Sie thun mir Unrecht, wenn Sie annehmen, ich halte den wenig erfreulichen Verlauf der deutschen Colonisation in Livland und Esthland für eine Schuld der Colonisten.

Billigkeit, welche Herr v. Treitschke mit der ihm eigenthümlichen Ritterlichkeit in seinem Schreiben bewiesen, habe ich mich verpflichtet geglaubt einzelne der Sätze, welche mein verehrter Gegner zur Aufrechterhaltung seiner früheren Behauptungen geschrieben, unter den Text dieser Blätter setzen zu müssen. Daß jenes an Herrn von Treitschke gerichtete Schreiben überhaupt wieder abgedruckt worden, hat in dem gehässigen Lärm, den

---

Ich glaube frei zu sein von jener moralisirenden Flachheit, welche große historische Katastrophen allein aus den Sünden der Menschen herzuleiten liebt. Ich habe die schweren Hemmnisse, welche der deutschen Kultur in Livland, Kurland und Esthland entgegentraten, auf das Bestimmteste hervorgehoben, vornehmlich folgende drei Punkte. Die Deutschen bildeten hier eine schwache Minderheit. Sie waren wesentlich Niederdeutsche und empfingen nicht, wie ihre Landsleute in Preußen, unablässig Verstärkung durch frische Kräfte aus allen Gauen des Mutterlandes. Endlich, sie wurden nicht, wie die Deutschen in Preußen, durch eine starke Staatsgewalt geleitet, sondern es entfaltete sich von Anbeginn ein anarchisches Durcheinander ständischer Gegensätze: der Erzbischof und der Orden, Stiftsadel und Ordensadel, Bürgerthum und Ritterschaft schwächten einander in socialen Kämpfen, welche nur allzuoft zur Einmischung der auswärtigen Feinde führten. Es bleibt sicherlich eine ruhmvolle Erinnerung, daß die Deutschen trotz alledem ihre Herrschaft zu behaupten verstanden; aber die Ungunst der Verhältnisse hebt doch nicht jede sittliche Zurechnung auf. Der furchtbare Haß, der die Jahrhunderte hindurch die Unterworfenen gegen ihre deutschen Herren beseelte, kann unmöglich grundlos sein. Wenn wir noch im Jahre 1859 einen Aufruhr der Bauern Esthlands erleben mußten, so scheint mir dadurch erwiesen, daß die Herren auch in jener späteren Zeit da eine Vertreibung der Deutschen ganz außer Frage stand, ihre Menschenpflicht nicht immer erfüllt haben.

Je länger ich den außerordentlichen Schwierigkeiten nachdenke, welche das Deutschthum in Livland zu überwinden hatte, desto fester muß ich die Behauptung aufrecht halten, daß die Colonisation in Preußen von Haus aus einen anderen Charakter trug als an der Düna. Viele Schriftsteller Ihrer Heimath und auch Sie selbst nehmen an, die Germanisirung der Ostseelande sei bis zum sechszehnten Jahrhundert wesentlich gleichartig gewesen, wenn auch in Preußen erfolgreicher als im ferneren Osten; erst durch die große Russennoth und die Wirren der nordischen Kriege hätten die Dinge in Livland eine unheilvolle Wendung genommen, während in Preußen unter vortheilhaften Verhältnissen das Deutschthum seine Herrschaft befestigte. Aber wo sind die Beweise? Der Orden in Preußen ging, nachdem er um 1281 den großen Preußenaufruhr niedergeworfen, mit bewußter Absicht darauf aus, die Ureinwohner auszurotten oder sie zu germanisiren, und erreichte sein Ziel. In Livland und Esthland durfte die geringere Macht der Deutschen weder an die Vernichtung noch an die Verschmelzung der Eingeborenen denken; sie mußte sich begnügen die Herrschaft zu behaupten. Als im sechszehnten Jahrhundert die evangelische Predigt die lateinische Messe verdrängte, stellte man in einzelnen Gemeinden des Herzogthums Preußen neben die deutschen

es in der russischen Presse erregte, vornehmlich aber darin seinen Grund, daß die in demselben bekämpften Sätze die Quintessenz der Vorstellungen bilden, welche man sich bisher überhaupt in Deutschland von liv-, est- und kurländischen Menschen und Verhältnissen gemacht hat. Die Umgestaltung der öffentlichen Zustände des deutsch-russischen Ostseelandes hat sich so rasch und überdieß in einer Zeit vollzogen, die von anderen

---

Pfarrer Tolken, welche den „undeutschen" Bauern die Predigt übersetzen mußten; nach einigen Jahrzehnten wurden diese Dolmetscher überflüssig. Herzog Gotthard von Kurland dagegen bedurfte anderer Mittel, um den evangelischen Glauben einzuführen. Er ließ am Abend seines Lebens (1586 bis 1587) Luthers kleinen Katechismus, die Psalmen und das neue Testament „in's Undeutsche bringen". An diese Werke hat sich seitdem eine ganze Literatur lettischer Erbauungsschriften angeschlossen, und noch heute wird dem Landvolke in Livland und Esthland undeutsch gepredigt. Der Gegensatz springt in die Augen: das Herzogthum Preußen war schon im sechszehnten Jahrhundert ein deutsches Land, worin sich nur vereinzelte Trümmer der altdeutschen Sprache noch behaupteten. In den drei östlichen Herzogthümern dagegen blieb die Masse des Volkes undeutsch, nur von Deutschen beherrscht, durch Deutsche für die Gesittung erobert. Dieser tiefgreifende Unterschied zwischen dem preußischen und dem baltischen Deutschthum bestand bereits am Ende des Mittelalters; er war das Ergebniß der Ordensgeschichte. Daß die folgenden 150 Jahre für das deutsche Leben in Preußen besonders günstig gewesen seien, kann ich Ihnen durchaus nicht zugestehen. In Königsberg ein Herzog ohne Macht noch Ansehen, dazu ein meisterloser Adel, der beständig „polenzte," in Warschau und Krakau Hilfe suchte gegen den deutschen Landesherrn. Glauben Sie im Ernst, daß diese schwache Krone, dieser polenzende Adel die Germanisirung von Ostpreußen gefördert haben? Vollends im königlichen Preußen war das deutsche Element sogar noch schwerer bedroht als in Livland. Hier fand der polnische Herrscher ein erst halb germanisirtes blutsverwandtes Landvolk vor, und Jedermann weiß, wie gewaltsam der Pole die slavische Sitte wiederherzustellen wußte. Der Schutz einer kraftvollen Staatsgewalt wurde der deutschen Bildung in Westpreußen erst nach der Theilung Polens wieder zu Theil, oder richtiger: erst seit Friedrich Wilhelm I. — denn der große Kurfürst hat sich mit der preußischen Verwaltung nur wenig befassen können. Es wird dabei bleiben müssen: Altpreußen ist durch den deutschen Orden germanisirt, das jüngste Jahrhundert hatte nur das Dach zu setzen auf ein Haus, dessen Mauern schon am Schlusse des Mittelalters fest standen.

Ich verkenne nicht die unvergleichlich bedrängte Lage Livlands im sechszehnten Jahrhunderte, noch die Mitschuld des Mutterlandes an dem Abfalle der Colonie. Die Zwietracht und Schwäche des heiligen Reichs, die unselige Binnenlandspolitik der Habsburger hat an den baltischen Ländern nicht weniger gesündigt, als der Handelsneid unserer Hansestädte, die gegen Riga und Reval dieselben Künste monopolsüchtiger Handelspolitik anwendeten, welche später England mit dem gleichen Erfolge gegen Nordamerika gebrauchte. Dazu

größeren Interessen erfüllt war, daß eine Zusammenfassung dessen, was sich in den letzten Jahren auf baltischer Erde vollzogen, schon durch diesen Umstand gerechtfertigt erschiene. Bildet die traurige Vergangenheit Liv-, Est- und Kurlands, doch überhaupt den wesentlichsten Factor der Schwierigkeiten, mit denen dieses schwergeprüfte Land in der Wirklichkeit, wie in den Vorstellungen der Menschen zu kämpfen hat. Nicht nur, daß dasselbe durch die mittelalterliche Form seiner Existenz um die Möglichkeit energischer und concentrirter Vertheidigung gegen die Zerstörungslust fanatischer und in der Wahl ihrer Mittel

---

die unheilvolle Verwickelung der internationalen Verhältnisse des Nordens, die den Meistern von Preußen und Livland gemeinsames Handeln unmöglich machte. Aber dürfen wir die Schuld der Deutschen in Livland ganz übersehen? Wie Westpreußen durch die ständische Libertät an Polen verrathen ward, so hat auch in Livland die ständische Anarchie der Fremdherrschaft in die Hände gearbeitet. Wie bitter hat das Ihr wackerer Landsmann Balthasar Rüssau von Reval empfunden.

Ich habe die Nothwendigkeit aristokratischer Formen für die baltischen Gemeinwesen nie verkannt, sondern ausdrücklich zugestanden, daß die Rechte der ritterlichen Landtage dort das beste Bollwerk für die deutsche Sitte bilden. Aber in keinem Lande des Continents hat der Adel allein ein gesundes Staatsleben zu gründen vermocht, wenn nicht eine starke monarchische Gewalt ihn in Schranken hielt. Ich kann nicht finden, daß Ihre Heimath eine Ausnahme von dieser Regel bilde. Der baltische Adel hat seine Privilegien, und dadurch mittelbar auch die Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens, gegen Polen, Schweden, Rußland wacker vertheidigt; doch ihm fehlte ein Vaterland in jenen Jahrhunderten, da seine Söhne in den Heeren Preußens, Rußlands, Oesterreichs, Frankreichs als heimathlose Abenteurer dienten. Deshalb kann ich Ihnen auch nicht zugeben, daß der Adel Ihrer Heimath vor dem preußischen sich immerdar durch „einen gewissen politischen Instinkt" ausgezeichnet habe. Es war das Glück des preußischen Adels, daß eine nationale Monarchie ihn unter ihr gemeines Recht beugte, und es ist sein wohlverdienter Ruhm, daß er nach zähem Widerstande schließlich lernte, dieser monarchischen Ordnung mit Aufopferung zu dienen. Betrachten Sie die Staatsmänner und Generale Friedrichs des Großen. Ein glänzender Kreis von starken und patriotischen Männern, ein monarchischer Adel, der an sittlicher und politischer Tüchtigkeit den Hofadel der Bourbonen weitaus überragt und kaum durch den parlamentarischen Adel von England übertroffen wird. Glauben Sie in der That, daß diese Podewils und Hertzberg, die Winterfeldt und Ziethen nicht einmal so viel politischen Instinkt besessen hätten, wie die baltischen Ritter? Oder blicken Sie auf jenen glorreichen Königsberger Landtag von 1813, der ja zum guten Theile aus Edelleuten bestand. Wo sind die Leistungen des baltischen Adels, welche sich mit dieser That des preußischen „politischen Instinkts" vergleichen ließen? In Alledem liegt kein Vorwurf; eine nationale Politik in großem Stile war unmöglich unter dem Drucke einer dreihundertjährigen Fremdherrschaft.

gewissenloser Feinde gebracht ist — die Sünden einer Vergangenheit, die längst begraben ist, stehen noch immer zwischen dem baltischen Lande und selbst den wohlwollenden Zeugen seiner Bedrängniß, mögen diese Deutsche oder Russen sein. Vergebens, daß immer wieder daran erinnert wird, die Liv- Est- und Kurländer von heute seien ebenso wenig die bauernschindenden Junker und trägen Spießbürger alten Datums, wie die modernen Deutschen die unpraktischen, staatslosen Träumer der Franzosenzeit sind — das Gespenst ihrer Vergangenheit läßt sich nicht mehr ins Grab scheuchen und schreitet umher, als ob es noch Fleisch und Bein hätte. Der Wunsch, den ungeheuren Abstand zwischen den baltischen Zuständen der Gegenwart und denen des 18. Jahrhunderts in das rechte Licht gestellt und die Hemmnisse, welche der gesunden Entwickelung meines Vaterlandes im Wege standen, richtig gewürdigt zu sehen, ist der rothe Faden, der sich auch durch diese Blätter zieht.

Die zweite Hälfte dieser Studien hat es nicht mit dem baltischen sondern mit dem nationalrussischen Leben der Vergangenheit und Gegenwart zu thun. Drei Essays über von neueren russischen Historikern behandelte Gegenstände aus der russischen Geschichte des 18. Jahrhunderts, welche vor einigen Jahren geschrieben waren, werden Freunden vergangener Dinge auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht unwillkommen sein; als Parallelen stehen sie überdieß mit den gleichzeitigen Vorgängen in Livland und Kurland in gewisser, wenn auch nur indirecter Beziehung. — Besonderes Gewicht möchte der Verfasser aber auf die drei letzten Aufsätze legen, welche das russische Kirchenthum, die agrarische Organisation Rußlands und einen hervorragenden Vertreter der neueren russischen Literatur ausführlich behandeln. Auf die drei Factoren — Kirche, Agrarorganisation und Literatur — baut sich das Leben jedes Volkes auf. Ist es dem Verfasser gelungen über die Gestalt, welche sie in Rußland gewonnen, gehörige Auskunft zu geben, so darf er hoffen, zu einem richtigeren Verständniß russischer Zustände in Deutschland überhaupt beigetragen zu haben. Die früheren Bearbeitungen dieser Fragen, welche in verschiedenen periodischen Zeitschriften veröffenlicht wurden, waren zu verstreut und zu aphoristisch gehalten, um diesen Zweck vollständig erreichen zu können, der breitere Rahmen, den ein Buch verstattete, bot dem Verfasser den Vortheil, nicht nur das bezügliche russische Material eingehender benutzen, sondern den Leser zugleich mit dem Entwickelungsgange bekannt machen zu können, welchen namentlich die russische Literatur und das Agrarsystem durchzumachen hatten, ehe sie sich in ihrer gegenwärtigen Gestalt consolidirten. Die deutsche Unbekanntschaft mit russischen Dingen macht sich auf zu verschiedenen Lebensgebieten in zu störender Weise

geltend, als daß ein Versuch, derselben abzuhelfen, nicht an und für sich berechtigt wäre. Zu einem richtigen Verständniß Rußlands im westlichen Europa beizutragen, ist dem Verfasser aber ganz besonders in der Erwägung wünschenswerth gewesen, daß eine richtige Beurtheilung der Zustände seiner Heimath nur denen möglich ist, die eine annähernde Vorstellung davon haben, wie es östlich vom Peipus und der Weichsel aussah und noch gegenwärtig aussieht.

Leipzig, im October 1868.

I.

Die deutsch-russischen Ostsee-Provinzen.

Offenes Schreiben an Herrn Professor H. v. Treitschke.

Hochverehrter Herr! Der Anspruch, welchen Sie auf ein bleibendes Gedächtniß in der Geschichte der politischen Bildung des deutschen Volkes erworben haben, ist vornehmlich auf die rücksichtslose Wahrheitsliebe und die Unerschrockenheit gegründet, mit welcher Sie die Irrthümer der liberalen Schulweisheit in einer Zeit bekämpft haben, zu welcher dieselbe eine fast unumschränkte Herrschaft über die Gemüther der Gebildeten und Halbgebildeten der Nation ausübte. Sie haben in der vordersten Reihe derer gestanden, welche die preußische Fahne hoch hielten, als der Glaube an den deutschen Beruf derselben in den Herzen der Besten erschüttert war; Sie haben das Grundgesetz jeder wahren Politik, die Nothwendigkeit nüchterner Rechnung mit den gegebenen Factoren, der Anlehnung an reale Machtverhältnisse und historisch gewordene Thatsachen, unbeirrt durch das Geschrei ehrlicher und unehrlicher Doctrinäre, gepredigt, und der deutsche Liberalismus hat es zum guten Theil Ihnen zu danken, wenn ihm ein Antheil an dem großen Werk der Neugestaltung des Vaterlandes gesichert blieb, dessen erste Stadien mit dem Widerspruch der Führer des Volkes lange genug zu kämpfen gehabt hatten. Das Verdienst, welches Sie sich um unsere gemeinsame Sache erworben haben, kann von denen, welche sich zu derselben bekennen, nicht dankbarer und ehrenvoller anerkannt werden, als wenn Ihrem Beispiel gefolgt und auch zu Ihnen nicht anders als in der Sprache rückhaltsloser Wahrheitsliebe und eines nüchternen Realismus geredet wird, der nichts nach den furchtsamen Lehrsätzen der Schule fragt. Erlauben Sie mir, von diesem, durch Sie selbst Ihren Verehrern eingeräumten Recht in einer Angelegenheit Gebrauch zu machen, die an und für sich kein deutsches Interesse berührt, bei der es sich aber um das Recht eines deutschen Stammes handelt, dem gleichfalls

durch die liberale Doctrin Unrecht geschehen ist und dessen Geschichte Sie selbst, hochverehrter Herr, mit einer Strenge beurtheilt haben, die, wie mir scheint, den Verhältnissen, welche maßgebend gewesen sind, nicht vollständig Rechnung trägt. Eine Auseinandersetzung mit den Resultaten Ihrer, in der Abhandlung „das Ordensland Preußen" niedergelegten Forschung über die deutsch-russischen Ostseeprovinzen dürfte in dem gegenwärtigen Augenblick um so nothwendiger sein, als diese Provinzen zur Zeit mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, bei denen es sich um ihre gesammte Existenz handelt, und es Ihr Wille nicht sein kann, dieselben zu vermehren. Eine Verurtheilung aus Ihrem Munde ist aber ganz besonders dazu angethan, den Muth der Söhne meines Vaterlandes zu schwächen, wo Alles darauf ankommt, daß ihnen bewiesen werde, das westliche Europa habe ein Verständniß für die Treue, mit welcher sie an den Traditionen der Cultur festhalten, die das heilige Erbe unserer gemeinsamen Vergangenheit ist. Wenn die Sache des deutschen Elements an der Ostsee nicht einmal vor dem unbefangenen Realismus Ihrer politischen Anschauungen bestehen kann, — wie soll dieselbe Hoffnung haben, bei denen Verständniß zu finden, welche keinen andern Maßstab für die Beurtheilung abnormer geschichtlicher Bildungen haben, als die Elle der Theorie? Ihre politische Vergangenheit legt es dem Livländer, der für das gute Recht seiner Heimath das Wort ergreifen will, nahe, sich zunächst an Sie zu wenden und mit Ihrer Beurtheilung zu rechten, denn er weiß, daß — wenn eine Rechtfertigung der Existenzformen seines Vaterlandes überhaupt möglich ist — Sie zu einem Verständniß derselben am ehesten durchdringen und am bereitwilligsten die Irrthümer zurechtstellen werden, welche bezüglich der vergessenen deutschen Colonie im baltischen Norden herkömmlich geworden sind.

Gestatten Sie mir, die Bemerkungen, welche ich Ihren Ausführungen über das livländische Ordensland entgegenstellen möchte, zunächst an die verschiedenen Sätze zu knüpfen, welche sich bezüglich desselben in der Abhandlung über das preußische Ordensland (dritte Auflage der historisch-politischen Aufsätze, S. 1—68) vorfinden, und diese Sätze selbst einer nähern Betrachtung zu unterziehen. Durch eine directe Anlehnung an ihre Anschauungen bietet sich die beste Gelegenheit, gerade diejenigen Punkte baltischer Vergangenheit und Gegenwart ins Auge zu fassen, welche deutschen Beurtheilern derselben den meisten Anstoß gegeben haben und auf die es in erster Reihe für denjenigen ankommen wird, dem das Schuldmaß der deutschen Colonisten jenes Landes minder hoch angehäuft erscheint, als Ihnen.

Die Abhandlung „das deutsche Ordensland Preußen" nimmt einen wesentlichen Unterschied zwischen der preußischen und der livländischen Colonialpolitik an. „Preußen", heißt es am angeführten Orte, „wurde germanisirt, in Livland, Kurland und Estland lagerte sich bloß eine dünne Schicht deutschen Elements über die Masse der Urbewohner." Nach einer ausführlichen Begründung dieses Satzes heißt es weiter: „Also hat unser Volk auf enger Stätte jene beiden Hauptrichtungen colonialer Politik vorgebildet, welche später Briten und Spanier in den ungeheuren Räumen Amerikas mit ähnlichem Erfolg durchführten. Bei dem unseligen Zusammenprall feindlicher Racen ist die blutige Wildheit eines raschen Vernichtungskrieges menschlicher, minder empörend als jene falsche Milde der Trägheit, welche die Unterworfenen im Zustande der Thierheit zurückhält u. s. w. Ein Verschmelzen der Eindringlinge und der Urbewohner war in Preußen unmöglich... Ein menschliches Geschenk daher, daß nach der Unterjochung der Herr dem Diener seine Sprache gab, ihm so den Weg eröffnete zu höherer Gesittung. Weit tiefer als die Preußen stand das Volk der Letten und Esten, vorlängst ermattet und der Knechtschaft gewohnt, sogar des Gemeindelebens nicht fähig... Diese wenig bildungsfähigen Völker mit deutscher Sprache und Bildung zu befreunden, war bei den anarchischen Zuständen des Landes, bei der geringen Zahl der Deutschen unmöglich. Der Sieger hält die Unterworfenen dem deutschen Wesen fern; ihm genügt es, wenn der Este den harten Frohndienst, den Gehorch leistet. So erhält sich hier zähe das unberechtigte Volksthum eines Volkes von Knechten, während der preußische Bauer mit der deutschen Sprache allmählich auch die Freiheit des Deutschen gewinnt. Die Kinder schreien, die Hunde verkriechen sich, wenn der Deutsche die raucherfüllte Hütte des Esten betritt. In den hellen Nächten des kurzen hitzigen Sommers sitzen dann die Unseligen unter der Birke, dem Lieblingsbaum ihrer matten Dichtung, und singen hinterrücks ein Lied des Hasses wider den deutschen Schafsdieb... Jahrhunderte lang hat solcher Haß der Knechte, solche Härte der Herren angehalten; erst in der Zeit der russischen Herrschaft entschloß sich der deutsche Adel, den Bauer von der Schollenpflichtigkeit zu befreien. — An diesem Gegenbilde ermessen wir, was die Germanisirung von Altpreußen bedeutet."

Der am angeführten Orte behauptete wesentliche Unterschied zwischen der preußischen und livländischen Colonialpolitik scheint mir an und für sich bestreitbar, — die Schroffheit aber, mit welcher er dem Gegensatz britischen und spanischen Colonisirens verglichen wird, dürfte durch genauere Betrachtung der geschichtlichen Thatsachen kaum gerechtfertigt

werden. Einmal waren die Letten und Esten zur Zeit der Eroberung Livlands weder „vorlängst“ ermattet, noch der „Knechtschaft“ gewohnt Nahmen sie auch eine niedrigere Stufe der Cultur ein als die alten Preußen, so gaben sie denselben an Tapferkeit und Unabhängigkeitssinn nichts nach. Insbesondere die Esten waren ein Volk von unbändiger Kraft und mannhaftem Freiheitsgefühl, als Seeräuber bis nach Schweden hinüber gefürchtet, in ihrer Heimath Niemand unterthan als den selbstgewählten Häuptlingen. Die Tributpflicht gegen die benachbarten russischen Theilfürsten war weder alt noch allgemein, sie ist von den Bewohnern des nördlichen Liv- und Estlands niemals anerkannt worden und beschränkte sich auf gewisse Gegenden des Aa- und Dünathales und die nächste Umgebung Jurgews (Dorpats). Daß sie jemals in wirkliche Knechtschaft ausgeartet, kann nicht nachgewiesen werden. Der Este zeigt noch heute das Gepräge eines mächtigen, ungebrochenen Menschenschlags, und seine Poesie, weit davon entfernt, eine matte zu sein, erwärmt sich bis in die Gegenwart hinein an der kriegerischen Größe der Helden und Riesen seines Volkes. Gerade der Tapferkeit und ungebrochenen Wildheit dieses Stammes ist es zuzuschreiben, daß das Joch, welches der deutsche Herr auf seinen Nacken legte, ein so hartes war, und die unaufhörlichen, bis in das funfzehnte Jahrhundert hinein wiederholten Aufstandsversuche waren die Hauptgründe für die beständige Erschwerung des Druckes, der auf der ländlichen Bevölkerung ruhte. Auch die klimatischen Unterschiede waren, namentlich was das südliche Livland und Kurland anbelangt, nicht so durchschlagend, daß sie eine von der preußischen absolut verschiedene Art der Besiedelung und Colonisirung bedingt hätten. Waren die Bedingungen für die Assimilation des unterworfenen Stammes mit dem siegreichen auch in Preußen entschieden günstiger als in Livland, so haben sie doch an dem Rigaschen Meerbusen nicht vollständig gefehlt, sie bedingten nur einen langsameren Gang der Entwicklung als im Weichselthal, und dieser wurde in der Folge durch äußere Ereignisse gehemmt, die vom Willen der Colonisten unabhängig waren und die dem preußischen Ordenslande erspart blieben.

Resultat theoretisch construirter Pläne ist die Germanisirung Preußens ebenso wenig gewesen wie die Nichtgermanisirung Livlands. Die Verschiedenheit der realen Verhältnisse und des Entwicklungsganges, den dieselben hüben und drüben genommen, hat verschiedene Früchte getragen. Diese Verschiedenheit scheint mir aber nicht absolut, sondern nur relativ gewesen zu sein. Die durch die größere Nähe Deutschlands und die mächtige Beihilfe bäuerlicher Colonisten unterstützte Germanisirung Preußens war am Ausgang der Ordenszeit keine vollständige, sondern

im Werden begriffen, der Antheil, welchen der preußische Bauer an der Cultur seines Herrn hatte, ein beschränkter; die Germanisirung des livländischen Ordenslandes stand weiter hinter der preußischen zurück, — aber auch für sie war der Grund gelegt. Der Gegensatz, welchen die Abhandlung über das preußische Ordensland zwischen den Zuständen Livlands und Preußens annimmt, dürfte um die Zeit der Auflösung des alten Ordensstaates kein so schroffer gewesen sein, als von Ihnen angenommen wird, und von einem andern Zeitpunkt als diesem kann am angeführten Orte nicht wohl die Rede sein. Weder war der lettische und estnische Bauer während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf eine Stufe der Thierheit herabgesunken, die ihn den Indianern des spanischen Amerikas vergleichbar machte, noch war die über die Masse der Urbewohner gelagerte Schicht deutscher Einwanderer so dünn, daß sie keinerlei sittigende Einflüsse ausgeübt hätte. Als Walter von Plettenberg sein ruhmreiches und weises Leben beschloß, war ein dichtes Netz deutscher Culturpunkte über das gesammte Land gespannt. Livland allein zählte sechzig zum Theil stark bevölkerte deutsche Städte und Flecken und die Zahl der deutschen Bewohner des Landes hatte eine Höhe erreicht, zu der sie es nie wieder gebracht hat. Die Wohlhabenheit, welcher sich alle Theile des Landes erfreuten, war so bedeutend, daß die Lage der ländlichen Bevölkerung durchaus keine bettelhafte, sondern sehr viel günstiger war, als während der folgenden zwei Jahrhunderte; die Bekanntschaft mit den nicht nur gegen Edelleute, Pfaffen und Bürger gerichteten Luxusgesetzen damaliger Zeit reicht hin, um eine Vorstellung von der relativ erträglichen materiellen Lage des Landvolks zu ermöglichen. Noch waren die Leistungen des Bauern normirt und zu seinem Besitz in ein festes Verhältniß gesetzt, und erst in Folge der russisch-tartarischen Zerstörung, welche der Auflösung der alten Verhältnisse folgte, steigerte sich der Druck der Frohnen und Gehorchsleistungen bis zu der entsetzlichen Höhe, welche die Abhandlung „das deutsche Ordensland Preußen" als permanente anzusehen scheint. Nach dem übereinstimmenden Urtheil aller derer, welche die Geschichte der Ostsee-Provinzen zum Specialstudium gemacht haben, war die Germanisation der Letten und Esten in der Mitte des 16. Jahrhunderts vollständig angebahnt und nur noch eine Frage der Zeit. Die von Ihnen, hochverehrter Herr, aufgestellte Antithese, welche hüben eine gedeihliche Grundlage zur Culturentwicklung im deutschen Sinne, drüben einen von Hause aus hoffnungslosen Zustand annimmt, anticipirt, wie ich glauben möchte, für Preußen die Segnungen, für Livland die Verwüstung und Verwilderung des folgenden Jahrhunderts; erst als diese zufolge des

entsetzlichen Einfalls der wilden Horden Iwans vollbracht war, sank das baltische Land in jenes tiefe sittliche und materielle Elend herab, das Sie für eine Folge der verkehrten Colonisationspolitik der Eroberer meines Vaterlandes ansehen. Sünden und Irrthümer dieser Letzteren haben allerdings auch vor dem Jahre 1561 in reichlichem Maße vorgelegen; das Maß von Verkommenheit, welches die Schilderungen Ihrer Abhandlung annehmen, war aber erst die Folge der blutigen Kriege, welche sich aus dem Zerfall des livländischen Bundesstaates entwickelten. Für eine billige Beurtheilung der Zustände baltischer Gegenwart und Vergangenheit kann der russisch-tartarische Einfall unter Kurbsky nicht schwer genug ins Gewicht fallen; allein jenen Mongolenzügen kann er verglichen werden, welche unter Tschingischan und Batu die uralte Cultur der mittelasiatischen Länder bis auf die Spur ausgerottet hatten. Von den Städten, welche der Feind vorgefunden, war, als er wieder abzog, kaum ein Viertel übrig geblieben, die Bevölkerungszahl auf die Hälfte herabgesunken, der Viehstand auf ein geringes Minimum reducirt; was von Einwohnern den Krieg überlebt hatte, war durch die entsetzliche Noth der Zeit verwildert und bis zur Bettelhaftigkeit verarmt, die Culturarbeit von vier Jahrhunderten so gut wie verloren. Das rohe, gesetzlose Polenregiment, das jetzt folgte, war nicht geeignet, die Wunden, welche dem Lande geschlagen waren, zu heilen, sittigende Einflüsse irgend welcher Art auf Herren oder Bauern, Städter oder Landleute auszuüben. War es da zu verwundern, daß der Livländer, der sein heimisches Recht und die protestantische Kirche nur mühsam gegen den Andrang wüster Staroste und fanatischer Jesuiten zu wahren vermochte, den nicht enden wollenden Pressungen um den Rest dessen zu bringen drohten, was der Krieg übrig gelassen, — daß dieser ein finsterer und harter Herr wurde und der Zuchtlosigkeit, welche sich des unglücklichen Landvolks bemächtigt hatte, mit blutiger Strenge und unerbittlicher Härte zu begegnen suchte? Und diese Ungunst der Verhältnisse dauerte noch lange fort. Noch hatten die Russen die nördliche Hälfte Livlands nicht vollständig geräumt, so brach der schwedisch-polnische Erbfolgekrieg aus, um auf baltischer Erde ausgefochten zu werden, und erst jenseit des ersten Viertels des 17. Jahrhunderts war die schwedische Eroberung vollbracht, brach eine Zeit des Friedens und der Sammlung dessen an, was von Kräften überhaupt übrig geblieben war.

Daß das Jahrhundert zwischen der Auflösung des livländischen Ordensstaates und der schwedischen Eroberung nur Elend und Zerstörung brachte, daß während desselben kein Fortschritt im Sinne der Germanisation möglich, vielmehr ein Rückschritt nothwendig war,

der das Land um Jahrhunderte zurückwarf, alle Errungenschaften früherer Zeit in Frage stellte und die Rettung eines Restes von deutscher Bildung wunderähnlich erscheinen läßt, — das dürfte des Nachweises kaum mehr bedürfen. Ein Blick auf die gleichzeitige Geschichte Preußens genügt zu der Ueberzeugung, daß von Proben so harter Art auch nicht entfernt die Rede gewesen; aus dem 16. in das 17. Jahrhundert verlegt, gewinnt die Parallele, welche die S. 19 der Abhandlung „das deutsche Ordensland Preußen" zwischen Preußen und Livland zieht, ein unbestreitbares Recht, aber die Factoren, welche in Rechnung kommen, haben sich innerhalb dieses Zeitraumes und zwar ohne Zuthun der Livländer unkenntlich verändert. Ein Blick auf das Herzogthum Kurland, das von den Greueln, welche Livland und Estland verheert hatten, wenigstens zum Theil verschont blieb, genügt zu dem Beweise, daß auch die nordischen Colonisten im Stande waren, den Anforderungen der Humanität und einer gesunden Colonialpolitik gewisse Rechnung zu tragen, wenn ihnen das durch die Verhältnisse irgend gestattet wurde. Kurland besaß keine großen Städte, kein lebenskräftiges Bürgerthum, die Zahl der Deutschen war hier geringer gewesen als in den städtereichen Nachbarprovinzen; der Einfluß der polnischen Lehnsherrschaft begünstigte den Trotz eines factiösen Adels gegen den ohnmächtigen Landesherrn, das Land war von Cultureinflüssen wohlthätiger Art durch die polnische Nachbarschaft von allen Seiten gleich abgeschnitten. Und doch entwickelten sich hier die Keime eines gesunden Lebens; Herzog Gotthard ordnete das Kirchenwesen in einer für seine Zeit mustergiltigen Weise, Kirchen und Schulen sorgten dafür, daß der Bauer zum Menschen wurde, und die Tradition weiß noch heute von dem Eifer zu erzählen, mit welchem der Herzog selbst an den Visitationen Theil nahm, die Bauern über die Glaubensartikel examinirte und den Ahnherrn jenes Aufsehers Jahn, von dem Hippels Lebensläufe berichten, für die tadellose Kenntniß des zweiten Hauptstücks mit einem Geschenk belohnte. Der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung war trotz der Aufrechterhaltung der Leibeigenschaft so bedeutend, daß er den Vergleich mit dem preußischen Osten nicht zu scheuen hatte und daß, wie ein Geschichtschreiber jenes Landes sagt, selbst gegen die Bettler Aufwandsverbote erlassen werden mußten. Zieht man in Betracht, daß die Herrschaft des kurländischen Adels beinahe unbeschränkt war, die Nachfolger Gotthards nur mühsam irgend welche Autorität behaupten konnten, daß das böse Beispiel des polnischen Magnatenthums das einzige war, mit welchem man in Berührung kam, daß die bändigende Kraft des aufgeklärten Despotismus, dem der Bauernstand fast des gesammten Europa

seine Emancipation verdankt, in Kurland vollkommen fehlte, so wird man die Bedeutung dieser Thatsachen, die durch die Beobachtungen deutscher Reisenden des 18. Jahrhunderts vollständige Bestätigung finden, kaum zu unterschätzen geneigt sein.

Die livländische und estländische Geschichte des siebzehnten und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist in Ihrer Schrift, hochverehrter Herr, der Natur der Sache nach nur beiläufig und in Kürze erwähnt worden; erlauben Sie mir, das Bild derselben durch einige Striche zu vervollständigen.

Die schwedische Periode brachte Livland mannichfache Segnungen: die Gründung der Universität Dorpat und verschiedener Gymnasien, die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse, eine vollständige Katastrirung des gesammten ländlichen Grund und Bodens, endlich die Beschränkung der Leibeigenschaft, deren vollständige Aufhebung nur durch den nordischen Krieg verhindert wurde. Aber alle diese Wohlthaten wurden in Frage gestellt, als Carl's XI. Willkür die Güterreduction auf Livland ausdehnte, fünf Sechstel aller Rittergüter einzog, dadurch den größten Theil des Adels im eigentlichsten Sinne des Wortes an den Bettelstab brachte und als derselbe König behufs bequemerer Durchführung dieses Werkes die Landesverfassung aufhob und seine General-Gouverneure zu unbeschränkten Paschas der beiden Provinzen Livland und Estland machte. Dann folgte auf's Neue ein mehr denn zwanzigjähriger Krieg; wiederum erlag ein großer Theil der Menschen und ihrer Thiere den Verheerungen der Pest, der Hungersnoth und der Waffen, wiederum verschwanden blühende Städte vom Erdboden (z. B. Dorpat, dessen Bewohner in das Innere Rußlands geschleppt wurden, nachdem die meisten Gebäude in die Luft gesprengt worden waren), wiederum wurde durch Jahre nicht gesäet und nicht geerntet, sondern unbarmherzig zerstört, was der Fleiß des Bauern und die Sorgfalt der schwedischen Regierung mühsam geschaffen hatten. Von je fünf Landpredigern blieb einer übrig, von zwanzig Geistlichen der Stadt Riga überlebte einer die Schrecken der Belagerung von 1710; die Armuth war so groß und so allgemein, daß selbst adelige Familien bettelnd von Hof zu Hof zogen und die hohen Steuern, welche Peter der Große seiner Kriegsnöthe wegen erheben mußte, nur durch Verkauf eines Theiles der fahrenden Habe aufgebracht werden konnten. „In diesen Jahrhunderten der Kriege", heißt es in Ihrer Abhandlung, „gelangte der baltische Adel zu seiner Selbständigkeit, ein Geschlecht, herrisch gegen die Bauern, ausgestattet mit dem Rechte der fliegenden Jagd und zahlreichen anderen adeligen Vorrechten, zähe haftend an

den alten Sitten mittelalterlicher Gastfreundschaft gegen Gäste und Krippenreiter — ein Geschlecht von Deutschen freilich, doch mit einer Sprache, welche seit Luther's Tagen aller Lebenskraft entbehrt, arm und ärmer wird, mit einem geistigen Leben, das an Gustav Adolf's edler Schöpfung, der Hochschule Dorpat, kümmerlich zehrt. Als dann Peter der Große und Katharina die deutsche Pflanzung ihrem Scepter unterwarfen, da brachte die neue Herrschaft zwar den einen Segen des langentbehrten Friedens" u. s. w.

Es wird sich schwerlich nachweisen lassen, daß der baltische Adel des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts von dem Deutschlands wesentlich verschieden gewesen, wohl aber ließe sich behaupten, daß die Edelleute der baltischen Ritterschaft auch des 18. Jahrhunderts mannnichfache Vorzüge vor ihren deutschen, zumal preußischen Standesgenossenschaften aufzuweisen hatten. Der Adel, welchen Friedrich Wilhelm I. und der große König bändigten, indem sie ihn in den Kriegsdienst zogen, hat in Beziehung auf Bildung und Gesittung vor dem baltischen absolut nichts voraus gehabt. Rohheit, Selbstherrlichkeit und Genußsucht waren hier wie dort heimisch, nur mit dem Unterschiede, daß in den Ritterschaften von Livland, Estland und Kurland ein gewisser politischer Instinct übrig geblieben war, nach welchem man sich in den preußischen Adelsverbänden der Vergangenheit wie der Gegenwart vergeblich umsieht. Während die preußischen Monarchen des vorigen Jahrhunderts im Sinne der Civilisation und Cultur vorgingen und bei dieser Arbeit im Adel — vom Heere abgesehen — kaum irgend welche Unterstützung fanden, herrschten in dem Rußland des 18. Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen Frauen, die das Regiment in die Hände ehrgeiziger, meist unwürdiger Günstlinge legten; während dieser Epoche, in welcher der russische Staat völlig außer Stande war, etwas für die Cultur seiner Unterthanen zu thun, alle Kräfte in den Dienst mit wechselndem Glück geführter Kriege zur Erweiterung der Reichsgrenzen genommen wurden, der Absolutismus sich in seinen schroffsten und unheilsvollen Formen ausbildete, die Staatsgewalt für alle Fragen des innern politischen Lebens Null war, kein Strahl von Aufklärung aus dem Kaiserpalast in die Hütte fiel, — in dieser Epoche ist es fast ausschließlich der baltische Adel gewesen, der die Aufrechterhaltung deutschen Rechtes, deutscher Sprache und protestantischer Religion in den Ostsee-Provinzen trotz zahlloser Gefahren und Hemmnisse ermöglicht hat und der Träger einer Art von Fortschritt gewesen ist. Während das Genie Friedrich's des Großen durchaus neue Grundlagen für das preußische Staatswesen

schuf, in alle Verhältnisse des Lebens mächtig und neugestaltend eingriff, die Cultur des Landes tausend neuer Segnungen theilhaft machte und mit eiserner Hand jede selbständige Regung seiner Junker niederhielt, lagen die deutsch-russischen Provinzen, von den Folgen des nordischen Krieges ermattet, in einer dumpfen Apathie da, aus welcher sie von keiner rettenden Hand aufgeschüttelt wurden; die überkommenen Zustände, so elend sie waren, galten immer noch als Muster für das gesammte übrige Reich, und der Staat hatte mit dem baltischen Provinzialleben kaum andere Berührungen als die, welche durch unersättliche Steuer- und Proviantempfänger vermittelt wurden. Sich mit wahrhaft aristokratischem Sinn an die Spitze einer Reformbewegung zu stellen, war der baltische Adel, der durch Jahrhunderte nur Druck und Noth gekannt hatte, allerdings außer Stande; während aber das preußische Junkerthum der Aufklärungs- und Reformarbeit des großen Königs mißgünstig zusah und keinen andern Beruf als den Kriegsdienst kannte, vermochte der baltische Adel doch langsam an den Zuständen seiner Heimath zu bessern und dem Haß der national-russischen Günstlinge, welche seit dem Sturze der Münnich und Biron in Petersburg am Ruder saßen und allen Fremden den Tod schworen, unter Verhältnissen der schwierigsten Art die Stirn zu bieten. Daß das Kirchenwesen geordnet, der Grund zum Volksunterricht gelegt, eine Art von Justiz geübt, wenigstens e i n e gelehrte Schule in Livland erhalten wurde, war dem Adel allein zu verdanken. Die Aufhebung der Leibeigenschaft unterlassen, später gehemmt zu haben, war allerdings seine schwere Schuld. Aber hat irgend eine deutsche Ritterschaft sich freiwillig ihrer Privilegien und Herrenrechte begeben? Weist die deutsche Geschichte ein Beispiel auf, daß die Besserung ländlicher Zustände durch adelige Initiative vollzogen worden wäre? Wo der deutsche Adel seine mittelalterliche Machtstellung behauptete, wo es dem liberalen Despotismus des Aufklärungszeitalters nicht gelang, gewaltsam mit dem Feudalsystem aufzuräumen, — da hat (wie das Beispiel Mecklenburg's beweist) dieser Adel schlimmer gehaust als irgend eine der drei baltischen Ritterschaften, ohne daß zu seiner Entschuldigung angeführt werden könnte, er sei weitab von den bildenden Einflüssen der Zeit sich selbst überlassen gewesen, habe rings um sich her keine andere bäuerliche Entwickelung gekannt als eine unfreie und sei — wie das bei dem baltischen Adel thatsächlich der Fall war — nicht nur ein strenger Herr, sondern zugleich ein kluger und muthiger Hüter der Traditionen seines Volkes und ein Verwalter gewesen, den die Mehrzahl der Mitbewohner seiner Heimath immer noch lieber im

Amte sah als den Beamten, der eine Staatsgewalt repräsentirte, die mit der Anarchie eines barbarischen Magnatenthums zu ringen hatte! Edelleute, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Besserung der bäuerlichen Zustände thätig waren, hat Livland manche, wenn auch nicht allzu viele, aufzuweisen, aber dieselben Männer, welche das Werk der Bauernemancipation hinderten, haben doch wenigstens politischen Menschenverstand genug besessen, um unermüdlich auf die Codificirung des heimischen Rechts hinzudrängen, das damals eine in verstaubten Folianten begrabene Geheimlehre war, für Wege und Straßen zu sorgen, die Aufrechterhaltung der alten Verfassung und den Zusammenhang mit der deutschen Cultur unermüdlich im Auge zu behalten und zu diesem letztern Zweck die Regierung unablässig mit dem Gesuch zu drängen, ihnen die im Jahre 1710 verhießene Retablirung der Dorpater Universität zu gestatten.

Was diese Universität anlangt, von der Sie, hochverehrter Herr, behaupten, sie nähre das geistige Leben des deutschen Elements an der Ostsee auch heute nur kümmerlich, so läßt sich für das laufende Jahrhundert nahezu das Gegentheil Ihres Satzes beweisen; für das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert kommt diese „edle Schöpfung" Gustav Adolf's kaum in Betracht. Während der kurzen Dauer ihres ersten Bestehens am Embach (1632 bis 1690) war sie eine schwedische Anstalt, dann wurde sie nach Pernau verlegt, wo sie beim ersten Erscheinen der Russen erlosch, ohne je geglänzt zu haben. Erst 1802 wurde sie wiederhergestellt. Die Lebenskraft des deutschen Geistes, der in den baltischen Junkern lebte, war während des gesammten achtzehnten Jahrhunderts lediglich auf sich selbst angewiesen und entbehrte, wie der Universität, so zahlreicher anderer Hülfsmittel, welche dem deutschen Adel zu Gebote standen. Daß der Schlag dieser Jünger der „fliegenden Jagd" und des „Krippenreiterthums" doch die Fähigkeit behielt, die Aufrechterhaltung der Traditionen seiner Väter für die höchste Aufgabe zu halten, das Land fast ohne Beihülfe, wenigstens ohne heilsames Correctiv durch die Staatsgewalt so zu verwalten, daß es für den bestregierten Theil Rußlands gelten konnte, — das stellt seiner angeborenen Tüchtigkeit ein Zeugniß aus, das, wie mir scheint, den Vergleich mit keinem der begünstigteren deutschen Adelsverbände zu scheuen nöthig hat.

Aber das Geschlecht von Deutschen, welches an der Ostsee übrig geblieben ist, besteht es denn ausschließlich aus den Edelleuten, deren Sie Erwähnung thun? Hat es denn in diesem Lande gar keine Bürger gegeben oder nur solche, welche — wie es im weitern Verlauf

Ihrer Abhandlung heißt — in „kleinstädtischem Wesen verkümmert" waren und in Städten lebten, „die meist ihre alte Verfassung verloren hatten". Wenn ich den Zeitraum der sogenannten statthalterschaftlichen Periode in Abzug bringe (1783 bis 1796), der als bedeutungslose Episode nicht in Betracht kommt, so sehe ich mich vergeblich nach Thatsachen um, welche bestätigten, daß auch nur eine Stadt Livlands, Estlands und Kurlands ihre alte Verfassung verloren hätte, — im Gegentheil, die alten städtischen Ordnungen bestehen noch heute allenthalben zwischen Njemen und Narowa und die Veränderungen, welche an denselben demnächst auf Wunsch ihrer eigenen Bürger vorgenommen werden sollen, werden zweifellos Ihren und aller deutschen Liberalen Beifall haben. Neben den kleinen giebt es in Livland und Esthland auch große Städte, und zwar solche, welche einen kräftigen und strebsamen Communalgeist auch zu den Zeiten bewahrt haben, in denen die preußischen Städte willenlose Instrumente in den Händen der Bureaukratie waren. Die Stadt Riga hat sich seit sieben Jahrhunderten eines stolzen und unabhängigen Bürgerthums zu erfreuen gehabt, das weder durch Junker- noch durch Beamtenthum jemals gebrochen ist, sondern sich in selbständigster Weise und trotz zahlreicher Hemmungen und Feindseligkeiten aller Art entfaltet hat und zu einem würdigen Träger deutscher Cultur geworden ist, der manche der alten Hansestädte, z. B. Lübeck, beträchtlich überragt. Während der Communalgeist in Deutschland und namentlich in Preußen während des achtzehnten Jahrhunderts zu beschränktem und abhängigem Pfahlbürgerthum verkümmert war, trieb er am Strande der Düna noch so kräftige Blüthen, daß die Stadt Riga durch das ganze vorige Jahrhundert eine nahezu republicanische Stellung behaupten konnte. Herder, der 1764 ein Schulamt in dieser Stadt bekleidete, hat erst durch sie erfahren, was öffentliches Leben heißt, und wiederholt eingestanden, in Riga ein Bürgerleben und einen patrizischen Sinn kennen gelernt zu haben, von dem er in seiner preußischen Heimath kaum eine Vorstellung gehabt. Die begeisterten Worte, in denen er den großartigen Eindruck schildert, welchen er aus der Betrachtung dieses strebsamen und selbstbewußten Gemeinwesens empfangen, schließen mit dem fast überschwenglichen Ausdruck: „Riga — beinahe Genf". Hier lebten Männer, deren belebender und fördernder Einfluß (nach dem Zeugniß der Gervinus'schen Literaturgeschichte) bis nach Königsberg hin empfunden worden; Herder und Hamann ist diese Stadt eine zweite Heimath geworden, von deren Großsinnigkeit sie bis an den Abend ihres Lebens nicht ohne Rührung reden konnten; der Rigasche Buchhändler Hartknoch war der Verleger

Kant's, der großmüthige Gönner, Förderer und Freund Herder's und zahlreicher anderer Heroen unserer National-Literatur. Und der Stand, den diese Stadt bis in die neueste Zeit feindlich andrängenden Gewalten gegenüber gehabt hat, ist ein so schwieriger gewesen, daß ihm kein Beispiel aus der deutschen Städtegeschichte auch nur annähernd an die Seite gestellt werden kann. Während der deutsche Elsaß in hundert Jahren zu einem stockfranzösischen Lande geworden ist, hat sich Riga an der Spitze der drei Provinzen in einem Kampfe bewährt, der bis jetzt noch keinen Fußbreit dessen verloren hat, was hier vom deutschen Leben überhaupt jemals bestanden. Das baltische Bürgerthum kommt aber nicht nur als Träger des städtischen Lebens in Betracht, es hat sich zugleich um das lettische und estische Landvolk große und bleibende Verdienste erworben und besitzt an der protestantischen Landgeistlichkeit Livlands, Estlands und Kurlands einen Predigerstand, wie er in Deutschland nur noch als Ausnahme vorkommt. In harter, unverdrossener Arbeit haben die deutschen Pastoren, welche in die undurchdringlichen Wälder des Nordens verschlagen wurden, das verwilderte Bettler- und Sclavenvolk, welches nach den polnischen, schwedischen und russischen Kriegen den Bauernstand repräsentirte, ohne jede Staatsunterstützung und trotz des ehernen Druckes, den der Adel ausübte, zu einer gesitteten Nation gemacht, die ein reich entwickeltes religiöses Leben besitzt und in den Anfangsgründen menschlichen Wissens schon vor sechzig Jahren ebenso gut beschlagen war als ihre Nachbarschaft an der preußisch-polnischen Grenze oder in Mecklenburg. Diese Geistlichkeit hat nicht nur Bibel, Katechismus und Gesangbuch in die Volkssprachen übersetzt, sondern auch eine kleine lettisch-estnische Literatur geschaffen, die mindestens den dringendsten Bedürfnissen genugthut und der allein es zu danken ist, daß die Urbewohner meines Vaterlandes die politischen Krisen und Erschütterungen der letzten Jahrzehnte durchgemacht haben, ohne den Zusammenhang mit der deutsch-protestantischen Cultur zu verlieren und in den Wirren einer Jacquerie unterzugehen, auf welche von mehr denn einer Seite hingearbeitet worden ist.

Der Werth oder Unwerth dessen, was das vielgescholtene Geschlecht der livländischen, estländischen und kurländischen Deutschen geleistet hat, wird am besten an dem Maßstabe der Fortschritte festgestellt werden, welche in den letzten Jahrzehnden auf den verschiedenen Gebieten baltischen Lebens gemacht worden sind, denn erst während dieser war den baltischen Deutschen eine gewisse Freiheit des Handelns eingeräumt. Dabei darf nicht übersehen werden, daß das Verhältniß der Staatsgewalt zu den provinziellen Factoren Livlands, Estlands und

Kurlands wesentlich von dem verschieden ist, in welchem Staat und Provinz in den Ländern West-Europa's zu einander stehen. Das Landschulwesen und die Kirche werden ohne jede Beihülfe von Staatsmitteln durch die Provinz selbst erhalten; die gesammte Justiz- und die Localverwaltung sind ausschließlich auf die Steuerkraft des Landes angewiesen, ebenso das Communicationswesen und ein großer Theil der höheren Lehr- und Bildungsanstalten; selbst die Rigaer Zollbeamten beziehen den Haupttheil ihres Einkommens aus Zuschüssen der Kaufmannschaft, die sich auf Zehntausende von Silberrubeln belaufen. Dabei sind die Steuern in Livland, Estland und Kurland beträchtlich höher als in irgend einem andern Theil des russischen Reiches, obgleich der Staat für die übrigen Provinzen mehr zu leisten hat als für die baltischen, in denen die dem Reichsschatz zu entrichtenden Abgaben eigentlich nur den Charakter von „Gewerbesteuern für Ausübung der Autonomie und des Selfgovernment" tragen. Ist von neuen Einrichtungen oder von Reformen alter Institute die Rede, so versteht es sich in der Regel von selbst, daß dieselben auf Unkosten des Landes ausgeführt werden. Ferner ist im Auge zu behalten, daß während der letzten Decennien der vorigen Regierung der Zusammenhang zwischen dem Ostseelande und dem übrigen Europa so gehemmt und erschwert war, daß nur spärliche Kunde von dem, was sich im Westen vollzog, zu uns drang. Bis zur Thronbesteigung Alexander's II. und dem Beginn der neuen russischen Aera war jede liberale Regung, jede Theilnahme an den Zeitideen streng verpönt, ja unmöglich gemacht. „Was jenseit der Grenze des Bestehenden lag", so heißt es in einer Charakteristik der dreißiger und vierziger und des ersten Lustrums der funfziger Jahre, „gehörte zu den verbotenen Früchten, und für die Bewohner dieses Landes war nur auf der Welt, was sich zwischen die Blätter der Provinzialgeschichte, der Privilegien und Quellen legen ließ; der ganze Reichthum moderner Staatsentwickelung war uns mit sieben Siegeln verschlossen, und für einen guten Patrioten galt, wer diese Entbehrungen mit Würde und Entschlossenheit zu tragen wußte und weder nach rechts noch nach links schielte. Ein Fortschritt im Sinne der Zeit war unmöglich, die Aufrechterhaltung des status quo das allein mögliche Ziel. Der größte Theil der jetzt lebenden Generation ist unter dem Drucke einer Beschränkung und Isolirung aufgewachsen, der um so peinlicher empfunden wurde, als ihr eine Zeit geistigen und literarischen Aufschwungs (unter Alexander I.) vorhergegangen war. Die heute an der Neugestaltung baltischen Lebens arbeiten, sind die Kinder einer Epoche, in der es schon verzweifelte Anstrengungen kostete, sich auch

nur das Verständniß und die Empfänglichkeit für die Zeitideen offen zu halten. Die Generation der Männer, welche hier mit der Reform des gesammten Rechtslebens beschäftigt sind, dort den schwierigen Dienst der Presse versehen, die in der Generalgouverneurs=Kanzlei eine neue Gemeindeordnung ausarbeiten, im Ritterhause ein neues Steuersystem, in der Raths= und Gildenstube eine liberale Stadtverfassung berathen sollen, — diese Generation ist in einer Zeit aufgewachsen, in der selbst das Studium des modernen Staatsrechts zu den verbotenen Früchten zählte, in der die Lichtstrahlen europäischen Denkens und Wissens nur durch heimliche Fugen und Spalten den Eingang fanden und der persönliche Weltverkehr mit tausend Schwierigkeiten umgeben war." Wenn man sich vergegenwärtigt, daß in den Jahren 1849 bis 1856 selbst die Spener'sche Zeitung in Rußland verboten war, die Strenge der Censur so weit ging, den gesammten Buchhandel Livlands, Estlands und Kurlands einmal für sechs Monate zu hemmen, daß eine Reise nach Deutschland damals so gut wie unmöglich war, daß 1843 und 1850 diejenigen Professoren der Dorpater Universität, die im Geruch entschieden deutscher Gesinnung oder liberaler politischer Ideen standen ohne Weiteres entfernt wurden, daß die Zahl der Dorpater Studenten auf dreihundert beschränkt, der Universität das Recht eigener Rectorwahl zehn Jahre lang genommen war, daß gleichzeitig der Stadt Riga verboten wurde, den Ingenieur, der auf ihre Kosten den Hafen neu bauen sollte, zum Behuf der Kenntnißnahme deutscher und englischer Neubauten verwandten Charakters in's Ausland zu senden, daß während desselben Zeitraumes wiederholte schlechte Ernten und durch den orientalischen Krieg verursachte jahrelange Handels= und Schifffahrtssperren, selbst das materielle Behagen, mit welchem man sich herkömmlich für geistige Entbehrungen entschädigt hatte, illusorisch machten, — so wird man nicht umhin können, die Langsamkeit der Fortschritte, welche mein Vaterland gemacht hat, minder hart zu beurtheilen, als Sie, hochverehrter Herr, es gethan, und zugleich einzuräumen, daß die Zähigkeit, mit welcher das baltisch=deutsche Element an dem Zusammenhang mit der Cultur des Mutterlandes festgehalten hat, die Energie, mit welcher der livländische, estländische und kurländische Adel den idealen Inhalt des feudalen Provinzialstaates zu wahren gewußt hat, einer gewissen Anerkennung nicht unwerth sind. Es ist nicht sowohl „der Uebertritt zahlreicher baltischer Edelleute in den russischen Staatsdienst" gewesen, der den Ostsee=Provinzen den Fortbestand der Landesverfassung sicherte, als vielmehr die eiserne Consequenz, mit welcher Ritterschaften nnd Städte des Ostseelandes jedem Versuch des Eindringens fremder

Elemente einen Widerstand entgegensetzten, der — auch mit der Opposition Schleswig-Holstein's verglichen — beispiellos in der neuern Geschichte genannt werden muß; weil man der Regierung nachzuweisen wußte, daß die Cultur dieses Küstenstriches trotz der Mittelalterlichkeit seiner Einrichtungen höher stand als die russische, daß die Steuerkraft des Landes durch die Einführung russischer Ordnungen abnehmen müsse, und weil man gleichzeitig klug und ehrlich genug war, an der beschworenen Unterthanentreue unbeirrt festzuhalten und jeden Gedanken an illoyale Umtriebe zu verbannen, hat diese Regierung den Fortbestand deutschen Wesens an der Ostsee dulden müssen, hat kaum einer der kaiserlichen Statthalter, die im alten Ordensschloß zu Riga residirten, dasselbe verlassen, ohne ein Anwalt des deutsch-baltischen Wesens zu werden. Es muß ferner bestritten werden, „daß die enge Verbindung der deutschen Adelsgeschlechter mit dem Petersburger Hofe die Verschmelzung der Provinzen mit dem russischen Staate wesentlich gefördert habe". Im Gegentheil, die Mehrzahl der baltischen Barone, die im Senat, Reichsrath oder Ministercomité saßen, hat das Wohl des Reiches nicht besser zu fördern gewußt als durch Anerkennung der historischen Grundlagen ihres heimischen Provinzialwesens, und nicht die Minderzahl jener Männer, die das ungeheure Reich beherrschten, ist in alten Tagen in das kleine Vaterland zurückgekehrt, um demselben in den untergeordneten Aemtern bloßer Landräthe oder Kreisdeputirter den Rest ihrer Kräfte zu weihen und den Beweis zu führen, daß sie trotz der Ordensbänder und prunkenden Titel, die sie am Kaiserhof erworben, ehrliche und getreue Livländer, Estländer oder Kurländer geblieben seien.

Eine ausführliche Aufzählung dessen, was trotz aller der Hemmungen und Schwierigkeiten alter und neuer Zeit am Ostseestrande während der letzten Jahre gethan worden, um würdigere Zustände herbeizuführen, ist bei dem beschränkten Raum dieser Blätter kaum möglich. „Daß das Volk zurückzukehren beginnt zu der in Thorheit verlassenen Landeskirche, daß das Schulwesen langsam fortschreitet und das Verhältniß zwischen Herren und Bauern sich erträglicher gestalte" wird auch von Ihnen anerkannt. Aber das ist nicht Alles. Was zunächst die Agrarverhältnisse anlangt, so ist zu constatiren, daß zufolge von Landtagsbeschlüssen der letzten Jahre die alte Frohne nicht mehr besteht, der Bauer gegen willkürliche Pachtsteigerungen durch ein seinem Interesse außerordentlich günstiges Entschädigungsgesetz geschützt ist, das Bauernland vor Einziehungen zu Gunsten der herrschaftlichen Höfe durch eine Demarcationslinie gesichert ist, daß endlich die Gemeindever-

waltung und bäuerliche Justiz so selbständig constituirt sind, daß sie keinerlei Beziehungen zu den Herren haben. Die Revisionsinstanz allein ausgenommen, fungiren bäuerliche Beisitzer in allen Gerichtshöfen, welche mit agrarischen Dingen zu thun haben. Trotzdem, daß eine zwangsweise Verwandlung der Pachtstücke in bäuerliches Eigenthum nicht stattgefunden hat, sitzt bereits ein beträchtlicher Theil der ehemaligen Pächter auf zum Eigenthum erworbenem Grund und Boden. Der bäuerliche Wohlstand ist in so raschem Aufschwung begriffen, daß die Summe der in den Creditanstalten des Ostseelandes von Bauern niedergelegten Capitalien sich bereits auf viele Millionen beläuft und die Militärpflicht, trotz der hohen Loskaufssumme von 1000 Rubel Silber per Kopf, jährlich von Hunderten lettischer und estnischer Recruten aus eigenen Mitteln abgelöst wird. Entsprechend dem materiellen Aufschwung bietet auch der intellectuelle ein durchaus erfreuliches Bild. Dank dem Eifer der Geistlichkeit und der Beihülfe des Adels, der vier Volkslehrerseminare auf eigene Kosten erhält, giebt es allenthalben Schulen, in denen neben Schreiben, Lesen und Rechnen auch die Anfangsgründe der Geschichte und Geographie, häufig die deutsche Sprache, in den handeltreibenden Gegenden auch die russische gelehrt werden. In der jüngern Generation kommen Individuen, die des Schreibens und Lesens unkundig wären, nicht mehr vor; die religiöse Bildung ruht auf einer so gesunden und lebenskräftigen Grundlage, daß der moderne Lette und Este auf die Rohheit und Unbildung der in den letzten Jahren zahlreich eingewanderten mecklenburgischen und pommer'schen Bauern nicht selten ziemlich hochmüthig herabsieht. Kaum eine wohlhabendere Bauerngemeinde entbehrt eines vom Prediger oder Schulmeister geleiteten Gesangvereins; in jeder der drei Provinzen giebt es mehrere Zeitungen und Journale in den Volkssprachen und der lettische Buchhandel hat in jüngster Zeit eine Ausdehnung genommen, die die lettische Schriftstellerei zu einem bessern Geschäft macht als die deutsche. — Daß diese Früchte ausschließlich durch das Zusammenwirken von Adel und Geistlichkeit und binnen weniger Jahrzehnde erzielt worden sind, braucht nach unseren früheren Ausführungen nicht erst gesagt zu werden. Die Ritterschaften haben aber auch auf anderen Gebieten bewiesen, daß die Zeiten vorüber sind, in denen das baltisch-deutsche Wesen mit Krippenreiterthum, luxuriöser Gastfreundschaft und zähem Festhalten an alten Bräuchen identisch war; sie haben sich des Rechtes auf den ausschließlichen Besitz von Rittergütern freiwillig begeben und der Regierung neuerdings den Plan zu einer Umgestaltung der Justiz vorgelegt, welche

die privilegirte Gerichtsbarkeit, das adelige Recht, nur durch Standesgenossen gerichtet zu werden, das Privilegium, nach welchem sämmtliche ländliche Richter von den adeligen Kreisinsassen ernannt wurden, — freiwillig dem Zeitgeist zum Opfer bringt. Angesichts der nicht eben ehrenvollen Rolle, welche die Adelsverbände in den annectirten preußischen Ländern gespielt haben, und der unbestreitbaren Thatsache, daß der deutsche Adel für die Bildung und Entwickelung unserer Nation überhaupt nicht mehr in Betracht kommt, daß er längst aufgehört hat eine wirkliche Aristokratie zu bilden und seine Aufgabe nur noch in der Anlehnung an Absolutismus und Kleinstaaterei, mithin in der Hemmung des nationalen Fortschrittes sieht, — wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß der baltische Adel, so groß auch das Maß seiner Verschuldungen ist, wenigstens den Charakter einer wirklichen Aristokratie zu wahren, ein nationales Interesse zu repräsentiren und sich einen Beruf zu schaffen gewußt hat, der zu den Forderungen der Zeit wenigstens nicht im Gegensatz steht. Der Gang, welchen die Geschichte nimmt, um einen Staat oder eine Provinz der Segnungen der Freiheit theilhaftig zu machen, ist nicht überall derselbe. Unter Verhältnissen, in denen es sich darum handelt, daß eine Colonie den Charakter ihrer nationalen Bildung wahre und dieselbe auf Stämme ausdehne, deren Germanisirung widrigen Verhältnissen zufolge gehemmt wurde, ist die Aristokratie, so zu sagen, ein nothwendiges, wenigstens zu Zeiten unentbehrliches Uebel, kann sie nicht entbehrt werden, zumal wo es sich um den Kampf gegen fremde Elemente handelt, die im Namen falsch verstandener demokratischer Ideen ein Nivellement im Sinne gleicher Unbildung und Abhängigkeit Aller verlangen. Daß die deutsche Colonialarbeit an der Ostsee nicht untergehe, daß die von dem deutschen Orden begründete Herrschaft über das baltische Land überhaupt erhalten werde, darauf kam es in erster Reihe an; diesem Beruf treu geblieben zu sein und bei allem Streben nach ausschließlichem Adelsregiment doch die Interessen des gesammten Landes mit denen des eigenen Standes in gewissem Sinne identificirt und dabei die Möglichkeit offen gehalten zu haben, die ursprünglich adeligen Rechte und Prärogativen allmählich auf alle Schichten der Bevölkerung auszudehnen, — das bildet ein Verdienst, dem auch Sie, hochverehrter Herr, Ihre Anerkennung nicht ganz versagen werden. Gestatten Sie mir, dieser Hoffnung die bescheidene Bemerkung hinzuzufügen, daß der Schreiber dieser Zeilen an den Rechten seiner adeligen Landsleute niemals irgend welchen Antheil gehabt, sondern die besten Jahre seines Lebens im Kampf gegen die Präponderanz und das Fortbestehen der

ritterschaftlichen Allmacht in den Ostseeprovinzen gewidmet hat und daß er darum wohl den Anspruch erheben darf, für einen unbefangenen Beurtheiler jenes Geschlechts zu gelten, das Ihrer Ansicht nach längst in Junkerthum und Egoismus untergegangen ist, dem aber in Wahrheit doch noch viele und mannhafte Tugenden anhaften, die der deutsche Adel längst verloren hat.

Daß das städtische Leben mit den Fortschritten des flachen Landes der deutsch-russischen Provinzen Schritt gehalten hat, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Binnen elf Jahren hat allein die Stadt Riga äußerlich und innerlich alle die Banden gesprengt, welche sie aus den Zeiten des Mittelalters einengten. Ohne jede Beihülfe des Staates hat sie sich mächtig erweitert, eine Reihe großartiger Hafenbauten geschaffen, die alten Wälle geschleift, alle öffentlichen Gebäude neu aufgeführt, die Grundzüge einer neuen freisinnigen Communalverfassung entworfen, die nur noch der kaiserlichen Bestätigung harrt, das alte Zunftwesen beseitigt, die erste baltische Eisenbahn gebaut, ein über alle Städte Livlands und Kurlands verzweigtes Genossenschaftswesen ins Leben gerufen, aus eigenen Mitteln ein städtisches Gymnasium, eine Navigationsschule, endlich eine große polytechnische Schule gegründet und erhalten. Diese Stadt hat zugleich eine periodische Presse geschaffen, von welcher noch vor acht Jahren nicht die Spur zu finden war und die heute die Kraft besitzt, trotz des strengen Censurzwanges, dem sie unterworfen ist, zugleich an der Spitze der baltischen Reformpartei zu stehen und den schwierigen Kampf gegen die systematischen Anfeindungen durch die fanatische Moskauer und Petersburger Journalistik — eine Großmacht, der es weder an Freiheit des Handelns noch an einer Menge glänzender Talente fehlt — in erfolgreichster Weise zu führen. — Es wird schließlich noch übrig bleiben, nach den Gründen zu fragen, aus welchen den baltischen Deutschen vorgeworfen wird, „ihre Sprache entbehre seit den Tagen Luthers aller Lebenskraft und werde arm und ärmer, während das geistige Leben sich an der Universität kümmerlich nähre." Von den Hemmungen, welche diese Universität durchzumachen gehabt habe, ist bereits andeutungsweise die Rede gewesen, nichtsdestoweniger hat dieselbe die Fahne deutscher Bildung und Wissenschaft siegreich zu vertheidigen gewußt und zu allen Zeiten Glieder gezählt, welche dem deutschen Namen die höchste Ehre gemacht haben und die in der gesammten civilisirten Welt bekannt sind. Der Naturforscher Baer, ein Gelehrter vom allerersten Range, verdankt dieser Anstalt seine Bildung — der Chemiker Karl Schmidt, die Astronomen Struve und Mädler, der Mediciner Buchheim, der Physiolog Bidder, die Juristen Dabelow,

Clossius, Osenbrüggen und zahlreiche andere Männer, deren Namen allenthalben bekannt sind, haben hier gewirkt, wirken hier zum Theil noch heute. Die Universität Dorpat hat im vorigen Jahre einen Rückblick auf ihre bisherigen Leistungen veröffentlicht, welcher, das politische allein ausgenommen, auf allen Gebieten der Wissenschaft den reichen Antheil nachweist, welchen dieselbe an den Errungenschaften der Neuzeit gehabt; nachgewiesen wird ferner, daß die Mehrzahl aller Aerzte, akademischen Lehrer, Pharmaceuten u. s. w., welche es in Rußland zu hervorragenden Stellungen gebracht, Dorpater Zöglinge gewesen seien und daß in früherer Zeit selbst ein nicht unbedeutender Theil der nationalrussischen Staatsmänner und Militärs der Embach-Hochschule angehört habe. Darf ein geistiges Leben „kümmerlich" gescholten werden, das auf das gesammte russische Reich segensreichen Einfluß geübt und sich zugleich gegen den mächtigen Andrang der russischen Demokratie siegreich gewehrt hat, aus jedem der zahlreichen Kämpfe, welche es zu bestehen hatte, nur kräftiger und stolzer hervorgegangen ist? Es sind noch nicht 200,000 Deutsche, welche in den Ostseeprovinzen leben, und doch versorgen dieselben das ungeheure russische Reich seit Jahrzehnten mit bildenden Kräften, bestreiten alle Gebiete des geistigen Lebens ihrer Heimath aus eigenen Mitteln. Das baltische Provinzialrecht und die baltische Geschichtsforschung sind zum Rang selbständiger Wissenschaften erhoben worden und haben eine Reihe trefflicher Werke nachzuweisen; die Erforschung der lettischen und estnischen Sprache wird gemäß den höchsten Anforderungen der modernen Sprachwissenschaft betrieben; gelehrte Vereine sind an allen Punkten des Ostseelandes thätig und legen durch Veröffentlichungen, die hinter denen deutscher Provinzialgesellschaften schlechterdings nicht zurückstehen, von ihrer Strebsamkeit Zeugniß ab. Wenn die literarische Production auch quantitativ unbedeutend ist, so kann sie sich doch rühmen, auf wissenschaftlichem Gebiet keine anderen als Früchte der solidesten Art getragen zu haben. In publicistischer Beziehung ist während der letzten Jahre mehr geleistet worden als von mancher deutschen Landschaft, die mehr als 200,000 deutsche Bewohner zählt; über zwanzig Zeitungen und Journale (unter diesen die auch in Deutschland ehrenvoll bekannte Baltische Monatsschrift, zwei theologisch-wissenschaftliche und zwei technologische Zeitschriften) werden in Riga, Dorpat, Reval u. s. w. herausgegeben und außerdem wird noch die lettisch-estnische Literatur und Journalistik durch deutsche Arbeiter besorgt. Daß der Bildungsstandpunkt der deutschen Bewohner niedriger sei als in sämmtlichen deutschen Ländern, kann nur für gewisse Schichten, z. B. einen Theil des Handwerkerstandes und der Kaufleute, und auch

für diese nur bedingungsweise eingeräumt werden. Die Landgeistlichkeit erfreut sich durchschnittlich eines höhern Maßes allgemeiner Bildung, als sie bei der Mehrzahl der mittel- und norddeutschen Prediger gefunden wird, die schon ihrer ungünstigen materiellen Lage wegen behindert sind, an der Spitze der geistigen Cultur zu stehen; der Adel giebt dem Stande der Rittergutsbesitzer in der Mark, in Pommern oder Mecklenburg sicher nichts nach und ist schon wegen der großen Anzahl politischer Verpflichtungen, die auf ihm ruhen, gezwungen, an dem, was in der übrigen Welt vorgeht, einen Antheil zu nehmen, der nicht unbeträchtlich ist. Daß es um die technischen Fachkenntnisse der Gelehrten und auch der Ungelehrten in Deutschland sehr viel besser bestellt ist als in Livland oder Kurland, steht allerdings außer Zweifel, bedarf aber kaum der Erklärung; die größere Bequemlichkeit der materiellen Verhältnisse und des Erwerbs und die Entfernung von dem Mittelpunkt der Cultur bringen es von selbst mit sich, daß man sich im baltischen Norden mit geringeren Resultaten zufrieden giebt als in dem Lande, welches das Herz Europa's bildet und das von denen, die in ihm existiren wollen, die höchste Anspannung aller Kräfte fordert. Gerade darum kann auf die sittliche und allgemein-humane Bildung der deutschen Ostseeprovinzialen ungleich mehr Zeit und Anstrengung verwendet werden als in Deutschland, wo die Bildungsfrage in den meisten Fällen zugleich Existenzfrage ist; das geistige Leben jener Provinzen krankt vielleicht an einem aristokratischen Dilettantismus, der die allgemein menschliche Bildung und Entwickelung auf Kosten gründlicher Fachkenntniß anstrebt; arm und verkümmert kann es um so weniger genannt werden, als die Gefahr der „Verkümmerung" durch die in Deutschland so häufig vorkommende einseitige Vertiefung in Specialitäten keineswegs beseitigt ist.

Was endlich das von meinen Landsleuten gesprochene und geschriebene Deutsch anlangt, so muß ich, in vielleicht coloniarer Beschränktheit gestehen, daß ich den Vorwurf der Verarmung und des Absterbens, der demselben gemacht wird, nicht recht verstehe. Daß der Colonist nicht aus jener Fülle des Volkslebens schöpfen kann, die den Besitz eines nach Jahrtausenden zählenden geschlossenen Volksthums zur Voraussetzung hat, versteht sich doch von selbst. Rein und unverfälscht ist die Sprache, welche am Rigaischen Meerbusen gesprochen wird, geblieben. Die Bücher und Zeitschriften, welche am Embach und an der Düna gedruckt werden, geben in sprachlicher Beziehung den Publicationen, die an der Spree oder Leine das Licht der Welt erblicken, nichts nach und werden verstanden, so weit es Deutsche giebt, und der einzige Vorwurf,

der unserm Dialect zuweilen gemacht wird, ist der, allzugroßer Correctheit; ob dieser schwerer wiegt, als jene Verballhornisirung unserer Sprache, die z. B. in Sachsen üblich ist, wo sie es doch niemals zum Rang einer selbständigen Volksmundart gebracht hat, kann ich billig Ihrem Urtheil überlassen und nur auf Ihre volle Zustimmung rechnen, wenn ich behaupte, in den deutschen Theilen Frankreichs und Nordschleswigs sei über die Güter unseres Sprachschatzes minder gewissenhaft Haus gehalten worden als im Lande der Esten und Letten. Nur beiläufig sei bemerkt, daß eine selbständige Ausbildung der deutschen Sprache in den Ostseeprovinzen nicht ganz gefehlt hat und daß die dialectische Ausbildung derselben zu einem Idiotikon Veranlassung gegeben hat, das bereits gegenwärtig eine stattliche Anzahl dickleibiger Bände zählt.

Auf die gegenwärtige Lage der Ostseeprovinzen und die Gefahren, welche dem in denselben herrschenden deutschen Element drohen, näher einzugehen, muß ich mir versagen; Sie haben dieselben in der Schrift, welche die Veranlassung zu den vorliegenden Blättern geboten hat, überdies so scharfsichtig erkannt und vorausgesehen, daß es genauerer Ausführungen kaum mehr bedarf. Mir kam es nur darauf an, den Nachweis zu führen, daß der Mangel einer vollständigen Germanisirung des livländischen Ordenslandes nicht sowohl die Schuld der Colonisten als die Folge einer Reihe von Geschicken gewesen ist, wie sie härter und widriger kaum über ein Land ausgegossen worden sind, welches jemals von westeuropäischer Cultur berührt worden, und daß die Arbeit, welche der deutsche Geist auf baltischer Erde unternommen, nicht ganz nutzlos, nicht ganz ohne Segen für die Völker geblieben ist, die ihre Volkssprachen zwar noch heute reden, deren Bildungssubstanz aber so vollständig in deutsche Form gegossen ist, daß sie durch den besten Theil ihres geistigen und sittlichen Lebens mit unserer Nation in unauflöslich enge Verbindung gesetzt sind. Ob und inwieweit es Ihnen möglich sein werde, das harte Urtheil, welches Sie über die Colonie im baltischen Norden gefällt haben, zu modificiren, weiß ich nicht, davon aber glaube ich fest überzeugt sein zu können, daß Sie die aristokratische Form der baltischen Provinzialexistenz noch nicht als Grund für eine rücksichtslose Verurtheilung und Preisgebung derselben ansehen werden; die baltische Aristokratie kann sich rühmen, die Begriffe „Herr" und „Deutscher" trotz erbitterter Kämpfe mit fünf verschiedenen Nationen in stolzester Weise identificirt und wenigstens in den letzten Jahrzehnten das Mögliche gethan zu haben, um verjährtes Unrecht gut zu machen und der Größe seiner Aufgabe gerecht zu werden, die zu allen Zeiten außer

Verhältniß zu den Mitteln gestanden hat, welche das deutsche Volk denen mitgegeben, die es zur Eroberung des fernen Küstenlandes aussandte. Was von den deutschen Bewohnern meines Vaterlandes gesündigt worden, haben sie hart genug gebüßt, — das Verdienst der Zähigkeit in Behauptung des einmal ergriffenen Besitzes und unerschütterlicher Treue an der Tradition der Väter mag ihnen wenigstens von den eigenen Stammesgenossen gelassen werden; hart genug ist den Livländern, Estländern und Kurländern geworden, auch nur das zu retten, was sie noch als ihren Besitz rühmen!

Die großen Umwandlungen, welche sich während der letzten Jahre in den politischen Zuständen des deutschen Volkes vollzogen haben, sind indirect die Veranlassung zu den Prüfungen gewesen, mit denen die baltischen Deutschen heute zu kämpfen haben. Möchte die gleichzeitige Revolution in den politischen Anschauungen der Deutschen meinen Landsleuten wenigstens die eine Frucht tragen, daß ihre Lebensformen fortan an dem Maßstabe der dieselben bedingenden geschichtlichen und realen Verhältnisse gemessen und nicht der Schultheorie zu Liebe verurtheilt werden. Auf wirkliche Sympathien, auf eine Theilnahme an dem Kampf, in welchem mein Vaterland sein Herzblut ausströmt, zu rechnen, haben die Söhne desselben sich seit lange entwöhnt. Sie verlangen heute nur noch, daß man ihnen nicht die Stunde vergifte, welche vielleicht ihre Sterbestunde ist.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr, die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung.

Leipzig, im Januar 1868.

Zur Geschichte der Stadt Dorpat.

Hat die Sage Recht, so steht Dorpat auf uralt geheiligtem Boden. „Die Ufer des Embach“, so berichtet Fählmann, „sind ein klassischer Boden der Esten. Hier war der Wonnesitz der ersten Menschen, hier sang der Gott der Dichtkunst seinen herzergreifenden Hymnus, hier wurden die Sprachen gekocht und in einem nahen Bächlein liegt das blinkende und singende Schwert des Kalewiden.“ Der Domberg, heute Eigenthum der Universität, war, bevor ihn die Musen ihrem Dienst weihten, der Parnaß nordischer Götter und die dichtende Sage hat ihn mit einem Blüthenkranze umgeben, der fast um ein Jahrtausend älter, ist, als der schattige Baumgang, zwischen dessen Zweigen das entzückte Auge des jungen akademischen Bürgers heute auf das nordische Heidelberg hinabsieht. Doch schon am Eingang des zweiten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung mußte diese Götterwelt vor der Macht der Wirklichkeit vergehen. Von Osten her kommt der russische Großfürst Jurry an den Embach und gründet seine Veste Jurjew-Liwonski. Die Esten, die ihm tributpflichtig wurden, mochten etwas von den Tartarenstämmen gehört haben, die von Sonnenaufgang gen Westen vorgedrungen waren, sie nannten den neuen Ort Tarto Lin „die Tartarenstadt“, und noch bevor die Litthauer ihre Klagegesänge über die fremden Eroberer anstimmten, mögen die Mamees (die Männer des Landes), gesungen haben „Schade, daß die liebe Sonne auch zu uns von Osten kommt.“ Zwei hundert Jahre lang residirten russische Fürsten und Heerführer am Embach, ohne die Esten in andere als strenge Tributpflicht zu nehmen und mehr zu thun, als sie gelegentlich durch ihre Gefolgschaften plündern zu lassen; von Begründung eines geordneten Staatswesens, Verkündigung des Christenthums u. s. w. ist nicht die Rede. Um das Jahr 1223 hat Wjäczko, ein russischer Vasall, der früher die Veste Kokenhusen an der Düna innegehabt und aus dieser vertrieben worden war, die Herrschaft über die Tartarenstadt an sich gerissen. Er läßt die alte Burg stark befestigen und sammelt Schaaren

wilder Wegelagerer und entlaufener Krieger um sich, mit denen er Streifzüge in die Umgegend unternimmt, zu morden und zu brennen und mit reicher Beute beladen in sein Raubschloß zurückzukehren. Insbesondere galt sein Haß den fremden, eisengepanzerten Männern, die sich etwa fünfzig Jahre früher an der unteren Düna festgesetzt haben, allgemach gegen Norden vorgedrungen sind und von den eingeborenen Esten „die Sachsen" genannt werden. Noch von der Zeit seiner Herrschaft an der Düna her, war Wjäczko ein erbitterter Feind der Deutschen, gegen die er unter dem Schein der Freundschaft Verrath gesponnen, und die dafür seine Veste verbrannt, ihn selbst aber zur Flucht nach Rußland gezwungen hatten. Ungestraft ließen die Deutschen auch dieses Mal ihre Grenzen nicht verwüsten: mit großer Macht kamen sie von Süden herangezogen, mit Wurfgeschoßen und Belagerungsgeräth wohl versehen. Johann von Apeldern, der Bruder des Rigaschen Bischofs, ist ihr Führer; von seinem Diener Peter Ogus gefolgt, ist er der erste, der nach mehrwöchentlicher Belagerung die Wälle Jurgew's besteigt und die Brandfackel in die Veste schleudert. Ihm folgen unaufhaltsame Schaaren, Wjäczko und seine Genossen verfallen der Schärfe des Schwertes, die Tartarenstadt wird zerstört und geht in Flammen auf; nur einen Mann lassen die Eroberer am Leben, sie wappnen ihn, setzen ihn auf ein Pferd und senden ihn nach Nowgorod, dem Lehnsherrn Wjäczko's das Geschehene zu melden. Zwar stehen dann die Esten auf und eilen denselben von Pleskau und Nowgorod her russische Schaaren zur Hilfe, welche die Ueberbleibsel der Stadt plündern, die Deutschen schlagen ihre Feinde aber zurück und begründen ein dauerndes Regiment. Hermann, der Bischof von Leal, siedelt nach Dorpat über, aus den Trümmern der alten Russenveste erwächst eine neue Stadt, der Mittelpunkt des nach ihr benannten Bisthums, und Hermann erbaut auf dem Olymp der Esten die schönste Kirche, welche das Ostseeland jemals besessen: den dem heiligen Dionysius geweihten Dom, dessen Dach von vier und zwanzig 70 Fuß hohen Pfeilern getragen und mit zwei mächtigen, an 220 Fuß hohen Thürmen geschmückt wird. Von Jahr zu Jahr nehmen Stadt und Bisthum an Bedeutung und Ausdehnung zu, im Jahre 1245 ist alles Land zwei Meilen in der Runde dem Bischof unterthänig und seine Grenzen gehen bald bis in das russische Land hinein. Die Glanzepoche Dorpats bricht an; hinter den dreifachen Mauern, welche die Stadt umgeben, entfaltet sich ein frisches Leben, Handel und Gewerbe nehmen einen kräftigen Aufschwung und ziehen einen tüchtigen Bürgersinn groß, der sich mehr und mehr vom Einfluß des Bischofs und des Domkapitels zu emancipiren strebt. Vor

Allem ist es der Handel, der Dorpat groß und angesehen macht; am Ufer des Embach bildet sich ein wichtiger Stapelplatz sowohl für die Waaren, die aus dem Orient nach Westeuropa verführt werden, als für die nach Rußland bestimmten Producte deutscher und flandrischer Gewerbthätigkeit; Zoll und Schoß mußte namentlich für die aus dem Osten kommenden Schätze gezahlt werden und eifersüchtig wachen die Bürger darüber, daß die Waarentransporte keine neuen Wege suchen; der Bischof muß seinem an der Landesgrenze, zu Schloß Neuhausen waltenden Voigt strenge Weisung ertheilen, den russischen Caravanen den Weg nach Kokenhusen und von dort nach Riga zu versperren, Privilegien einheimischer wie fremder Landesherren schützen den Handel der Stadt vor Eindrang und Verletzung. Als Vermittlerin eines guten Theils der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Hälften des Welttheils tritt Dorpat der Hansa bei, in der es eine ehrenvolle Rolle spielt. Auch innerhalb des livländischen Staatenbundes nimmt die Embachstadt bald den ihr gebührenden Platz ein, sie beschickt die Landtage, zu denen die Fürsten und Herren sich von Zeit zu Zeit versammeln und bildet im Verein mit Riga und Reval die vierte Curie. Auf einem solchen im Jahre 1397 abgehaltenen allgemeinen Landtage, wird der Stadt ein wichtiges, von Meister Conrad von Jungingen bestätigtes Privilegium zu Theil, welches das Recht der Selbstverwaltung und der eigenen Gerichtshegung confirmirt und feierlich anerkennt. Die Stadt schlägt ihre eigenen Münzen, sie hat das Recht über Leben und Tod, sie erwirbt auch die Jurisdictio in nobiles, von der sie oft strengen Gebrauch macht. An der Spitze des aus neun Rathsherren bestehenden städtischen Senats stehen drei, zu Zeiten vier Bürgermeister, die beiden Gilden haben ihre Aeltermänner, die bestimmend auf die Stadtverwaltung einwirken. Bei der Wahl ihres Landesherrn, des Bischofs, hat die civitas Dorpatensis mitzureden, ihre Kinder werden in das Domcapitel zugelassen, und ein Dorpater Bürgerssohn, Johann Berg wird im Jahre 1527 sogar zum Bischof gewählt. Im Osten wie im Westen wird der Name der Stadt mit Ehren genannt, die Augen der Russen heften sich immer wieder auf das ihnen entrissene Kleinod, König Albrecht von Schweden verleiht der Stadt im Jahre 1388 ein besonderes Handelsprivilegium und Münster in seiner berühmten Kosmographei, die es sonst nur mit den wichtigsten Punkten der Welt zu thun hat, gedenkt der „Kaufmannschaft, so Derpt mit den Reussen hat.“ — Ueber den imposanten Eindruck, den die Stadt auf Fremde machte, ist uns ein interessantes Zeugniß aufbewahrt worden in dem Bericht über die Reise, die der russische Metropolit Isidor im Jahre 1437 von

Moskau über Dorpat und Riga nach Italien machte, um dem Florentiner Concil beizuwohnen: „Die Stadt Jurjew," heißt es in jenem Bericht, „ist eine große steinerne Stadt und hat sehr kunstreich gebaute Häuser, die wir, da wir dergleichen vorher nie gesehen hatten, mit Bewunderung betrachten; sie hat viele Kirchen und große Klöster .... An der Seite, wo wir herkamen, ist ein Fluß, um die Stadt giebts Berge, schöne Felder und Gärten. Hier sind auch zwo christliche (d. h. griechisch-orthodoxe) Kirchen, eine dem heiligen Nikolai, die andere dem heiligen Jurri gewidmet. Christen (sc. griech.-orth.) giebts aber sehr wenige in der Stadt."

Ueber die Bevölkerungsverhältnisse, die Zahl der Gebäude u. dgl. besitzen wir aus der bischöflichen Zeit keine genaueren Angaben. Eine Vorstellung von denselben kann man sich aber darnach machen, daß ein Chronist behaupten konnte, eine einzige Seuche habe in Dorpat 15600 Menschen hingerafft und daß sich noch am Anfang des 17. Jahrhunderts, nachdem Dorpat bereits von der Höhe seiner Bedeutung herabzusteigen begonnen hatte, elf Kirchen nachweisen ließen. Es sind der Dom, die Marienkirche (auf dem Platze des jetzigen Universitätsgebäudes), die Johanniskirche, die russische St. Nikolauskirche (wahrscheinlich an der Stelle, an der jetzt das Leziussche Haus steht), die Jacobskirche (auf dem Platz der jetzigen russischen Himmelfahrtskirche), St. Martini-Ordenskloster (im Leziusschen Garten), St. Catharinen-Nonnenkloster (in der Nähe des Rosenbergerschen Hauses), die Schloßkirche (auf der Stelle, wo heute die Sternwarte steht), die russische St. Georgenkirche (wahrscheinlich vor der Stadt, gegenüber dem jetzigen deutschen Kirchhof belegen), die St. Antoniuskirche (auf dem Blumenberge), endlich die Annen-Kirche (auf dem Mistberge).

Bis an den Ausgang des 15. Jahrhunderts sah Dorpat keinen äußeren Feind vor seinen Thoren, der seine Existenz gefährdet hätte. Die inneren Händel zwischen den Landesherren und Ständen, die seit der ersten Begründung der deutschen Colonie an dem Mark des Landes zehrten, waren aber gefährlichere Feinde, als all' die feindlichen Völker, die den Bundesstaat von Westen und von Osten her bedrohten, sie führten wie in jedem Territorium, so auch in dem des Bischofs von Dorpat zu nicht endenwollenden Fehden und Feindschaften. Bald streiten Ordensritterschaft und Domcapitel darüber, wer Bischof von Dorpat werden soll (1378) und führen ihren Streit nicht nur mit den Bullen feindlicher Gegenpäpste (Urbans VI. und Clemens VII.), sondern mit Speer und Schwert, bald ruft der Dorpater Bischof Russen und Litthauer zu Hilfe, um den vom Ordensmeister geforderten Zins

nicht zu zahlen (1396), bald führt er wieder mit den Pleskauern Krieg und wird vom Orden in Stich gelassen, von dem litthauischen Großfürsten aus den Händen der Russen gerettet. In den steten Zwistigkeiten zwischen dem Rigaschen Erzbischof und dem Orden hält Dorpat meist zu dem ersteren, 'und hat darum häufig Ueberfälle und Beunruhigungen durch die gewaltthätigen deutschen Herren zu leiden; 1454 und 1477 spielt der Bischof in päpstlichem Auftrage den Vermittler zwischen der Stadt Riga und ihrem Erzbischof, dem ränkevollen Sylvester Stodewescher. Aber das Gericht über die hadernden Fürsten und Stände Livlands blieb nicht lange aus: Iwan Wassiljewitsch III., den die Russen den Großen oder auch den Sammler (Sobiratelj, d. h. denjenigen, der die Theilfürstenthümer sammelte) nannten, hatte das Mongolenjoch gebrochen, die Einheit der russischen Monarchie begründet, die Macht der stolzen Republik Nowgorod für immer zerstört, und zog mit großer Heeresmacht heran, den durch inneren Hader ohnmächtig gewordenen livländischen Bundesstaat zu vernichten. Rauchende Trümmer bezeichneten seinen Weg und das Bisthum Dorpat, das noch im Jahre 1487 den Landmeister Borch bei einer Unternehmung gegen die Russen schmählich in Stich gelassen hatte, war der am Meisten geschädigte, am Schwersten bedrohte Theil des Bundesstaats. Nur der Muth und die weise Politik des großen Plettenberg wandten das Unheil noch ein Mal ab. Er stellte den Frieden innerhalb Landes her und schlug die russischen Heere in zwei blutigen Schlachten, 1501 vor Fellin, 1502 bei Pleskau. Aber die Kräfte Livlands waren zu erschöpft, um dem Meister eine Fortsetzung seiner Siegeslaufbahn zu ermöglichen: er schloß mit dem Zaaren einen 50jährigen Frieden, mußte sich aber dazu bequemen, den Russen einen jährlichen Tribut zu bewilligen, den der Bischof von Dorpat in Erinnerung an die einstmalige Oberherrschaft der Fürsten von Pleskau als „Glaubenszins" zu erlegen hatte. — Noch ein Mal tritt wie für das gesammte Land, so für Dorpat eine Zeit der Ruhe ein; Handel und Gewerbe erholen sich wieder, unter dem Friedensszepter des großen Meisters braucht der Bürger keine Waffen zu tragen, er kann unbesorgt um seine Sicherheit seinen Geschäften nachgehen', eine neue Epoche der Blüthe, des Reichthums, des ruhigen Behagens scheint über Stadt und Land aufgegangen zu sein. Die trotzigen Bischöfe, die übermüthigen Vasallen, die an Ungehorsam gewöhnten Städte, sie müssen sich dem eisernen Sieger von Pleskau beugen, dessen Auge unermüdlich über die Aufrechterhaltung des Friedens wacht: aber unter der Asche glimmt es fort, nur aufgeschoben, nicht aufgehoben ist der Zwiespalt der feindlichen Gegensätze, die eine wider-

sinnige Verfassung groß gezogen hatte — das blühende Land mit seinen reichen Städten ist unterwühlt und wenig mehr als ein übertünchtes Grab, dessen Pforten mühsam von der Hand eines Einzigen verschlossen gehalten werden. Zu den alten Gegensätzen sind überdieß neue gekommen; die Lehre Martin Luthers ist in das Land gedrungen und hat die Gemüther heftig bewegt, hier zur Liebe, dort zum Haß. In Dorpat lodert das Feuer, das zu Wittenberg entzündet worden war, in hellen Flammen; ein Anhänger Thomas Münzers und Carlsstadts, ein Genosse des tollen Knipperdolling von Münster, der schwäbische Kürschner Melchior Hofmann ist der erste, der die neue Lehre in Dorpat predigt und ihr Anhänger gewinnt. Im Herbst 1524 ist er nach Livland gekommen, anscheinend nur um sein Gewerbe zu treiben; in Dorpat sammelt sich bald eine Schaar „junger Gesellen," die den begeisterten Reden des „armen Layenpelzers" — wie der äußerlich bescheidene, innerlich von Hochmuth und Selbstgerechtigkeit erfüllte Mann sich nennt — aufmerksames Gehör schenken. Er verkündet die neuen Lehren von der evangelischen Freiheit, eifert gegen Papstthum und weltliches Regiment der Pfaffen, er wähnt die Zeit des allgemeinen Priesterthums gekommen und hält den geistlichen Stand für überflüssiges Menschenwerk. Die seltsamen neuen Lehren bewegen Rath und Bürgerschaft, man fragt sich, ob das geistliche Regiment in Dorpat als von Gott kommend anzusehen sei und disputirt über die Grenzen der weltlichen und der geistlichen Gewalt des Bischofs. Die Geistlichkeit wird unruhig; der allgemeine Taumel hat auch den Rath ergriffen, der vergeblich aufgefordert wird, sich dem neuen Wesen zu widersetzen. Da schreitet der bischöfliche Voigt ein und läßt den gefährlichen Layenpelzer gefänglich einziehen. Am Tage der heiligen drei Könige (Januar 1525) durchläuft das Gerücht von der Verhaftung des verehrten Lehrers die aufgeregte Stadt; die Jugend waffnet sich und durch wüthende Pöbelhaufen unterstützt, vermag sie Hofmanns Kerker zu erbrechen und die bischöflichen Söldlinge zu Paaren zu treiben. Der Voigt muß sich nach vergeblich versuchtem Widerstande in das auf dem Domberge (zwischen der jetzigen Sternwarte und der s. g. Engelsbrücke) belegene Schloß zurückziehen, „zween Bürger und zween Unteutsche" bleiben auf dem Platz. Die erhitzten Schaaren stürmen die katholischen Kirchen der Stadt, Bilder und Reliquien werden als römische Gräuel zertrümmert, ihre Ueberbleibsel zur Erbauung aller Evangelisch-Gesinnten öffentlich verbrannt; mit Unterstützung aus Reval zu Hilfe gerufener Kriegsknechte wird das feste bischöfliche Schloß genommen und mit einer Verwüstung der Kapelle desselben der Anfang gemacht. Unterdessen

sind die Vernünftigeren wieder zu Besinnung und Nüchternheit gekommen; der Rath bleibt der evangelischen Lehre eifrig zugethan will von Schwarmgeistern und Rebellen aber Nichts wissen, Ruhe und Gehorsam gegen die Obrigkeit sind und bleiben die ersten Bürgerpflichten. Der phantastische „Laÿenpelzer" mit seinen sonderbaren Begriffen von der Ordnung dieser Welt, scheint den Herren des Raths nicht der rechte Reformator zu sein, es verlangt sie nach einem gelehrten, ruhigen und nüchternen Mann, der ihnen die reine Lehre ohne demagogische Beimischung predigt, Gott giebt, was Gottes ist, dem Kaiser, was des Kaisers ist. Der wohlgelehrte Stadtschreiber, Herr Sassen, wird nach Riga gesandt, um den würdigen Tegelmeier, den Reformator von Riga zu einem Besuch einzuladen. Der treffliche Mann ist gern bereit, der an ihn ergangenen Einladung zu folgen. Ende Januar trifft er in Dorpat ein, bleibt daselbst den Februar über, und predigt täglich in der Johanniskirche. Ruhe und Ordnung sind alsbald wieder in die Stadt zurückgekehrt, ein neues, festgeordnetes Kirchenwesen wird begründet, der „Laÿenpelzer" hat seine Rolle ausgespielt. Um sein geistliches Ansehen gebracht, duldet es ihn in Dorpat nicht länger, er mag in die Kürschnerwerkstätte nicht zurückkehren, schüttelt den Staub von den Füßen und wendet sich nach Riga; auch hier sieht man ihn nicht gern und er kehrt nach Deutschland zurück. Luther und Bugenhagen erhalten durch Hofmann die erste genauere Kunde von den Vorgängen in Livland, sie freuen sich der jungen Pflanzung und nehmen den angeblichen Sendboten derselben (der mit seinen schwarmgeistigen Ketzereien kluger Weise hinter dem Berge zu halten weiß), liebevoll auf. Sie erlassen offene Sendschreiben an die Livländer, Hofmann selbst schreibt im Juni desselben Jahres: „Der christliche Gemeynen zu Derpten" von seinen Erfolgen, und kündigt sein baldiges Wiedererscheinen an. Im Jahre 1526 erscheint er plötzlich wieder, und da Tegelmeier inzwischen längst nach Riga zurückgekehrt ist, weiß der „Laÿenpelzer" seinen alten Einfluß bald wieder zu gewinnen. Er lebt von seiner Handthierung, benutzt die Mußestunden aber dazu, die Lehren der Wiedertäufer zu verkünden und grollt dem Rath, der ihn, den Ungelehrten, nicht zum städtischen Pfarrer machen will. Am Frohnleichnamstage wissen seine Anhänger ihm mit Gewalt die Marienkirche zu öffnen, er besteigt die Kanzel und fordert alle wahren Christen in begeisterter Rede zur Vernichtung des katholischen Unwesens auf, das die Tempel schände; an der Spitze eines wüthenden Pöbelhaufens stürmt er die Klöster der Stadt, was von katholischen Kirchen übrig ist, wird zum zweiten Mal geplündert,

selbst die „Reussische Kirche" des heiligen Nikolaus findet keine Schonung und die Plünderung erstreckt sich bald auf die Häuser und Wohnungen der Domherren und anderer katholischer Geistlicher; der Sturm auf das Schloß aber wird zurückgeschlagen, der Voigt hatte sich dieses Mal besser vorgesehen. Die Reaction auf diese Uebergriffe konnte nicht lange ausbleiben; nachdem die Ordnung wieder hergestellt ist, dringen die katholischen Geistlichen und alle Freunde der Ordnung auf die Vertreibung des Latenpelzer's, der zum zweiten Mal fliehen muß, dieses Mal, um nicht wieder zurückzukehren. Zwischen dem Rath und der katholischen Geistlichkeit wird ein Compromiß abgeschlossen: die Kirchen der Stadt werden den Evangelischen zugewiesen, die Klöster bleiben aufgelöst, der Dom aber verbleibt den Domherren zur Abhaltung ihres Gottesdienstes, den Bürgern ist indessen bei 10 Mark Strafe verboten, Messe oder Predigt bei den Katholischen zu hören. Dreißig Jahre lang — so berichtet der Chronist Arndt — ist diese Vorschrift in Kraft verblieben.

Der 50jährige Waffenstillstand, den Plettenberg 1502 mit den Russen abgeschlossen hatte, näherte sich unterdessen allgemach seinem Ende; die inneren Wirren Rußlands benutzend, hatte der Bischof von Dorpat schon seit Jahren unterlassen, den vereinbarten „Zins des rechten Glaubens" zu zahlen. Am 18. Februar 1535 war der große Plettenberg in der Schloßkirche zu Wenden friedlich entschlafen, und kaum hatte sich sein müdes Auge geschlossen, als der Hader zwischen den livländischen Landesherren und Ständen wieder losbrach. Die alten Gegensätze waren durch neue verschärft worden, die Ordensmeister, ein Theil der Ritterschaften und die Städte hielten es mit der neuen Lehre, die Bischöfe und ihre Anhänger standen zum Papstthum. Kriegstüchtigkeit und patriotische Opferbereitschaft waren während der langen Friedensjahre allen Theilen in gleicher Weise abhanden gekommen, die Kräfte, die in der allgemeinen Verweichlichung und Ueppigkeit noch nicht untergegangen waren, wurden in nutzlosen inneren Streitigkeiten vergeudet und aufgerieben. Es war nur allzu begründet, was der „frohe Landsknecht" in seinem Liedlein klagte:

Im Felde zu liegen, mit Russen zu kriegen,
Das haben sie ganz vergessen.
Thun sich und das ganze Land betrügen
Mit ihrem großen Vermessen.
Die Schwerter hängen sie an die Wand,
Die Klappkannen nehmen sie in die Hand,
Thun ritterlich damit fechten.

Als der Zaar, der lange gerüstet und die livländischen Verhältnisse stets mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, plötzlich den alten, längst vergessenen Glaubenszins und zugleich Rechenschaft für die von den Dorpater Bilderstürmern geübte Verwüstung der Kirchen seines Glaubens und mancher anderer Unbill forderte, stand man in unwürdiger Rathlosigkeit da; man willigte in sämmtliche Forderungen des russischen Herrschers, schloß mit ihm einen Vertrag, der die Nachzahlung des rückständigen Zinses binnen drei Jahren ausbedang, während man doch fest entschlossen war, den übernommenen Verpflichtungen nicht gerecht zu werden. Die dreijährige Frist, die für die Nachzahlung der Rückstände vereinbart worden war, verfloß, ohne nach irgend einer Seite hin benutzt worden zu sein; weder hatte man durch Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen die Aufrechterhaltung des Friedens ermöglicht, noch sich auf den Kriegsfall bereit gemacht. Der Zaar, der schon lange nach einem Vorwande zum Einfall in Livland gesucht hatte, nahm an der Nichteinhaltung der Zahlungstermine Veranlassung zu einer im November 1557 erlassenen Kriegserklärung. Auch dieses Mal war das Bisthum Dorpat der zumeist gefährdete Theil des Landes; nicht Russen, von dem schrecklichen Schig Aley befehligte Tartarenhorden überschwemmten das unglückliche Bisthum, dessen reiche und blühende Ebenen in mit Leichen und Trümmerhaufen bedeckte Einöden verwandelt wurden. Auch Dorpat selbst, obgleich noch nicht direct belagert, mußte furchtbar leiden: „Ein großer Theil der Bevölkerung hatte innerhalb der Mauern Dorpats Schutz und Rettung gesucht. Die Straßen, die Plätze, die Kirchhöfe waren voller hungernder Menschengestalten; zehntausend andere, Männer, Weiber, Kinder, die nicht mehr in die Stadt hineingelassen wurden, lagen in den Stadtgräben. Abends hörte man in der Stadt das Klagen und Wimmern der Unglücklichen, die nach und nach dem Hunger, der Kälte und den russischen Geschossen erlagen. Es wurde stiller, immer stiller, zuletzt ganz still: aus zehntausend Menschen waren zehntausend Leichen geworden." Im März zog Schig Aley nach Rußland zurück. Anfangs Juli desselben Jahres stand er mit seinen schrecklichen Schaaren zum zweiten Mal vor den Thoren Dorpats, dieses Mal, um die unglückliche Stadt zu belagern. Bei Annäherung des Feindes hatte das kleine Ordensheer die Stadt geräumt, dem Bischof und der Bürgerschaft die Sorge der Vertheidigung überlassend; als Schig Aley und Fürst Schuisky, der dieses Mal den Oberbefehl führte, Belagerungsgeschütz aus Pleskau kommen ließen, Minen anlegten und zu bombardiren begannen, verließ ein großer Theil der Domherren und der adeligen Vasallen die Stadt, deren Besatzung endlich blos noch aus dreihundert

Landsknechten und einigen hundert bewaffneten Bürgern bestand. Der Zwiespalt zwischen Protestanten und Katholiken, der durch die feige Flucht der katholischen Domherren und Stiftsleute zu wahrer Feindschaft ausgeartet war, lähmte alle Thätigkeit der Belagerten; mit Mühe stellten der Bischof und der Hauptmann der Landsknechte die Eintracht wieder her. An dauernden Widerstand war indessen nicht zu denken, zumal man in Erfahrung gebracht hatte, daß auf einen Entsatz durch das Ordensheer, das unter Fürstenberg bei Walk stand, nicht zu rechnen sei. Trotz dem, daß der Ausbruch des Krieges mit Rußland sich seit Jahren hatte voraussehen lassen, war weder für die Verproviantirung noch für die nöthige Munition Sorge getragen worden, die Stadtmauern waren kaum im Stande, das Gewicht der Geschütze zu tragen, geschweige einer andauernden Beschießung Stand halten zu können. Der Bischof selbst rieth dazu „mit dem Feinde eine Sprache zu halten." Fürst Schuisky, an den man sich wandte, machte glimpfliche Bedingungen: nach Mittheilung dieser, fand eine allgemeine Berathung in der Gildstube statt, von allen Seiten wurde auf Uebergabe gedrungen, nur der Bürgermeister Anton Thiele sprach noch von der Möglichkeit fortgesetzten Widerstandes, er wurde überstimmt, ließ sich aber bescheinigen, daß nicht er die Uebergabe veranlaßt habe. — In der Frühe des 20. Juli zogen der Bischof und alle, die nicht in Dorpat verbleiben wollten, ab; wenige Stunden später nahm Schuisky die Schlüssel der Stadt in Empfang; Dorpat war in russischen Händen, nachdem es sich die Aufrechterhaltung seiner Religion, seines Rechts und seiner Verfassung ausbedungen hatte — mit dem Bisthum und der Unabhängigkeit der Stadt war es für immer aus! — Aber auch die Güter, welche man durch rechtzeitige, in Wahrheit aber verfrühte Unterwerfung gerettet zu haben meinte, sollten bald genug verloren gehen. Ein mißlungener Versuch, den zwei livländische Edelleute, Taube und Kruse machten, um den Russen Dorpat durch einen Handstreich zu Gunsten des Königs von Polen im Jahre 1571 zu entreißen, erzürnte die russische Besatzung dermaßen, daß diese ein furchtbares Blutbad unter den unschuldigen Bürgern der Stadt anrichtete; Tage lang dauerte das Morden und was das nackte Leben rettete, ward in die Sklaverei nach Rußland geschleppt.

Es scheint Jahre gedauert zu haben, bis Dorpat sich von diesem Schlage erholte. Der dänische Gelehrte Ulefeld, der 1575 als Gesandter nach Moskovien zog, fand die Urbs Tarbata (von der ihm gesagt worden war, sie sei ebenso gut befestigt gewesen, wie Lübeck) noch drei Jahre später halb zerstört und war genöthigt, die Nacht außer-

halb derselben in einem benachbarten Dorfe zu verbringen. „Die Stadt Dorpat," so berichtet der deutsche Diplomat Daniel Printzen von Buchau ein Jahr später, „die am Fluß Emmbeck lieget und zwar nicht so sehr befestigt aber in einer sehr angenehmen Gegend befindlich, auch mit prächtigen Gebäuden versehen ist, bewohnet, weil die alten Einwohner entweder verjagt oder anders wohin geführet worden, ich weiß nicht was für ein gemeiner russischer und scythischer Pöbel, da unterdessen, sowohl die gemeinen als auch die Privatgebäude nach und nach zerfallen."

Das Maß des Unglücks hatte sich noch nicht erschöpft: 1578 stand wiederum ein äußerer Feind, der Schwede, vor den Thoren Dorpats, dessen Vorstädte, „welche damals von adeligen und russischen Häusern, Kirchen, Klöstern, Speichern und Böden voll gewesen," von dem muthigen Parteigänger, Ivo Schenkenberg, „dem livländischen Hannibal" und dessen estnischen Landsknechten in Brand gesteckt wurden. Erst das Jahr 1582 brachte den ersehnten Frieden; nach 24jährigem Besitz wurde Dorpat von den Russen geräumt und den Polen übergeben.

Die Polen fanden in Livland eine mit den Trümmern früherer Cultur bedeckte Einöde vor, die sich nie mehr zu der Blüthe erheben sollte, deren sie sich vor dem moskovischen Einfall erfreuet hatte. Kein Theil des Landes hatte aber unter der Noth der Kriegsjahre so schwer geseufzt, als das unglückliche Dorpat, das binnen vierundzwanzig Jahren zwei Mal die Russen und Tartaren, ein Mal die Polen, ein Mal die Schweden vor seinen Thoren gesehen hatte, dessen Umgebung abwechselnd von all' den genannten Feinden und außerdem von dänischen und deutschen Streifschaaren geplündert und verheert worden war. Deutscher Fleiß und deutsche Zähigkeit hatten sich trotz all' dieser schweren Prüfungen am Embach zu behaupten gewußt; es war ihnen beschieden, auch aus den späteren Kämpfen, die auf ihrem Grund und Boden ausgefochten wurden, siegreich hervorzugehen, diese Kämpfe waren aber von so furchtbaren Einbußen begleitet, daß man sich wohl fragen konnte, ob der Preis die aufgewandten Opfer werth sei.

Bei der Uebergabe Dorpats in polnische Hände, wurde der Großkanzler Zamoisky mit der Ordnung der Angelegenheiten dieser Stadt betraut. Entsprechend der Politik seines Fürsten, machte er damit den Anfang, für das katholische Wesen Propaganda zu treiben; er ließ die Marienkirche den Protestanten abnehmen und den Katholiken zuweisen. Die russischen Bewohner der Stadt, von denen oben die Rede war, hatten sich bei dem Heranrücken der Polen in ihr Vaterland zurückgezogen, nur allmählich fand sich wieder eine deutsche Bevölkerung zu-

sammen und inzwischen hatte der polnische König die volle Möglichkeit, nach Belieben zu schalten. Durch mannigfache Vorzüge und Privilegien, welche den Bürgern ertheilt wurden, gelang es, die entvölkerte Stadt wieder zu beleben. Anderthalb Jahre lang war alle administrative und judiciäre Gewalt in den Händen des zum Dorpater Starosten ernannten Kastellans Reczaiski; im Herbst 1583 finden wir wieder einen aus vier Bürgermeistern und neun Rathsherren besetzten Rath vor, der von den Bürgern der Stadt indessen erst nach mehrwöchentlichem Widerstande anerkannt wurde und mehr wie ein Mal von den Gewaltthätigkeiten des Starosts zu leiden hatte. Das deutsch-protestantische Element konnte nur mühsam und nach harten Kämpfen sein altes Uebergewicht behaupten; das in Wenden begründete katholische Bisthum war der Mittelpunkt einer Propaganda geworden, die sich über das ganze Land erstreckte und auch zu Dorpat ihr Wesen trieb. Das Geschenk, das der König der Stadt mit einigen Haken Landes gemacht hatte, wurde reichlich dadurch aufgewogen, daß nach und nach alle Kirchen, mit Ausnahme der Johanniskirche, in katholische Hände übergingen und daß die Jesuiten volle Freiheit hatten, die lutherische Geistlichkeit zu schädigen und zu verfolgen. Die inneren Händel zwischen Rath und Bürgerschaft, Folgen der Verwahrlosung, die eine wilde, stetiger Entwickelung feindliche Zeit verschuldet hatte, wurden durch die confessionellen Gegensätze und durch die Umtriebe der Jesuiten reichlich genug genährt, um jeden gedeihlichen Aufschwung zu lähmen. Vergeblich waren alle Anstrengungen, Dorpat seine früheren Handelsbeziehungen zuzuwenden, die Zeiten hatten sich verändert, der Weltverkehr andere Wege eingeschlagen, die alten Mittel führten nicht mehr zum Zweck. Die Hansa, mit der man wieder Verbindungen anknüpfte, hatte ihre alte Bedeutung längst eingebüßt und wurde durch die Niederländer und Britten an der Wiederherstellung ihrer alten Herrlichkeit und Macht verhindert. Was half es, daß die Dorpater Kaufleute im Jahre 1584 wieder lübische und englische Waaren kommen ließen und in demselben Jahre eine Ladung zur vierzehnten Tagefahrt nach Lübeck erhielten; die alten Handelswege waren zerstört und vergessen, neue Verbindungen anzuknüpfen hatte der Drang der mit Kriegssorgen erfüllten Zeit nicht gestattet, der Kampf, den man mit Hilfe alter Privilegien und Monopole gegen die veränderte Welt- und Handelslage zu führen versuchte, zehrte die vorhandenen Kräfte auf, statt neue zu wecken.

Was die Chronisten damaliger Zeit aus Dorpat melden, nimmt, in so weit es sich nicht um polnisch-katholische Uebergriffe und Vergewaltigungen handelt, ein nur untergeordnetes Interesse in Anspruch:

1585 wurde für die Johanniskirche eine neue Orgel gebaut, 1586 ließ sich ein Wundarzt und Alchymist in Dorpat nieder, 1587 wurde, allen guten Protestanten zum Aergerniß, der gregorianische Kalender eingeführt. 1588 beginnt man, trotz aller Proteste des Raths, mit der Restauration der zerstörten Festungswerke; in demselben Jahre werden die Gebäude des früheren Jungfrauenklosters (auf dem Platz derselben hatte in älterer Zeit das englische Stapelhaus gestanden) den Jesuiten zur Begründung eines eigenen Collegiums eingeräumt; 1589 wird die Hanf- und Flachswracke wieder hergestellt; 1592 ist es durch stete Händel zwischen Rath und Bürgerschaft so weit gekommen, daß König Sigismund für eine Zeit lang alle Gildenversammlungen verbietet. Händel der widerwärtigsten Art sind die einzigen Lebenszeichen, welche Dorpat während dieser traurigen Epoche von sich giebt, und die stets wiederkehrenden Uebergriffe der Jesuitenschüler, welche die protestantische Geistlichkeit verhöhnen und mißhandeln, legen von der Ohnmacht des Raths unzweideutig Zeugniß ab. Am 24. Juni 1598 zerstört ein Johannisfeuer, „welches lustige Burschen aufgemacht hatten", den herrlichen Dom und bei der Armuth und Verkommenheit der Stadt ist an eine Herstellung des stolzen Baues nicht zu denken. Zwei Jahre später steht wiederum ein äußerer Feind, der Schwede, vor den Thoren der Stadt, eine neue Belagerung beginnt und zu Mittag des 24. Decembers 1600 ist Dorpat mit Sturm genommen, Carl IX., damals noch Herzog von Südermannland, hält seinen feierlichen Einzug, bestätigt die Privilegien des Raths und der Bürgerschaft und — führt den alten Kalender wieder ein. Aber schon im December 1602 kehren die Polen zurück, der Kronfeldherr Chodkiewicz belagerte die Stadt aufs Neue, Hunger und Seuchen räumen auch dieses Mal unter den unglücklichen Belagerten auf, und am 13. April zieht die schwedische Besatzung mit Hinterlassung ihrer Artillerie wieder ab, um der polnischen Platz zu machen. Die Dorpater Bürger, die nur der Noth der Zeit gewichen waren, müssen für ihre unfreiwillige Unterwerfung unter die schwedischen Sieger, den polnischen eine Contribution von zweitausend achthundert Gulden erlegen; dafür wird der neue Kalender zum zweiten Mal eingeführt.

Ueber die Jahre, welche diesen traurigen Ereignissen folgten, ist wenig Tröstliches zu melden. „In dem Dorpatischen Rathsprotokolle des Jahres 1604," heißt es bei Gadebusch, „finde ich Spuren von Theuerung, Kriegsbeschwerden, Folgen der Pest, Klagen über den Podstarosten." „Bei dieser Noth 1605, war es betrübt, daß die Prediger auf allerlei Ausschweifungen geriethen, bald den Rath oder die Bürgerschaften

kränkten, bald sich untereinander lästerten und verfolgten. 1606. Die Stadt Dorpat hatte um diese Zeit etwa dreißig Bürger... Das von den Kriegsleuten zu Grunde gerichtete Gut Wisust trug in etlichen Jahren Nichts ein. Der Streit unter den Predigern wegen Einsegnung des Brodes und Weines im heiligen Abendmahl nahm seinen Anfang... Die geringen Einkünfte verstatteten nicht einen Organisten zu halten. Acht vom Hundert sah man für billige Renten an." 1607 nähert sich wiederum der Schwede den Thoren der Stadt, die von einundzwanzig Fahnen Fußvolk und zwanzig Reiterfähnlein vier Wochen lang vergeblich belagert wurde; dieser Belagerung war eine Zerstörung der Vorstädte vorhergegangen, eine Plünderung und Brandschatzung durch die polnischen Besatzungstruppen nachgefolgt.

Wie furchtbar Dorpat während des polnisch-russisch-schwedischen Krieges gelitten hatte, davon legt neben den oben angeführten Notizen Gadebusch's der Bericht Zeugniß ab, den der Pater Tecnon über eine im Jahre 1613 in Dorpat abgehaltene Kirchenvisitation hinterlassen hat. Von den acht Kirchen, welche in der inneren Stadt lagen, waren sechs fast völlig zerstört, von den drei vorstädtischen war nur eine unversehrt geblieben! Von der im Jahre 1598 erfolgten Einäscherung des Doms (den im Jahre 1624 eine zweite Feuersbrunst um sein von der ersten verschont gebliebenes Dach brachte) haben wir oben gehört; die Nikolaikirche hatten die Schweden verwüstet, die Martinskirche war in einen Speicher, die Jacobikirche in einen Kalkofen verwandelt worden; in die Marienkirche waren die Jesuiten gezogen; die estnischen und die deutschen Lutheraner mußten sich in die Benutzung der Johanniskirche theilen; in den Vorstädten lagen nicht nur die Kirchen, sondern auch die Privathäuser in Trümmern. Dazu kam, daß die Festungsmauern gleichfalls zum großen Theil verfallen waren, und man froh sein mußte, sie durch eingeschobene Balken ausbessern zu können. Das polnische Kriegsvolk, dem sein rückständiger Sold nicht ausgezahlt worden war, drohte die übrig gebliebenen Häuser anzuzünden, wenn ihm nicht sein Recht würde, und als es im Jahre 1612 endlich abzog, mußten die Bürger die Bewachung der Stadt übernehmen, eine Last, die bei dem Stocken allen Erwerbes besonders schwer drückte. Unter solchen Umständen ist es zu verwundern, daß überhaupt noch etwas von der Stadt und ihrer Einwohnerschaft übrig blieb und wir müssen es natürlich finden, daß der Rath sich genöthigt sah, „um der elenden Zeiten willen" einen der beiden städtischen Lehrer abzuschaffen!

Mit dem ersten Viertheil des 17. Jahrhunderts nahm die traurige Zeit des Polenregiments ein Ende. Ihren Schlußstein in Dor-

pat bildete eine neue Belagerung (die siebente im Verlauf von 67 Jahren). Schon im Jahre 1622 hatte man bei der Annäherung eines schwedischen Heeres, einen Theil der Vorstädte niedergerissen, was übrig geblieben war, ging am 12. August 1625 bei dem Heranrücken des Grafen de la Gardie und seiner Schweden in Flammen auf „also, daß eine Viertelmeile um die Stadt weder Haus und Hütte übrig gelassen ward." Auch dieses Opfer war vergeblich gebracht worden, denn nach kaum vierwöchentlicher Belagerung mußten die Polen abziehen und die Stadt den Schweden übergeben; der Rath und die polnische Besatzung hatten sich in omne eventum gegenseitig bescheinigt, daß sie nur der Noth gewichen wären und sich „treulich und ehrlich" verhalten.

Die Betrübniß der Dorpater Bürger über den Abzug der Polen und den Einzug der Schweden mag nicht allzu groß gewesen sein; Jacob de la Gardie verhieß dem Rath und sämmtlichen Bürgern, sie bei ihren uralten Privilegien und Freiheiten zu erhalten und zu schützen, auch niemals der Krone Polen wieder zu übergeben, und der evangelischen Religion alle Sicherheit zu gewähren. In der Marienkirche, die dreiundvierzig Jahre lang in katholischen, meist jesuitischen Händen gewesen war, wurde am 28. August zum ersten Male wieder das lautere und reine Evangelium verkündet, dieses Mal durch Herrn Joachim Rossinius, den schwedischen Feldprediger. Daß mit dem Wechsel der Beherrscher eine nochmalige Veränderung des Kalenders Hand in Hand ging, verstand sich von selbst. Die ersten Monate des schwedischen Regiments wurden durch den Ausbruch einer Pest, „die täglich überhand nahm und den Lauf der Geschäfte fast gänzlich hemmte", zu ziemlich betrübten. Es sollte aber bald besser werden. Im Herbst des Jahres 1626 erschien der gefeierte Held des Protestantismus, König Gustav Adolf, in Dorpat und mit ihm zogen, wenn auch nur für einige Decennien, Heil und Segen in die schwer geprüfte Stadt ein. Der König ließ sich nicht daran genügen, die alten Privilegien zu bestätigen und durch neue Dotationen zu vermehren, er bereicherte sie durch eine Reihe von Schöpfungen, die dem gesammten Lande zu Gute kamen und es darauf absahen, Ordnung und Bildung in dem verwilderten und verarmten Ostseelande heimisch zu machen. Durch seinen verdienstvollen Generalgouverneur Herrn Johann Skytte begründete er am 20. Mai 1630 zu Dorpat ein Landgericht, am 26. August das Hofgericht (die Appellationsbehörde für ganz Livland), und wenig später eine königliche Schule mit „dreyen Schulgesellen", endlich ein Gymnasium mit acht Professoren, das „so edle Früchte trug, daß der König achtzehn Monate später auf Vorstellung Skytte's die Begründung einer

Universität anordnete," die im Jahre 1632 unter allgemeinem Jubel eingeweiht wurde und schon bei ihrer Begründung nicht weniger als siebzehn Professoren zählte.

Die vielfach übertriebene Bedeutung, welche der schwedischen Universität Dorpat zugeschrieben worden, ist von C. Schirren längst auf das richtige Maß zurückgeführt worden. Für diese Schöpfung des großen Schwedenkönigs war von Hause aus verhängnißvoll, daß sie von ihrem Stifter niemals besucht wurde und daß derselbe starb, bevor die äußeren und inneren Verhältnisse der universitas Gustaviana gehörig geregelt waren; die Stiftungsurkunde war zu Nürnberg am 30. Juni 1632 inmitten des deutschen Feldzugs unterzeichnet worden und vier Monate später, am 16. November desselben Jahres, hatte der Vorkämpfer des Protestantismus sein Heldenleben vor Lützen ausgehaucht. — Als Muster für die Dorpater Einrichtungen hatte die schwedische Hochschule Upsala gedient, deren Privilegien und Statuten förmlich auf die Embach-Universität übertragen wurden. Die materielle Basis des neuen Instituts bildete der Besitz zweier Landgüter in Ingermanland, deren Erträge, wenn sie nicht die Summe von 5300 Thalern überschritten, der Academia Dorpatensis zu Gute kommen sollten; schon im Jahre 1652 wurden diese Besitzungen auf Verlangen der Königin Christina zum Besten der Krone Schweden verpfändet und von da ab war die Geldnoth der Professoren und übrigen Universitätsbeamten ebenso permanent, wie der zwischen den Gliedern des Lehrkörpers herrschende Hader. Den Kanzler und Prokanzler setzte der König ein, diese Beamten hatten den halbjährlich von den Professoren zu wählenden Rector zu bestätigen, den Lectionskatalog zu prüfen und über die Aufrechterhaltung der äußeren und inneren Ordnung zu wachen. Durch endlose Händel zwischen Senat und Rector, deutschen und schwedischen Professoren, der Stadt und dem Senat wurden sie zu fortwährenden Einmischungen in die inneren Angelegenheiten der Hochschule veranlaßt, deren deutscher Charakter von Hause aus ein ziemlich zweifelhafter gewesen war. Schon während der ersten Periode des Bestehens dieser Anstalt (1632—1654) scheint namentlich unter den Studirenden das schwedische Element in beständiger Zunahme gewesen zu sein: sowohl in der vom Rector Mancelius abgefaßten „Matricula Academiae Dorpatensis" wie in dem „Catalogus illorum, qui in Acaedmia Dorpatensi cornua deposuerunt" sind die den Namen der einzelnen academischen Bürger beigefügten landsmannschaftlichen Bezeichnungen „Sueci" und „Finnones" die vorherrschenden und nach Schirrens Zeugniß haben von den zweihundert in jener Zeit verfaßten Dissertationen nur dreißig Livländer, nur zwei Kurländer zu

Verfassern gehabt. Obgleich der auf allen Hochschulen damaliger Zeit übliche ausschließliche Gebrauch der lateinischen Sprache eigentliche Differenzen zwischen den verschiedenen Nationalitäten unmöglich machte, scheint insbesondere der livländische Adel eine ziemlich entschiedene Abneigung gegen die Universität gehabt zu haben, in welcher er eine Pflanzschule für die Ausbreitung und Festsetzung des schwedischen Elements sah; die Kurländer, welche mit den Todfeinden Schwedens, den Polen, auf gutem Fuß standen, mieden die Universität geflissentlich und zogen es vor, ihre Söhne auf die Königsberger Hochschule zu senden. Trotz der steten Zunahme des schwedischen und finnischen Elements unter den Studenten, gehörten die Glieder des Lehrkörpers ihrer überwiegenden Anzahl nach der deutschen Nationalität an. Dieses anscheinend widerspruchsvolle Zahlenverhältniß ist nach Schirrens Meinung aus dem Umstande zu erklären, „daß Schweden, welches sich damals mit ganzem Gewicht auf Deutschland geworfen hatte, in Greifswald die andere Universität auf deutschem Boden besaß, eine Pflanzschule, der die sächsischen, an welche evangelische Sympathien fesselten, zur Seite standen... daher auch fast alle deutsche Professoren in Dorpat Pommern oder Thüringer waren." — Die grenzenlose Unordnung in der Verwaltung und die Unzuverlässigkeit der zur Erhaltung der Lehrer und Beamten ausgeworfenen Dotation trugen an ihrem Theil dazu bei, die Entwickelung der Hochschule zu verkümmern. Die Professoren waren ihrer Subsistenz wegen genöthigt, Nebenämter als Stadtprediger, Hofgerichtsassessoren, Bibliothekare zu übernehmen und es wird uns von einem derselben, Ludenius, berichtet, er habe die zur Anschaffung neuer Bücher bestimmte Summe von 400 Thalern als Aequivalent für sein nicht empfangenes Gehalt für sich behalten.

Unter solchen Umständen war nicht zu verwundern, daß die Anstalten der Universität verfielen, ehe sie irgend welchen Nutzen gebracht hatten. Die Bibliothek war so unbedeutend, daß sie zur Zeit der russischen Belagerung in den Altar der Marienkirche eingemauert werden konnte, die Buchdruckerei löste sich schon 1635 auf, da der Leiter derselben ohne Gehalt und ohne Geschäftslokal geblieben war. Den größten Nutzen hat die Universität offenbar der Stadt gebracht, in welcher sie angelegt worden war*) und für welche mit dem Jahre 1632 eine Periode erneuten Aufschwungs begann.

*) Das stattliche Gebäude derselben befand sich auf dem Platze des heutigen Gefängnisses, der Johanniskirche gegenüber. Eine Zeichnung derselben findet sich in den Brotzeschen, auf der Rigaer Stadtbibliothek aufbewahrten Collectaneen. (B. X, p. 111.)

Wenn Dorpat die Ausdehnung und Bedeutung, die es im Mittelalter besessen, auch nicht mehr wiedergewann, so war es doch wieder in geordnete Zustände eingetreten, und schon die Zahl und Wichtigkeit der neuen Institutionen, zu denen im Frühjahr 1633 noch das livländische Oberconsistorium kam, machten es zur zweiten Stadt des Landes. Die während der Kriegsjahre zusammengeschmolzene Zahl der Bürger war im Zunehmen begriffen, die städtischen Einkünfte, die am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kaum zur Deckung der dringendsten Bedürfnisse hingereicht hatten, wuchsen sichtlich, Professoren, Studenten, Hofgerichts- und Consistorialräthe thaten das ihre, um die bürgerliche Nahrung in Schwung zu bringen, Wohlhabenheit, Gesittung und Bildung zu verbreiten. Zur Charakteristik der inneren Zustände führen wir nur an, daß allein die Zahl der Leinewebermeister im Jahre 1634 vier und zwanzig betrug, daß der Rath sich im Jahre 1635 gemüßigt sah, 36 Artikel wider die zunehmende Ueppigkeit zu erlassen, daß die Zahl der Rathsämter um diese Zeit wieder auf fünfzehn gestiegen war, daß Universität und Rath im Jahre 1638 Zeit und Geld genug übrig hatten, um über die Oberaufsicht der Stadtschulen zu streiten und daß man in demselben Jahre an die Begründung einer Mägdeschule und eines Armenhauses denken konnte. Als besondere Merkwürdigkeit ist endlich zu registriren, daß im Jahre 1634 ein „Undeutscher" Hans Bull „nicht nur zum Bürger, sondern auch in die große Gilde aufgenommen wurde."

Diese Periode des Aufschwungs und der zunehmenden Gesittung sollte den Tod ihres großen Schöpfers kaum um ein Vierteljahrhundert überdauern. Schon im J. 1652 brachen neue Kriegswirren aus. Die Verlegenheit Schwedens benutzend, das in einen Krieg mit Polen verwickelt war, hatte der Zaar Alexei Michailowitsch Carl dem Zehnten den Krieg erklärt. Der König selbst lag mit allen Streitkräften, die er hatte sammeln können, in Litthauen, sein Statthalter Magnus de la Gardie war von den nöthigen Vertheidigungsmitteln so völlig entblößt, daß er die Edelleute und Bürger Livlands zur Selbstvertheidigung auffordern mußte „und in Riga, Reval und Dorpat alle schanzen mußten, Bürger und Fremde, Adelige und Unadelige, Knechte und Mägde, Menschen und Pferde."

Hatte der bloße Ausbruch des russischen Krieges dazu hingereicht einen großen Theil der Universitätsglieder aus dem neubegründeten Musensitz zu verscheuchen, so war selbstverständlich, daß die Annäherung des gefürchteten Feindes das Signal zur allgemeinen Flucht der Lehrer, Studenten und Universitätsbeamten gab. Ein Theil der Professoren

ging nach Reval, wo eine Zeit lang Vorlesungen gehalten wurden, die Uebrigen kehrten nach Deutschland und Schweden zurück, die im J. 1632 eröffneten Hörsäle blieben 32 Jahre lang geschlossen. Am 26. Juli 1656 standen die Vorstädte Dorpats abermals in Flammen, Alexei Trubetzkoi rückte mit 40000 Russen von Kokenhusen heran, um die Stadt zu belagern, in der sich etwa 200 bewaffnete Bürger, 200 schwedische Soldaten und 100 „schlecht bewaffnete" Reiter unter dem Landeshauptmann Lais Flemming befanden.

Auch dieses Mal war man auf keine Belagerung vorbereitet, befanden die Wälle sich im schlechtesten Zustande, haderten hinter ihnen der Rath und die schwedische Besatzung, die Bürgermeister und die Aelterleute. Daß unter solchen Umständen die Belagerten sich sechs Wochen lang hielten und erst am 11. October kapitulirten, ist merkwürdig genug; am 12. October hielten die Russen durch das (zum Embach führende, unterhalb der jetzigen steinernen Brücke belegene) Deutsche Thor ihren Einzug, während gleichzeitig die schwedischen Truppen, die Angehörigen der Universität, des Hofgerichts und des Oberconsistoriums durch das Domthor abzogen. Viertausend Mann russischen Fußvolks und vierhundert russische Reiter bilden fortan die Besatzung der Stadt, die dem neuen Herrscher am 14. feierlich huldigte. Schon im August des nächsten Jahres (1657) machte der schwedische General de la Gardie einen Versuch, Dorpat seinem Herrscher Carl X. zurückzugewinnen, er scheiterte mit demselben aber gänzlich und noch vier Jahre lang blieb Dorpat in russischen Händen. Traurig genug sah es während dieses Zeitraums in der Embachstadt aus: zwar ertheilte der Zaar der Stadt eine Reihe lang gewünschter Privilegien, welche u. A. die russischen Kaufleute Dorpats vom Landhandel ausschlossen, der Johanniskirche mehrere Dörfer verliehen, die Rathsherren von der Einquartierung eximirten — an ein eigentliches Behagen war aber doch nicht zu denken; bis zum Jahre 1660 mußte man fortwährender Ueberfälle und Belagerungen gewärtig sein, denn Schweden, Polen und Russen hausten in größerer oder geringerer Entfernung und bekriegten einander mit wechselndem Glück, ein großer Theil des Landes war verwüstet und mit Ruinen bedeckt, der Landbau stockte, Handel und Gewerbe lagen jämmerlich darnieder. Die Vortheile, welche die Universität und die beiden obersten livländischen Gerichtshöfe der Bürgerschaft gewährt hatten, mußten entbehrt werden. Die furchtbare Begleiterin des Krieges, die Pest, blieb auch dieses Mal nicht aus und entvölkerte im Jahre 1658 die bereits stark gelichteten Reihen der schwergeprüften Bürger. Erst der Juni 1661 brachte den ersehnten Frieden, für Dorpat freilich einen neuen Wechsel

des Regiments, denn im Frieden von Kardis wurden die von den Russen eroberten Städte Livlands sämmtlich den Schweden zurückgegeben.

Obgleich die Verhandlungen wegen Wiederherstellung der aufgelösten Universität schon im J. 1665 begannen, kam dieselbe erst ein Vierteljahrhundert später zur Ausführung. Der Unstern, der auf dieser Schöpfung Gustav Adolfs geruht hatte, ließ sich weder durch die Opferbereitschaft des Adels, der eine dreijährige Abgabe zu Gunsten der Academie bewilligte, noch durch den Eifer des mit der Restaurationsarbeit betrauten Lais Flemming beschwören. Weder gedieh der Beschluß, die Universität aus Dorpat in das sicherer gelegene Pernau zu verlegen, zur Ausführung, noch konnte man mit der später in Aussicht genommenen Uebersiedelung nach Riga zurecht kommen, noch ging es mit der 1688 begonnenen Wiederherstellung der zerstörten Dorpater Baulichkeiten vorwärts. Dorpat, das sich unter Gustav Adolf mühsam gehoben, das nur mit Hülfe der von diesem Fürsten neu begründeten Institute den Verlust seines reichen Handels verwunden hatte, es sank mehr und mehr in seine frühere, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts datirende Bedeutungslosigkeit zurück, traurige Händel zwischen Geistlichkeit und Rath, deutschen und undeutschen Bürgern, zünftigen Handwerkern und Bönhasen waren die einzigen Lebenszeichen, die der einst so rührige Ort von sich gab, und eine neue Kleiderordnung (1665) bildete den einzigen wichtigen Act der städtischen Autonomie während der gesammten dreiundvierzigjährigen zweiten schwedischen Periode Dorpats. Mit der finanziellen Lage der Stadt, die ihren Königen noch vor dreißig Jahren silberne und goldene Gefäße zum Geschenk gemacht hatte, sah es so traurig aus, daß die Geschirre der Gilden im Jahre 1666, „zween Schilde ausgenommen", nur von Zinn waren. Was half es, daß man den Bürgermeister Samuel von Ackerbaum im Jahre 1667 nach Stockholm sandte, um Dorpat neue Privilegien auf Stapelung „russischer Waaren" und drgl. zu erwirken, mit Pergamenten und Gnadenbriefen ließen sich weder die frühere commerzielle Blüthe, noch die alte Wohlfahrt und der alte Bürgersinn herstellen; trotz all' der papiernen Herrlichkeiten, die der ehrsame Bürgermeister vom Stockholmer Hof zurückgebracht hatte, gerieth die Stadt so tief in Schulden, daß im Jahre 1669 weder dem Rath noch den Predigern der übliche „Ehrenwein" gereicht werden konnte. Und trotz der Verarmung der Stadt, der es am Nöthigsten gebrach, hatte man Zeit und Geld zu weitschweifigen Processen zwischen Rath und Bürgerschaft übrig: ihrer Kirche blieb die Stadt im Jahre 1672 nicht weniger als 775 Reichsthaler schuldig; Jahre lang verweilte der Stadtschreiber Friedrich Tobias Röser, aber auf öffentliche Kosten, in

Stockholm, um dem Rath gegen die Widerspänstigkeit seiner Bürger Recht zu schaffen und die Schlichtung eines Streites über die dem Oberconsistorio zukommende Titulatur herbeizuführen. Im folgenden Jahre lag man sich wegen der Verwaltung der Stadtgüter und wegen der Bestätigung des Aeltermanns Hille in den Haaren, und während man wegen dieser Bestätigung einen Proceß führte, der allein dem Letzteren 250 Thlr. kostete, verlor die Stadt die Hälfte ihrer Einnahmen aus der Accise! Nichtsdestoweniger nahmen die inneren Händel ihren Fortgang; 1674 ging der Bürgermeister Georg Meyer in Sachen der Patrimonialgüter nach Riga, in demselben Jahre wurde die Stadt durch die berüchtigten Händel des großgildischen Aeltermanns Johann Simon Heer beunruhigt, in demselben Jahr führten die beiden Gilden wegen des Baurechts einen Krieg auf Leben und Tod. Die Verarmung machte wahrhafte Riesenschritte: Das Dorf Saddoküll mußte verpfändet, von dem General-Superintendenten Preuß ein „ansehnliches Stammgeld" aufgenommen werden, um der Deputation, die zur Krönung Karls XI. im September 1675 nach Upsala ging, das nöthige Reisegeld zu schaffen. Trotz des Dranges und der Noth der Zeit konnte man sich aber nicht einmal über die Zusammensetzung dieser Deputation einigen, die große Gilde trennte sich vom Rath und sandte ihre eigenen Deputirten, und diese hatten zu Upsala nichts Besseres zu thun, als „die Rathsdeputirten" mit ihren prächtigen Kleidern zu verdunkeln."

So lehrreich die Geschichte der alten Dorpater Händel zwischen Rath und Gilden auch in einer Zeit genannt werden muß, die, wie die unsere, ähnliche Vorfälle wenn nicht innerhalb des kommunalen, so doch innerhalb des provinzialen Lebens erlebt hat, so einladend die Gelegenheit ist, von den Vorzügen und dem Reichthum der „alten ständischen Gliederung" zu handeln, wir müssen an der Geschichte dieses Bürgerkrieges vorübergehen, um uns wichtigeren Ereignissen zuzuwenden.

Es kann diesen wichtigeren Ereignissen die am 21. August 1690 erfolgte Wiederaufrichtung der Universität durch den General-Gouverneur Hastfer kaum mehr zugezählt werden; der Krieg und die durch Karl XI. verordnete, mit barbarischer Strenge durchgeführte Güterreduction hatten das Land in eine Verarmung gestürzt, die es ihm fast unmöglich machte von dem Luxus einer Hochschule wirklichen Nutzen zu ziehen, gebrach es dem Adel, den Städten und dem Landvolk doch seit Jahren in gleicher Weise am Nöthigsten. Schroffer noch wie während der Periode des ersten Bestehens der Universität, trat der schwedische Charakter derselben hervor. Von 28 academischen Lehrern, welche seit 1690 angestellt worden waren, gehörten nur drei der deutschen Nationalität an, deutsche und

schwedische Studenten befehdeten einander in blutigen Händeln, die Professoren verklagten und denuncirten einander gegenseitig bei dem Kanzler und der Regierung. Weder die mit rücksichtsloser Strenge durchgeführte Abschaffung des Depositionsunwesens, noch die Gründung zahlreicher, freilich in der Mehrzahl Schweden zugewendeter Stipendien vermochten der Academia Dorpatentis, in den Augen der Landeskinder größere Anziehungskraft zu verschaffen — sie blieb was sie von Hause aus gewesen war, eine kümmerlich vegetirende Kunstpflanze. Auf die specifischen Bedürfnisse des Landes wurde so wenig Rücksicht genommen, daß selbst die Anstellung von Sprachmeistern für die beiden Nationalsprachen (lettisch und estnisch) nicht durchgesetzt werden konnte. Dazu kam wie erwähnt, eine allgemeine Verarmung und Nahrungslosigkeit, die mit den schwedischen Reductionsmaßregeln in verhängnißvollem Zusammenhang stand. Wohl wurde von dem Rath und den Gilden Dorpats eine genaue Taxe für Beherbergung und Beköstigung der Studenten entworfen und festgesetzt: „für eine Stube einen halben Thaler, für einen Saal einen Thaler, für Speisen wöchentlich der Herr zwei Rthlr. und der Diener einen halben" — die Zahl der Studirenden, welche von diesen Vortheilen Nutzen ziehen sollte, war und blieb zu gering, um der Stadt auch nur den Flor der Zeiten Gustav Adolfs wiederzugeben. Das verhinderte aber nicht, daß Stadt und Universität schon wenige Wochen nach Wiederherstellung der Letztern, in bitterböse Händel und Processe wegen der städtischen Malzmühle verwickelt waren, aus welcher die Universität eine Papiermühle zu machen wünschte.

Bemerkenswerth wäre noch, daß in den letzten schwedischen Zeiten die Landtage wiederholt in Dorpat abgehalten wurden; da diese Versammlungen seit Suspension der alten Verfassung unter der unmittelbaren Aufsicht des General-Gouverneurs standen und von diesem in Person eröffnet wurden, so kam dieser Letztere wiederholt nach Dorpat. Die großen Geschenke, welche ihm und den höheren Beamten bei diesen Gelegenheiten altem Brauch gemäß gemacht werden mußten, mögen die Vortheile, welche der Stadt aus dem Zusammenfluß des Adels erwuchsen, zum besten Theil wieder verschlungen haben!

Der Unstern der über dem alten Dorpat waltete, machte der neuhergestellten Universität, wenig später dem gesammten schwedischen Regiment in Livland, endlich der Existenz der Stadt, ein ungeahnt rasches Ende. Karl XI. war sein tapferer Sohn Karl XII. gefolgt, und gegen diesen hatten sich Dänen, Sachsen, Polen und Russen verbunden. Bei der ersten Annäherung der Letzteren floh die gesammte Universität nach Pernau, wo sie noch elf Jahre lang ein kümmerliches

Dasein fristete und vollends zu einer „schwedischen Dependenz" herabsank. Eine wissenschaftliche Einwirkung auf das Land hatte sie niemals geübt. Die Stadt blieb noch einige Jahre lang unbehelligt, erst im Juni 1704 zeigten die Russen sich vor ihren Thoren, um eine Belagerung zu beginnen.

Die schon früher erwähnte, in der Rigaer Stadtbibliothek aufbewahrte Brotzesche Sammlung livländischer Monumente enthält einen Kupferstich, der das im Jahre 1705 belagerte Dorpat darstellt. Nach diesem kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der damaligen Lage und Ausdehnung der Stadt machen: über die hohen Mauern die sie rings einschließen, sehen drei Thürme hinüber, die Johanneskirche, die Marienkirche und eine in der Nähe des Embach stehende Kirche, die wir für jene „Reussische" halten möchten, von der Hupels Topographie handelt. Der Dom- und der Schloßberg, durch eine Brücke verbunden und mit Wällen befestigt, bildeten nach Süden hin den Hauptschutz der Stadt, die durch den s. g. Domgraben begrenzt war und sich östlich nur bis an die Gegend des Mistberges erstreckte. Fünf mit Thürmen befestigte Thore wehren dem Feinde den Eingang: Das deutsche Thor, das am Embach unterhalb der jetzigen steinernen Brücke lag, das russische an der Ecke des jetzigen botanischen Gartens, das nach Techelfer führende Jacobsthor, südöstlich das nach Odenpäh führende Andreasthor, endlich das Domthor. Von der Brücke und den vorstädtischen Gebäuden ist auf unserem Kupferstich Nichts zu sehen, bei der Annäherung des Feindes hatte man Alles verbrannt, was diesem zum Stützpunkt dienen konnte, und der Commandant Oberst Skytte, der selbst in der Vorstadt ansässig war, hatte mit der Anzündung seines eigenen Hauses den Anfang gemacht.

Am 7. Juni war die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, von Norden und von Südwesten her wurden Bomben und Granaten geworfen, am 13. Juli begannen die Russen Sturm zu laufen und dieser erste Sturm kostete (wenn die schwedischen Quellen Recht haben) der Garnison allein 700 Mann. Dem tapferen Skytte blieb Nichts übrig, als zu kapituliren, und die Stadt, sich selbst und seine Garnison in die Hände des Siegers zu geben, der dem Rath und der Bürgerschaft die freie Ausübung ihrer Religion, die Aufrechterhaltung ihres Rechts und ihrer Sprache gewährleistete und die alten Vorzüge und Privilegien in Gnaden confirmirte.

Jetzt glaubte man sich geborgen und unter dem Schutz des neuen starken Herrschers gegen alle künftigen Gefahren und Schicksalsschläge geschützt; ehe die lang ersehnte Zeit der Ruhe und ungefährdeten

Sicherheit anbrach, sollte Dorpat aber noch eine letzte Prüfung erfahren, deren Schrecken Alles überstieg, was man während der vorangegangenen fünf Jahrhunderte erduldet und erlitten hatte. Die Einwohner Dorpats geriethen wenige Jahre nach der russichen Eroberung bei ihrem Obercommandanten Narüschkin in Verdacht heimliche Verbindungen mit Schweden zu unterhalten. Ein nach Dorpat geflüchteter Prediger Adrian Virgin, Pastor zu Odenpäh und verdienter Bearbeiter einer estnischen Uebersetzung des alten Testaments, hatte mit seinem Schwager dem königl. schwedischen Capitain Krieg in Beziehung gestanden und verheimlicht, daß dieser mit verschiedenen Dorpater Gelehrten harmlose Briefe gewechselt. Obgleich keiner Schuld überführt, wurde der unglückliche Gelehrte gefoltert und am 27. Juli 1706 enthauptet. Narüschkin scheint dem Zaaren über diesen Vorgang in einer für die gesammte Dorpater Einwohnerschaft gravirenden Weise berichtet zu haben. Peter der Große, der gerade damals einen schwedischen Einfall zu fürchten allen Grund hatte und der Gefahr entgehen wollte, durch ein Zusammenwirken seiner neuen Unterthanen mit den alten Beherrschern derselben, um den Preis seiner livländischen Siege gebracht zu werden, befahl im Januar 1708 die Zerstörung der Dorpater Festungswerke und die Abführung sämmtlicher Einwohner in das Innere des Reichs. Ein zeitgenössischer Bericht hat uns eine eingehende Beschreibung jener Tage des Jammers hinterlassen, die wir unsern Lesern mit der Bemerkung übergeben, daß nach des Autors eigenen Andeutungen die russischen Soldaten, die mit der Ausführung jenes Befehls beauftragt waren, dem Willen ihres Herrschers wahrscheinlich allzupünktlich nachgekommen sind. „Am 9. Februar mußten die Prediger von der Kanzel der Einwohnerschaft den Befehl verkündigen, daß sie innerhalb acht Tagen ihre Häuser zu verkaufen und sich bereit zu halten hätten, mit ihrem auf einem oder höchstens zwei Wagen zu verladenden Eigenthum in das Innere Rußlands abzuziehen, wo man ihnen andere Wohnungen und Nahrungswege anweisen werde. Bei Vorlesung dieses Befehls wurden die armen Bewohner der Stadt so bestürzt, daß ihr Weinen und Jammern kein Ende nahm. Alles Bitten um Verschonung war vergeblich, man mußte sich zu den traurigen und eiligen Vorbereitungen bequemen. Es hieß zwar, jeder könne sein Eigenthum zu Gelde machen, aber wer sollte die ausgebotenen Häuser kaufen, wenn Alle auswandern mußten. Russische Soldaten und Leute vom Lande erstanden nun Hausgeräthe und Besitzungen um den zehnten, oft hundertsten Theil des Werthes und bald darauf wollten sie gar Nichts mehr dafür geben, denn sie hofften Alles umsonst zu bekommen, wenn

die Einwohner erst abgezogen wären. Am 16. Februar ging der größte Theil der ganzen Bürgerschaft zum Abendmahl — es war ein herzzerreißender Abschied von einander, von der väterlichen Stadt und Kirche und vielleicht auch von ihrem Glauben, denn die Armen gingen gleichsam in eine babylonische Gefangenschaft, sie wurden von einander getrennt, über ein weites Land zerstreut und unter ein fremdes Volk mit andern Sitten, anderer Sprache und anderem Glauben verpflanzt. Der Tag des Aufbruchs war auf den 18. Februar angesagt worden, die Kälte war grimmig, aber Alle mußten fort: Junge und Alte, Reiche und Arme, Gesunde und Kranke, sogar Sterbende, Jeder mit seinem besten Eigenthum wurde auf Wagen und Schlitten gepackt, die Aermsten sogar nur auf jämmerlichen, an die Schlitten gebundenen Schleifen und Alles das unter lautem Klagen, lautem Jammern und Weinen; die Abfahrt ging nach dem Aufruf und in gewisser Ordnung vor sich. Am frühen Morgen wurde aufgebrochen und erst um 10 Uhr Vormittags verließen die letzten Schlitten die Stadt, worauf die Russen die Kanonen auf den Wällen lösten. In den folgenden Tagen wurden die Kirchenglocken, Kronleuchter und kupfernen Dachschindeln fortgebracht und was noch übrig war für Spottpreise verkauft. Endlich und zuletzt sprengte man die Festungswerke und legte alle Häuser der ganzen Stadt in Asche. Darauf verließ die russische Garnison diese Schutthaufen, um in andere Gegenden zu ziehen."

Jahre vergingen, ehe sich auf der Brandstätte, die die Russen im J. 1707 verlassen hatten, wieder Leben regte. Indessen war die Macht des bis dahin unbesiegten Schwedenkönigs Carls XII. auf den Ebenen Kleinrußlands aufgerieben, der König selbst zur Flucht in die Türkei und zu jener wunderlichen Comödie von Bender gezwungen worden die mit seiner Rückreise nach Schweden schloß; Peter der Große und dessen Feldherren Scheremetjew und Bauer hatten unterdessen ganz Liv- und Estland erobert und vor den Thoren Rigas, Revals und Pernaus jene Verträge geschlossen, die noch heute die Grundlagen unseres öffentlichen Lebens bilden. Dann war der Zaarische Minister Freiherr von Löwenwolde, nach Riga gekommen, hatte den „alten Landesstaat" wieder hergestellt, die Einleitungen zur Restitution der von der schwedischen Regierung auf dem Wege der sogenannten Reduction eingezogener Güter getroffen und die Anregung zur Errichtung der ersten livländischen Poststationen gegeben; nachdem der Zaar der livl. Ritterschaft in seiner Resolution vom 1. März 1712 noch ein Mal versprochen hatte, das Land bei seinen Freiheiten und Privilegien zu lassen und diese „eher zu augmentiren, denn zu diminuiren", war er

nach Deutschland gereist, um seine Aufnahme in das heilige römische Reich deutscher Nation auf Grund der Eroberung des früheren Reichslehens Livland und zum Zweck der Belehnung mit diesem Lande zu betreiben, ein Plan, bei welchem er von Eugen von Savoyen lebhaft unterstützt worden war, ohne ihn durchsetzen zu können. Dann hatte Peter mit den Türken Frieden geschlossen, St. Petersburg zur Residenz erhoben, dreißigtausend Bewohner Moskaus in seine neue Hauptstadt übersiedeln lassen, mit zweitausend fünfhundert aus Mitau fortgeführten Büchern den Grund zu der spätern Bibliothek der Akademie der Wissenschaften gelegt — als er sich im Januar 1714 der unglücklichen in das Innere Rußlands (zumeist nach Wologda) geschleppten Bürger Dorpats und Narvas erinnerte und ihnen die Erlaubniß ertheilte, in ihr Vaterland und in die Trümmer ihrer Vaterstadt zurückzukehren. Unten den ersten, die von dieser Erlaubniß Gebrauch machten, war der Prediger Johann Heinrich Grotjan; in dem Odenpähschen Kirchenbuch hat dieser treue Hirte seiner Gemeinde die Geschichte seines Exils und seiner Rückkehr in die Heimath niedergelegt, — nur sein, in dem Ulrichschen Erbbegräbniß der schwedischen Kirche verstecktes Silberzeug war ihm von seinem Vermögen übrig geblieben; seine auf 4000 Thaler geschätzte Bibliothek und seine übrige Habe hatte er „mit dem Rücken" ansehen müssen; ein Küster brachte die traurige Geschichte seines Exils in ein estnisches, von Grotjahn gleichfalls in das Kirchenbuch getragenes Klagelied, das von dem tragischen Ende der Dorpater Rathsherren Krop und Morsin erzählt, die einen verbotenen Briefwechsel geführt hatten und von der Hinrichtung des Odenpähschen Predigers Adrian Virgin, dessen traurige Schicksale wir oben eingehender kennen gelernt haben. Im Februar 1714 war Grotjan mit einer Anzahl Dorpater Bürger von Wologda abgereist und am 22. März desselben Jahres in Narva angelangt; hier war Kyrill Narüschkin, der frühere Oberbefehlshaber Dorpats, Commandant und durch ihn wurden die Reisenden angehalten und angewiesen, vor der Hand in Narva zu bleiben, da Dorpat ein Steinhaufen sei, in welchem Raubthiere und Schlangen hausten. Grotjahn, der dem russischen Feldherrn von früher her bekannt war, erhielt die Erlaubniß nach Livland weiter zu reisen und traf nach einigen Wochen in Dorpat ein, wo eben der Kreisadel zu einem Landtage versammelt war und den vielgereisten Prediger zu einer Gastpredigt einlud, die dieser am 13. Sonntag nach Trinitatis hielt. Da es in Dorpat an einer Kirche wie an einer Pfarrwohnung mangelte, nahm Grotjan einen Ruf nach Odenpäh an, wo er bis zu seinem im Jahre 1718 erfolgten Tode wirkte.

Nach und nach sammelten sich die überlebenden Dorpater Bürger wieder auf der Stätte ihrer früheren Wohnungen; im Frühjahr 1715 begann der Wiederaufbau kleiner hölzerner Häuser in den Vorstädten. Der Gottesdienst mußte in einer Scheune abgehalten werden, denn erst im Jahre 1719 konnte mit der Restauration der zerstörten Johanniskirche der Anfang gemacht werden; Gaben zur Bestreitung der Baukosten wurden im In- und Auslande bis nach Lübeck hin gesammelt, Kaiser Peter selbst betheiligte sich durch eine Beisteuer von hundert Dukaten, der Rath der Stadt Reval durch ein Geschenk von dreiundvierzig Thalern. Den alten starren Sinn, die Neigung zu Händeln und Processen über Zunftbefugnisse und Privilegien scheinen die Dorpater Bürger aber auch in der Zeit des Exils, der Noth und des Jammers bewahrt zu haben. Noch vor der Wiederaufrichtung des Rathscollegiums, die gleichfalls in das Jahr 1719 fiel und zu erbitterten Streitigkeiten zwischen dem neuen Bürgermeister Philipp Kellner (der zugleich das Amt eines Sekretärs versah), und den alten, aus Wologda zurückgekehrten Rathsherren Schlüter und Hasenfelder Anlaß gab, bereits im Jahre 1717 kam es zu Streitigkeiten über die „großgildische Nahrung" und zu Processen der Kaufleute wider die Händler auf dem flachen Lande, der Handwerker gegen verschiedene vorstädtische Bönhasen. Noch war die Stadt so arm, daß die Rathssitzungen in einem Privatlocal, dem Hause des Rathsherrn Siegelmann, abgehalten werden mußten und schon stand das alte Unwesen des Haders, um zünftige Befugnisse von eingebildetem Werth, in voller Blüthe. Die meisten Häuser waren noch mit Stroh gedeckt, selbst Schornsteine gehörten zu den Ausnahmen. Erst im April 1718 konnte zur Wahl eines städtischen Predigers geschritten werden, drei Jahre lang war die Gemeinde ohne Seelsorger und auf die Gastpredigten benachbarter Landprediger angewiesen gewesen; der Rath vocirte den ehrwürdigen Jacob Wildberg, „Hofprediger des Herrn Brigadier Lefort", indem er demselben einen Gehalt von 80 Thalern, jeder zu „80 Kopeiken" zusicherte, ihm aber zur ausdrücklichen Bedingung machte, ohne des wortführenden Bürgermeisters Zustimmung Niemandem einen Kirchenstand zu vergönnen, auch den Segen nach geendeter Predigt nicht von der Kanzel, sondern vom Altar zu sprechen. Langsam und durch stete Kämpfe mit inneren und auswärtigen Schwierigkeiten gehemmt, erhob Dorpat sich zum Range und zum Aussehen einer wirklichen Stadt; noch im Jahre 1721 beschränkte die Zahl der Glieder beider Gilden sich auf elf Personen, die der Rathsglieder auf einen Bürgermeister und drei Rathsherren. Die Zeitläufte waren weder einer friedlichen Entwickelung überhaupt, noch der des städtischen Lebens in

unserm Lande fördersam. Erst der September des letzterwähnten Jahres hatte Liv- und Estland den lang ersehnten Frieden und die Gewißheit darüber gebracht, daß sie nicht wieder an Schweden kommen, sondern bei dem russischen Kaiserhause verbleiben sollten. Der Flottencapitain Goslar, begleitet von einem Herolde und „Friedensfahnenträger“ brachte erst Riga, dann Dorpat im Auftrage Peters die frohe Kunde von dem Abschluß des Nystädter-Friedensvertrages. Trotz der allgemeinen Freude über dieses frohe Ereigniß konnte man sich in Dorpat aber nicht über die Art und Weise der Feier desselben einigen; wohl ging man einmüthig in die Kirche, um des hochwürdigen Jacob Wildberg ergreifende Fest- und Friedenspredigt anzuhören und später auf Kosten des Rathsherrn Siegelmann in dessen Hause „Namens der Stadt“ zu schmausen, als der Rath aber die Absendung einer Glückwunschdeputation nach St. Petersburg abzusenden vorschlug, setzte die Bürgerschaft sich dawider, um ihren Willen nach langem Streit durchzusetzen und es bei einem schriftlichen Glückwunsch bewenden zu lassen.

Von hoher Wichtigkeit für das Wohl und den Aufschwung Dorpats war das Jahr 1722; dem Bürgermeister Kellner gelang es in diesem Jahr, die Restitution der der Stadt von der schwedischen Regierung abgenommenen Patrimonialgüter durchzusetzen, trotzdem daß die Kurzsichtigkeit der Bürgerschaft jedes materielle Opfer zur Erreichung dieses Ziels verweigerte. — Die Kosten der Reise, welche der Bürgermeister nach Riga machen mußte, wurden aus den privaten Mitteln der Rathsherren aufgebracht und als die Gilden sich außer Stande erklärten, die Vorschüsse für das von dem Senat zu erwirkende Immissionsdecret zu beschaffen, mußte ein Nachbar, der Landrath von Löwenstern, eintreten und der Stadt hundert Rubel „gegen Renten“ vorstrecken.

Wollten wir allen Einzelheiten der Geschichte Dorpats in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nachgehen, so hätten wir wenig mehr zu thun, als ein Register endloser kleinlicher Händel abzuschreiben, in denen die Körperschaften der Embachstadt, wie die einzelnen Bewohner derselben ihre Kräfte aufrieben. Bald streiten Sattler und Schneider mit Erbitterung über die Grenzen ihrer Zunftbefugnisse, bald verklagen die Bäcker einen Koch, der Torten gebacken hat, oder die große Gilde procesfirt mit dem Rath darüber, ob die Buchbinder zur großen oder zur kleinen Gilde gehören; der Rath ist seines Theils ununterbrochen durch Händel mit dem Statthalter oder mit den Obristen der einquartierten Truppen beschäftigt. Anno 1723 kommt es zu einem erbitterten Conflict zwischen dem Bürgermeister Kellner und dem Landgerichtsassessor von Spalchalber, weil der letztere „sich bei einer Gevatterschaft über

den ersteren gestellt hatte;" der Bürgermeister nimmt die Beihülfe des Fiscals in Anspruch und beide Theile processiren über das streitige Ehrenrecht zuletzt beim Reichsjustizcollegium. Es ist nur allzuwahr, was Victor Hehn in seiner trefflichen Skizze „Carl Petersen" über das Leben der livländischen Städte jener Zeit und speciell über Dorpat sagt: „Das neue Alexandria, das Peter der Große am Ausfluß der Newa gegründet hatte, drückte die livländischen Städtchen zur Nichtigkeit herab. Und um so mehr, da diese einst mächtigen Orte im Innern an trostloser Altersschwäche litten. Mitten unter zahlreichen Hemmungen, die jeden Aufschwung hinderten, hielten sich die zaghaften Bürger für immer noch nicht gedeckt genug, suchten immer neue Grenzlinien zu ziehen und bettelten um Hülfe. Unter einander zänkisch und neidisch, den Befehlen ihrer eigenen Obrigkeit widerstrebend, klagten sie in ohnmächtiger Verzweiflung die Einquartierungslast, die Concurrenz des Landes u. s. w. an. Während die Welt im großen die neuen Bahnen zu betreten begann, die zu der wunderbaren Entfaltung von Reichthum und Macht im neunzehnten Jahrhundert geführt haben, boten diese kleinen mittelalterlichen Inseln das Bild einer in sich steckenden dumpfen Gewohnheit. Da sie nicht gut und wohlfeil arbeiten konnten, suchten sie sich durch alte Vorrechte zu schützen; da immer Einer wider den Andern war, statt im Vortheil des Andern den seinigen zu erblicken, so mußte die Regierung in Riga oder weiter hinauf in Petersburg immerfort ihre kleinlichen Händel schlichten. Wie sie sich selbst gegen das feudale und leibeigene Land eifersüchtig verwahrten, so hatten ihre Einrichtungen in den Augen des Adels und der kaiserlichen Oekonomie etwas Altväterisches und Lächerliches, das zur Neckerei und zum Widerstande reizte." — In der Verkommenheit der Städte spiegelte sich eben nur das Elend wieder, das weithin über das gesammte Land verbreitet war. Die Noth und das Elend langjähriger Kriege hatten den Adel verarmt und verwildert; durch Jahrzehende seiner Güter beraubt oder im Genuß derselben geschmälert, übte er einen ehernen Druck auf die unglückliche, auf die tiefste Stufe menschlichen Daseins herabgedrückte bäuerliche Bevölkerung aus, die von der Leibeigenschaft, der Ruthenstrafe und dem Branntwein körperlich wie geistig entnervt wurde, nur widerwillig arbeitete und aller der Güter entbehrte, die dem Leben Reiz und Würde verleihen. Die adelige Jugend lag meist in russischen Regimentern gegen Türken und Polen zu Felde, die Alten theilten ihre Tage zwischen Jagdlustbarkeiten, wüsten Gelagen und ökonomischen wie politischen Sorgen, bei denen es sich in der Regel auch nur um Privilegien und Vorrechte von zweifelhaftem Werth handelte; wenig besser war die in der starren Orthodoxie

des siebzehnten Jahrhunderts erzogene Geistlichkeit, innerhalb welcher die wohlthätigen Einflüsse der deutschen Pietisten und später der werkthätigen Rationalisten erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Geltung kamen. Von welcher Seite her sollte den unglücklichen kleinen Städten des Landes das Licht wirthschaftlicher und politischer Weisheit und Umsicht aufgehen?

Langsam und allmählich gelang es der Stadt Dorpat doch, zu einem erträglicheren inneren und äußeren Zustande durchzudringen und das Gewand der Bettelhaftigkeit abzustreifen, mit welchem sie in der Zeit des allgemeinen Elends ihre Blößen gedeckt hatte. Im Sommer 1723 konnte der Rath bereits die Abtragung sämmtlicher Strohdächer in der Stadt anordnen und in Ausführung bringen; in demselben Jahre wurde der Kirchenkasten wieder aufgerichtet und mit tüchtigen Schlössern wohlversehen, der Rath war auch wieder in der Lage, einen eigenen Stadtsecretär in der Person des Revalschen Advocaten Sonnenbach anzustellen und mit 120 Thalern (zu 80 Kopeiken) zu besolden. Im folgenden Jahre vermehrte die Bürgerschaft sich bereits um siebzehn neue Glieder, im Jahre 1725 kamen zehn neue Bürger hinzu. Man zählte um jene Zeit 6 Rathsglieder, 2 Prediger, 35 Bürger der großen, 57 der kleinen Gilde, außerdem 22 nichtgildische deutsche Einwohner — ein ungeheurer Fortschritt gegen das Jahr 1721! Die Kirche erhielt ihren bei der Zerstörung der Stadt geraubten Altar und ihre Kanzel wieder, der Rath einen großen Theil seines Archivs — endlich vermochte man sich sogar zum Bau einer Holzbrücke über den Embach aufzuschwingen, nachdem der Adel dieses große Werk durch einen Beitrag von 80 Rubeln unterstützt hatte. Gleichzeitig wurde mit Versuchen zur Organisation der Straßenpolizei ein bescheidener Anfang gemacht; „der Rath" so heißt es in Gadebuschs Jahrbüchern „war 1725 auf eine Nachtwache bedacht, weil viele Diebereien vorgingen." 1726 wollte das Unglück zwar, daß das nothdürftig restaurirte Rathhaus wieder einstürzte, und daß die in der Vorstadt belegene „undeutsche" Kirche ihrer Baufälligkeit wegen völlig geräumt werden mußte, gleichzeitig war man aber doch in der Lage, etwas für die estnische Bevölkerung zu thun und ihr in der Person des früheren Warrolschen Pastors Furlohn, einen eigenen Prediger beschaffen zu können.

Gegen das dritte Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts lichteten sich allmählich die Reihen der Männer, welche das im nordischen Kriege zerstörte Dorpat wieder aufgerichtet hatten und ein neues Geschlecht kam ans Ruder; 1728 starb der Bürgermeister Kellner, der schon zu schwedischer Zeit Rathssecretär gewesen war und in demselben Jahr

ging der Pastor Wildberg nach Deutschland zurück. Die Familien der Nachfolger dieser Männer haben sich noch bis in unsere Zeit erhalten. Prediger wurde an Wildbergs Stelle der Pastor Oldekop aus Reval, in den Reihen der Rathsglieder begegnen wir den Namen Gruner und Schmalzen. Der Bürgermeister Gruner machte sich durch seine Bemühungen um die Kaiserl. Bestätigung der Dorpater Privilegien verdient, wobei er sich der Vermittelung eines Baron Strömfeld und des längere Zeit hindurch in Moskau weilenden Rigaschen Rathsherrn Caspari bediente — von Oldekop meldet Gadebusch u. A., er habe sich wiederholt bei Einem Edlen Rath über das zunftwidrige Verfahren der benachbarten Landpastoren beschwert und gebeten „ihn zu schützen und jenen alle Amtsverrichtungen in der Stadt zu untersagen." Wie es scheint, gaben die gelehrten Zunftmeister jener Zeit den Kaufleuten und Handwerkern Nichts an Exclusivität und Eifer für die „bürgerliche Nahrung" nach.

Bald nach der durch Gruner betriebenen Kaiserl. Bestätigung der Dorpater Privilegien, wurde als „erste Frucht derselben" die Wiedereinführung eines eigenen Dorpater Stadtconsistoriums in Ausführung gebracht. Unter den geistlichen Beisitzern dieser Behörde begegnet uns neben dem bereits erwähnten Oldekop der Name des Ecksschen Pastors Staden, der später nach Dorpat berufen wurde und seinem patriotischen Eifer für das Wohl dieser Stadt durch eine an die Kaiserin Elisabeth gerichtete Flugschrift ein bleibendes Denkmal errichtet hat. Dieses Schriftchen, das den Titel „Denkmal Dorpats" oder „die in den letzten Zügen liegende Stadt Dorpat vorstellende 1) ihre Krankheit oder elender Zustand, 2) ihre Cur oder die unvergreiflichen Arzeneimittel, wodurch ihr geholfen werden könnte, 3) den Nutzen, so aus dieser Genesung zu erwarten" — führt, ist für die damalige Zeit und ihre politischen und wirthschaftlichen Anschauungen in hohem Grade charakteristisch; neben der Wiederaufrichtung der Universität und der Herstellung eines Pernau-Dorpater Canals, werden Verbot des „Landhandels," „Befehl, alle Landwaaren auf den Platz Dorpat zu führen", „Aufhebung des Jahrmarkts", „Verbot an die russischen Kaufleute mit deutschen Waaren zu handeln", „Geldvorschüsse" u. s. w. und schließlich — Wiederherstellung der alten Befestigungen und der Ringmauer verlangt — „wahrscheinlich um die Marktordnung strenger handhaben zu können." Beinahe jeder dieser Vorschläge hätte in sein Gegentheil verwandelt werden müssen, um der materiellen Wohlfahrt der Stadt in Wahrheit förderlich zu sein! Im Uebrigen scheint Herr Staden ein verdienstvoller Mann gewesen zu sein, da man ihn dem zweiten städtischen Prediger

„aus guten Gründen“ vorzog. Er nahm an dem Neubau der Stadtschule (um den sich der Rathsherr Paucker besondere Verdienste erwarb) Antheil, trug zur Wiedereinführung der Katechismuslehre unter der städtischen Jugend und „zur Anschaffung eines Mantels für den deutschen Küster“ bei. 1731 war die lateinische Stadtschule (eine Fortsetzung des von Gustav Adolf hundert Jahre früher begründeten Gymnasiums) restaurirt worden, jene Anstalt, in der u. A. die beiden livländischen Dichter Jakob Michael Lenz und Carl Petersen „der Dicke“ ihre erste Ausbildung empfingen. Was sonst aus dieser Zeit berichtet wird, ist wenig erbaulich und betrifft immer wieder Klagen wegen Störung der Zunftheiligthümer: es verklagten die Kaufleute den Hutmacher Vogel, weil er sich hatte Vitriol kommen lassen, die Fuhrleute fingen mit einem Officier Händel an, weil er Rigische Waaren verführt hatte und „ein Ruß, welcher sich mit tschirkassischem Taback hier eingefunden hatte, durfte denselben an Niemand als hiesige Kaufleute veräußern — auch suchten die Schuster ihre Bönhasen zu vertilgen und wurden die Fischer wider Rathshof, Ropkoy, Kerrafer und Techelfer nach den Privilegien vertreten.“ Wunderbar genug, daß Anschauungen, wie die in diesen Berichten niedergelegten, noch heute im Schwange gehen und daß der Glaube an die segensreiche Kraft einschnürender Bestimmungen, die das gewerbliche Leben unserer Provinzen lange genug an der freien und gesunden Entfaltung verhindert haben, noch heute besteht und beinahe alle ihre Zeitgenossen wie Leibeigenschaft, Gebundenheit des Grundbesitzes, Patrimonialgerichtsbarkeit u. s. w. überlebt hat und nicht anders als mit den Waffen der Gewalt überwunden werden können!

Wir gehen an diesen Auswüchsen verknöcherten Spießbürgerthums ebenso rasch vorüber, wie an gleichzeitigen wenig erbaulichen Streitigkeiten zwischen dem Dorpater Rath und dem örtlichen Oberkirchenvorsteheramt: im Jahre 1740 starb der um das Wohl der Stadt hochverdiente Gruner und an seine Stelle wurde der Oekonomie- und Kreisfiscal Johann Jacob Sahmen, „ein gelehrter Mann und Bürgerfreund“ zum Bürgermeister gewählt und unter Pauken- und Trompetenschall proklamirt. Dorpat scheint von jeher das Glück gehabt zu haben, treffliche Bürgermeister an seiner Spitze zu sehen: der Nachfolger Gruners und Sahmens war kein schlechterer Mann als der unvergessene, als Gelehrter und Patriot gleichverdiente Friedrich Conrad Gadebusch, der Vater der livl. Geschichtsforschung, der, 1719 zu Stralsund geboren, als Hauslehrer des Baron Vietinghof ins Land gekommen, 1765 Dörptscher Landgerichts-Secretär, dann Syndicus und Bürgermeister

geworden war, welches Amt er bis zu seinem im Jahre 1788 erfolgten Tode ruhmvoll versah. Schon in dem ersten Jahre seiner Amtsführung erlebte Sahmen den Abschluß des Werks, an dem seine Vorgänger unverdrossen gearbeitet hatten: der Kirchthurm der St. Johannis-Kirche, für den man Jahre lang collectirt und gesammelt hatte, wurde fertig, nachdem ein patriotischer Kupferschmied, Christian Brackmann, der Rothschild des damaligen Dorpat, Knopf und Hahn kostenfrei gearbeitet und aufgesetzt hatte. 1762 sehen wir unsern Sahmen an der Spitze einer Dorpater Raths-Deputation zur Krönung der Kaiserin Elisabeth in das ferne Moskau pilgern, und eine neue Confirmation der Stadtprivilegien erwirken. Von seiner Reise zurückgekehrt, fand er die Stadt in wilder Erregung: das durch des Grafen Zinzendorf eigene Person nach Liv- und Estland verpflanzte Herrenhuterwesen hatte auch in Dorpat Wurzel geschlagen und in dem Arzte Schmidt und dem estnischen Küster Ignatius eifrige Vertreter gefunden; Klagen über geheime nächtliche Zusammenkünfte waren von dem estnischen Prediger Fuhrlohn angebracht, von den Herrenhutern aber mit so nachdrücklichen Hinweisen auf das anstößige Leben des Herrn Pastors beantwortet worden, daß das Stadtconsistorium eine Untersuchung wider denselben anstellen mußte, und Herr Fuhrlohn unfehlbar seines Amtes entsetzt worden wäre, wenn der Tod ihn nicht dem irdischen Richter entrückt hätte. In Wahrheit ließ sich den Dorpater Herrenhutern nichts Uebles nachsagen und der Hauptgrund der wider sie gerichteten Klagen, war offenbar der unzünftige Charakter ihrer Frömmigkeit: dem Küster Ignatius wurde außerdem zum Vorwurf gemacht, er habe sich „nicht nur von Undeutschen", sondern auch von Deutschen die Hände küssen lassen, was sein Vorgesetzter wahrscheinlich für das ausschließliche Privilegium der geistlichen Würde ansah. Der ärgerliche Handel trug indessen seine Früchte: an Fuhrlohns Stelle wurde der Pastor v. Staden zum estnischen Prediger und außerdem der Candidat Krabbe zum städtischen Diakonus vocirt, zwei Jahre später wurde ein Herr Plaschnig Nachfolger Oldekops; hörten auch gelegentliche Conflicte mit Rath und Gemeinde nicht auf, so scheinen sich doch von jetzt ab, die kirchlichen Verhältnisse Dorpats wesentlich verbessert zu haben, Plaschnig erwarb sich insbesondere um das Schulwesen vielfache Verdienste und hinterließ der Töchterschule bei seinem Tode eine ansehnliche Geldsumme, auch eine estnische Schule trat allmählich ins Leben. Plaschnig's Nachfolger im Amt war der so berühmt gewordene Christian David Lenz, damals Propst zu Seßwegen, später livl. Generalsuperintendent. 1752 wurde mit dem Bau der in der Mönchstraße belegenen russischen Himmelfahrtskirche begonnen und durch

den Dorpater Statthalter Fabian Adam von Stackelberg der Grundstein zu derselben gelegt.

Der allmähliche aber stetige Aufschwung, den die Stadt und seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch das Land genommen hatte, das sich seit Jahrzehnden eines ungewohnten Friedens erfreute — erfuhr aber bald schreckliche Rückschläge: 1755 brach die erste jener schrecklichen Feuersbrünste aus, welche die unglückliche Stadt verheerten. Am 16. Mai, Vormittags 11 Uhr gerieth ein vorstädtisches Haus in Brand und Nachmittags um 5 Uhr lagen bereits fünfundsechzig vorstädtische Häuser sammt Nebengebäuden in Asche. Um das Elend zu mildern, wurde im ganzen Lande eine Collecte angestellt, die Krone half, indem sie den abgebrannten Einwohnern gestattete, aus der zum Theil bereits in Trümmern liegenden Ringmauer Steine zum Wiederaufbau ihrer Häuser zu brechen. Schneller als sich hoffen ließ, wurde dieses Unglück verwunden, schon wenige Jahre später war die Stadt in der Lage, die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von vierhundert Rubel Silb. zum Neubau der hölzernen Brücke zu verwenden. Aber im J. 1763 brach eine neue Feuersnoth, wiederum in der Vorstadt aus und zerstörte eine große Anzahl kaum beendeter Neubauten. Auch dieses Mal mußte an die Wohlthätigkeit des Landes und der Krone appellirt werden, welche dieses Mal 10,000 Rbl. schenkte. Die Kaiserin Catharina, welche eben den Thron bestiegen hatte, trug sich gerade damals mit weitgehenden Plänen für ihre Stadt Dorpat, die eine starke Festung werden sollte. Vier Jahre lang (von 1763—1767) wurde unter Leitung des Generalfeldzeugmeisters von Villebois an jenen Schanzen und Bastionen gearbeitet, deren Spuren noch heute auf dem Dom erkennbar sind. Leider war der Herr Feldzeugmeister pietätslos genug, die Thürme der alten Domruine abtragen zu lassen! 1764 kam Catharina bei Gelegenheit ihrer bekannten Rundreise durch Liv- und Estland auch nach Dorpat, dessen Vorstädte zum Theil noch in Schutt und Asche lagen, zum Theil im Neubau begriffen waren. Zur Feier der kaiserlichen Anwesenheit wurde eine glänzende Illumination angeordnet; die Sorgfalt des alten Rigaschen Sammlers Brotze hat uns die Abbildung eines Transparents erhalten, welches ein Dorpater Bürger bei dieser Gelegenheit aufstellte, um seinem Haß gegen den Rath, der wegen der körperlichen Züchtigung eines ungehorsamen Bürgers mit den Gilden arg verfeindet war — in charakteristischer, halb boshafter, halb humoristischer Weise Luft zu machen: das Transparent selbst zeigt eine Abbildung der, noch von Mauern umgebenen Stadt, vor deren Thoren eine Anzahl Menschen, die der Züchtigung

eines Bürgers zusehen. Unter diesem wunderlichen Kunstwerk stehen folgende Worte:

„Allergnädigste Kaiserin!
„Wir werfen uns zu Deinen Füßen
„Um Huld und Gnade zu genießen
„Denn unseres Rathes Richterwürde
„Legt auf uns sehr große Bürde.
„Uneinigkeit und Zank herrscht unter dessen Glieder
„Drum liegt Gerechtigkeit und Polizei darnieder."

„Bild und Unterschrift" sind für den verrotteten, unpatriotischen Geist der damaligen Spießbürgerlichkeit in der That charakteristisch genug, um ihre Aufbewahrung zu rechtfertigen. Erklärlich genug, wenn weder die Kaiserin noch ihre russischen Begleiter von Achtung vor dem deutschen Bürgerthum und seinen Formen erfüllt wurden.

Von dem Zustande und Aussehen der Stadt in den sechziger und siebziger Jahren entwerfen Gadebuschs Topographische Nachrichten von Liv- und Estland (1774) ein ziemlich anschauliches Bild. Man zählte 570 Häuser, von denen 178 in der eigentlichen Stadt, 152 jenseit des Embach, 240 in den verschiedenen Vorstädten lagen, unter diesen freilich „manche elende Hütte." Zwölf in Mitten restaurirter Gebäude wüstliegende Plätze mit Schutt und Ruinen bedeckt, erinnern daran, daß die Leiden der letzten großen Feuersbrunst erst zum Theil verwunden sind. Der Stadtgraben ist verschüttet, die alte Festungsmauer liegt in Trümmern, nur am Embach sind einzelne Schanzen und Bastionen erhalten geblieben — die alten Thore existiren seit schon einem halben Jahrhundert nicht mehr. Man zählt im Ganzen 3300 Einwohner, unter diesen fünfzig Deutsche und „etliche" russische Kaufleute — aber die Meisten von ihnen müssen die Schenkerei zu Hülfe nehmen, um sich mühsam durchzuschlagen. Obgleich die früheren Klagen über die Concurrenz des Landhandels verstummt sind, es der Bürgerschaft nach langen Kämpfen gelungen ist, die gefährlichen „Tabakspinnereien" und Gerbereien der Nachbarschaft zu beseitigen, ist es um Handel und Gewerbe der Bürger traurig bestellt. Den Kaufleuten kann der wohlwollende Topograph nur nachrühmen, daß etliche von ihnen sich seit den letzten acht Jahren bemühten, „ihre Krambuden besser einzurichten und ihren Handel mit mehrerer Sorgfalt zu betreiben" und daß sie „bei fernerem Bemühen" vielleicht im Stande sein werden, auch zum Januarjahrmarkt „ihren Vortheil höher zu betreiben" — von den Handwerkern heißt es, sie seien genöthigt, durch Beherbergen von Fuhrleuten und Beköstigung von Fremden „einen kleinen Erwerb" zu ziehen. Von den zahlreichen Kirchen der alten Zeit, sind nur zwei in brauchbarem Zu-

stande — „die Gottesdienste der Esten bedürfen seit lange eines eigenen Gebäudes, aber es fehlt an den erforderlichen Mitteln.“ Aus dem gleichen Grunde haben die Schwarzhäupter kein eigenes Haus, muß die einzige Stadtschule mit einem hölzernen Gebäude vorlieb nehmen und ist die „Jungfernschule“ erst in „neueren Zeiten“ wieder eröffnet worden. Das Rathhaus ist nur in seinem unteren, an die Stadtwaage und einige Krämer vermietheten Stock, von Stein. Das Gehalt des wortführenden Justizbürgermeisters besteht aus 350 Rubeln, der Polizeibürgermeister und die Rathsherren müssen sich mit 80 Rubeln und einem Ehrenwein begnügen. Von den drei Predigern ist einer zugleich Schulrector — den estnischen Prediger muß das flache Land erhalten. „Das Armenhaus ist nicht sonders erquicklich“ heißt es am Schluß der lamentablen Hupelschen Schilderung.

Aber selbst dieser Zustand, der nur im Hinblick auf die vergangenen Tage schwerer Prüfung, ein erträglicher genannt werden kann, sollte nicht von Dauer sein.

Elf Jahre nach dem Besuch der Kaiserin lag Dorpat wieder in Trümmern. An einem schwülen Sommertage des Jahres 1775 war nach einer Zeit langer Dürre eine Feuersbrunst ausgebrochen, die 400 Wohnhäuser sammt Nebengebäuden, die neugebaute Holzbrücke und den größten Theil der Vorstadt zerstörte; nur ein Viertel der inneren Stadt war gerettet worden, acht städtische Bewohner hatten in den Flammen ihren Tod gefunden. „Das Elend“ — so berichtet die im Jahre 1803 bei Grenzius erschienene „Skizze“ des Oberpastors Friedrich David Lenz — „war unbeschreiblich. Die wenigen übrig gebliebenen Häuser konnten kaum die Hälfte der Unglücklichen fassen, die jetzt ohne Obdach, viele ohne einen Bissen Brod, einige ohne Kleidung, mit ihren Familien umherirrten. Viele derselben quartierten sich in die Kirche, ja selbst in die Begräbnißgewölbe, welche an die Kirche angebaut waren, noch andere unter die Schornsteine ihrer ehemaligen Häuser ein. Einige Familien wohnten mehrere Tage lang auf Böten. Männer, die man vor wenigen Tagen im Wohlstande gekannt hatte, bettelten um ein Brod, um einige Nahrungsmittel, um einige Kleidungsstücke für sich und die Ihrigen.“

Der Größe des Jammers und der Noth entsprach der Bereitwilligkeit zur Hilfe, welche von allen Seiten geleistet wurde. Die ersten, die großmüthig eintraten, waren die benachbarten Gutsbesitzer, zum Theil auch die anwohnenden Bauern: ein einziger Edelmann schickte 600 Löfe Roggen und 18 Fuhren mit Kleidungsstücken und Lebensmitteln, zwei andere Adelsfamilien brachten jede 1000 Rubel dar, ein

zufällig durchreisender vornehmer russischer Herr ließ 200 Ducaten unter die Abgebrannten vertheilen. Eine vom General-Gouverneur Grafen Browne veranstaltete Collecte in Livland brachte 22,000 Rubel ein. die Kaiserin half mit einem unverzinslichen Vorschuß von 100,000 Rubel, der auf zehn Jahre vorgestreckt und erst nach zwanzig Jahren zurückgezahlt wurde; zugleich ließ die großmüthige Fürstin 6000 Rubel zum Bau der steinernen Embachbrücke anweisen, deren stolze lateinische Inschrift noch heute ihren Namen trägt. — Der Wiederaufbau wurde nach einem sorgfältigen Plane ausgeführt, in der Stadt durften nur steinerne Gebäude aufgeführt werden, selbst die vorstädtischen Häuser mußten Ziegeldächer tragen. Daß es indessen Jahre dauerte, ehe Dorpat wieder das Ansehen einer Stadt gewann, das berichtet u. A. der Reisende Johann Bernoulli, ein Berliner Gelehrter, der im Jahre 1778 über Mitau, Riga und Dorpat eine Reise nach St. Petersburg unternahm und diese in einer anziehenden Beschreibung schilderte. Der Ruhm der Gelehrsamkeit Gadebusch's scheint den Reisenden zu einem Aufenthalt in dem „unglücklichen und weitläufigen Dorpat" veranlaßt zu haben. Die bezügliche Schilderung ist nicht ohne Interesse. „Ich war", heißt es a. a. O., „in einem schönen, neu von Steinen erbauten Wirthshause bei einem Rathmanne abgetreten und verweilte nicht, den um die Geschichte Livlands so verdienten Herrn Justizbürgermeister Gadebusch zu besuchen. Da die Rathsversammlung eben angehen sollte, konnte ich zwar nicht lange bleiben, hingegen ließ ich mich gern bereden, meine Abreise bis nach Mittag aufzuschieben, um aus Anlaß des Mittagessens, zu welchem ich sehr freundlich geladen wurde, in eine nähere Bekanntschaft mit einem so gelehrten Manne zu gerathen. — Sonderbar genug war hernach mein Spaziergang unter den Trümmern der abgebrannten Häuser (sic), über den Schutt der vollends niedergerissenen und zwischen den Materialien und Gerüsten der neu aufzuführenden. In vielen Gegenden konnte man noch gar keine Straße recht unterscheiden; angenehm ist aber die Gegend an dem durch die Stadt laufenden Flusse Embach; — — die Brücke über denselben ist auch abgebrannt, für Fußgänger aber eine Laufbrücke und für die Pferde und Wagen eine Fähre angelegt worden."

Im weiteren Verlauf schildert der würdige Gelehrte sein Diner bei unserm alten Gadebusch; vor Tische weist der alte Herr dem Gaste die Schätze seiner Bibliothek auf: er besitzt bereits die Hommes illustres de Danemarc und die drei Theile von Dogiels „Codex diplomaticus" und ist eifrig mit seiner „Geschichte Livlands" und dem „Adelslexikon" beschäftigt — seine „Reichshistorie" war ihm schon im Jahre 1755 ver-

brannt. Bei Tische wird meist Französisch gesprochen, die Frau Bürgermeisterin, „eine sehr würdige Dame", ist eine Französin, aus der Familie Ferrier; außer dem Gadebusch'schen Ehepaar ist noch Herr Notär Gottlob Siegmund Brasch, „ein feiner Mann", der sich rühmt den regierenden Papst aus dem Hause Braschi zu seinen Verwandten zu zählen, bei diesem Mahle zugegen. — Daß es mit dem Wiederaufbau Dorpats nur langsam vor sich ging, wissen wir auch aus einem spätern Zeugniß Hupels, dessen im dritten Bande der „topographischen Nachrichten" enthaltene Nachträge aus dem Jahre 1782 stammen. Zwar wird mit „erwachtem Muth" und „bewundernswürdiger Emsigkeit" gebaut, aber noch ist die russische Kirche nicht fertig, mit dem Bau des neuen Rathhauses ist erst ein „kleiner Anfang" gemacht und auch die steinerne Brücke ist noch in Arbeit. Das Corps der schwarzen Häupter, das noch 1774 bestand, scheint nach dem Brande nicht wieder hergestellt worden zu sein.

Der wahre Neubau Dorpats begann erst ein Vierteljahrhundert später durch die Begründung der Universität. Wenn diese Stadt heute zu den wohlhabendsten des gesammten Landes gehört und nach der letzten Schätzung 24,000 Einwohner zählt, so hat sie diesen Aufschwung, nächst den Segnungen eines 150jährigen Friedens, in erster Reihe der Hochschule zu danken. Hätte nicht diese der unglücklichen Embachstadt rettend die Hand geboten, Dorpat wäre in der landstädtischen Misère stecken geblieben, welche noch heute auf den kleineren Orten Est-, Liv- und Kurlands lastet und die Erklärung dafür bietet, daß wir außerhalb Rigas kein selbständiges, dem Adel ebenbürtiges Bürgerthum besitzen.

Die Gründe zu entwickeln, welche sich dem Erblühen der baltischen Binnenstädte in den Weg gelegt haben, dürfte, wenn die vorliegenden Blätter irgend ihre Pflicht gethan haben, nicht mehr nöthig sein. Die Geschichte Dorpats ist mit gewissen Modificationen, die aller übrigen kleineren Städte Livlands. Die Mehrzahl derselben erfreute sich zur Zeit der Ordensherrschaft aufstrebenden Wohlstandes und beträchtlicher Ausdehnung — nach dem russischen Zerstörungszuge unter Kurbsky und Schig Aley und den Leiden des polnisch-schwedischen Erbfolgekrieges sanken sie insgesammt zu Unbedeutenheit und Armuth herab, der Jammer des großen nordischen Krieges bringt sie an den Rand des Abgrunds und das folgende Jahrhundert zeigt uns das trostlose Bild äußerer und innerer Verwahrlosung und Altersschwäche. Jene Periode des aufgeklärten Despotismus, der in dem übrigen Europa mit den Hemmnissen früherer Jahrhunderte erbarmungslos aufräumte und die Grundlagen einer neuen Existenz schuf, ging an ihnen ebenso spurlos vorüber, wie

an dem gesammten Lande. Beziehungen der kleineren baltischen Städte zum Staat wurden einzig durch Steuereinnehmer, Einquartierungscommissare und militärische Requisiteure vermittelt, im Uebrigen blieben diese zur Bettelhaftigkeit herabgesunkenen Culturemporien sich selbst und den leidigen Gewohnheiten ihrer Zunft und Schragentradition überlassen und von dem Fortschritt der Culturwelt ausgeschlossen. Daß sich bei ihnen dennoch ein rein deutsches Bürgerthum erhalten hat, daß sie sich aus dem Elend der alten Zustände wenigstens soweit herausgearbeitet haben, um in der Gegenwart einen gewissen Aufschwung zu nehmen, selbstthätig für eine Neugestaltung ihrer wirthschaftlichen, politischen und socialen Einrichtungen einzutreten, nach Kräften für Theilnahme an den Segnungen der modernen deutschen Cultur zu wirken und daß der eifrig betriebene Anschluß an das große europäische Eisenbahnnetz in dieselben deutschen Orte führen wird, welche von versprengten Kolonisten des 13. Jahrhunderts angelegt worden — das stellt der deutschen Zähigkeit immerhin ein merkwürdiges Zeugniß aus.

Baltische Aus- und Einwanderer.

In Grenz- und Küstenländern ist die Bewegung und Beweglichkeit der Bevölkerung in der Regel rascher und lebhafter als an rein continentalen Punkten. Eine wahrhaft eminente Bedeutung gewinnt sie aber erst in Strichen, welche an der Grenzscheide großer von einander wesentlich verschiedener Länder-Complexe liegend, den Charakter von Zwischenländern tragen.

Zu diesen Zwischen- und Uebergangsländern gehören von Alters her die Ostseeprovinzen Rußlands, ja es läßt sich behaupten, daß die gesammte Entwickelung derselben wesentlich dadurch bedingt gewesen ist, ob sie den Verkehr zwischen Osten und Westen in der richtigen Weise vermittelten und ob Aus- und Einwanderung bei ihnen im gehörigen Verhältniß standen. Für das geistige Leben und den politischen Charakter dieser Landschaft kommt im Großen und Ganzen bis jetzt nur die deutsche Bevölkerung derselben in Betracht und diese ist seit den ersten Anfängen der Colonisation am Rigaschen Meerbusen stets eine wechselnde und fluctuirende gewesen. Von einem gewissen Stamm deutscher Adels- und Bürgerfamilien abgesehen, welche den Kern und Mittelpunkt der herrschenden Bevölkerung bildeten, hat die deutsche Einwohnerschaft sich binnen gewisser Epochen immer wieder vollständig erneuert und der größte Theil der deutschen Liv-, Est- und Kurländer von heute führt seine Einbürgerung an der Ostsee auf den Großvater, höchstens Urgroßvater zurück. Daß dieser fortwährende Wechsel im Einzelnen wenig bemerkbar gewesen ist und in dem Charakter der öffentlichen Einrichtungen kaum etwas geändert hat, ist ebenso durch die Unveränderlichkeit der Beziehungen unserer Landsleute zu den lettischen und estnischen Ureinwohnern, wie durch das Verhältniß zu dem Staat bedingt gewesen, dem jene Länder angehören. Im Großen und Ganzen kann als Regel angesehen werden, daß die eingewanderte Familie binnen zwei oder drei Generationen nur noch zur Hälfte in dem Lande heimisch ist, in welchem die Vorfahren sich niederließen, daß ein bestimmter Bruchtheil der Familienglieder weiter nach Osten gezogen ist, um fri-

schem Blut, neu importirter Bildung Platz zu machen und daß der deutsche Charakter der gesammten Landschaft wesentlich durch die Continuität dieses Verhältnisses bedingt gewesen ist.

Zur Zeit der Ordensherrschaft und der Selbständigkeit des baltischen Staatenbundes trug diese Beweglichkeit der Bevölkerung einen wesentlich andern Charakter, wie während der letzten Jahrhunderte. Von denen, welche frommer Eifer für Ausbreitung des christlichen Glaubens und Begründung einer deutschen Colonie an der Ostseeküste, damals über das Meer trieben, kehrte zwar ein großer Theil nach einigen Jahren kriegerischer oder missionärer Thätigkeit wieder in die Heimath zurück; die sich in Livland niederließen und mit dem Vaterlande für immer gebrochen hatten, waren dagegen gezwungen in der neu gewählten Heimath selbst zu bleiben, da eine weitere Auswanderung in den Osten, wenn nicht unmöglich, so doch in jeder Beziehung unthunlich war. Rußland war damals gegen alle westeuropäischen Einflüsse streng abgeschlossen und seufzte unter dem Joch der barbarischen Mongolenherrschaft, welche sich seit der unglücklichen Schlacht an den Ufern der Kalka, einer Heuschreckenwolke gleich, über das gesammte weite Reich ausbreitete und zweifelhaft erscheinen ließ, ob das östliche Europa nicht für immer in die Nacht asiatischer Barbarei zurücksinken werde. Die deutschen Colonien, welche sich unter dem Schutz der Hansa zu Nowgorod und Pleskau niedergelassen hatten, recrutirten sich direct aus dem Mutterlande und hatten zu den baltischen Städten keine anderen Beziehungen, als zu Hamburg, Lübeck oder Bremen — im Großen und Ganzen war und blieb Livland die äußerste Grenze deutscher Auswanderung und Colonisation. Da die Zahl der Ritter, Bürger und Priester, welche sich am Rigaschen Meerbusen niederließen, schon im 15. Jahrhundert abnahm, war das Ostseeland wesentlich auf die Nachkommen der früheren Einwanderer angewiesen und die relativ hohe Ziffer, welche die deutsche Bevölkerung damals aufweisen konnte, steht mit dem Mangel eines Abflusses nach Osten in entschiedener Beziehung. Das deutsche Element war bereits im 16. Jahrhundert so stark vertreten, daß die Polen und Schweden, welche in den folgenden 150 Jahren in das Land kamen, binnen weniger Generationen so vollständig germanisirt waren, daß ihr undeutscher Ursprung nur noch aus dem fremdartigen Klang ihrer Namen errathen werden konnte. Das Gleiche gilt ebenso von den einzelnen englischen, schottischen, französischen und holländischen Adels- und Patricierfamilien, welche sich in Livland niederließen, wie von den Russen, die im 17. und 16. Jahrhundert unter unsern Vorfahren heimisch wurden.

Bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts bildeten die Fälle, in denen baltische Deutsche nach Osten wanderten und sich dauernd im Innern des russischen Reichs niederließen, seltene Ausnahmen. Die einzelnen deutschen Adelsgeschlechter, welche vor diesem Zeitpunkt in Rußland angetroffen werden, stammen in der Regel von den Kriegsgefangenen und Geiseln ab, welche die kriegerischen Großfürsten Moskaus von ihren Heerzügen an den baltischen Strand mit fortführten. Von besonderem Interesse ist in dieser Beziehung ein Fall, in welchem der russificirte Zweig einer alten deutschen Adelsfamilie nach mehrhundertjähriger Entfernung von der Heimath wieder in dieselbe zurückkehrte und sich zum zweiten Mal an der Ostsee einbürgerte. Bei dem Abschluß eines der Waffenstillstände, die Plettenberg im 16. Jahrhundert mit dem Zaaren Iwan einging, waren zwischen Livländern und Russen Geiseln ausgewechselt worden, um die gegenseitig eingegangenen Verbindlichkeiten sicher zu stellen. Unter den auf diese Weise nach Moskau abgeführten Livländern befand sich ein Abkomme des bekannten Geschlechts der Freiherren von Mengden, der sich in Moskau mit der Tochter eines angesehenen Bojaren verheirathete und mehrere Kinder erzeugte. Als die Frist seines russischen Exils abgelaufen war, wollte der junge Livländer mit Weib und Kind in das Vaterland zurückkehren, um die Güter seiner Familie, Sienohlen und Alten-Woga, nach der Väter Sitte zu Lehn zu nehmen. Iwan der Schreckliche widersetzte sich diesem Unternehmen. „Da Du ein freier Herr (wolny gospodin) bist", sprach er zu Mengden, „kannst Du in Dein Land ungehindert zurückkehren, Dein Weib und Deine Kinder sind aber meine Unterthanen und müssen hier bleiben." Mengden, den sein vieljähriger Aufenthalt in der moskowitischen Hauptstadt zum halben Russen gemacht hatte, entschloß sich, das Geschick seiner jungen Familie zu theilen, er wurde Stolnik (Truchseß) des schrecklichen Zaaren, nahm von einem Theil der Güter seines Schwiegervaters Besitz, und schon seine Großsöhne waren von den russischen Edelleuten ihrer Umgebung nicht mehr zu unterscheiden und hatten des deutschen Ursprungs ihrer Familie so gut wie vergessen. Unter dem Namen Faminden (von Mengden) lebten die Nachkommen der Geisel Iwans im Gouvernement Kostroma und nur das deutsche Wappen, das sie beibehalten hatten, verband sie mit dem gleichnamigen deutschen Geschlecht an der Düna. Beinahe drei Jahrhunderte später kam ein Obrist Faminden als Kommandeur eines russischen Infanterie-Regiments nach Riga, wo er sich mit der Tochter einer dortigen Adelsfamilie verlobte; von seinen neuen Verwandten nach Stammbaum und Herkommen befragt, erinnerte der Obrist sich

einer dunkeln Sage, nach welcher seine Familie deutschen Ursprungs war. Die angestellten Nachforschungen ergaben den oben mitgetheilten Zusammenhang, der alte Name von Mengden trat wieder in seine Rechte, und derselbe Umschmelzungsproceß, der sich im 16. Jahrhundert in Moskau vollzogen hatte, wiederholte sich im umgekehrten Sinne noch ein Mal auf livländischer Erde. — In Estland leben zwei zu der dortigen Ritterschaft gehörige, gegenwärtig deutsche Adelsfamilien, deren Namen auf eine rein-russische Abstammung schließen lassen, v. Baranow und v. Antropow. Beide sollen zu schwedischer Zeit in's Land gekommen sein.

Schon bevor Peter der Große Liv- und Estland dem russischen Scepter unterworfen hatte, war bezüglich der baltischen Auswanderung nach Osten ein bedeutsamer Umschwung eingetreten. Die steten Händel zwischen der kurländischen Ritterschaft, den kurländischen Herzögen und der Krone Polen hatten zur Folge gehabt, daß ehrgeizige und unzufriedene Edelleute dieses Landes in nicht geringer Anzahl bei dem kühnen Sohn des Zaaren Alexei Dienste nahmen und die Zahl der westeuropäischen Abenteurer vermehrten, mit deren Hülfe Peter das Riesenwerk der Umgestaltung russischen Staats- und Volkslebens durchführte. An der Spitze jenes russischen Streifcorps, welches 1703 die kurländische Hauptstadt Mitau den Schweden abnahm und den russischen Einfluß auf die Geschicke des Herzogthums begründete, stand ein Kurländer Rönne; nach der Katastrophe von 1721, welche den Marschall von Sachsen vertrieb und mit der Niedersetzung einer polnischen Commission zur Untersuchung der kurländischen Angelegenheiten endete, zogen die angesehenen Geschlechter der Korff, Keyserling und Sacken nach Petersburg, weil sie die Rache der Polen zu fürchten allen Grund hatten. Noch größer wurde die Zahl der am russischen Hof lebenden Kurländer, als Anna, die Wittwe des letzten Herzogs aus dem Stamm der Kettler, den russischen Kaiserthron bestieg und ihren Günstling Biron zum Nachfolger ihres Gemahls machte. Schon weil Biron fast immer am Kaiserhof lebte und nur selten sein kleines Herzogthum besuchte, war ein Theil der angesehensten Familien des Adels zur Uebersiedelung an die Newa genöthigt, und die im J. 1795 erfolgte Unterwerfung Kurlands unter das Scepter der zweiten Catharina kam wesentlich durch die Mitwirkung der schon früher nach Rußland übergesiedelten Adelsfamilien und ihrer Angehörigen und Freunde zu Stande.

Aehnlich war es schon früher in Livland zugegangen, wo der Haß gegen das harte schwedische Regiment die kriegslustigen Söhne des Landes von dem Eintritt in die Armeen Karls XI. und Karls XII.

abhielt. Johann Reinhold Patkul, „das livländische Opfer", war nach seiner Flucht aus den Gefängnissen Stockholms in die Dienste Peters getreten, russischer General en chef und außerordentlicher Gesandter am Hof August des Starken geworden; der Geheimrath Baron Gerhard Johann Löwenwolde, der als russischer Plenipotentiär in den J. 1710 u. 1711 die Verhandlungen über die Bestätigung der livländischen Privilegien leitete, war geborener Livländer, ebenso der russische Fortificationsdirector Freiherr Lubbas und der im J. 1714 in den Theatinerorden getretene russ. Generallieutenant Gustav Georg Rosen v. Rosenhof. Nach der Eroberung des Landes und der Festsetzung der russischen Macht in demselben, nahm die Auswanderung nach Osten immer größere Proportionen an, indem sie sich nicht mehr auf die einzelnen Edelleute beschränkte, welche bei ihren neuen Landesherren Hof- und Kriegsdienst nahmen, sondern auch im Mittelstande beträchtliche Ausdehnung gewann. Vor Allem war es die neubegründete Residenz an der Newa, welche eine ungeheure Anziehungskraft ausübte und jährlich zahlreiche Gelehrte, Kaufleute und Handwerker zur Auswanderung veranlaßte; mit der zunehmenden Verbreitung westeuropäischer Einrichtungen in den übrigen Städten Rußlands, kamen auch diese mehr und mehr für die deutsche Wanderlust in Betracht. Nicht unbedeutend war endlich die Zahl livländischer Familien, welche während der Wirren des nordischen Krieges zwangsweise in das Innere des russischen Reiches geführt wurden; so z. B. im J. 1704 die gesammte Einwohnerschaft Dorpats. Die Vortheile, welche Peter der Große diesen Pionnieren west-europäischer Civilisation einräumte, waren so bedeutend, daß es bald kaum eine russische Stadt mehr gab, in der nicht deutsche Apotheker, Handels- und Gewerbsleute zu finden waren; das Apothekergewerbe war durch ein Gesetz', das während des gesammten 18. Jahrhunderts in Kraft verblieb, ausschließlich Deutschen und Holländern vorbehalten.

Der Strom deutscher Einwanderung, der sich damals und zum Theil noch heute in das Innere des russischen Reichs lenkte, bestand aus zwei Armen: einem deutschländischen und einem baltischen. Während die aus Deutschland eingewanderten Deutschen fast ausnahmslos in dem Lande, das sie zu ihrer neuen Heimath wählten, blieben und dadurch jene eigenthümliche Species begründeten, welche man die „Deutschrussen" nennt, sind unter den baltischen Einwanderern zwei verschiedene Gattungen zu unterscheiden: Diejenigen, welche in Rußland blieben (meist dem niederen Bürgerstande und der gelehrten Klasse angehörig) und diejenigen, welche in die Heimath zurückkehrten, nachdem sie einen Theil

ihres Lebens im russischen Staats- und Militärdienst verbracht hatten. Dieser letzteren Gattung gehörten vorwiegend die adeligen Emigranten an, denen durch die ausgedehnten Privilegien, deren sie sich im engeren Vaterlande erfreuten und durch das Institut der Adelsmatrikel ein directerer Zusammenhang mit dem Geburtslande geboten und vermittelt war, als ihren bürgerlichen Landsleuten. Bei dem Mangel eines speciellen liv- und estländischen Staats- oder Provinzialbürgerthums ist der Bürgerliche, der in das Innere des russischen Reichs zieht, von dem daselbst geborenen Deutschen kaum zu unterscheiden, verliert er das Bewußtsein seiner Besonderheit nur allzu leicht; die deutsche Bildung die er mitbringt und die er in der Regel auch seinen Kindern erhalten wissen will, ist eigentlich das einzige Band, das ihn an die heimische Provinz fesselt; je niedriger die Bildungsstufe ist, auf welcher der einzelne Auswanderer sich befindet, desto schwächer ist dieses Band, desto leichter reißt es, oder geht es anderweitig verloren. Anders steht es in Bezug auf den Adel. — Der livländische Edelmann genießt kraft seiner Zugehörigkeit zu der örtlichen Adelsmatrikel eine Anzahl Rechte, welche nur ihm, nicht auch dem russischen Edelmann zustehen und deren volle Ausübung ihm nur im Vaterlande möglich ist. Diese Adelsrechte begründen im gewissen Sinne ein Surrogat baltischen Staatsbürgerthums, sie bilden die Kette, welche den in die Garde oder Armee getretenen Baron mit zwingender Gewalt in das Vaterland zurückzieht. Dazu kommt, daß der Zusammenhang zwischen den baltischen Adelsfamilien ein so enger ist, daß die Glieder derselben, auch wenn sie einander am Ural oder Kaukasus begegnen, sofort in ein verwandtschaftliches Verhältniß treten. Von den zahllosen baltischen Edelleuten, deren Namen in den russischen Armeelisten, namentlich des 18. Jahrhunderts genannt werden, ist die überwiegend größte Anzahl wieder in die Heimath zurückgekehrt, um die rura paterna nach altem Brauch zu bewirthschaften, während nur ein bescheidener Theil der ausgewanderten Kaufleute, Handwerker und Aerzte an den Ostseestrand zurückgekommen ist.

Nichtsdestoweniger giebt es kaum eine baltische Adelsfamilie, der nicht ein Zweig im Innern des Reichs oder in Petersburg verbliebener und allmählich russificirter Verwandter parallel liefe. Aermere Familienglieder oder solche, die zu Hause nicht recht brauchbar erschienen, wanderten in den fernen Osten, um dort ihr Glück zu versuchen und in der Regel zu finden; führt der Zufall einen Enkel dieser Versprengten in das Land der Väter zurück, so geschieht es nicht selten, daß derselbe alle Traditionen seines Hauses verläugnet und entschiedener Jungrusse, Panslawist oder dgl. ist. Seit den letzten zwanzig Jahren sind diese Fälle

allerdings sehr selten geworden, da die Gegensätze sich beträchtlich geschärft haben und der russische Militärdienst viel von der Anziehungskraft verloren hat, den er in früherer Zeit auf den baltischen Adel ausübte. Die Blüthezeit dieser Emigrationen fällt in das vorige Jahrhundert und namentlich in die Mitte desselben. Unter Peters directen Nachkommen, ganz besonders aber zur Zeit der Kaiserin Anna und des allgewaltigen Biron waren die baltischen Edelleute, welche am Kaiserhof lebten und herrschten, nach Hunderten zu zählen. Bei dem Mangel einer einheimischen Universität und vaterländischer höherer Bildungsanstalten waren die meist verarmten Edelleute des baltischen Landes froh, wenn sie ihre Söhne in die neu errichteten Cadettenhäuser und andere Unterrichtsanstalten der nordischen Palmyra kostenfrei unterbringen konnten. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts verlangte das Herkommen, daß der junge Baron wenigstens für einige Jahre Militärdienste nahm. Mit besonderem Eifer wurden dieselben gesucht, als das Garde-Porteépée zugleich für den Schlüssel zu den höchsten Hofämtern galt. Jene Mengden, Löwenwolde, Pahlen, Krüdener, Lieven, welche bis in die Neuzeit hinein als Feldherren und Staatsmänner, besonders häufig als Diplomaten von nachhaltigstem Einfluß auf die Geschicke Rußlands waren, standen unter den weiblichen Beherrschern Rußlands auf dem Höhepunkte ihres Einflusses und für jene Zeit ist es durchaus zutreffend, wenn Heinrich von Treitschke behauptet: „der Uebertritt zahlreicher baltischer Edelleute habe den Fortbestand der adeligen Landesverfassung gesichert." Es ist nicht ohne Interesse, an der Hand alter Landtagsacten der eigenthümlichen Stellung nachzugehen, welche diese zugleich baltischen und russischen Magnaten zu den Verhältnissen ihres kleinen Vaterlandes einnahmen. Der Mehrzahl nach sind sie gern bereit, den Wünschen und Forderungen Rechnung zu tragen, welche unter Anrufung der „Mitbruderschaft" aus dem Schooß des Landrathscollegiums zu Riga, oder von Seiten des estländischen Ritterschaftshauptmanns an sie gestellt werden; nicht selten setzen sie ihre mühsam errungenen Staatsämter aufs Spiel, um dem „Landesrecht" Anerkennung zu verschaffen oder der Willkür mächtiger Gouverneure und Militärbefehlshaber „auf Grund der Privilegien" entgegenzutreten. Es kommt sogar vor, das Kaiserliche Oberhofmarschälle, Geheimräthe und Generals en chef liv- und estländische Landesposten übernehmen und gleichzeitig als russische Würdenträger und baltische Deputirte agiren. Ihnen hat man es dann zu danken, wenn man rechtzeitig von den Umwälzungen und Katastrophen des damals wildbewegten Hoflebens an der Newa unterrichtet wird und mit Rücksicht auf dieselben seine Maßregeln trifft.

Diese „große Zeit" des baltischen Adelseinflusses in Rußland schließt übrigens schon mit der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth und jener altrussischen Reaction, welche die Tochter Peters des Großen auf den Thron erhob, den bis dahin die Enkel Iwans eingenommen hatten; die Löwenwolde, Mengden, Vietinghof u. s. w., welche damals die baltischen Interessen in Petersburg repräsentirten, oder richtiger gesagt, zu repräsentiren schienen, standen in engem Bunde mit Ostermann und Münnich und mußten das furchtbare Loos theilen, das diese stolzen Heldengestalten plötzlich traf. Den Gang aufs Blutgerüst mußten sie ebenso mitmachen, wie jenes Exil, von dem der damalige englische Gesandte seinem Hof berichtete: „es habe mit Münnich die Tapferkeit, mit Ostermann die Weisheit, mit Löwenwolde die gute Lebensart aus der Hauptstadt Rußlands entfernt." Erst unter Peter III. tritt ein günstigerer Zeitabschnitt ein, der bis in die ersten fünfzehn Regierungsjahre Katharinens II. dauert; als Potemkin ans Ruder gelangt, ist es mit dem deutschen Einfluß wieder zu Ende und selbst der von der Kaiserin hochgeschätzte Geheimrath Graf Johann Jacob Sievers kann die Aufhebung der alten Verfassung Liv- und Estlands und die Einführung der sogenannten statthalterschaftlichen Ordnungen nicht verhindern. Von diesem Zeitpunkt ab tritt für die Stellung, welche die in die Newaresidenz übergesiedelten baltischen Adelsgeschlechter einnehmen, überhaupt eine Krisis ein; da der Zuzug an das kaiserliche Hoflager aus Deutschland fast vollständig aufhört, deutsche Einwanderer vom Schlage der Ostermann und Münnich unmöglich werden und der russische Adel in die Stellung zurückkehrt, aus welcher er von jenen verdrängt worden war, sind die Liv- und Estländer keine selbständige Macht mehr, müssen sie zufrieden sein, neben den russischen Magnaten eine secundäre Rolle zu spielen. Schon aus diesem Grunde wird eine durch sie vermittelte Vertretung der baltischen Provinzialinteressen immer schwieriger, bis sie allmählich ganz aufhört, oder nur um den Preis großer Concessionen möglich ist. Noch unter Kaiser Paul war es möglich gewesen, daß der Einfluß einer Frau, jener Baronin (später Fürstin) Lieven, welche Katharina zur Erziehung ihrer Enkel aus einem bescheidenen kurländischen Landgut an den Hof berufen hatte — die Wiederherstellung der alten Verfassung Liv- und Estlands bewirkte. In den späteren Generationen hören die baltischen Adelsfamilien, welche zu hohen Staatsämtern gelangt sind, mehr und mehr auf, die deutschen Provinzialinteressen als solche zu vertreten, ja ihr in früherer Zeit vielfach segensreicher Einfluß wird dem Lande, dem sie entstammen, oft zum Fluch: der baltische Adelseinfluß wird ausschließlich zu Gunsten der Sonderrechte der Ritter-

schaften ausgebeutet und dadurch nicht selten das Interesse des Bürgerstandes und damit die Gesundheit des öffentlichen Geistes in den Provinzen geschädigt. Der Schuldantheil, der dabei die Einzelnen trifft, ist freilich ein geringer, oft kaum nachweisbarer. Direct für den deutschen Charakter der Heimath einzutreten, hat die Ungunst der Zeit factisch unmöglich gemacht; wo das Interesse des Adels zu dem des gesammten Landes in Gegensatz tritt, ist im einzelnen Falle schwer zu sagen, und der gute Klang, den conservative und aristokratische Schlagworte seit dem Restaurationszeitalter in den maßgebenden Kreisen haben, liegt die Versuchung nahe, dieselben zu Gunsten jener Ritterschaften auszubeuten, welche die vornehmste Vertretung der heimathlichen Provinz und ihrer Interessen bilden. Wenn man z. B. bei Gelegenheit der Zusammenstellung des Provinzialgesetzbuchs die bürgerlichen Landsleute vom Grundbesitz und der Mehrzahl der Wahlämter ausschließt, so glaubt man damit nur dem gleichzeitigen Andrang fremder Elemente gesteuert zu haben. Daß zugleich das Verhältniß zwischen Adel und Bürgerstand Livlands verschoben ward, ignorirte man, oder wußte man in diesen Kreisen wirklich nicht. Gab es doch Zeiten, in denen der Fanatismus des baltischen Adels für die conservativen Ideen einen so hohen Grad erreicht hatte, daß gewisse Familien die „demokratische" Universität Dorpat absichtlich mieden und in jenen Petersburger Lehranstalten, über deren frühere Einrichtung die Russen selbst längst den Stab gebrochen haben, die beste Bürgschaft für eine Erziehung im „conservativen" Sinne sahen. Erst zu Folge der kirchlichen Wirren der vierziger Jahre und jener Conversionen, welche Tausende livländischer Bauern in den Schooß der griechischen Kirche führen, tritt ein gewisser Rückschlag in den Meinungen der bei Hof lebenden baltischen Adelskreise ein; das protestantisch-kirchliche Bewußtsein erwacht und tritt für längere Zeit in den Vordergrund — selbst diejenigen baltischen Generale, Hof- und Staatsbeamten, welche in Folge von Heirathen mit russischen Frauen ihre Descendenz der protestantischen Kirche entfremdet haben, fühlen sich verpflichtet, für das gute Recht des Protestantismus rücksichtslos und mit voller Energie einzutreten. Von den im Vaterlande gebliebenen Verwandten sind diese Mischehen der nach Petersburg gegangenen Vettern und Brüder immer ungern gesehen worden; schon um diese zu versöhnen und sich vor dem protestantischen Gewissen der Standes- und Matrikelbrüder zu rehabilitiren, haben zahlreiche baltische Edelleute, deren Frauen und Kinder der griechischen Kirche angehörten, das Mögliche gethan, um der russisch-kirchlichen Propaganda zu steuern und den protestantischen Charakter des im Uebrigen halb vergessenen Vater-

landes zu wahren. Durch die im Jahre 1864 erlassene Ordre, welche die Confession der in gemischter Ehe erzeugten Kinder für die drei Ostseeprovinzen frei giebt, ist in kirchlicher Beziehung zwischen diesen und dem übrigen Rußland eine Schranke gezogen worden, welche von höchster Wichtigkeit ist; es läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen, daß viele der durch langjährigen Aufenthalt in der Residenz gräcisirten baltischen Adelsgeschlechter dieses Hülfsmittel benutzen werden, um ihren zur griechischen Kirche gehörigen Kindern durch in der Heimath abgeschlossene Ehen mit Protestanten die Möglichkeit zu bieten, ihre Descendenz dem Protestantismus zu erhalten.

Seit den letzten zehn Jahren und namentlich seit dem Erwachen des bis zum Fanatismus gesteigerten russischen Nationalitätsbewußtseins hat die baltische Adelsauswanderung nach Petersburg fast vollständig aufgehört. Tritt kein plötzlicher oder gewaltsamer Umschwung ein, so läßt sich schon gegenwärtig der Zeitpunkt berechnen, in welchem es mit dieser Art deutsch-russischer Wechselwirkungen vollständig zu Ende sein wird. Die Gegensätze haben sich binnen wenigen Jahren so rasch zugespitzt, daß eine vermittelnde Stellung, wie sie bisher von den deutschen Adelsfamilien in Petersburg eingenommen worden, unmöglich wird. Schon seit mehreren Jahren gehören die Fälle, in denen Söhne hervorragender liv-, est- und kurländischer Familien in die Petersburger Lehranstalten oder in die Garde treten, zu den Ausnahmen -- namentlich in den gebildeteren Schichten wird der Besuch der Landesuniversität Dorpat obligatorisch gefordert und als Bedingung für eine Landescarrière angesehen. Die es zum Studium nicht bringen können und doch nicht reine Landjunker werden wollen, treten wohl noch auf einige Jahre in die Armee, aber mit der ausgesprochenen Absicht, dieselbe möglichst bald wieder zu verlassen. Die Herrschaft panslawistischer und nihilistischer Ideen in den Petersburger Lehranstalten und einem Theil der Armee hat den baltischen Adel davon abgeschreckt, seine Söhne den Velleïtäten dieser sonst vielgerühmten Stationen zur „großen Carrière" anzuvertrauen, und der baltische Normaledelmann läßt seinen Sohn erst in Dorpat, dann in Heidelberg oder Berlin studiren und dann ein ständisches Wahlamt nehmen. Die baltischen Adelskreise der Hauptstadt sind bereits gegenwärtig auf den Aussterbe-Etat gesetzt; ihre directen Nachkommen werden in einigen Jahrzehnten russificirt sein, und der in früherer Zeit übliche Emigrantennachschub aus den Edelhöfen des baltischen Landes wird fast vollständig ausbleiben. — Für die politische Zukunft der Ostseeprovinzen wird diese Veränderung von Folgen sein, die sich gegenwärtig noch nicht ganz übersehen lassen. Einerseits ist

nicht zu leugnen, daß das Verschwinden des baltisch-deutschen Elements aus den maßgebenden Petersburger Kreisen seine großen Schattenseiten haben und das Geschick dieser Provinzen häufig in die Hände feindlich gesinnter oder doch mit den Provinzialverhältnissen unbekannter Personen legen wird. Auf der andern Seite wird den Russen die Veranlassung zu Klagen über die Zudringlichkeit des deutschen Elements genommen und einer Zwitterwirthschaft ein Ende gemacht werden, die sich nur auf Unkosten der Gesundheit des baltischen Provinziallebens fortführen ließ.

Wesentlich verschieden von dieser baltisch-aristokratischen Emigration in den russischen Osten und Nordosten und schon wegen ihrer größeren numerischen Stärke bedeutsam ist die Auswanderung baltischer Gelehrter, überhaupt Vertreter des höheren Bürgerstandes in das Innere des russischen Reichs: für ihre Beurtheilung kommt ein Gesichtspunkt in Betracht, der in Bezug auf jene vollständig fehlte — die Rücksicht auf den Ersatz, den sie durch deutsche Einwanderung in die Ostseeprovinzen findet und finden muß.

Bis zur Begründung der Universität Dorpat (1802) war das Contingent an wissenschaftlich gebildeten Männern, das die Ostseeprovinzen für das Innere des russischen Reichs stellten, ein außerordentlich geringes. So lange es keine einheimische Hochschule gab, waren diese Provinzen vielmehr darauf angewiesen, einen großen Theil ihres Bedarfs an Lehrern, Juristen, Predigern und Aerzten aus Deutschland zu beziehen und jeder Deutsche, der überhaupt auf Universitäten gewesen war, konnte darauf rechnen, an der Ostseeküste zu einer geachteten und auskömmlichen Stellung zu gelangen. In den Zeiten der Unabhängigkeit des Ordenslandes hatte die Einheit der die gesammte westliche Culturwelt beherrschenden katholischen Kirche bedingt, daß der geistliche Stand sich fortwährend durch deutsche Einwanderer ergänzte. Diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß die Reformation schon sehr bald nach ihrem ersten Auftauchen nach Livland drang und daselbst Wurzel schlug. Von da ab ist der Zusammenhang mit der kirchlichen Bewegung in Deutschland ein ununterbrochener gewesen, haben alle Phasen desselben an der Ostsee durchgemacht werden müssen, zumal die Prediger lange Zeit hindurch fast alle aus dem Westen kamen. Auch das Lehrfach wurde fast ausschließlich von Einwanderern bestritten; bei dem Mangel an der gehörigen Anzahl öffentlicher Schulen war das Institut der Hauslehrer namentlich unter dem Adel weit verbreitet und der deutsche „Hofmeister" ist während des 18. Jahrhunderts eine stereotype Figur in der baltischen Gesellschaft. Sind die Kinder des Edelmannes, der den jungen Studenten in das Land gezogen, für den Ein-

tritt in das wirkliche Leben gehörig vorbereitet, so wird der Hofmeister, wenn er die lettische oder estnische Sprache auch nur nothdürftig erlernt hat, Landpfarrer in der Nachbarschaft seines ehemaligen Patrons — steht sein Sinn nach höheren Dingen, so geht er nach Petersburg, um bei der Akademie der Wissenschaften oder einer andern gelehrten Anstalt ein Unterkommen zu suchen. Für diese Männer hatten die Ostseeprovinzen gleichsam die Station gebildet, auf welcher sie sich für weitere Wanderzüge vorbereiteten. Diese Hofmeister waren ihrer Zeit die wichtigsten Vermittler zwischen den Ideen, welche das geistige Leben Deutschlands bewegten, und dem baltischen Lande, und nicht wenige von ihnen haben ein dauerndes und ehrenvolles Gedächtniß in der Provinzialgeschichte hinterlassen; neben ihnen war die Zahl der deutschen Gelehrten nicht unbedeutend, welche direct an hohe Schul- und Predigtämter nach Riga, Dorpat und Mitau berufen wurden oder als praktische Juristen ins Land kamen. — Mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts hat dieses Verhältniß sich verändert; seit der Errichtung der Universität Dorpat wurde zur Regel, daß die überwiegende Mehrzahl aller öffentlichen Aemter durch Söhne des Landes besetzt wurde, nur im Lehrfach hat die Beihülfe deutscher Einwanderer nicht entbehrt werden können und noch gegenwärtig ist etwa die Hälfte aller Dorpater Professuren und ein großer Theil der Lehrer- und Oberlehrerstellen bei den baltischen Gymnasien von Gelehrten aus Deutschland besetzt. Die Zahl der Mediciner, Juristen, Naturforscher u. s. w., welche in Dorpat gebildet wurde, ist dagegen so bedeutend, daß ein großer Theil derselben nach Osten und Nordosten wandern muß, um eine gesicherte Existenz zu finden. Man kann das russische Reich vom Peipus-See bis zum Ochozkischen Meerbusen, vom Tiflis bis an die eisigen Gefilde Archangels durchstreifen, in jeder Stadt von einiger Bedeutung wird man wenigstens e i n e n deutschen Arzt und e i n e n deutschen Apotheker finden, die sich ihre wissenschaftliche Bildung aus Dorpat geholt haben. Zu diesen kommen die zahlreichen lutherischen Prediger in den größeren Gouvernements- und Kreisstädten und in den deutschen Colonien, ebenso Beamte und Gelehrte der verschiedensten Berufsgattungen, welche in Dorpat ihre Bildungsjahre verlebt haben. Am stärksten ist, wie das deutsche überhaupt, so namentlich das Dorpater Contingent in Petersburg vertreten, wo die deutschen Gelehrten und Aerzte nach Hunderten gezählt werden. Außerdem ist ein bedeutender Theil aller Katheder an den russischen Hochschulen durch Zöglinge der Dorpater Universität besetzt, namentlich in den medicinischen und naturwissenschaftlichen Facultäten herrschen die deutschen Namen vor.

Die baltischen gelehrten Auswanderer nach Osten sind von den oben erwähnten aristokratischen Emigranten wesentlich verschieden. Während diese vorwiegend in der großen Welt gefunden werden und mit den Vertretern des russischen Bojaren- und Magnatenthums durchaus paritätisch verkehren, häufig die französische Sprache und die in der russischen Aristokratie üblichen französischen Bildungs- und Umgangsformen annehmen, leben jene, die deutschen Gelehrten, fast ausschließlich unter einander oder doch mit Deutschen, sind sie in weitaus den meisten Fällen eifrig bemüht, ihr Familienleben nach deutschem Zuschnitt zu gestalten, den heimischen Brauch und die heimische Sprache sich und ihren Kindern zu erhalten; diese letzteren werden nicht selten nach Riga oder Dorpat gesandt, um der Segnungen deutscher Bildung theilhaft zu werden, kein Mittel zur Stärkung des Zusammenhangs mit der Heimath wird unbenutzt gelassen. Für die politischen Zustände der baltischen Colonie ist dagegen in den aristokratisch-deutschen Kreisen, namentlich Petersburgs, gewöhnlich mehr Verständniß zu finden als bei den Gelehrten — bei den ersteren prävalirt das specifisch liv- oder kurländische Bewußtsein, die letzteren fühlen sich nur als Deutsche. Es geschieht ebenso oft, daß Leute, die ausschließlich in der russischen Aristokratie verkehren, ihre Söhne in die Garde stecken und fast nur französisch reden, mit lebhaftem Eifer an den Verhandlungen der Landtage zu Riga, Mitau oder Reval theilnehmen und die Beschlüsse derselben nach Kräften unterstützen, wie daß umgekehrt deutsche Petersburger des Gelehrtenstandes, die sich ängstlich von jeder Berührung mit fremden Elementen abschließen, ohne alle Theilnahme für die politischen Geschicke des Heimathlandes sind und die aristokratischen Einrichtungen und Zustände desselben aus einer angeblichen Höhe verächtlich belächeln. In den deutsch-russischen Beamtenkreisen wird nicht selten entschiedener Haß und directe Feindschaft gegen das kur- est- und livländische Provinzialleben gefunden, namentlich bei denjenigen Deutschen, welche direct aus Deutschland eingewandert und den baltischen Zuständen fremd geblieben sind. — In den beiden Residenzen und einzelnen russischen Hafenstädten findet sich endlich noch eine dritte Gruppe deutscher Bewohner, welche aus Vertretern des Handelsstandes besteht und wegen ihrer Thätigkeit, Solidität und Betriebsamkeit allgemein geachtet ist. Der aus der Insel Wassily-Ostrow bestehende Stadttheil Petersburgs wird vorwiegend von deutschen Gelehrten und Kaufleuten bewohnt und bildet in diesem Sinne eine Welt für sich, die von dem, was in ihrer Umgebung vorgeht, häufig kaum berührt wird.

Diese Regel wird natürlich durch Ausnahmen bekräftigt. Es versteht

sich von selbst, daß sehr zahlreiche deutsche Bewohner des innern Rußland vorkommen, welche binnen Kurzem vollständig russificirt und von den eigentlichen Russen nur durch ungeschickte Aussprache der herrschenden Sprache und angebliche Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche unterschieden sind; da diese Unterscheidungszeichen in der zweiten Generation gewöhnlich wegfallen, kommen in Rußland Tausende von Trägern deutscher Namen vor, die ächte Russen sind. Im Allgemeinen läßt sich indessen behaupten, daß dieser Verwandlungsproceß sich an den eigentlichen Deutschen häufiger und rascher vollzieht, wie an den ausgewanderten Liv-, Est- und Kurländern. Diese bringen ein mehr oder minder geschärftes Bewußtsein der nationalen und religiösen Gegensätze mit und haben es leichter, mit der Heimath und den in dieser verbliebenen Angehörigen in Beziehung zu bleiben. Kommen sie im Alter an die Geburtsstätte zurück, oder suchen sie dieselbe als Gäste auf, so lassen sie sich im Durchschnitt noch erkennen und finden sie sich in dem baltischen Lebenskreise wieder zurecht; da das Familienleben unter den deutschen Bewohnern des Ostseelandes außerordentlich stark entwickelt ist und eine große Rolle spielt, sind beide Theile, die Ausgewanderten, wie die zu Hause Gebliebenen, eifrig bemüht, in Zusammenhang zu bleiben und sich zu verständigen. Reisende Landsleute finden nirgend eine gastlichere Aufnahme als bei den versprengten Aerzten, Apothekern und Gewerbsleuten, die von Riga und Mitau nach Ochozk, Orenburg oder Tiflis gerathen sind; die baltischen Localblätter gehen in zahlreichen Exemplaren in das Innere des russischen Reichs und liefern neben den in den Ostseestädten gedruckten Kalendern den Hauptstoff für das geistige Leben und die Unterhaltung der Ausgewanderten; Neffen und Vettern, die aus Rußland in die Provinzen gesandt sind, um „eine ordentliche Erziehung zu erhalten" finden sich in zahlreichen Familien großer und kleiner Städte an der Aa, dem Embach oder der Düna vor. Diese Hülfsmittel stehen den Deutschen, welche aus Stuttgart, München oder Dresden nach Orel, Rhäsan, Tobolsk oder Irkutsk kommen nur in den seltensten Fällen zu Gebote; dazu kommt, daß die aus Deutschland eingewanderten Deutschen in der Regel Leute sind, denen es wegen mangelnder sittlicher oder geistiger Vorzüge im Vaterlande nicht glückte und die weder das Zeug, noch den Willen haben, ihre Nationalität zu conserviren, während die Wanderung in das große Rußland in Liv-, Est- und Kurland ein von Alters her bekanntes Auskunftsmittel für alle diejenigen ist, welche es rasch zu einer unabhängigen Stellung bringen wollen und die baltischen Emigranten sehr viel häufiger den höheren und gebildeteren Ständen angehören, als die ausgewanderten Bayern, Würtemberger oder Sachsen.

Namentlich für die zahlreiche Klasse der deutschen Handwerker stellen die letzteren das Hauptcontingent, so daß die ausgewanderten baltischen Gewerbsleute die Minorität bilden und unter ihnen verschwinden.

Es sei bei dieser Gelegenheit eines alten, kaum bekannt gewordenen Buchs Erwähnung gethan, welches etwa um das Jahr 1820 unter dem Titel „Pilgerschaft durch Land und Leben von Christian Carl Ludwig Klee" (Riga u. Leipzig bei Hartmann) erschien und ein sehr interessantes Bild von dem Leben und Treiben der deutschen Auswanderer in Rußland entwirft. Der Verfasser, der ein unruhiger Geist gewesen zu sein scheint, war im Jahre 1792 als Hauslehrer nach Estland gekommen, hatte dort geheirathet und war dann mit seiner Familie durch ganz Rußland bis in das an der Wolga belegene Gouvernement Saratow gewandert, um in den verschiedensten, beständig wechselnden Stellungen „sein Glück zu suchen" und schließlich als halbblinder Proletarier in das Vaterland zurückzukehren. Seine mit entschiedenem Talent geschriebene Selbstbiographie enthält außer einer vorzüglichen Schilderung des großen Brandes von Moskau, lesenswerthe Mittheilungen über den eigenthümlichen Zusammenhang, der die deutschen Handwerker, Kaufleute und Gelehrten im fernen Osten verbindet und die wunderlichen Schicksale, welche viele unter ihnen durchzumachen haben. Bald hören wir von einem Leipziger Studiosus juris, der seine russische Carrière als Officier bei den reitenden Gardejägern begonnen und als lutherischer Propst der deutschen Gemeinde in Moskau beschlossen, bald von einem Beamten des Justizministeriums, der ursprünglich Theologe gewesen, dann als Mathematiklehrer nach Rußland gekommen ist. Der Autor selbst zeigt viel von der den Deutschen Rußlands häufig zum Vorwurf gemachten Neigung, um jeden Preis Carrière machen zu wollen. Er ist abwechselnd Lehrer der alten Sprachen, praktischer Musiker, Verfasser eines Rechenbuchs und eines Handbuchs zur Erlernung des Französischen; in Estland lebend, trägt er sich mit Plänen für die Umgestaltung der Agrarverhältnisse, ein anderes Mal sendet er dem Kaiser Paul einen Plan für die neuzuerrichtende Universität Dorpat und um einen seiner zahlreichen Prinzipale gefällig zu sein, unterrichtet er, der nie eine Flinte abgeschossen hat, die Söhne desselben in Strategie und Befestigungskunde. Immerhin gewährt dieses Buch eine lebhafte Vorstellung von dem Treiben dieser unter Russen, Polen, Tartaren und Grusiern verstreuten Deutschen und dem eigenthümlichen Verhältniß, in welchem dieselben zu ihren Landsleuten, wie zu ihrer übrigen Umgebung stehen. Zu bemerken ist übrigens, daß die Zustände unter den Deutschen des inneren Rußland sich wesentlich verändert haben, seit an allen größeren Orten

deutsche kirchliche Gemeinden errichtet und sammt ihren Predigern unter das im Jahre 1832 ausgearbeitete Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands gestellt worden sind. Durch die vor etwa zehn Jahren errichtete, von der kirchlichen Oberbehörde geleitete „Unterstützungskasse für verarmte evangelische Gemeinden" ist um alle in Rußland lebenden Protestanten ein Band geschlungen worden, dessen Kraft sich in segensreichster Weise bewährt hat.

Die baltisch-deutsche Auswanderung in das innere Rußland erscheint, soweit sie bisher geschildert worden, als ein gesunder und naturgemäßer Proceß, der in der Natur der Verhältnisse begründet ist und seinen Fortgang nimmt, ohne der Unterstützung oder Nachhülfe durch künstliche Agitationsmittel zu bedürfen. Für das Leben der Ostseeprovinzen ist dieser auf dem Princip des Stoffwechsels beruhende Proceß in mehrfacher Beziehung von entschiedener Wichtigkeit gewesen. Daß die Regierung allen Verdächtigungen der Moskauer Nationalpartei zum Trotz in die Erhaltung der deutschen Universität Dorpat gewilligt hat, wäre schwerlich geschehen, wenn dieselbe nicht als Pflanzschule für einen großen Theil der russischen Lehranstalten und als Bildungsstätte für all' die Aerzte, Apotheker, Lehrer u. s. w., welche jährlich an die Wolga, an das schwarze und weiße Meer ziehen, unentbehrlich wäre. In diesem Sinne hat das baltisch-deutsche Element einen humanen und civilisatorischen Beruf, der zwar nicht den Schwerpunkt des guten Rechts dieser Colonie bildet, dessen Wichtigkeit aber nicht unterschätzt werden darf. Für die baltischen Provinzen selbst kommt diese Beweglichkeit eines Theils ihr gebildeten Bevölkerung, aber noch aus einem andern Grunde in Betracht: das fortwährende Abströmen deutscher Kräfte in das Innere der russischen Reichs ermöglicht eine fortwährende Verjüngung dieser Colonie durch Einwanderer aus Deutschland, welche wesentlich zur Erhaltung des Zusammenhangs mit dem Mutterlande beitragen. Neben den einzelnen Gelehrten, welche aus Deutschland an die Ostseeküste pilgern, sind es ganz besonders Kaufleute und Handwerker, welche ins Land kommen, in neuester Zeit auch Techniker, Ingenieure, Eisenbahnbeamte u. s. w., deren namentlich das neugestaltete Riga in großer Anzahl bedurft hat, um seine Verjüngung glücklich durchzuführen. Es dürfte sich kaum ein bedeutendes Rigaer Comptoir oder Fabrikunternehmen finden, in dem nicht ein oder mehrere „Ausländer" beschäftigt wären, denen es nachher gelingt, selbständige Etablissements zu begründen und binnen weniger Jahre in der Stadt, die sie als Fremdlinge und in der Absicht eines blos zeitweisen Aufenthalts betraten, heimisch zu werden. Da die Arbeitskraft dieser „neuen Männer" in der Regel ausgiebiger

ist, als die der Eingeborenen, zumal wenn diese in Wohlhabenheit aufgewachsen sind, so hat diese Einwanderung zugleich den Vorzug, anspornend und belebend auf die Concurrenz zu wirken. Vielleicht numerisch noch stärker ist die Einwanderung deutscher Handwerker, welche in großen wie kleinen Ostseestädten anzutreffen sind und schon wegen des Zunftschutzes, den sie finden, gewöhnlich noch rascher heimisch werden, als die Kaufleute. — Daß diese Aus- und Einwanderung im richtigen Verhältniß bleibt, weder ins Stocken geräth, noch all' zu rasch fluctuirt, ist eine wesentliche Bedingung für die gesunde Entwickelung des baltisch-deutschen Lebens; freilich wird sie dadurch bedingt, daß ein Stamm alter Familien stets im Lande bleibt, um für Wahrung der Traditionen desselben und gehörige Acclimatisation der neuen Mitbürger zu sorgen, die gewöhnlich erst in der zweiten Generation zu einem lebendigen Antheil an den öffentlichen Einrichtungen gelangen, deren eigenthümliches und alterthümliches Gepräge sie Anfangs zurückstößt.

In eine wesentlich andere Categorie gehören die Versuche, welche während der letzten zwanzig Jahre wiederholt gemacht worden sind, um das lettische und estnische Landvolk zur Auswanderung nach Rußland zu reizen. Für Emigrationen dieser Art fehlt jeder innere Grund, jede Berechtigung, da es in den Ostseeprovinzen immer noch an Kräften zu gehöriger Ausnutzung des Grund und Bodens gebricht und eine mehrjährige Erfahrung gelehrt hat, daß die mit stolzen Hoffnungen ausgewanderten Letten und Esten das gesuchte Glück in dem Innern Rußlands nicht gefunden, sondern meist als um ihre sauren Ersparnisse betrogene Bettler in die Heimath zurückgekehrt sind. Der Gedanke an eine Auswanderung in den russischen Osten tauchte zuerst am Eingange der vierziger Jahre in dem lettischen Theil Livlands zur Zeit einer ziemlich allgemeinen Hungersnoth auf; nachweisbar stand er mit den gleichzeitigen Bestrebungen, die Letten und Esten zum Uebertritt in die griechisch-orthodoxe Kirche zu bewegen, in Zusammenhang. Der harte Druck, der bis zu der Agrarreform von 1849 auf dem Landvolk ruhte, war wesentlich durch den Umstand verschärft, daß die damalige Gesetzgebung den lettischen und estnischen Bauern die Auswanderung aus der Provinz verbot — Grund genug, dieselbe begehrenswerth zu machen und gewissenlosen Agenten, welche von goldnen Bergen in dem „warmen Lande" fabelten, das Spiel zu erleichtern. Nach Aufhebung der erwähnten Beschränkung wanderten in der Mitte der fünfziger Jahre zuerst einige hundert Esten aus der Umgegend Dorpats in das Gouvernement Samara. Das Loos, das die Bethörten daselbst erwartete, war ein so hartes, daß ein Theil der Auswanderer nach Jahresfrist heimkehrte, um die

Landsleute und Nachbarn vor dem „Lande ohne Holz und Wasser" (der im Uebrigen fruchtbare Steppenboden des südlichen Rußland leidet bekanntlich an dem Mangel aller Baumvegetation) zu warnen, und daß der Rest weiter in die Krimm wanderte, wo er, soweit uns bekannt, vollständig verschollen ist. Ihre große Rolle begann die bäuerliche Auswanderung erst nach Aufhebung der russischen Leibeigenschaft zu Folge oder wenigstens im Zusammenhang mit der s. g. junglettischen Agitation. Einige junge Letten, welche in Dorpat academischer Bildung theilhaft geworden und dann nach Petersburg gegangen waren, wurden in den Jahren politischer Erregung, welche dem Pariser Frieden und dem Emancipationsgesetz vom 19. Februar 1861 folgten, in den Strudel der russischen Demokratie und der panslawistischen Agitation gezogen und begeisterten sich plötzlich für den Gedanken, eine von der deutschen unabhängige, lettisch-slawische Cultur zu begründen. Mit den Führern der Moskauer Nationalpartei in Beziehung getreten, begannen sie damit, einen großen publicistischen Streifzug gegen die baltisch-deutschen Zustände zu eröffnen; zu St. Petersburg wurde eine neue lettische Zeitung begründet, welche in directem Gegensatz zu den in gleicher Sprache zu Riga und Mitau herausgegebenen Journalen dem Lettenvolk ein Bündniß mit der großen und freien russischen Nation und der griechisch-orthodoxen Kirche empfahl, die Stammesgemeinschaft beider Nationen hervorhob, Ausdehnung der russischen Agrargesetzgebung auf die Ostseeprovinzen verlangte, und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß die Vernichtung aller deutschen Elemente das geeignetste Mittel zur Erneuerung der Brüderschaft zwischen Letten und Russen sei. Besonders charakteristisch für dieses junglettische Organ ward einerseits der Haß gegen das protestantisch-kirchliche Leben, welches das wichtigste Band zwischen Deutschen und Urbewohnern der baltischen Küste bildet und anderer Seits die entschiedene Vorliebe für gewisse socialistische Tendenzen, welche zu Folge des Herzenschen Einflusses auch in der russischen Presse im Schwange waren und darauf abzielten, das altrussische Institut des ungetheilten Gemeindebesitzes und des gleichen Rechts Aller an den Grund und Boden, zur Grundlage eines neuen agrarischen und politischen Systems zu machen. Die „Landlosigkeit" der liv-, est- und kurländischen Bauerknechte (in Rußland wird bekanntlich das Gemeindeland periodisch zu gleich großen Parcellen an alle Gemeindeglieder vertheilt und findet ein Unterschied zwischen Bauerwirthen und Bauerknechten nicht statt) war das Thema, auf welches die junglettischen Schriftsteller in ihren deutschen und lettischen Publicationen (die mit Vorliebe bei der panslawistischen Firma Schmaler und Pech zu Bautzen verlegt wurden) besonders häufig und besonders ausführlich zurückkamen.

Obgleich es der Agitation dieser junglettischen Führer einige Jahre lang glückte, die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute zu erregen, mußten die Zurechnungsfähigen unter denselben sich doch bald sagen, daß dauernde Erfolge sich auf dem betretenen Wege nicht erzielen ließen. Der Gedanke, ein Volk von Ackerbauern durch Journalartikel für eine selbständige Cultur und die Idee des Panslawismus begeistern zu wollen und das protestantische Kirchenthum, welches die wesentliche Substanz alles geistigen Lebens dieser Nation bildete, plötzlich für überlebt zu erklären und durch unverdaute Träber Feuerbachscher Philosophemen zu ersetzen — er war in der That zu kindisch, um auch nur vor seinen Urhebern länger, als während einiger Jahre selbstgefälliger Ueberschwenglichkeit zu bestehen. Man beschloß darum in practischer und wahrhaft volksthümlicher Weise vorzugehen, mit den verhaßten baltischen Baronen und Pastoren nicht mehr auf theoretischem Gebiet zu streiten, sondern denselben den realen Boden unter den Füßen fortzuziehen. Einer der Führer und Begründer der Fraction kaufte im Gouvernement Nowgorod einige hundert Deßjätinen völlig uncultivirten Landes und ließ durch seine Zeitung bekannt machen, daß er lettischen Auswanderern unter günstigen Bedingungen zum Erwerb von Grundbesitz in einem fruchtbaren und der Moskau-Petersburger Staatsbahn nahe belegenen Theile Rußlands verhelfen könne. Schaarenweise strömten Bauerknechte, die sich das nöthige Reisegeld mühsam erspart hatten, mit ihren Familien auf die Besitzung ihres Landsmanns, nachdem sie bei den Agenten desselben einige Tausend Rubel als Anzahlung niedergelegt hatten. Da es an den Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme ebenso fehlte, wie an dem nöthigen Betriebscapital zur Urbarmachung des Landes und zur Begründung menschlicher Wohnungen, wanderten die unglücklichen Auswanderer nach einigen Wochen nach St. Petersburg zurück, wo sie die Straßen als Bettler durchirrten und der russischen Presse zu bitterer Anklage, nicht gegen den Urheber dieses thörichten Unternehmens, sondern gegen die deutschen Unterdrücker der „landlosen" Letten und Esten, Veranlassung gaben. In ihre Heimath zurückgesandt, mußten diese vollständig verarmten Leute von den Gemeinden, zu denen sie gehört hatten, erhalten werden.

Obgleich diese traurige Erfahrung dem Ansehen der junglettischen Agitation für längere Zeit einen schweren Stoß versetzte, konnte einige Jahre später ein dritter Auswanderungsversuch inscenirt werden; die angewandten Mittel waren von denen der Agitation in Nowgorod ebenso wenig verschieden, wie die Resultate, nur daß der Unternehmer dieses Mal nicht ein Lette, sondern ein russischer Gutsbesitzer aus dem Gouvernement Mohilew gewesen war, der die Angelegenheit in die Hände

von Agenten legte, die ihn wahrscheinlich ebenso gründlich betrogen haben, wie die Auswanderer. Die gesammte Bewegung stand, — wie schon der Schauplatz derselben, Kurland und das lettische Livland andeutet — mit den agrarischen Umgestaltungen Litthauens in engem Zusammenhang. Dort waren die bäuerlichen Pächter zu Folge des polnischen Aufstandes von 1863 plötzlich zu Eigenthümern ihrer Pachthöfe erklärt und zahlreiche, zu den Herrenhöfen gehörige Grundstücke an bäuerliche Knechte vertheilt worden. Kein Wunder, wenn dieses Beispiel auf die ländliche Bevölkerung der benachbarten baltischen Landestheile verlockend und aufreizend einwirkte nnd der durch Junglettland feierlich proclamirte Grundsatz, daß soweit das russische Scepter reiche Alle gleiches Recht auf die Mutter Erde hätten und der Unterschied zwischen selbständigen Wirthschaftsunternehmern und Knechten aufhören müsse, begeisterte Anhänger und Gläubige fand, die erst durch schwere Erfahrungen von der Verderblichkeit und Undurchführbarkeit der neuen Lehre überzeugt werden konnten. Die blinde Leidenschaftlichkeit mit welcher ein großer Theil der russischen Presse die Partei der Agitatoren nahm, die thörichten Auswanderungsprojecte unterstützte und ohne Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse die Durchführung eines Systems verlangte, das sich selbst an der Stätte seiner Entstehung nicht bewährt hatte — hat nicht wenig dazu beigetragen, den Gegensatz zwischen dem auf westeuropäischer Grundlage ruhenden baltisch-deutschen Wesen und dem Nationalrussenthum zu verbittern und zu schärfen.

Wärend die Versuche zur Ansiedelung von Letten und Esten im Innern des russischen Reichs allenthalben Bankerott gemacht haben, hat sich eine lettisch-estnische Colonisation in den Liv- und Kurland benachbarter Gouvernements Pleskau, Wilna und Kowno in gesunder und natürlicher Weise, wenn auch in bescheidenen Proportionen entwickelt. Dem Beispiel einzelner ihrer Gutsherren folgend, welche zu Folge der zunehmenden Entwerthung des Grund und Bodens in Rußland, für beispiellos niedrige Preise in den Grenzbezirken Landgüter erwarben, haben wohlhabende liv- und kurländische Bauerwirthe in den genannten Provinzen einzelne Höfe und Grundstücke erworben, die sie ihren jüngeren Söhnen überließen oder mit Hülfe von Knechten direkt bewirthschafteten. Da der Lette ein ungleich besserer und gebildeterer Landwirth ist als sein russischer oder litthauischer Nachbar, da die Unternehmer ausnahmslos wohlhabende Leute waren, welche das nöthige Betriebscapital mitbrachten und an den geordneten Zuständen des benachbarten Heimathlandes einen Stützpunkt besaßen, so sind diese colonialen Bestrebungen, namentlich in den Kurland benachbarten Districten

Kownos in der Regel ziemlich erfolgreich gewesen. Wo sie Boden gewannen, wurden alsbald auch lutherische Kirchen und Schulen begründet, welche für die Gesundheit und den sittlichen Charakter des gesammten Unternehmens Zeugniß ablegten. Nachtheilig auf das Ostseeland hat diese Erweiterung des natürlichen Colonisationsgebietes höchstens dadurch gewirkt, daß sie zur Verminderung der ohnehin kostbaren und sparsam gesäten Arbeitskräfte beitrug und die an und für sich schwierige Begründung einer intensiven Landwirthschaft empfindlich hemmte. Die gleichzeitig gemachten Versuche, diesem Mangel durch Heranziehung deutscher Arbeiter aus Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen abzuhelfen, sind bis jetzt ziemlich resultatlos geblieben und dürften kaum eine Zukunft haben. Der Natur der Sache nach waren es nicht die besten, sondern die schlechtesten Elemente, namentlich Mecklenburgs, welche für das Ostseeland gewonnen wurden, Leute von niedriger Bildung, grenzenloser Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit, die sich nirgend in die neuen Verhältnisse zu schicken wußten, ausnahmslos arm und verschuldet waren und ihren lettischen und estnischen Nachbarn dadurch Anstoß gaben, daß sie — Dank den heillosen Verhältnissen Mecklenburgs — gewöhnlich im Concubinat lebten und (was in den Augen der baltischen Bauern für ein Symptom tiefster Verwahrlosung gilt) nicht ein Mal den Katechismus kannten. Obgleich es die einzelnen Gutsbesitzer, welche es mit diesen „deutschen Arbeitern" versuchten, im Durchschnitt weder an gutem Willen noch an Opferbereitschaft fehlen ließen, hat diese Art der Einwanderung keinen großen Umfang gewonnen.

Es scheint, die deutsche Colonisation im baltischen Norden ist an die ursprünglichen Gesetze gebunden, welche schon bei ihrer Begründung zur Geltung kamen: der Deutsche, der in dieses Land kommt und in demselben heimisch werden soll, muß der Träger einer höheren Bildung sein und hat die Aufgabe, durch die Verbreitung dieser sittigend zu wirken. Die deutschen Handwerker, Kaufleute und Gelehrten, welche seit Jahrhunderten auf den Pfaden, welche von den ersten kriegerischen Ansiedlern gebahnt worden, an die Ufer des Rigaschen und des finnischen Meerbusens kommen, haben in diesem Küstenlande beinahe ausnahmslos eine zweite Heimath, einen reichen Wirkungskreis und eine gesicherte materielle Stellung gefunden; ihnen war die Möglichkeit geboten, ihrer Nationalität, Sprache und Kirche treu zu bleiben und in demselben Geiste zu wirken, der das öffentliche Leben ihres Vaterlandes beseelt und getragen hatte. Ihr Beruf war und ist noch heute, neues, frisches Blut in die Adern der alten Bremer Niederlassung zu gießen, das zuweilen stockende Leben der baltischen Colonie zu rascherem Pul-

siren zu wecken, den Zusammenhang zwischen dem Stammlande und dem vorgeschobenen Posten aufzufrischen und die Culturfortschritte, welche in den Centren des Westens gemacht werden, nach Osten hin zu vermitteln. Merkwürdig genug, daß trotz der Auflösung aller übrigen Verbindungsfäden zwischen hüben und drüben dem Volke ein instinctives Bewußtsein davon geblieben ist, daß das alte Livland die beste und natürlichste Station für den Deutschen bildet, den der angeborene Wander- und Colonisationstrieb seines Stammes nach Osten treibt, und daß dieses Bewußtsein stark genug geblieben ist, um dem Ostseelande durch stete Einwanderungen aus Westen die Möglichkeit der Erhaltung und Wiederauffrischung seines deutschen Charakters zu wahren.

Aehnlich verhält es sich mit der Auswanderung aus den Ostseeprovinzen nach Rußland. Während dieselbe ein Mal dafür sorgt, daß für den Zuzug aus Westen Platz geschafft werde, bewirkt sie gleichzeitig, daß ein gut' Theil der innerhalb Landes überflüssig gewordenen oder verbrauchten Kräfte, als Culturdünger nach Osten geschwemmt wird und dort die gehörige Verwendung findet. Auch hier erscheinen vorzugsweise die Elemente brauchbar, welche direct oder indirect für eine Erhöhung des civilisatorischen Niveaus sorgen, während sich die Verstärkung der primitiven russischen Arbeitskräfte durch Ansiedlung baltischer oder deutscher Landbauern im Großen und Ganzen wenig bewährt hat. Weder haben die zu den Zeiten Catharinas II. an die Wolga gerufenen Würtemberger und Bayern besonderen Nutzen geschafft, noch sind, wie oben ausgeführt, die Wanderversuche der Letten und Esten glücklich gewesen. Gerade umgekehrt verhält es sich bei der Aus- und Einwanderung von Vertretern der meisten Zweige höherer menschlicher Thätigkeit: in diesem Sinne den Vermittler eines gehörigen Stoffwechsels abzugeben, scheint die geschichtliche Aufgabe der deutschen Niederlassung im Lande der Letten und Esten zu sein, deren eigene Prosperität wiederum dadurch bedingt ist, daß dieser Lebenskreislauf sich in der richtigen Weise vollzieht. Freilich ist der Hauptgrund des peinlichen Verhältnisses, in welches Liv-, Est- und Kurland neuerdings zu der russischen Nationalpartei gerathen ist, gerade darin zu suchen, daß dieses Grenzland sich nicht mit einer eigenartigen Sonderexistenz begnügt hat, sondern dem Innern des Reichs fortwährend neue deutsche Kräfte zuführt und dadurch eine rein nationale Entwickelung des russischen Staats- und Gesellschaftslebens zu hindern scheint. In dieser Beziehung ist die Stellung der baltischen Deutschen zu den Russen wesentlich von der der schwedischen Finnländer und der Polen verschieden. Obgleich auch aus den von diesen bewohnten Ländern gelegentlich in das Innere der

großen sarmatischen Ebene gewandert wird, ist der Einfluß, den dieselben auf ihre Reichsgenossen üben, ein ungleich geringerer als der der Liv- Est- und Kurländer, hinter denen ein großes und wanderlustiges Culturvolk steht. Finnland hat sich zu allen Zeiten damit begnügt, ein streng in sich abgeschlossenes Leben zu führen; die Rolle, welche die einzelnen vornehmen Familien dieses Landes in Petersburg spielten, war mit der der Deutschen verglichen, eine höchst bescheidene und die nach Moskau, Kiew oder Tobolsk wandernden Schweden und Finnländer sind niemals zahlreich genug gewesen, um die besondere Aufmerksamkeit des russischen Volkes zu erregen und dieses gegen die Abgeschlossenheit des Landes am bottnischen Meerbusen mißtrauisch zu machen. Aehnlich verhält es sich mit den Litthauern und Polen, die erst in neuester Zeit und fast immer gegen ihren Willen in das innere Rußland gezogen worden sind; der Haß und das Mißtrauen, mit welchem sie auch außerhalb ihres Vaterlandes verfolgt werden, beruht — abgesehen von den blutigen Kämpfen, die seit 500 Jahren zwischen Polen und Russen gewüthet haben und bei denen es sich um den Besitz Litthauens und Weißrußlands handelte — vornehmlich auf dem Gegensatz zwischen der katholischen und der griechisch-orthodoxen Kirche nicht auf der Besorgniß davor, daß polnische Einwanderer zu Beherrschern des russischen Reichs werden könnten.

Wie der Protestantismus in Rußland durch Deutsche vertreten ist, so der Katholicismus durch Polen, die bis nach Sibirien hin fast alle geistlichen Aemter der römischen Kirche im Besitz haben.

Der Neid und die Eifersucht, mit welchem die zahlreichen in Rußland zu Wohlstand und Ansehen gelangten Deutschen verfolgt werden (Polen und Finnländer haben sich gleicher Erfolge nur sehr ausnahmsweise zu rühmen), richtet sich ganz naturgemäß nicht sowohl gegen die einzelnen, in dem russischen Reich verstreuten Individuen, sondern gegen die drei Provinzen, welche für die Wiege und Station dieser Einwanderung gelten und häufig nur in dieser Eigenschaft gekannt werden. Dadurch werden zwei Fragen mit einander vermischt, die an und für sich Nichts mit einander gemein haben und von denen die eine mehrere Jahrhunderte jünger ist, als die andere: die Frage nach dem Recht einer eigenartigen Existenzform der drei deutschen Provinzen an der Ostsee und die nach dem Einfluß, welchen die Deutschen in Rußland üben. Daß es für ein sieben Jahrhunderte zählendes Gemeinwesen nicht präjudicirlich sein kann, ob die Einzelnen, die aus demselben nach Osten wandern, willkommen sind oder nicht, würde unter andern Verhältnissen, als den hier betrachteten für selbstverständlich gelten können und es bedarf nur einer richtigen Fragestellung, um die Sache

der baltisch-deutschen Provinzen Rußlands von der der Deutschen in Rußland zu trennen. Dazu kommt, daß über die beiden Punkte, in welche das vorliegende Problem sich auflöst, in Rußland selbst sehr verschieden, ja widersprechend geurtheilt wird; die Einen haben Nichts gegen die Deutschen in Rußland, sie wollen nur von deutsch gearteten Provinzen Nichts wissen und wünschen aus diesem Grunde die Liv-, Est- und Kurländer den Dentschen in Petersburg gleich zu stellen — die Andern glauben durch Zerstörung der Provinzialverbände das gesammte deutsche Wesen in Rußland vernichten zu können. Beide Parteien bewegen sich in nachweisbaren Irrthümern: Die Einen lassen außer Betracht, daß das Ostseeland die Einwanderung tüchtiger deutscher Kräfte allein zu vermitteln im Stande ist, indem es denselben zur Station und zum Rückhalt wird; schon der eine Umstand, daß die Universität Dorpat das gesammte Reich mit den protestantischen Seelsorgern und Lehrern versorgt, deren die Gemeinden der „Diaspora" dringend bedürfen, wenn sie mit dem guten Beispiel einer durch die Kirche vermittelten höhern Bildung*) vorangehen sollen, fällt in dieser Beziehung so schwer ins Gewicht, daß er weitere Ausführungen überflüssig macht. Was die Meinung der Enragés der Slawophilenpartei anlangt, durch Vernichtung des baltischen Provinziallebens werde zugleich die Möglichkeit einer rein nationalen Entwickelung des russischen Staats und Volks geschaffen und das gesammte deutsche Wesen ins Herz getroffen werden, so beruht dieselbe auf vollständiger Verkennung des Wesens der Sache, um die es sich handelt: sprengt man diese Provinzialverbände, so vermehrt man dadurch blos die Zahl der dem Russenthum zu assimilirenden fremden Elemente. Nicht die auf ihre Sphäre beschränkten Liv-, Est- und Kurländer, die Deutschrussen ohne Heimath, Nationalität, Sprache und Religion sind es, welche die gewünschte „gesunde Entwickelung aus dem Volksthum" verhindern und allenfalls „für Mamelucken des Absolutismus" gelten können. Hat die in Litthauen und Polen geübte, angeblich nationale Politik bereits dazu geführt, die

*) Fast bei allen im Innern des russischen Reichs gebauten lutherischen Kirchen befinden sich s. g. Kirchenschulen, in denen nicht nur die Kinder der deutschen Gemeindeglieder, sondern sehr häufig auch Russen erzogen werden. In Petersburg und Moskau stehen diese durch die Wohlhabenheit der Gemeinden glänzend ausgestatteten Kirchenschulen auf der Stufe von Gymnasien, indem sie für die besten Bildungsanstalten, die überhaupt in dem eigentlichen Rußland zu finden sind, gelten. Trotz verschiedener Angriffe der Nationalpartei hat die Regierung sich wiederholt und noch im vorigen Jahre für Erhaltung derselben ausgesprochen und ihre Tüchtigkeit direkt anerkannt. In Petersburg soll mehr als ein Drittheil der Zöglinge dieser Anstalten aus Russen griechisch-orthodoxer Confession bestehen.

Zahl dieser catilinarischen Existenzen im eigentlichen Rußland beträchtlich zu vermehren, so würde eine Ausdehnung derselben auf die drei Ostseeprovinzen dieses vorhandene Uebel in eminenter Weise steigern, vielleicht unbesiegbar machen. Die russische Nationalpartei hat kein verkehrteres Mittel zur Erreichung ihres Ziels, — jener viel gepriesenen „Rückkehr zum vorpetrinischen russischen Volksthum", welche als Panacée gegen alle Krankheiten des Staats gerühmt wird, — anwenden können, als das der Achterklärung gegen die fremden Elemente, welche auf eigenem Boden ein selbständiges Culturleben führen; zu wirklichen Russen sind dieselben nicht mehr zu machen. Zieht man ihnen den Boden unter den Füßen weg, so zwingt man sie, in jenes Zwittergeschlecht überzugehen, gegen welches im Namen des Nationalitätsprincips Krieg geführt wird, und mit dem sie an und für sich Nichts zu thun haben.

Neben der großen, wichtigen und gegenwärtig die Regel bildenden baltischen Emigration nach Osten, hat es immer auch eine baltische Auswanderung nach Westen gegeben. Obgleich älter als jene, ist sie die Ausnahme geblieben, hat sie keinen dauernden Einfluß auf die Entwickelung des Ganzen geübt. Kaum beachtet und ohne politische oder national-öconomische Bedeutung, bietet sie gerade darum jenes Interesse, das die Ausnahme nicht selten vor der Regel voraus hat. Die Emigranten nach Westen, welche uns in der 700jährigen Geschichte des baltischen Landes begegnen, sind von den Durchschnittsmenschen, die der Drang des materiellen Lebens, oder jener Ehrgeiz, der sich mit Orden und Titel befriedigen läßt, aus dem heimischen Bürger- oder Pfarrhause in die Fremde treibt, wesentlich verschieden. Ideale Bedürfnisse oder Verschrobenheit der heimischen Verhältnisse haben diese Gesellen dem stillen Frieden eines Landes entrückt, dessen Söhnen gewöhnlich schon an der Wiege vorgesungen wird, ob sie zu Landräthen, Rathsherren, Oberpastoren oder Oberlehrern bestimmt sind. In buntem Gemisch begegnen uns in der Schaar dieser Emigranten ägyptische Sultane und persische Hofgärtner, Heerführer aus aller Herren Länder, hochmüthige Pairs und bescheidene Gelehrte, stolze Freiheitshelden und charakterlose Vagabunden, Männer, die durchschnittlich in der Heimath ebenso vergessen sind, wie in den Ländern, in welchen sie seßhaft zu werden suchten. Für die Zustände, denen sie entsprossen, sind auch diese Abenteurer charakteristisch, schon um der Gründe willen, welche sie landesflüchtig machten. Auch an ihnen lassen sich gewisse Gesetze der baltischen Provinzialgeschichte nachweisen und die Categorien, in welche sie zerfallen, stehen mit den Geschicken oder richtiger Mißgeschicken des Vaterlandes in direktem Zusammenhang.

Die baltischen Emigranten älterer Zeit sind, soweit ihre Namen auf die Nachwelt gekommen, sämmtlich Krieger. An ihrer Spitze steht ein Livländer des dreizehnten Jahrhunderts, der es von seinen sämmtlichen vor- und nachgeborenen Landsleuten ohne Frage am Weitesten gebracht hat — zum Sultan von Aegypten. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts — so wird berichtet — fiel ein Herzog von Mecklenburg, der als Kreuzfahrer über das mittelländische Meer gezogen war, in die Gefangenschaft des Sultan Laginus von Aegypten, und mußte sammt seinen Gefährten harte Sclaverei dulden. An einem Festtage, da der Sultan guten Muths war, befahl er seine kriegsgefangenen Sclaven vorzuführen und nach Namen und Herkunft zu fragen. Da der Herzog vortrat, faßte Laginus ihn ins Auge und sprach: Dich kenne ich, Du bist ein Herzog aus Mecklenburg. Da ich ein Zeugmeister im Lande Livland war, habe ich Dich gesehen, als Du Deine Heerfahrt in diese Gegend thatest. — Leider fehlen alle weiteren Nachrichten über Herkunft und Geschick dieses livländischen Pharao; wir wissen nur, daß er dem Herzog in Erinnerung der früheren Bekanntschaft die Freiheit schenkte und daß er in der Geschichte Almelik Almansur Husam Eddin Ladjin († 1299) hieß. — Die beinahe ununterbrochenen Kriege, welche in die Zeit der polnischen und der ersten Hälfte der schwedischen Herrschaft über Liv- und Estland fallen, lassen erklärlich erscheinen, daß bis gegen den Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts keine Namen baltischer Glücksoldaten genannt werden, die außerhalb Landes der Werbetrommel folgten; hatten doch in den Schlachten des polnisch-russischen Krieges und des schwedisch-polnischen Erbfolgekrieges hunderte und tausende tapferer Liv- und Estländer ihr Herzblut vergießen müssen; dann folgte den Fahnen Gustav Adolfs, wer ein Schwert tragen konnte, um im dreißigjährigen Kriege für die Sache protestantischer Freiheit zu fechten. Erst die Mißregierung Karls XI., der drei Viertheile aller livländischen Adelsfamilien durch das berüchtigte Reductionsgesetz an den Bettelstab brachte, veranlaßte eine größere Anzahl livländischer junger Soldaten im westlichen Europa ihr Glück zu suchen. Patkul nahm, bevor er mit Peter dem Großen in Verbindung trat, kursächsische Dienste, ebenso ein Paykul, der es zum Generallieutenant brachte; aus derselben Zeit wird ein Herr von Rehbinder als sardinischer, ein Fabian Wrangell als österreichischer Feldmarschall und Generalgouverneur von Brüssel genannt; Taps von Tiesenhausen kämpft als französischer Generallieutenant unter Ludwig XIV.; Heinrich Otto v. Albedyll mit demselben Range in der hannoverschen, Graf Woldemar Meyernfeld und Friedr. Casim. Löwenwolde in der österreichischen Armee, Johann Campenhausen

bekleidet das Amt eines polnischen Oberkommandanten von Kamenez-Podolsk. Sieben andere Livländer nehmen bei den Holländern Dienste: Die Generalmajors Buddenbrock (aus dem Hause Sudden), Duderberg (aus Schwarzhof), Freymann (Oberstlieutenant in der blauen Garde), Gideon Löschert (von Orgimetz) und die Obersten Heinrich Gotthard Buddenbrock (aus dem Hause Essen), Rehbinder und Ulrich. Oberst Wilhelm Friedrich de la Barre steht um dieselbe Zeit in der deutschen Reichsarmee, Carl Mengden mit demselben Rang in hessischen, Paul Christoph Rosen in österreichischen, ein Herr von Wrangell in hannoverschen Diensten; Otto Albedyll fungirt als hannoverscher wirklicher Geheimrath; Peter Vietinghoff (aus dem Hause Groß-Roop) als sächsischer Kammerherr; ein Ungern-Sternberg als ostfriesländischer Oberhofmarschall. — Aus dieser großen Zahl baltischer Glückssoldaten, (die sich um das Zehnfache vermehrt, wenn die in schwedischen Diensten stehenden 19 Feldmarschälle, sieben Generals en chef und Admirale, 15 Generallieutenants, 22 Generalmajors und 70 Obersten liv- und estländischer Herkunft mitgezählt werden), nehmen zwei ganz besonderes Interesse in Anspruch, weil ihre Namen geschichtlich bekannt geworden sind, Carl Reinhold Rosen (aus dem Hause Groß-Roop), der seine Laufbahn als schwedischer Regimentskommandeur in der Schlacht bei Lützen eröffnete, dann unter Bernhard von Weimar an dessen kühnen Streifzügen durch das Rheinland Theil nahm, endlich in französische Dienste ging und als Generallieutenant, Commandeur des Ludwigsordens und Erbherr des im Elsaß belegenen Schlosses Ettweiler starb, und dessen berühmter Neffe, der zum französischen Grafen erhobene Conrad Rosen (aus dem Hause Klein-Roop), Oberkommandant des Ludwigsordens, Maréchal de France und Ritter des Ordens vom heiligen Geist, Graf und Erbherr zu Schloß Bollweiler im Elsaß. 1627 als Sohn Fabian von Rosens und der Sophie von Mengden geboren, trat dieser Conrad Rosen als Cadett in schwedische Dienste, mußte diese eines Zweikampfes wegen im Jahre 1651 verlassen und ging nach Frankreich, wo er durch die Vermittelung seines Oheims als „simple cavalier“ in ein Reiterregiment aufgenommen wurde und eine glänzende Laufbahn durchmachte. Die bekannteste Episode aus dem Leben dieses Kriegsmannes ist der zur Unterstützung Jacobs II. im Jahre 1689 unternommene Feldzug nach Irland; die Scharte, welche unserm Landsmann damals durch die unglückliche Belagerung von Londonderry und durch Schombergs fabianische Künste geschlagen wurde, hat er allerdings bei Neerwinden ausgewetzt, aber der Makel, der an seinem Namen haften geblieben ist und den selbst St. Simons Lobsprüche

nicht zu leugnen vermocht haben, datirt gerade von diesem Feldzuge her. Da verschiedene neuerdings erfolgte Publicationen den Charakter dieses „fort honnête homme“ ausführlich analysirt haben, begnügen wir uns damit, Macaulays Urtheil über Rosen (Geschichte Englands IV.) wörtlich folgen zu lassen. „Er war geborener Livländer, der in seiner frühen Jugend Soldat der Fortuna gewesen war und sich zu so hohem Rang durchgearbeitet hatte und, obgleich gänzlich ohne die dem Hofe von Versailles eigenthümliche Feinheit und Glätte, nichts desto weniger dort in hoher Gunst stand. Er war von wilder Gemüthsart und rauhen Sitten; seine Sprache war ein wunderlicher aus verschiedenen deutschen und französischen Mundarten zusammengesetzter Jargon; selbst diejenigen, welche noch am besten von ihm dachten und behaupteten, daß seine rauhe Gemüthsart manche gute Eigenschaften verdecke, räumten ein, daß seine ganze Erscheinung gegen ihn spreche und daß es sein Unangenehmes haben würde, in der Dämmerung einer solchen Gestalt im Walde zu begegnen.“ Wenn selbst Jacobs II. erbarmungslose Härte vor den Grausamkeiten Rosens erschrak und er diesen einen „barbarischen Moskowiter“ nannte, wenn der fanatische Jacobit Melfort bei der Nachricht von Rosens Verfahren gegen die Belagerten von Londonderry ausrief: „Wenn dieser Mensch ein Engländer gewesen wäre, so hätte man ihn gehenkt“, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß der „Marschall von Irland“ den Abscheu verdiente, mit welchen seine Feinde von ihm sprachen.

Es liegt der Verdacht nahe, daß dem ganzen Geschlecht dieser baltischen Soldaten der Fortuna jene wilde Grausamkeit und Härte eigen gewesen, von welcher sich in der damaligen Geschichte unseres Landes — und nicht nur in dieser — zahlreiche Spuren finden. Der wilde gesetzlose Charakter jener durch endlose Kriege in halbe Barbarei versunkenen Zeit mußte besonders stark in einem Lande ausgebildet gewesen sein, das 150 Jahre lang der Schauplatz ununterbrochener Kämpfe der rohesten Völker Europa's gewesen war und überdieß von den Mittelpunkten der Civilisation weit genug ablag, um den sittigenden Momenten, die sich in diesen immer wieder regten, entrückt zu sein. Da der Adel es geflissentlich vermied, seine Söhne an die schwedische Universität Dorpat zu senden, die durch die Reduction verursachte allgemeine Noth und Verarmung die wenigen Bildungsanstalten, welche man außerdem besaß, verfallen ließ, nur ein Sechstheil aller Rittergüter in den Händen seiner Eigenthümer geblieben war, so war der Kriegsdienst die adelige Beschäftigung, κατ᾽ ἐξοχήν — geworden. Auf einsamen Edelhöfen aufgewachsen, von früh auf

daran gewöhnt, die bäuerlichen Leibeigenen, wie überhaupt alle Nichtstandesgenossen als adliger Willkür überlassene Halbmenschen anzusehen, durch den ehernen Druck des schwedischen Regiments gegen die Ansprüche des anti-feudalen Königthums und seine bauern- und bürgerfreundliche Tendenzen erbittert, traten die jungen Barone gewöhnlich schon als halbe Knaben in den Militärdienst, den sie erst am Abend ihres Lebens verließen, um in die Heimath zurückzukehren und auf der väterlichen Scholle zu sterben. Kein Wunder, daß in der Mehrzahl von ihnen jeder Sinn für Menschlichkeit, Recht und Gesetz völlig erstickt, oder doch stark getrübt war, und daß sich selbst Männer von der hohen Begabung und wissenschaftlichen Bildung Patkuls einer Härte gegen ihre Untergebenen schuldig machten, die schon 50 Jahre später für unmenschliche Barbarei galt.

Nach der russischen Eroberung von 1710 wird zur Regel, daß der Edelmann seine Jugend im russischen Feldlager verbringt, wechselweise gegen Türken, Polen und Schweden zu Felde liegend. Aber die Zahl derer, die fremde Dienste nimmt, ist bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts noch immer bedeutend. Ein Mal gewöhnten die Liv- und Estländer sich nur langsam und mühsam an die Eigenthümlichkeiten ihrer neuen Landesherren, und zweitens sind nicht Wenige von ihnen durch die Heldenthaten Karls XII. mit dem schwedischen Herrscherstamm ausgesöhnt. Schon bei Beginn des ersten schlesischen Krieges lassen sich zahlreiche Liv- und Estländer in der preußischen Armee anwerben; namentlich genannt werden drei Brüder Wigel oder Wigelius, Vaterbrüder des durch sein deutschenfeindliches Pamphlet „La Russie envahie par les Allemands“ bekannten Philipp Wigel, zwei Kursell, Keyserling, Heyking u. s. w. Noch in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts lebte einer der Combattanten des großen Königs in Livland, ein ehemaliger Obristwachtmeister, der sich rühmte dem Könige rechtzeitig zugerufen zu haben, „Majestät, na nu geht der siebenjährige Krieg los“ und dessen Diener, ein alter Unterofficier, diese Thatsache regelmäßig bestätigte. Beglaubigter als diese Mythe ist die traurige Geschichte jenes Christoph Heinrich v. Kursell aus dem Hause Echmes in Estland, den der große König in einem unbewachten Augenblick zu 15jähriger schwerer Gefangenschaft verurtheilte, weil er im Jahre 1767 auf Befehl seiner Monarchin, der Kaiserin Elisabeth, den preußischen Militärdienst, in den er als Freiwilliger getreten war, verlassen wollte. Kursells Oheim, General in preußischen Diensten, hatte den 15jährigen Knaben in sein Regiment aufgenommen und in Anerkennung seiner Tüchtigkeit zum Officier befördern lassen; der hochaufgeschossene Jüng-

ling war als gewandter Officier und vorzüglicher Flötenspieler von Friedrich dem Großen gern gesehen und mit besonderer Huld behandelt worden. Als beim Ausbruch der russischen Feindseligkeiten gegen Preußen der gemessene Befehl erfolgte, alle in fremden Diensten stehenden russischen Unterthanen sollten ihres Eides gedenken und „bei Verlust ihres gegenwärtigen und künftigen Vermögens" sofort zurückkehren, hatte Kursell wiederholt auf Grund dieses Befehls seinen Abschied gefordert und nicht erhalten. Als freiwilliger Soldat des Königs von Preußen glaubte Kursell nicht zur Fortsetzung seines Dienstes verpflichtet zu sein, nachdem sein Monarch ihm denselben untersagt, und trat eigenwillig die Rückreise in die Heimath an. Als „Deserteur" zu Danzig aufgegriffen, wurde er vor den König geführt, der ihn barsch anfuhr, dann Gnade und Verzeihung anbot, wenn Kursell in sein Regiment zurückkehren wolle, endlich für den Fall fortgesetzter Weigerung mit lebenslänglicher Gefängnißhaft in Spandau drohte. Kursell versicherte, seine Pflicht nicht vergessen zu können, der König wandte sich ärgerlich ab und ließ den „Deserteur" wirklich nach Spandau abführen, wo dieser in enge Haft genommen, seiner Flöte und seiner Bücher beraubt und in eine Zelle gebracht wurde, in welcher er nicht einmal aufrecht stehen konnte. Vom Könige vergessen, hat Kursell in dieser Gefangenschaft die 16 schönsten Jahre seines Lebens (vom 25. bis zum 40. Jahre) zugebracht, bis er auf Fürbitte seiner Schwester, Frau von Brevern, durch die Vermittelung Peters III. befreit wurde. Dann in russische Dienste getreten, brachte er es unter Catharina II. zum General; so groß aber war der Zauber gewesen, den die Person des großen Königs auf dieses sein Opfer geübt hatte, daß Kursell es bis an sein Lebensende nicht duldete, daß in seiner Gegenwart von dem Helden des siebenjährigen Krieges übel geredet wurde, und daß er des von demselben selbst erfahrenen Unrechts nur ungern erwähnte.

Folgenreicher war die Begegnung, welche Friedrich der Große im Jahre 1740 mit einem andern Sohne des baltischen Nordens gehabt hatte. Mit einer Anzahl junger Männer, welche Officiersstellen wünschten, wurde dem Könige ein magerer rothhaariger Livländer vorgestellt, der als russischer Oberlieutenant verabschiedet worden war. Friedrich, dem das finstere Aussehen des unscheinbaren Jünglings mißfiel, wies denselben ab, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. „La physionomie de cet homme ne me revient pas" hatte er zur Erklärung an seine Umgebung hinzugefügt. Der Abgewiesene ging nach Wien und wurde im Trenck'schen Corps angeworben — es war Ernst Gideon von Loudon (Laudon) der größte Feldherr, den Oesterreich seit Eugen von

Savoyen besessen, der Sieger von Schweidnitz, Hochkirch und Kunnersdorf, der Eroberer von Belgrad, k. k. Feldmarschall und bei seinem im Jahre 1790 erfolgten Ableben Generalissimus aller östreichischen Armeen. Loudon, dessen Kinder früh starben, ließ zwei seiner Neffen nach Wien kommen, Alexander von Loudon, den Sohn seines Bruders und seinen Neffen Baron Klebeck. Der erstere brachte es zum Feldmarschall-Lieutenant und persönlichen Adjutanten des Kaisers, Klebeck wurde wegen der Auszeichnung, mit welcher er an der Belagerung von Novi theilgenommen, Generalmajor und Ritter des Theresienordens.

Seit dem Beschluß des siebenjährigen Krieges verschwinden die militärischen Abenteurer, welche während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihr Wesen getrieben hatten und namentlich zur Zeit der Unternehmungen Ludwigs XIV. gegen England und des spanischen Erbfolgekrieges fast in allen europäischen Heeren zu finden gewesen waren. Auch die baltische Emigration nach Westen verändert seitdem ihren Charakter, das Contingent von Glückssoldaten, welches sie gestellt hatte, verschwindet allmählich. Die Beziehungen der Ostseeprovinzen zum russischen Reich haben sich geregelt, innerhalb des Landes ist das Leben geordneter und versprechender geworden, die es auf eine glänzende Laufbahn absehen, können darauf rechnen, in Petersburg eine raschere und vollständigere Befriedigung ihres Ehrgeizes zu finden, als sonst irgendwo in der Welt. So groß aber ist die Macht der freisinnigen Ideen, welche gegen das Ende des philosophischen Jahrhunderts ihren Siegeszug um die Erde hielten, daß selbst die aristokratische Colonie an der Ostsee Kämpfer für dieselben ausrüstet, und daß Männer, denen es an Rang und Titel in der russischen Armee nicht fehlen kann, in die Fremde ziehen, um an dem großen Kampfe der Zeit theilzunehmen. Beim Ausbruch des nordamerikanischen Freiheitskrieges geht ein Estländer, Herr von Rosenberg, über den atlantischen Ocean, um als Mr. John Rose an der Seite Washingtons und Franklins zu fechten. Jackson macht ihn zu seinem persönlichen Adjutanten, Washington beehrt ihn mit seiner Freundschaft und als der Krieg beendet ist, wird der estländische Lafayette mit dem amerikanischen Bürgerrecht und einer Landdotation beschenkt. Nach einigen Jahren kehrt er in die Heimath zurück, hängt den Schleppsäbel an die Wand und wird Gutsbesitzer nach alt-wierländischem Zuschnitt. Als der Kaiser Alexander nach Reval kommt, läßt er sich den Adjutanten Jacksons vorstellen, hört den Berichten des weitgereisten alten Herrn zu und trägt ihm in der Folge eine diplomatische Mission nach New-York an; dankend lehnt Herr von Rosenberg die ihm angebotene Ehre ab, er glaubt sich als Bürger der Republik daran ver-

hindert, einen Monarchen vertreten zu können. — Von einem Rigaer Combattanten der französischen Revolutions-Armee und Jacobiner-Officier wird uns in des Grafen Paul Tiesenhausen nachgelassenen Aufzeichnungen über Suworows Feldzüge in der Schweiz und in Italien berichtet. Als Adjutant des Generals Fürsten Bagration war Graf Tiesenhausen im Jahre 1799 in die von den Franzosen besetzte Bergfestung Serravalle gesandt worden, um die Besatzung zur Uebergabe gegen das Versprechen freien Abzugs einzuladen. „Man führte mich in eine hell erleuchtete Casematte, wo an einem langen Tisch mehrere Officiere, alle mit rothen Jacobinermützen, ihre Abendmahlzeit hielten. Eingeladen, neben dem Commandanten Platz zu nehmen, ward ich über den Zweck meiner Sendung befragt... Während unserer Gespräche war mir die nicht französische Aussprache des Commandanten auffallend. Auf meine Frage „Monsieur n'est pas Français?" war denn auch seine Antwort „Monsieur, je suis de Riga", was mir natürlich höchst überraschend war, und da erzählte er, sein Vater, ein Rigascher Bürger, habe ihn als Kind nach Colmar in das daselbst bestehende Institut abgegeben. Beim Ausbruch der Revolution habe er französische Dienste genommen und sei jetzt Obrist. Sein Name ist mir entfallen." Als Epigone dieser Männer, welche die Begeisterung für die Ideen der Revolution in die Heere der Republiken von Nordamerika und Frankreich geführt, sei ein vagabundirender Rigaer Schneidergeselle erwähnt, der im zweiten Jahrzehnt unseres Säculums als „Capitän A. de Baumann" auf Barbados lebte, „nachdem er in Südamerika bei den Insurgenten Kriegsdienste genommen." Wie wir aus dem Dorpater Album academicum wissen, hat es auch an Liv- und Kurländern, welche an dem letzten amerikanischen Freiheitskriege Theil genommen, nicht ganz gefehlt; zwei ehemalige Zöglinge der Embach-Hochschule dienten bei den Republikanern, ein dritter hat bei den Rebellen des Südens gefochten.

Bis zu der im Jahre 1802 erfolgten Wiedereröffnung der Dorpater Universität war dem Strom der jungen Krieger, welche im westlichen Europa Militärdienste suchten, jährlich eine Auswanderung von Liv-, Est- und Kurländern parallel gelaufen, welche in Deutschland der höheren Bildung theilhaft werden wollten, die ihnen in der Heimath versagt war. Nicht nur die deutschen Universitäten, auch die gelehrten Schulen Preußens und Sachsens wurden eifrig aufgesucht, da der Werth der Leistungen der Rigaer Domschule — der einzigen gelehrten Anstalt damaliger Zeit — bis gegen das Ende des Jahrhunderts ein ziemlich zweifelhafter war; besonders beliebt war in dieser Beziehung das Collegium Fridericianum zu Königsberg. Von den deutschen Hoch-

schulen übten Göttingen, Jena und Königsberg die meiste Anziehungskraft aus; wie groß die Rolle war, welche namentlich die Kurländer auf der letztgenannten Universität spielten, geht aus den drastischen Schilderungen hervor, welche Hippels „Lebensläufe" von dem Treiben dieser tollen Gesellen entwerfen. Auch in Jena ist der Zeiten, in denen mindestens achzig bis hundert Livländer jährlich zu finden waren, noch lange gedacht worden; die Namen einzelner dieser Studenten sind sogar auf die Nachwelt gekommen. Heinrich Dahl aus Reval war der Moses des berühmten „Auszugs der Kinder Israel aus Aegypten" (1792) gewesen und der Pastorssohn aus Rujen, Bergmann, hatte den Leipziger Fuchs Goethe mit einer unnachahmlichen Quarte gezeichnet. Die Mehrzahl dieser fahrenden Schüler kehrte nach einer Reihe, nicht selten in wildem Taumel verbrachter akademischer Jahre ruhig in die Heimath zurück; erst als die deutsche Literatur ihren Aufschwung zu nehmen begann, kam es vor, daß Einzelne in Deutschland blieben, um hier die schriftstellerische Laufbahn einzuschlagen, die zu Hause unmöglich gewesen wäre. Zwei von ihnen, Jacob Michael Reinhold Lenz, der Sohn des berühmten, aus Pommern eingewanderten General-Superintendenten und Verfassers einer vielverbreiteten lettischen Postille, David Lenz, und Garlieb Merkel, der Verfasser der Letten, haben sich einen dauernden Namen erworben. Mit ihnen eröffnet sich die zweite Reihe der baltischen Emigranten; die abenteuernden Soldaten hatten eine politische Heimath gesucht, die fahrenden Schriftsteller und Publicisten suchten ein geistiges Vaterland! Das tragische Geschick des unglücklichen Lenz, der an dem wilden Feuer verbrannte, das die deutsche Sturm- und Drangperiode in ihm angefacht hatte, harrt noch immer des Biographen, der diesem unglücklichen Jugendfreunde Goethe's völlig gerecht zu werden vermag. Mit seinen nachgelassenen Schriften hat die romantische Schule einen Götzendienst getrieben, der zu dem Werth derselben außer Verhältniß steht. Sehr viel interessanter wie die Trauerspiele „Der Hofmeister", „Der neue Menoza", „Die Soldaten" ist der Verfasser derselben und der Ausgang seines wildbewegten Lebens ist vielleicht der traurigste, den je ein deutscher Dichter genommen. Nach seinem Weimarer Aufenthalt, da er noch „jeden göttlichen Tag regulièrement seinen dummen Streich machen konnte", wird er im Januar 1778 wahnsinnig in das Haus des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Elsaß gebracht. Kaum hergestellt, soll er in die seit elf Jahren verlassene, halb vergessene, engbegrenzte Heimath zurückkehren, er, der mit leidenschaftlicher Wärme an dem Rheingau hing, in dem er die einzigen glücklichen Stunden seines Lebens genossen, in dem er mit Goethe um die Palme gerungen, in

dem er Friederike Brion, die unsterbliche Friederike von Sesenheim geliebt hatte. Vergebens flehte er in einem seiner schönsten und rührendsten Gedichte „der Sonne näher bleiben zu dürfen."

Seele der Welt, unermüdete Sonne,
Mutter der Liebe, der Freuden, des Weins!
Ach, ohne Dich erstarrte die Erde
Und die Geschöpfe in Traurigkeit!
Und wie kann ich, von Deinem Einfluß
Hier allein beseelt und beseeligt,
Ach, wie kann ich den Rücken Dir wenden!
Wärme, milde mein Vaterland
Mit Deinem süßesten Strahl, nur laß mich,
Ach, ich flehe, hier Dir näher,
Nah wie der Adler bleiben!

Im Sommer 1779 ist er wieder nach Livland zurückgekehrt, wo er von dem strengen Vater wie ein verlorener Sohn aufgenommen wird. Wie ein Gespenst wandert er in seinem Geburtslande umher, ein bloßer Schatten dessen, was er in besseren Tagen gewesen; schon bei seinem Wiedereintritt in die kleine heimathliche Welt mochte er empfunden haben, daß er alle Hoffnungen hinter sich gelassen, daß hier keine Stätte für einen Dichter sei, wenn anders dieser sich nicht damit begnügen wollte, den trivialen Wunsch „Ach, wenn es doch immer so blieb" allabendlich in gereimten oder ungereimten Zeilen zu variiren. Er wandert zum zweiten Male aus und geht nach Petersburg, später nach Moskau, wo ihn die Nacht des früheren Wahnsinns umfängt und er in grenzenlosem Elend — wie die Sage wissen will, auf der Straße — umkommt (1792). Der Jammer, der aus den vor einiger Zeit veröffentlichten Fragmenten seiner Moskauer Briefe spricht, erfüllt die Seele des Lesers noch heute mit Schauder. Der Refrain der Klage, die aus den Fieberträumen seiner geängstigten Phantasie immer wieder hervorbricht, ist der sehnsüchtige Wunsch: „O, wäre die Moskwa doch der Rhein!"

Wenige Jahre nach dem Tode des Dichters der „Soldaten" — den das Gefühl seiner geistigen Bedeutung auch inmitten des Elends nie ganz verlassen hatte — zog ein anderer Livländer über das Meer, nicht um einem romantischen Bedürfniß zu genügen, sondern um seinen Unwillen über die Verkommenheit der baltischen Agrarzustände in der vornehmlich gegen den Adel gerichteten Anklageschrift „die Letten am Ausgang des 18. Jahrhunderts" Luft zu machen. In das Parteigetriebe der händelsüchtigen Coterien gezogen, welche das literarische

Deutschland zu derselben Zeit repräsentirten, in der das politische zu einer Provinz des französischen Kaiserreichs wurde, stand Garlieb Merkel an der Spitze der Vorkämpfer der „alten Schule", in engem Bunde mit Nicolai, Engel und Kotzebue, noch heute wegen seiner kritischen „Briefe an ein Frauenzimmer" und der in denselben enthaltenen Invectiven gegen Goethe, Gegenstand des Spotts aller deutschen Literarhistoriker. Daß seine Stimme eine der letzten gewesen, welche zum Erwachen aus dem poetischen Traume, zur Bethätigung am wirklichen Leben und zur Rüstung gegen die heranrückenden Franzosen gemahnt, daß er schon vor der Schlacht bei Jena eine allgemeine Volksbewaffnung und sofort nach derselben den Aufruf zu einer nationalen Erhebung gefordert hat, ist über den ästhetischen Sünden unseres Landsmanns unverdienter Weise längst vergessen worden. — Ziemlich gleichzeitig mit Merkel war dessen Landsmann und Jugendfreund, der Maler Carl Graß, nach Deutschland, später nach Italien gepilgert, ein echter Repräsentant der zartgestimmten Schönseligkeit, welche vor den großen Ereignissen der Franzosenzeit die Gemüther aller Gebildeten vom adriatischen bis zum baltischen Meere beherrschte. Neben ihm ist noch ein anderer baltischer Künstler und Kunstfreund, Otto Magnus v. Stackelberg aus Estland, zu nennen, eine jener Künstlernaturen, wie sie im Norden — fast möchte man sagen zu ihrem Glück — nur selten vorkommen, und in weitaus den meisten Fällen an dem Widerspruche, in welchem ihre innere Natur zu den äußeren Verhältnissen steht, zu Grunde gehen. Was sollen Künstler in einem Lande, dessen ewig grauer Himmel keinen Farbensinn aufkommen läßt, dessen Sonne nur ausnahmsweise durch den dicken Nebel dringt, den undurchdringliche Sümpfe und Wälder aushauchen, dessen Sommer nur eine glückliche Täuschung, ein „grün angestrichener" Winter ist, dessen Einwohner so vollauf mit dem Kampfe um die gröbsten Bedingungen ihrer Existenz zu thun haben, daß ihnen der Sinn für des Lebens holden Ueberfluß beinahe vollständig abhanden kommt? Die einzelnen Talente für bildende Kunst, welche auf baltischer Erde geboren wurden, sind entweder als heimathlose Emigranten im Westen verschollen oder sie zogen an die Newa, um für exclusive Hofkreise Schlachten und Manöver zu malen; blieben sie zu Hause, so mußten sie elend verkümmern. In der Heimath vergessen zu werden, ist ihr gemeinsames Loos gewesen. Das hat Niemand gründlicher erfahren, als eben Otto Magnus v. Stackelberg. Als die Baltische Monatsschrift im November 1863 eine ausführliche Biographie dieser reichen Künstlernatur veröffentlichte, erfuhr das baltische Land zu seinem Erstaunen, sein nördlichster Winkel habe vor noch nicht dreißig Jahren

einen Mann begraben, über dessen Entdeckungen auf deutschen Universitäten Collegia gelesen worden, den drei gelehrte Gesellschaften zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatten, den der greise Goethe mit Auszeichnungen überhäufte und fünf Tage lang nicht aus seinem Hause ließ, dem man die Generaldirection der Dresdner Gallerien und Kunstanstalten angeboten, dem der Archäologe Gerhardt ein biographisches Denkmal gesetzt, der seinen Landsleuten aber nie für mehr als einen Mann von Stande gegolten. Eine Erscheinung wie Stackelberg muß geradezu für ein psychologisches Räthsel gelten. In einer aristokratischen Familie Estlands im Jahre 1787 geboren und von dieser für die diplomatische Laufbahn bestimmt, richtet der sechzehnjährige Jüngling, als er Studirens halber nach Halle und Göttingen geschickt ward, seine Aufmerksamkeit sofort auf die versunkene Wunderwelt des klassischen Alterthums. Die ersten Kunstwerke, die er sieht, an denen Tausende seiner Landsleute vorüber gegangen waren, um den leichten Genüssen des Tages nachzujagen, wirken sogleich zündend auf seine Phantasie; seine Tagebuchnotizen aus den Jahren 1802 und 1804 legen das wunderbarste Zeugniß für eine künstlerische Frühreife ab, wie sie bei einem sechzehnjährigen Estländer, der, bevor er nach Deutschland gekommen, nie ein Bild gesehen, am wenigsten zu vermuthen waren. Nachdem er Deutschland, die Schweiz und Oberitalien im Fluge kennen gelernt, wird Stackelberg nach Moskau gesandt, um sich für die diplomatische Laufbahn vorzubereiten. Aber die glänzenden Aussichten, zu denen ihn Stand und Vermögen berechtigten, üben auf Otto Magnus keinen Reiz aus; schon 1808 finden wir ihn in Göttingen wieder, wo er, fern von dem burschikosen Treiben seiner Freunde und Landsleute zu Heerens und Schlözers Füßen sitzt oder in freien Stunden abwechselnd an der Palette und am Flügel phantasirt.

Während die napoleonischen Wirren ganz Europa in Brand stecken, von Paris bis nach Moskau mit dem Lärm der Waffen die Künste des Friedens verscheuchen, ist Stackelberg, dem inneren Drange folgend, nach Italien und weiter nach Griechenland geflohen, um sich in die Tage zurück zu träumen, „da man deine Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia." Mit einer kleinen Schaar kunstbegeisterter Freunde setzt er von Otranto nach Griechenland über, das er in einer Barke erreicht, der abwechselnd feindliche Stürme und französische Kreuzer Gefahr drohten. Griechenland schmachtete damals noch unter türkischem Joche, der Franke, der den Erpressungen habgieriger Paschas entgangen war, lief täglich Gefahr, einheimischen Räubern in die Hände zu fallen, die ihr Handwerk mit einem Stolz betrieben, den man bei den ehrlichen

Leuten vergeblich suchte. Vier Jahre lang weilt Stackelberg, von Gefahren verschiedenster Art umlagert, auf klassischem Boden, abwechselnd mit dem Grabscheit des Archäologen und dem Pinsel des Künstlers thätig. Eine reiche Ausbeute an aufgefundenen Antiken ist der Lohn des fleißigen Forschers; gemeinsam mit Bröndstedt, Gropius, Lord North, Haller, Linck, Cockerell u. A. findet er die ältesten, noch unter ägyptischem Einflusse entstandenen Denkmale griechischer Kunst, die äginätischen Statuen, auf, betheiligt er sich an der Ausgrabung des Apollotempels von Phigalia; seine Mappe füllt sich mit Landschaftsbildern der heiligen Erde, auf welcher die Wiege der europäischen Cultur gestanden. Reich beladen mit Kunstschätzen, will er, nachdem er vorher noch die Trümmer Troja's aufgesucht, in die Heimath zurückkehren, da fällt er albanesischen Piraten in die Hände, die einen Theil seiner Sammlungen vernichten und von deren Händen ihm der Tod droht, vor welchem ihn nur die opfernde Treue seines Freundes Haller rettet.

In den Jahren 1814—16 finden wir Stackelberg abwechselnd in Estland und in St. Petersburg lebend, wo er in Hofkreise gezogen wird: aber nur den hochgeborenen Baron, den feinen, liebenswürdigen Weltmann weiß man in ihm zu schätzen, der berühmte Reisende, der Künstler und Archäologe wird ignorirt. Mit übermächtiger Gewalt zieht es ihn wieder nach dem Süden; 1816 reist er nach Rom, um hier zwölf Jahre seines Lebens im Kreise von Künstlern und Gelehrten zu verbringen. Vier größere Arbeiten sind die Früchte seines römischen Aufenthaltes: „Das phigalische Fries", „Die Gräber der Hellenen", „Ansichten von Griechenland" und „Trachten und Gebräuche der Neugriechen." Sein letztes in Italien begonnenes Werk: „Die Grabkammern von Tarquinii", ist unvollendet geblieben. Nachdem er sich als Maler und Archäologe in gleicher Weise vervollkommnet hat, zwingen ihn im Jahre 1828 gebieterische Gesundheits- und Geschäftsrücksichten zum Aufbruch aus seinem mit Kunstschätzen gezierten Hause, „wo (wie er selbst schreibt) durch hohe Balconthüren der blaue italienische Himmel hineinscheint und die ewige Weltstadt mit ihren Palästen und Kuppeln, mit Gärten voll Pinien, Cypressen und Orangen sichtbar ist." Zuvörderst richtet Stackelberg seinen Lauf nach Deutschland; aber je höher er nach Norden kommt, desto erdrückender wird ihm der Gedanke, nach Estland zurückzukehren; er geht nach Paris und London, weilt in Dresden und später in Mannheim, mit der Herausgabe und Feile seiner künstlerischen Arbeiten beschäftigt. Durch einen Schlaganfall geistig und körperlich gebrochen, kehrt Stackelberg endlich im Jahre 1835 nach Estland zurück, um im Jahre 1837 nach langem Siechthum zu sterben. Seine in Dresden in einem treff-

lichen kleinen Museum aufgestellten Kunstschätze hatte der Sterbende seinem Vaterlande bestimmt, um hier den ersten Samen künstlerischer Bildung zu streuen. Aber Niemand hat Pietät und Eifer genug, um das fromme Vermächtniß des Künstlers, der unter den Herrlichkeiten der Fremde sein kaltes, nordisches Vaterland nicht vergessen hatte, zu erfüllen. Nachdem Jahre verstrichen sind, wird Stackelbergs Dresdner Museum mit seinen Schätzen an Antiken und eigenen Arbeiten aufgelöst und größtentheils unter dem Hammer verkauft, „um die Kosten der Miethe zu decken.“ Der Rest wird, nächlässig verpackt, an ein Revaler Handlungshaus gesandt, bleibt Monate lang in dessen feuchten Speichern liegen und wird erst abgeholt, als es stockfleckig und halbverdorben ist. Was aus ihnen geworden, weiß kaum mehr Jemand zu sagen; wenige Jahre haben hingereicht, den kunstsinnigen Estländer im eigenen Vaterlande vergessen zu machen, sein Name ist verweht und verklungen, sein künstlerischer Nachlaß versplittert und verdorben, sein Gedächtniß nach fünfundzwanzig Jahren zum Mythus geworden. —

Als Deutschland und Europa sich nach der Befreiung vom französischen Joche in zwei große feindliche Lager, das reactionäre und das liberale theilten, fanden sich auf beiden Seiten Kinder unseres Landes, welche in die vordersten Kampfreihen traten; hüben Jochmann, den der Drang nach politischer Thätigkeit in ein frühes Grab trieb und Lindner, der Verfasser des „Fragments aus Süddeutschland“ — drüben zwei baltische Frauen aus altadligem Geschlecht, beide von weitreichendem Einfluß: Frau v. Krüdener und die Fürstin Lieven. Juliane Barbara v. Krüdener, die Tochter des Geheimrath v. Vietinghof in Riga, Jahre lang Chorführerin in den aristokratischen Kreisen, in welche sie durch ihren Gemahl, den kaiserlichen Gesandten in Venedig, Kopenhagen und Wien, geführt worden war, Verfasserin des ziemlich libertinen Romans „Valerie“, berühmt durch ihre Grazie beim Shawltanz und ihre schönen Arme, wurde am Eingang reiferer Jahre durch einen nach Riga eingewanderten mährischen Bruder „erweckt“, trat auf ihrem bei dem livländischen Städtchen Werro belegenen Landgut Kossé zum ersten Mal als Prophetin und Priesterin des restaurirten Christenthums auf, ging dann nach Deutschland, um dieselbe Rolle am Hofe Alexanders I. in vergrößertem Maßstabe wieder aufzunehmen, auf den Abschluß der sogenannten heiligen Alliance einen ebenso nachhaltigen, wie unseligen Einfluß zu üben und nach mannigfachen Quer- und Kreuzzügen als religiöse Abenteurerin in Südrußland zu sterben. Sehr viel bedeutender als diese wunderliche Schwärmerin war ihre jüngere Zeitgenossin Dorothee Fürstin Lieven, geborene v. Benkendorf, gleichfalls

zu Riga (als Tochter des damaligen Generalgouverneurs von Liv- und Estland) geboren, aber schon in früher Jugend nach Petersburg verpflanzt, eine typische Repräsentantin der in das russische Hofs- und Staatsleben gezogenen baltischen Aristokratenkreise, welche wir oben zu charakterisiren versuchten. Nachdem sie zwanzig Jahre lang als Gemahlin des russischen Gesandten zu London eine so wichtige Rolle gespielt, daß die Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zwischen beiden Höfen, welche während des griechischen Aufstandes und des türkisch-russischen Krieges fortbestanden, wesentlich ihrem Einfluß auf die Häupter der brittischen Cabinetsregierung zugeschrieben werden mußte, zog die Fürstin sich in späteren Jahren nach Paris zurück, woselbst sie mit geringen Unterbrechungen bis an das Ende ihres Lebens blieb. Guizot, mit dem die geistreiche und liebenswürdige Frau in enger Freundschaft verbunden war, hat seiner diplomatischen Sybille vor Kurzem ein interessantes biographisches Denkmal gesetzt. Höchst charakteristisch ist die Bemerkung, mit welcher der langjährige Führer und Redner der französischen Doctrinaires seine Beschreibung des Cirkels beschließt, den die Fürstin 20 Jahre lang in ihrem Salon zu versammeln gewußt hatte: alle literarischen und politischen Parteien seien an dem Theetisch der gastfreien livländischen Dame vertreten gewesen, nur die *eine* Partei nicht, welche, ob es ihr gleich an jeder Vertretung in der herrschenden gesellschaftlichen Klasse fehle, — den größten Einfluß auf die Gestaltung der Zukunft Europas zu üben berufen sei die demokratische!

Sollte die Aufzählung der baltischen Emigranten nach Westen weiter fortgesetzt werden, so würden wir Gefahr laufen, in den Kreis der Lebenden einzutreten. Während die Auswanderung nach Osten von Alters einen Verlauf nahm, der von den Zuständen und dem Entwicklungsgange in den Ostseeprovinzen unabhängig war, hat die Emigration nach Westen von jeher mit unerfüllten idealen Lebensansprüchen einzelner Söhne des Landes in Zusammenhang gestanden. Wohl sind die Zeiten vorüber, in denen die Schwierigkeiten, auf baltischer Erde ansässig zu werden oder an den Bildungsinteressen der Zeit Antheil zu nehmen, höher strebende Landsleute in die Fremde trieben, aber die Zahl derer, welche außerhalb des Vaterlandes die Zufriedenheit suchen, die sie am heimischen Heerd nicht finden konnten, ist eher im Zunehmen als in der Verminderung begriffen. Von den einzelnen Schriftstellern und Künstlern abgesehen, welche in den letzten dreißig Jahren den Staub der heimathlichen Erde von den Füßen geschüttelt haben (Eduard Erdmann, Otto v. Rutenberg, A. v. Sternberg, Schmidt v. d. Launitz, A. H. v. Weyrauch u. a.) ist die Mehrzahl derer, welche sich in Dresden,

Heidelberg oder Stuttgart angesiedelt haben oder als ruhelose Wanderer die Welt durchstreifen, um eine zweite Heimath zu finden, von der Unbefriedigung an den heimischen Verhältnissen, von dem Schmerz oder der Verbitterung über an denselben vorgenommenen Veränderungen vertrieben worden und wir können leicht erleben, daß die Reihe derselben sich gerade in nächster Zukunft beträchtlich fortsetzt. Und doch dürfte die Anwendung dieses Mittels zur Befreiung von den Uebeln, welche das baltische Leben heimsuchen, in unserer Zeit zweckwidriger und unberechtigter sein, als zu jeder andern. Die Tage, in denen die verschiedenen Formen der Europamüdigkeit zu den geduldeten Modekrankheiten gehörten, sind vorüber, seit eine tausendfältige Erfahrung bewiesen hat, daß Orts- und Luftveränderung nicht geeignet sind, den Schmerz über unerfüllte ideale Lebensansprüche zu heilen. Dazu kommt, daß die Auswanderer von heute die Möglichkeit gehabt haben, bessernde Hand an die vaterländischen Zustände zu legen, daß sie nicht von der Unmöglichkeit, überhaupt zu handeln, vertrieben wurden. Wer die Süßigkeit patriotischer Betheiligung an dem öffentlichen Leben seines Vaterlandes aber ein Mal gekostet hat, dem mundet keine andere Speise mehr und je glücklicher die Zustände sind, in deren Mitte er sich geflüchtet, desto leidenschaftlicher wird in seiner Seele die schmerzliche Empfindung erwachen, aus dem Kreise geschieden zu sein, in welchem es keine Wahl der zu übernehmenden Pflichten giebt, sondern dem Einzelnen der Platz, den er auszufüllen hat, gleichsam von der Natur selbst angewiesen ist. Jeder, der aus dem Norden in die wärmeren, dichter bevölkerten Gegenden der Erde übersiedelt, hat außerdem das Gefühl, im Preise gefallen zu sein. Zu der Empfindung, daß der Mensch nicht nur mehr werth ist, sondern auch werther gehalten wird, als die Summe seiner Leistungen, kann der Einzelne nur da durchdringen, wo er werth gehalten wurde, ehe von seinen Leistungen überhaupt die Rede war — in der Heimath. Wer das Leben für mehr hält, als ein national-ökonomisches Rechenexempel, für den wird der Werth desselben durch die Möglichkeit dieser Empfindung bedingt sein. Die Glieder jeder Kette, zu welcher Menschen sich zusammenschließen, müssen aus demselben Erz geschmiedet sein, wenn die einzelnen Ringe das Gefühl wirklicher Zusammengehörigkeit haben sollen — Isolirung und Unbefriedigung sind identisch. Ein redenderes Zeugniß dafür, daß das baltische Provinzialleben ein wirklich lebendiges und in sich selbst berechtigtes Ding ist, kann aber nicht angeführt werden, als dieses, daß das Metall, aus dem seine Glieder gegossen sind, zu eigenthümlich beschaffen ist, um in östlichen und westlichen Schmelzöfen umgeschmolzen werden zu können, wenn anders nicht der Drang der ma-

teriellen Lebensansprüche die Schmelzarbeit übernimmt. Die Unbefriedigung an den gegebenen baltischen Zuständen, welche den einen oder den anderen unserer Landsleute in die Ferne trieb, ist in ihrem Wesen nur ein übergroßes Vaterlandsgefühl: für ein solches Genüge zu finden, ist noch keinem von denen gelungen, die als baltische Emigranten nach Westen das Heil in der Flucht gesucht haben.

Bernouilli's Reisen in Liv- und Kurland.

(1771.)

Die durch Eisenbahnen und Telegraphen bewirkte größere Annäherung und engere Verbindung der verschiedenen Länder- und Völker der Erde gehört zu den Lieblingsschlagworten unserer Zeit. Daß es keine Entfernungen mehr gebe und daß man mit Hilfe der gesteigerten Oeffentlichkeit in Asien und Amerika heut zu Tage eben so gut zu Hause sei, wie an der Spree oder Elbe wird von Leuten der verschiedensten Bildungsstufen und Berufskreise so apodiktisch aus- und nachgesprochen, daß man glauben sollte, diese Behauptung enthalte eine unumschränkte und absolute Wahrheit. Und doch führt schon das oberflächlichste Nachdenken dazu, des Reverses der Medaille gewahr zu werden. Ein Mal ist allgemein bekannt, daß die von den großen Verkehrs- und Schienenwegen abliegenden Orte, auch wenn sie an und für sich der Beachtung nicht unwerth erscheinen, in eine Vergessenheit und Isolirung gerathen sind, die man noch vor zwei Menschenaltern für unmöglich gehalten hätte und daß es innerhalb Deutschlands Gegenden giebt, von denen die Menge der Nation nichts weiß und die erst bei besonderen Veranlassungen wieder entdeckt werden. Noch merkwürdiger ist, daß der Kreis der allgemein bekannten, zu den Grenz- und Vorposten deutschen Lebens gerechneten Länder sich trotz der Verbesserung der Verkehrsmittel, seit dem vorigen Jahrhundert nachweislich verengert hat. Der deutsche Student oder Handwerksbursche, der vor 80 und 90 Jahren nach Straßburg, Nancy, Metz oder Toul kam, brachte eine Kenntniß dieser Orte mit, die auf dem unmittelbaren Nationalgefühl, dem dunklen Bewußtsein von der einstigen Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit mit diesen verloren gegangenen Posten deutscher Kultur beruhte; er brauchte nicht erst ein Reisehandbuch aufzuschlagen, um sich zu orientiren, der Verkehr mit Nachbarn und Berufsgenossen hatte ihm gesagt, daß Lothringen und der Elsaß alte Reichsländer seien. Kam ein Mann der Wissenschaft in diese Gegenden, so wußte er darüber Bescheid, wo Fachgenossen zu finden seien und auf welchen Gebieten dieselben sich hervor gethan hatten.

Am auffallendsten erscheint diese Verengerung des volksthümlichen Gesichtskreises in Bezug auf die russischen Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland, die für die deutsche Tradition schon seit Jahrzehnten nicht mehr existiren. Nicht nur der Handwerker und Geschäftsreisende, sehr häufig, ja fast regelmäßig auch der deutsche Gelehrte, der an das Dünaufer kommt, ist erstaunt noch Spuren deutschen Lebens, die Sprache seines Volks und den heimischen Brauch wiederzufinden. Der Begriff „Rußland" hat ihm als unklare, mit Vorstellungen von Bären, Wölfen und Knutenhieben vermengte Abstraction vorgeschwebt, die Namen Liv- und Kurland sind ihm, wenn er aus Süddeutschland kommt, vollständig fremd; ist er Sachse oder Preuße, so erinnert er sich, diese Bezeichnungen in der Schule gehört und später vergessen zu haben.

Das war noch zu den Zeiten unserer großen Dichter anders. So eng war damals der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Ostseeländern, daß die Königsberger Zeitung in Riga und Mitau für eine Art Localblatt galt, daß hervorragende Rigaer Bürger wie die Gebrüder Behrens oder die Schwartz in Ostpreußen ebenso bekannt waren, wie in ihrer Umgebung und daß ihre „Wirkungen" (wie es bei Gervinus heißt) bis nach Königsberg hin empfunden wurden. Nicht nur Hamann und Herder, auch die zahlreichen untergeordneten Schulmänner und Theologen, die ins Land kamen, wußten, daß sie es nicht mit Kosacken und Tartaren, sondern mit Stammesgenossen und Glaubensverwandten zu thun haben würden. Man braucht die Literatur jener Zeit nur oberflächlich zu kennen, um zu wissen, wie genau die norddeutschen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts in dem alten Ordenslande Bescheid wußten und daß ihnen die Namen der in Dorpat, Riga oder Mitau lebenden Geistes- und Bildungsgenossen im Einzelnen bekannt waren. Wurde eine Pfarre oder ein Schulamt frei, so verstand es sich von selbst, daß man aus Riga in eine norddeutsche Stadt und umgekehrt hinüberlangte, um sich einen Gelehrten zu holen. Weder Herder, noch die Lindner oder Schlegel, welche an die Rigaer Domschule berufen wurden, hatten das Gefühl in eine unbekannte Ferne gerückt und in Verhältnisse 'verpflanzt zu werden, die ihnen vollständig fremd oder ungeläufig waren. Wenn Kant seine Kritik der reinen Vernunft von dem Rigaer Buchhändler Hartknoch verlegen und drucken ließ, so that er damit durchaus keinen ungewöhnlichen oder auffallenden Schritt denn alle Welt wußte, daß Hartknoch der bedeutendste und gebildeteste Verleger des deutschen Nordens war umd daß Riga ebenso in der Kulturwelt liege wie Königsberg. Die Professoren der Königsberger

Hochschule und des Collegium Fridericianum waren in Riga einzeln und mit Namen bekannt und die liv- oder kurländischen Jünglinge, die ihrer Fürsorge anvertraut wurden, galten schlechterdings nicht für Fremdlinge, geschweige denn für Russen. Der Ostpreuße Hippel war mit den Zuständen Kurlands so bekannt, daß er sie zum Vorwurf eines Romans machen und ihre Verschiedenheit mit den livländischen Eigenthümlichkeiten ausführlich erörtern konnte, die kurländischen Studenten waren stehende Figuren in der Königsberger Gesellschaft und es gab eine bestimmte Straße, in der sie seit Generationen wohnten.

Wie ist es zugegangen, daß von all' dem heute keine Spur mehr zu finden ist, daß unsere Landsleute schon an der preußischen Grenze für Moskowiter gehalten und wegen ihres fertigen Gebrauchs der deutschen Sprache angestaunt werden — obgleich die Verkehrsmittel in ungeahnter Weise verbessert worden sind, obgleich mindestens zehnmal so viel Liv- und Kurländer nach Deutschland reisen, als vor hundert Jahren, obgleich die deutsche Einwanderung in die Ostseeprovinzen keinen Augenblick in Stocken gerathen ist? Wie ist es zu erklären, daß die Tradition, welche den Colonisten Jahrhunderte lang eine Stätte im Bewußtsein des Mutterlandes gewahrt hatte, plötzlich versiegt, ein aus tausend Wechselbeziehungen zusammengesponnener Zusammenhang plötzlich abgeschnitten worden ist? Die gelegentliche Beantwortung dieser Fragen wäre der Untersuchung durch deutsche Kulturhistoriker nicht unwerth, denn sie hat eine allgemeine, keine bloß locale Bedeutung! Ist die scharfe Scheidung zwischen hüben und drüben auf die raschere Entwickelung zur Freiheit zurückzuführen, deren Preußen sich seit 1815 im Vergleich mit dem Ostseelande rühmen kann oder auf die Allmacht des im J. 1818 russischer Seits adoptirten Prohibitivsystems — hat das preußische Staatsbewußtsein die östlichen Marken der Monarchie so mächtig und so plötzlich durchdrungen, daß sie keine von Berlin unabhängige Provinzialexistenz mehr führen und von keiner Gemeinschaft zwischen Preußen und Nichtpreußen wissen wollen oder hat das Verschwinden des zwischen der ost- und der westeuropäischen Welt liegenden polnischen Staats die tiefe Kluft gerissen, welche die Schlagbäume von Polangen und Wirballen bilden? Jede dieser Ursachen mag' zu der in Rede stehenden Wirkung an ihrem Theil beigetragen haben — zu einer vollständigen Erklärung reichen sie alle zusammen noch nicht aus.

Ein interessantes Denkmal des engen literarischen Zusammenhanges zwischen unseren Vorfahren und den Zeitgenossen Lessings, Mendelssohns und des großen Friedrich und zugleich einen lesenswerthen Beitrag zur baltischen Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts, hat Johann

Bernouilli, „der Königl. Akademie zu Berlin und anderer gelehrter Gesellschaften Mitglied", in seinem Buch „Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Kurland, Rußland und Polen in den Jahren 1777 und 1778" (Leipzig, bei Caspar Fritsch 1779) hinterlassen. Nicht weniger als sechsundachtzig Seiten des dritten Bandes handeln von dem Lande, das zwischen Libau und Narva liegt; der gelehrte Verfasser hielt es nicht unter seiner Würde, alle Vorkommnisse dieser seiner Reise sorgfältig zu beschreiben und jeder Bekanntschaft, die er in Riga, Mitau oder Dorpat gemacht hatte, einige Zeilen der Erinnerung zu widmen. Jedem Wort, das er geschrieben, sieht man es an, daß der Autor eine ziemlich genaue Kenntniß der Menschen und Verhältnisse in den Ostseeländern hatte, daß er den Bestrebungen der liv- und kurländischen Gelehrten damaliger Zeit mit Aufmerksamkeit gefolgt war, daß er überall, wo er hinkam, das Wesentliche vom Zufälligen zu unterscheiden wußte und die Fäden der Verhältnisse in der Hand hielt: ich weiß nicht, ob heut zu Tage ein deutscher Gelehrter nahmhaft gemacht werden könnte, der, wenn er nach Liv- oder Kurland käme, gleich gut auf die Dinge vorbereitet wäre, deren Bekanntschaft er zu machen hat.

Trotz Hupel und Gadebusch ist das baltische Leben des vorigen Jahrhunderts auch innerhalb unserer Provinzen wenig bekannt. Die gangbaren Hand- und Lehrbücher der liv-, est- und kurländischen Provinzialgeschichte brechen (wenn wir Cruse's treffliches Buch „Kurland unter den Herzögen" in Abzug bringen) ihre Berichte an der Schwelle der russischen Epoche unserer Landesgeschichte oder noch früher ab, und Monographien, welche Personen und Zustände des 18. Jahrhunderts in Livland zum Gegenstande hätten, sind in neuerer Zeit trotz des reichlich aufgehäuften Materials, nicht mehr geschrieben worden. Neben der Pflicht der Dankbarkeit, wird es somit auch das dem Gegenstande innewohnende Interesse rechtfertigen, wenn wir den alten Bernouilli auf seiner Reise durch Kur- und Livland begleiten und uns mit ihm in die „Cabriole" setzen, die dem würdigen Gelehrten zum Vehikel diente, um ihn zunächst von Königsberg nach Mitau zu befördern.

Eine Reise von Königsberg nach Riga war noch am Anfang dieses Jahrhunderts ein schwieriges und kostspieliges Unternehmen, das in der Regel 10—11 Tage kostete.

Das wußte unser Gelehrter genau genug, um demgemäß seine Maßregeln zu treffen. „Den langen Weg von dreiundfünfzig Meilen, von Königsberg nach Riga," schreibt er in seinem erwähnten Bericht, „mit einem Fuhrmann allein zu machen und dafür achtundzwanzig Ducaten zu bezahlen, war mir ebenso wenig gelegen, als auf einem unbe-

deckten Fuhrwerk mit Extrapost zu fahren. Die gewöhnliche Post kam gar nicht in Anschlag, weil sie einen großen Umweg veranlasset und mich nicht einmal an die kurländische Grenze gebracht hätte." Unserem Reisenden blieb nichts anderes übrig, als sich an einen jener „Rigaschen Fuhrleute" zu wenden, die wir nur noch aus den Erzählungen unserer Großväter kennen, die sich von jenen Leuten nach Königsberg an das Collegium Fridericianum oder an die Hochschule karren ließen. Bei Leuten, die Wagen und Pferd besassen, gehörte es damals übrigens noch nicht zur Ausnahme, wenn sie mit eigener Equipage „ins Ausland" reisten: es ist nicht all' zu lange her, daß es in Livland einen Pastor gab, der auf diese Weise in — ich glaube — sechs Wochen nach Dresden gekutscht war, und der alte Baron, den seine Füchse bis nach Wien und wieder nach Hause gebracht haben, lebt vielleicht noch. — Die Rigaschen Fuhrleute (wie man sie in Königsberg nannte, in Riga hießen sie Königsberger Fuhrleute) waren übrigens eine bestimmt ausgeprägte, von gewöhnlichen Rosselenkern unterschiedene Gattung: sie führten nur Geld und keine Waaren, „daher sich selbst viele Adlige ihrer bedienten" und machten täglich nicht weniger als sechs Meilen. Das Nachtquartier wurde in bestimmten kurischen Krügen gehalten, die zugleich als Comptoire und Stationen dienten und den bescheidenen Ansprüchen damaliger Zeit entsprechend eingerichtet waren. Die Fuhrleute selbst waren solide, respectable Geschäftsleute, die Land und Leute, Weg und Wetter genau kannten und denen man Gut und Leben getrost anvertrauen konnte. Leider ließ sich von ihren Fahrzeugen nicht immer das Gleiche behaupten: nach Bernouilli's Beschreibung verbanden sie die Unannehmlichkeiten „eines gewöhnlichen Postwagens mit denen eines großen Schiffs." Wie wir später ersehen, war dieser Ausdruck in der That kein übel gewählter. Der Wagen des wackeren Fuhrmannes, dem unser Gelehrter sich anvertraute, war so geräumig, daß man „ein dutzend Schritte" in demselben gehen konnte.

Am Morgen des 3. Juli 1778 begab sich Herr Johann Bernouilli an Bord dieses merkwürdigen Fahrzeuges, zu Mittag desselben Tages traf er zu Jambyck, einem kleinen Fischerdorf an der Spitze des kurischen Haffs, an. Hier mußte er, dessen einzige Reisegefährtin bis dazu eine junge Frau aus Riga gewesen war, bis zum Abend auf einen Reisegefährten harren, den der Fuhrmann mitzunehmen versprochen hatte und der in der Geschichte dieser Reise eine zu merkwürdige Rolle spielte, um nicht die nähere Bekanntschaft aller Theilnehmer derselben zu verdienen. Stunde auf Stunde verrann und der ersehnte Dritte der Reisegesellschaft kam nicht: man mußte sich zur

Geduld bequemen, denn derselbe war als eine distinguirte Person von Rang und hoher Geburt angekündigt worden. Endlich, Abends 7½ Uhr, nahte sich die Cariole, welche den Herrn General-Conföderations-Marschall, Königl. polnischen General und Maltheserritter Grafen Lietzen, auch Litzensky genannt, an Ort und Stelle brachte.

Der Conföderations-Marschall, General ꝛc. Lietzen gehörte jener noch heute weit verbreiteten Gattung von Menschen an, die es für Pflicht halten, jede neue Bekanntschaft mit sorgfältigen Mittheilungen über die eigene Person und deren Lebenslauf zu eröffnen. Schon in der ersten Stunde hatte Herr Johann Bernouilli erfahren, daß sein neuer Reisegefährte aus einem uralten Hause der polnischen Aristokratie stamme, Sohn eines protestantischen Priesters sei (den der Sohn übrigens zum Bischof beförderte) als Page und Adjutant des Fürsten Repnin am Warschauer Hofe gelebt und für diesen Courierdienste gethan hatte und endlich entlassen worden war, dann in Oesterreich gelebt d. h. drei Jahre lang in einer K. K. Festung geschmachtet hatte, nach seiner Freilassung auf einer Reise von Konstantinopel nach Frankreich algierischen Corsaren in die Hände gefallen war und acht Monate lang in Carthagena „Arrest gehalten hatte". Jetzt war der „Graf" von Geld und Kleidungsstücken ziemlich entblößt und auf der Reise nach St. Petersburg begriffen, wo er hochfliegende Plane in's Werk richten wollte. Rußland sollte ihm zur Wiedererlangung der Güter seiner Ahnen (die natürlich 100,000 Ducaten jährlich abwarfen) behilflich sein, der König von Polen sollte ihm eine Senatorstelle, den Stanislaus-Orden und eine Starostei verschaffen, Fürst Repnin sollte ihn für die „geleisteten beschwerlichen Dienste" mit 40,000 Ducaten, Oesterreich für die erlittene Festungshaft mit 3 Millionen Gulden entschädigen. Außerdem gedachte er seine Familie zu einer General-Conföderation zu verbinden; im Vorgefühl der großen Rolle, die er in dieser spielen sollte, hatte der vornehme Kriegsmann sich im Voraus mit den Titeln Marschall und General belohnt und mit einem an seinen wollenen, mit schwarzen Sammetaufschlägen versehenen Uniformsrock genähten rothen Maltheserkreuz decorirt. Und der Mann, der so viel erlebt hatte und so große Ansprüche erhob, war erst 35 Jahre alt! Seinen erstaunten Reisegefährten wies er sogleich mehrere Zeitungsblätter auf, in denen sein Name erwähnt und in Artikeln („die größten Theils aus dem schwarzen Bock datirt waren") besprochen war. „Er zeigte," heißt es in Bernouilli's Bericht, „eine ausnehmende Lebhaftigkeit, kaufte alles Bier und Branntwein und was sonst zu haben auf, und ließ sich von den Verkäuferinnen die Hände küssen. . . . . Seine Gesichts-

züge sind einnehmend und edel; Kenntnisse und Lectüre hat er mehr, als man bei seinem tumultuarischen Leben vermuthen sollte; dabei ist er ungemein dienstfertig, mitleidig und freigebig. Von der Religion hat er weder gemeine, noch verachtende, sondern hohe Begriffe." Einen Paß führte der Herr Graf natürlich nicht bei sich, unserem Bernouilli bot er aber sogleich an, ihn von Riga nach St. Petersburg mitzunehmen, und an die Thüren der Gasthöfe, die er besuchte, ließ er mit großen Buchstaben schreiben: Graf Lietzen reiset nach Rußland.

Es müssen wunderliche Verhältnisse gewesen sein, die einen so merkwürdigen Mann ausbrüten konnten: er ging nicht nur frei herum, sondern führte den Nachweis, daß ihn verschiedene hohe Personen wirklich unterstützt und mit Geld versehen hätten, das er allerdings großen Theils durchgebracht hatte, um sich Anhänger für den nächsten polnischen Reichstag zu erwerben. Seine maßlosen Ansprüche scheinen nicht ohne alle Begründung gewesen zu sein, denn wie Bernouilli im weiteren Verlauf berichtet, erhielt der „Graf" von Stanislaus Augustus wirklich ein Geldgeschenk, allerdings unter der Bedingung, „sich ruhig und entfernt zu halten" — auch die Zeitungen nannten seinen Namen in der Folge wiederholt. Unserem Berliner Akademiker scheinen Personen vom Schlage Lietzens schon öfter begegnet zu sein, denn er wußte ihn sofort unter die Rubrik der exaltirten polnischen Patrioten zu bringen, richtig abzuschätzen und in entsprechender Weise ohne Geringschätzung und ohne Ueberschätzung zu behandeln und zu utilisiren.

In Jambyck wurde das Gefährte des Rigaschen Fuhrmanns auf ein Segelboot gebracht, um sammt seinen Insassen zu Wasser über das Haff zu fahren und dadurch „zwo bis drey unangenehme Tagereisen im sandigen Strande" zu ersparen. Ermüdet von der Reise, dem Tumult und den Erzählungen des Polen, suchte der Gelehrte eine ruhige Ecke des Wagens, um zu schlafen; der „Graf" wußte seine Zeit besser zu verwerthen. Nachdem er mit den Schiffern und Fuhrleuten „geschäkert", begann er eine heftige Belagerung des Herzens und der Person der jungen Rigenserin, die diese Angriffe indessen siegreich zurückschlug. Am andern Morgen, 7 Uhr war Memel erreicht. Hier mußten die Reisenden eine unfreiwillig lange Rast machen. Als Bernouilli, der unermüdlich auf die Bereicherung seiner geographischen und ethnographischen Kenntnisse bedacht war, von einem Gang durch die Stadt zurückgekehrt, auf welchem er die Sehenswürdigkeit derselben studirt und zwei Gelehrte des Ortes, einen botanisirenden Kaufmann und einen philosophirenden Posthalter (der um die „Einheit" seines Wesens nicht zu stören, seit 35 Jahren kein Buch in die Hand

genommen) besucht hatte, erfuhr er zu seiner Ueberraschung, seine junge Rigasche Reisegefährtin sei inzwischen eines Töchterleins genesen und bei diesem Act von dem Grafen, der alle Handwerke und Künste zu verstehen schien, in philantropischster Weise unterstützt worden. Mit der Gemüthlichkeit einer Zeit, die noch keine Eile kannte, beschlossen die Reisenden einen Rasttag zu machen und der Taufe der jungen Weltbürgerin beizuwohnen! merkwürdig genug, daß sie sich nicht noch die Zeit nahmen, die Wiederherstellung ihrer liebenswürdigen Begleiterin abzuwarten. Die Wirthin, bei der man Quartier genommen, besorgte einen eleganten Wagen und in feierlicher Procession zogen die Pathen in die Stadt, zur Kirche.

Unser Bernouilli benutzte diesen Aufenthalt, um den die Taufe verrichtenden Pastor Lippach, „einen sehr würdigen Mann" und Freund eines seiner Freunde, näher kennen zu lernen, Vergangenheit und Gegenwart der Stadt zu studiren, des wohlgelahrten Mag. Reimers Beschreibung derselben und ein „artiges" lateinisches Gedicht über den Fluß Memel, das Herr Adam Schröter „um 1553 herum" gedichtet hatte, einzusehen, auch die örtlichen Bauertrachten und Bastschuhe näher kennen zu lernen! In der That, daß „Reisen bilden" war damals noch eine Wahrheit! Dem Gelehrten von 1778 war die kleine Stadt wichtig genug, um auf einem halben Dutzend Seiten seines Tagebuchs behandelt zu werden.

Am Morgen des 5. Juli wurde endlich an eine Fortsetzung der unterbrochenen Reise gedacht. Als man das „wandelnde ungeheure Gezelt des Meister Fuhrmann" wieder bestieg, hatte sich ein Stellvertreter für die in Memel gebliebene junge Mutter eingefunden: Mr. Crantzwell, ein Engländer, der in Frankreich erzogen war, die Sprachen beider Länder gleich schlecht sprach und außerdem deutsch und italienisch radebrechte. Mr. Crantzwell, Roßkamm und Sportsman, hatte an allen europäischen Höfen, den russischen und den türkischen ausgenommen, gelebt und zu allen vornehmen Pferdeliebhabern Europas in Beziehung gestanden; er kam aus Afrika, hatte 10 Berber Pferde mitgebracht, 9 derselben in einem Schiffbruch verloren und war auf dem 10. an die italienische Küste geschwommen. Jetzt war er auf der Reise nach Rußland, um in St. Petersburg Stallmeisterdienste zu nehmen; Empfehlungen der Firma Splittgerber, die ihn an verschiedene Rigasche Kaufleute und an den kaiserlichen Hofbanquier Baron Fredericks adressirt hatten, standen ihm zur Seite.

In dieser Gesellschaft langte Herr Bernouilli über Nimmersatt und Polangen am Abend des 5. Juli an der kurländischen Grenze an,

welche durch die heilige Aa gebildet wurde, um nach kurzer Rast in in einem „kurischen Bauernkruge am Papensee“ sein Nachtquartier zu halten. Tags darauf ging er längs der bernsteinreichen Ostseeküste nach Libau, um hier einen dauernden Aufenthalt zu nehmen.

„Diese Stadt ist groß und luftig, scheint aber nicht sehr volkreich zu sein.“ Mit diesen Worten beginnt Bernouilli eine ganze fünf Seiten umfassende Beschreibung Libaus, die, der Hauptsache nach noch heute paßt. Libau ist von jeher eine Rivalin Mitaus gewesen, die Bürger dieser Seestadt fühlen sich auch in der Gegenwart als die eigentlichen Vertreter des kurländischen Bürgerstandes, der in der Hauptstadt des früheren Herzogthums eigentlich immer nur durch das sogenannte Literatenthum vertreten gewesen ist. Wie die Marseiller keine Franzosen, sondern zuerst Marseiller sein wollen, so sind die Libauer ganz zuerst Libauer und erst eine Weile später Kurländer. Ob dem schon vor achtzig Jahren so gewesen, läßt sich aus Bernouilli's Aufzeichnungen leider nicht im Einzelnen entnehmen, eine Ahnung der exceptionellen Stellung des kurländischen Genua scheint Bernouilli aber doch gehabt zu haben, denn er nennt dasselbe eine „so viel als ganz freye Stadt“; im Uebrigen überschüttet er uns mit einer Fülle architektonischer, historischer u. s. w. Notizen, die eine (binnen vierundzwanzig Stunden gewonnene) Ortskenntniß verrathen, wie sie heute wohl nur wenigen Ortsangehörigen eigen sein möchte. Wir erfahren nicht nur, wie jeder Winkel der „neuen“, 1740 begonnenen Kirche aussieht, „die wohl von Kunstverständigen in einem und andern Tadel ertragen müßte, aber dem ohngeachtet von Seiten des Baumeisters nicht gemeine Kenntnisse der zierlichen Kunst verräth,“ sondern auch, daß dieses Gebäude 1769 zu Königsberg in Kupfer gestochen worden 2c. Auch das neue Haus des Herzogs und die „Hauptkirche“ werden genau beschrieben: was ließe sich aber nicht auch von einem Beobachter erwarten, dem es sogar nicht entgangen ist, daß es in unserem Norden, gleichwie im östlichen Preußen Sitte sei, den Fußboden mit Wachholderspitzen zu garniren und der anzugeben weiß, wo diese Garnirungen am Geschmackvollsten ausgeführt werden? So kann es nicht fehlen, daß unser Reisender auch über Libaus commerzielle Bedeutung einige Worte sagt und bezüglich des Ex- und Imports von 1777 auf Schlözers Briefwechsel, Heft XV., S. 168 ff. verweist. Die Erwähnung dieser Quelle ist den modernen Libauern vielleicht nicht ohne Nutzen.

Am 7. Juli ging es anfangs längs der Seeküste und später durch „schönes und fruchtbares Land“ weiter nach Grobin, wo in dem „stinkenden Kruge zu Lehne“ gefüttert wird; des üblen Geruchs jenes Kruges

muß Erwähnung geschehen, weil Bernouilli den kurischen Krügen im Uebrigen ein lobendes Zeugniß ertheilt und von artigen Zimmern und sauberen Betten für „Herrschaften" berichtet. Gelegentlich bewies Graf Lietzen auf diesen Halteplätzen, daß er nicht nur ein großer Staatsmann, tapferer Krieger und philanthropischer Accoucheur, sondern zugleich ein sehr brauchbarer Koch war. — Am Morgen des folgenden Tages setzt die Reisegesellschaft über die Windau und trifft hier auf den herzoglichen Postmeister zu Schrunden, Herrn v. Trock „einen artigen, klugen, gastfreien und bemittelten Mann", den unser Conföderations-Marschall in so interessante Gespräche zu verwickeln weiß, daß Herr von Trock, um mit sämmtlichen Abenteuern seines vornehmen neuen Freundes bekannt zu werden, ohne Weiteres die ganze Reisegesellschaft in sein Haus ladet, ihr Nachtquartier sammt Abendessen anbietet und den Fuhrmann durch das Versprechen freien Futters zu einem verlängerten Aufenthalt zu bereden weiß. Der neugierige Postmeister war ein Mann, der sich auf den guten Ton verstand: seine Frau und Töchter „trugen sich französisch und neumodisch", Herrn Crantzwell und den „Grafen" weiß er durch eine „stattliche" Mahlzeit und ein Glas englisch zubereiteten Schrubs, das gelehrte Mitglied des reisenden Kleebatts durch Vorweisung einer artigen Sammlung philosophischer und literar-historischer Schriften zu fesseln. So war es nicht zu verwundern, daß die Gäste sich dazu verstanden, 24 runde Stunden in dem gastlichen Hause zu Schrunden zu verweilen und erst am Nachmittag des 9. Juli die unterbrochene Reise fortzusetzen. Daß Bernouilli über diese Art des Reisens kein Wort der Verwunderung verliert, läßt darauf schließen, daß es in alten Zeiten nicht die Ausnahme, sondern die Regel bildete, wenn man einer bereits sechstägigen Reise noch zwei Reisetage zugab.

Mit den Beschreibungen Schrundens, Doblens und der verschiedenen Krüge, auf denen die Reisenden noch Station machten, ehe sie nach Mitau gelangten, wollen wir uns nicht weiter aufhalten; von Interesse ist aber, daß unser Gelehrter bezüglich der kur- und livländischen ländlichen Wagen eine Bemerkung macht, die vor ihm und nach ihm wohl kein Durchreisender gemacht hat: diese Fahrzeuge glichen nämlich den zu jener Zeit in Canada üblich gewesenen Cabriolen, nur daß diesen letzteren unser Krummholz fehlte. Ob das wohl Lob oder Tadel bedeuten soll? Zu näherer Belehrung über diese Thatsache werden wir wiederum auf Schlözer's Briefwechsel und zwar auf das XVII. Heft desselben verwiesen. Für einen Naturforscher, wie Bernouilli einer war, ist eine so genaue Kenntniß der culturgeschichtlichen und

ethnographischen Verhältnisse des Wagenbaues allerdings erstaunlich und wohl nur durch den Besitz eines größeren Maßes freier Zeit, als es den Gelehrten unseres Jahrhunderts in der Regel zu Gebote steht, zu erklären.

In Mitau, wo Bernouilli sich von seinen Reisegefährten trennte, nahm er einen fünftägigen Aufenthalt, um die daselbst lebenden Professores des herzoglichen Gymnasium academicum genauer kennen zu lernen. Unter den Namen dieser Männer finden sich viele, die noch heute in Kurland einen guten Klang haben und manchem Mitauschen Gelehrten wird es von Interesse sein, aus unserem alten Reisetagebuch die Schicksale seiner Vorfahren kennen zu lernen, denn in alphabetischer Reihenfolge werden alle damaligen Lehrer der herzoglichen Hochschule namhaft gemacht und sammt ihren Schriften aufgeführt. Die Akademie selbst war noch eine neue Schöpfung, die der dermalige Herzog nach einem von Sulzer entworfenen Plane angelegt hatte. Bernouilli weiß die Vorzüge dieser Anstalt, den Reichthum ihrer Sammlungen und Instrumente nicht genug zu loben und nur die zufällige Abwesenheit des auf seinem Landsitz Ruhenthal weilenden Fürsten konnte ihn daran verhindern Sr. Fürstlichen Durchlaucht sogleich die Aufwartung zu machen. Als Gelehrter von Conduite weiß unser Berichterstatter überhaupt Jedermann die gebührende Ehre zu geben, ohne Hinzufügung des Prädikats „Herr" und der betreffenden Titulaturen wird kein Name genannt und in der Regel wird jedem Bekannten noch ein anerkennendes Eigenschaftswort, wie „artig", „fein" u. s. w. angehängt. Man würde dem gelehrten Manne aber Unrecht thun, wenn man ihm darum Wahrheitsliebe oder Urtheilsfähigkeit absprechen wollte — er weiß schwarz und weiß recht gut von einander zu scheiden und folgt nur der Sitte seiner Zeit, die im Grunde genommen immer noch liebenswürdiger war, als es die Erhabenheit moderner Schriftsteller über alle mögliche „überwundene Standpunkte ist." Freilich läßt sich nicht läugnen, daß die Verschiedenheit zwischen dem Verhalten der modernen und der älteren Durchschnittsschriftsteller zu ihrem Gegenstande im letzten Grunde auf eine veränderte Weltanschauung zurückzuführen ist: der Optimismus, der einen Hauptcharakterzug des Zeitalters der „vernünftigen" Aufklärung und des Nationalismus ausmachte, hat einen sceptischen Pessimismus Platz gemacht, der unleugbar von größerem sittlichen Ernst zeugt. Nur daß die große Masse der Gebildeten heut zu Tage die *eine* Mode mitmacht, wie sie früher an der *anderen* theilnahm und daß der Pessimismus, als bloßer Modeartikel in der That unausstehlich ist!

In Mitau fand der höfliche Berliner Akademiker eine außerordentlich liebenswürdige Aufnahme: er war an den Prof. *Ferber*, einen aus

Schweden gebürtigen Physiker empfohlen, lernte durch diesen den Prof. Beitler (einen aus Reutlingen gebürtigen Mathematiker), den Juristen Besecke, den Historiker Jäger, den Philologen Kütner und dessen Bruder, einen talentvollen Kupferstecher (beide aus Gotha gebürtig), den Professor der Beredtsamkeit Tiling aus Bremen, Herrn Matth. Friedr Watson, früheren Professor in Königsberg, dann Rector der Mitauer Stadtschule und endlich Professor der Dichtkunst, kennen. Auch der später so bekannt gewordene Krypto-Katholik Joh. Aug. Starke, der Buchhändler Hinz, der Advokat Tetsch, der Kanzleirath Raison und Hofrath Schwanden (Schwander?) erwiesen dem Fremden viele Aufmerksamkeit, der Landmarschall Baron Medem („ein sehr leutseliger und würdiger Mann") gab ihm sogar ein Diner, an welchem der frühere herzogliche Kanzler und Andreas-Ritter Baron Keyserling sammt anderen „Edelleuten beiderlei Geschlechts" Theil nahmen. Herr Bernouilli ist darum des Lobes der Höflichkeit des kurländischen Adels voll und erhebt gegen die ungünstige Schilderung, welche die „Briefe eines jungen Reisenden" von diesem Stande entworfen, entschiedenen Protest.

Es wird nicht überflüssig sein, den Leser mit den Eigenthümlichkeiten und der Rolle der gesellschaftlichen Schichte bekannt zu machen, in welcher Bernouilli sich bewegte und die in Kurland noch heute eine besondere Kaste, das s. g. Literatenthum bildet.

Die Bezeichnung Literaten scheint eine specifisch kurländische Erfindung zu sein, die sich erst im Laufe der Zeit auf die übrigen Theile des Ostseelandes ausgebreitet hat. Unter einem „Literaten" wird in den Ostseeprovinzen nicht etwa ein Schriftsteller oder Journalist verstanden, sondern ein Mann, der auf Universitäten gewesen und demgemäß etwas Besseres ist, als ein gewöhnlicher Bürger. Die Wunderlichkeit, aus den studirten Bürgerlichen eine besondere privilegirte Klasse, eine Kaste mit besonderem Standesbewußtsein und eigenthümlicher Tradition zu machen, kann nur aus der Verkehrtheit kurländischer Zustände alten Styls erklärt werden. In Kurland hatte das Städteleben niemals zu einer selbständigen Entwickelung und wahren Blüthe gelangen können — das eigentlich nur durch arme Handwerker und unbedeutende Krämer repräsentirte Bürgerthum war und blieb bis in den Eingang des neunzehnten Jahrhunderts ein unbedeutendes würdeloses Ding, zumal seit die „bürgerliche Union" (eine Städteverbindung, welche zur Bekämpfung der beinahe schrankenlosen Adelsrechte geschlossen worden war), ein jämmerliches Ende genommen hatte: die Führer verriethen das Interesse ihrer Standesgenossen, als der Adel ihnen für den Fall des Abfalls von der „Union" Eintritt in die Adelsbank anbot. Die

gebildeteren Klassen des Bürgerstandes suchten seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Sonderstellung einzunehmen, lösten sich von ihren Standesgenossen ab und nahmen als „Literaten" eine besondere Rolle in Anspruch. Obgleich sie eine gewisse Opposition gegen den Adel zur Schau trugen, war ihnen wesentlich darum zu thun, mit diesem gesellschaftlich gleichgestellt zu werden und eine Art Nobilität zweiter Klasse zu repräsentiren — ein Bestreben, das auch im modernen Kurland noch vielfach sein Unwesen treibt und wesentlich dazu beiträgt, daß es in Kurland kein eigentliches Bürgerthum sondern (wie Hippel schon vor hundert Jahren sagte) nur zwei Klassen, Bauern und Edelleute giebt. Zu den Eigenthümlichkeiten einer gewissen Klasse von kurländischen Literaten alten Styls gehörte, daß sie auf alles eigenthümlich Kurische preciös herabsahen; sie waren zum größten Theil deutsche Einwanderer, die sich ihr Leben lang als solche fühlten, oder Söhne von Predigern, Lehrern, Aerzten und Juristen. Hippels „Lebensläufe" (nicht nur das geistreichste Buch, das jemals über Kurland geschrieben worden, sondern in seiner ersten Hälfte einer der besten deutschen Romane aller Zeiten) ist in Scherzen über dieses Literatenthum unermüdlich und nimmt jede Gelegenheit wahr, das Sonderbewußtsein dieses „Rinnsteins zwischen Adel und Bauernstand" lächerlich zu machen. Dieser Roman, dessen Hauptpersonen drei Glieder des „Literatenstandes" der Pastor, die Pastorin und der alte Hermann sind, spielt fast ausschließlich in dem Kurland der Bernouillischen Zeiten, und gleich die erste Bemerkung, die Hippel über den Schauplatz seiner Erzählung macht, bietet uns Veranlassung, auf dieselbe näher einzugehen.

„Ueberhaupt scheinen die Kurländer zu keiner Stadt Lust und Liebe zu haben und aufs Land zu gehören, wo sie auch Geschmack anzubringen wissen." Nur gelegentlich wird Mitaus Erwähnung gethan, als einer Stadt, die den Kurländern zwar für die „Hauptstadt der Welt" gelte, in Wahrheit aber ein „Johannisort" und nur zu „Johannis sichtbar" sei. Nur für die Pastorin ist Mitau ein Ort von höchster Bedeutung, „denn hier wohnt der Superintendent." Zwar weiß auch sie, „daß der Himmel mehr ist als Mitau," der Nennung dieses Namens fügt sie aber den frommen Wunsch hinzu, „wohin Dir, mein Sohn, Gott verhelfen möge, daselbst Pastor zu werden." Für die Edelleute,*) die, wenn sie nach Mitau kamen, „dem Vorreiter auf den linken Arm ein Silberblech mit dem hochadeligen Wappen nähen

*) Zum Johannisfest kommt der Adel in die Stadt.

ließen, um Mitau Ehre zu machen," ist die kurländische Hauptstadt „terrarum Dea gentiumque" — denn „die Residenz ist für den Edelmann das Treibhaus im kalten Klima." Das ist aber auch Alles, was wir von den Städten des Landes erfahren; höchstens wird bei Gelegenheit bemerkt, „das herzogliche Schloß habe so wenig Verhältniß zu dem übrigen Theile der Stadt, als das Mitausche Straßenpflaster zur Regelmäßigkeit und Ordnung."

Der Typus des eingewanderten Literaten ist der Pastor des Hippelschen Romans. Während seine Frau, als Tochter eines uralten Pastorengeschlechts glühende Patriotin ist, redet er mit Vorliebe davon, daß er aus einem anderen Lande stamme, in dem man früher als in Kurland Spargel zu essen bekommt und den Wein aus der Quelle trinkt. „Vater," fragt ihn der Sohn, „wann fängt man denn an, ein Literatus zu sein?" „Es ist nicht überall gleich!" lautet die Antwort. „Im Mitauschen Kreise früher, im Bauskeschen Kreise später, im Sellburgschen Kreise noch später, im Doblenschen Kreise früher als im Mitauschen, und so weiter durch alle Kreise."

Die liebenswürdigste all' der Gestalten dieses Kreises ist die Pastorin, die echt kurländische Literatenfrau und Literatentochter „aus dem Stamme Levi", die Sprossin von neun kurländischen Pastoren, unter denen einer Superintendent, zwei Präpositi gewesen waren, die Enkelin Alexander Einhorn's, des zweiten kurländischen Superintendenten, des großen Mannes, „der sich der Einführung des Gregorianischen Kalenders widersetzt und die Märtyrerkrone errungen, indem er im Jahre 1655 nach Christi Geburt, Dominica XI. post trinitatem auf der Kanzel mitten in einer Kalenderpredigt blieb und sein ruhmvolles Leben mit den Worten: „Verflucht sei der Kalend—" endigte, die Urenkelin des anderen Einhorn, der sich der Abschaffung des Exorcismus bei der Taufe der herzoglichen Kinder „mit Hand und Fuß" widersetzt, und den Superintendenten Hofstein, der sich solcher Neuerung erkühnt, „dem Teufel übergeben hatte, der die Complimente, die ihm der Herr Superintendent mache, nicht erwidern würde," die Aeltertochter jenes dritten berühmten kurländischen Pastors, der die Ostereier „als einen aus anderen Ländern nach Kurland gebrachten unchristlichen Gebrauch" abgeschafft hatte und dafür „in Kupfer gestochen worden war". Jeder Zug, der von dieser Frau mitgetheilt wird, athmet echt kurisches Leben, echt kurische Frische; extra Curoniam non est vita! scheint ihr Wahlspruch gewesen zu sein. Als Pastorentochter und Pastorenfrau bewegt sie sich mit dem gesammten Kreise ihrer Anschauungen und Gedanken innerhalb kurischer Literaten-Begriffe und

meist um den geistlichen Stand und dessen Attribute: sie kennt die kurländische Kirchengeschichte besser, als mancher Candidat, und nichts geht ihr über das „Gottesländchen" und über die geistlichen Herren im Gottesländchen. Mit lebhafter Entrüstung widersetzt sie sich der Einführung des dreigliedrigen Segens, denn in Kurland ist von jeher der zweigliedrige Segen gebraucht worden, „weil derselbe die Herzogthümer Kurland und Semgallen bedeutet"; Grot und Sennert, die Vorkämpfer der „angestammten" Form des Segens, gelten ihr für heilige Gottesmänner, der dreigliedrige Pastor Gräven ist in ihren Augen ein eben so schlechter Patriot, als schlechter Christ. Herzog Gotthard ist der größte christliche Held, der je gelebt; halb ungläubig, halb andächtig beschaut sie das Brusttuch, welches der Herzog dem Ahnherrn ihres Waggers „Jahnis" geschenkt hat, „als derselbe ihm das Evangelium am Sonntage Palmarum in undeutscher Sprache hatte aufsagen können". Auch wie es um die theologische Gelehrsamkeit zu herzoglichen Zeiten bestellt war, weiß die treffliche Frau am Schnürchen: „Noch hat kein Doctor der Theologie kurisches Brod gegessen," pflegte sie zu sagen. Mit Eifersucht wacht sie über die Rechte des Literatenstandes; der Pseudo-Literat Hermann, der keine Universitätsmatrikel nachweisen konnte, ist ihr ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes. Da der Literatus adelige Rechte hat, hält sie ihn für eine Abart des Edelmannes, „denn adelig behandelt werden und adelig sein ist doch dasselbe!" Erst als Hermann an Gichtschmerzen leidet, fängt sie an, an seine Literatenschaft zu glauben, „denn in Kurland können nur Edelleute und Literaten das Podagra haben." Ihre Gleichnisse holt sie aus ihrer nächsten Umgebung: „Ein gutes Gewissen ist ein Schirm wie ein Rigascher Pastorenhut," pflegte sie zu sagen.

Eine unübertreffliche **Caricatur** des selbstgefälligen Literatenthums hat Hippel in dem „alten Hermann" geschildert.

Seine Bekannten hatten diesen Biedermann in Verdacht, in seiner Jugend Töpfer gewesen zu sein, „denn er wackelte beständig mit dem Fuß, was den Töpfern eigen sein soll"; nannte man ihn, der ein guter Orgelspieler war, einen „Tonkünstler", so nahm er es übel, denn er witterte hinter diesem Ausdruck eine Anspielung auf sein früheres Arbeitsmaterial, den „Thon". Als er in Armuth gerieth und seine Tochter ihn fragte, ob er nicht zur Handthierung seiner Jugend zurückkehren wolle, geräth er in heftigen Zorn: „Etwas aus Thon drechseln, heißt das Töpfer sein? Ich war — damit Du's ein für allemal weißt — ein **Freitöpfer**, wie viele von unseren hochwohlgeborenen Herren, wenn sie von Reisen kommen, **Freimaurer** sind!"

Trotzdem, daß es dem Biedermann geglückt ist, wiederholt an den Tafeln adeliger Gönner zu speisen, nagt ein Wurm an seinem Herzen: sein Sohn Benjamin hatte das Schneiderhandwerk ergriffen! Es ist ihm nur ein schlechter Trost, „daß das Schneiderhandwerk für den Sohn eines Literatus am Schicklichsten ist, da es Gott der Herr gleich nach dem betrübten Sündenfall eingesetzt und selbst die ersten Kleider verfertigt hat". Als sein Sohn ihn in einem adeligen Hause aufzusuchen sich erkühnt, sperrt er ihn ein und ist in beständiger Angst, entdeckt zu werden. Viel Noth macht es ihm, daß seine Standesgenossen von ihm verlangen, auch dem Adel mit Selbstgefühl gegenüberzutreten; er kann es höchstens dazu bringen, in ausschließlichen Literatenkreisen auf den Adel loszuziehen. „Ein Literatus", pflegte er in solchen Fällen zu sagen, „ist freilich ein halber Edelmann; gut ist gut, aber besser ist besser, und zwischen halb und ganz ist ein Unterschied. Man lasse ihnen das von und uns den Verstand!"

Doch wir müssen von dieser Abschweifung, die als Orientirung für den Leser vielleicht nicht ganz überflüssig war, zu unserem Gelehrten und dessen Mitauer Literaten-Bekanntschaften zurückkehren.

Herr Bernouilli ward von seinem Freunde, dem Professor Ferber, Tage lang in der Stadt umhergeführt und mit allen Sehenswürdigkeiten derselben bekannt gemacht; fast scheint es, als ob das alte Mitau an Kunstschätzen reicher gewesen ist, als das moderne. Bei dem Buchhändler Hinz, in dessen Hause sich damals die Freimaurerloge befand, sah Bernouilli verschiedene interessante Portraits bekannter Gelehrter, die in Oel und in Kupfer ausgeführt waren, u. A. ein Bildniß der damals noch viel genannten Karschin, in der Bibliothek der Loge fanden sich zahlreiche „sehr schöne" Gypsabgüsse, bei dem Hofrath Schwander waren nicht weniger, als drei Originale von Albrecht Dürer, zwei Landschaften von van der Neer und „viele gute italienische Stücke" von Amiconi, Maghiotti u. a. namhaften Künstlern zu sehen Der Hofgerichts-Advocat Tetsch, bei dem unser Reisender eingeführt wurde, besaß nicht weniger als 60 Thierstücke von Beck (dem Lehrer des vielbeliebten Thiermalers Baumann), sowie gute Copien Wouwermann'scher, Rembrandt'scher und van Dyck'scher Gemälde; auch der erwähnte Landmarschall Baron Medem konnte seinem Gast eine Reihe guter Bilder aufweisen. Von höchstem Interesse ist aber, was Bernouilli von der im „Sommerpalast" („zunächst der Stadt") des Herzogs befindlichen Gallerie meldet; neben Tizian waren Männer wie Palmavecchio, Ricci, Salvator Rosa, Molinari, Cignani vertreten. Es wäre wohl der Mühe werth, nachzuforschen, was aus all' diesen Kunstschätzen

deren Mitau sich einst rühmen durfte, geworden ist; mag auch der letzte Herzog von Kurland, als er nach Niederlegung seines herzogl. Hutes auswanderte, seine Gemälde nach Deutschland mitgenommen haben, durchaus unwahrscheinlich ist, daß die Gemälde, welche Tetsch, Schwander u. s. w. besessen, sämmtlich Kurland verlassen haben sollten.

Schnell genug mögen unserem Bernouilli die Tage vergangen sein, die er in der kurländischen Hauptstadt zubrachte. Außer dem Baron Medem beehrten ihn die Professoren Beitler und Ferber mit Mittagseinladungen, bei dem Herrn Kanzleirath und herzoglichen Secretaire des commendements" Raison, der damals eines der schönsten Häuser in Mitau besaß, mußte er zur Nacht speisen und Prof. Ferber führte den Gast gar „auf einen maskirten Ball en piquenique", der indessen schwach besucht war und Herrn Bernouilli die gewünschte Gelegenheit nicht gab, einen guten Theil der Mitauer „Beaumonde" zusammen zu sehen und sich einen Begriff von dem „Betragen" derselben zu machen.

Zu den merkwürdigsten Bekanntschaften, die der Reisende machte, gehörte die des seiner Zeit vielgenanten ehemaligen Pastors, späteren Professors Eisen oder „Eisen von Schwarzenberg", wie der eitle und ehrgeizige Mann sich lieber nannte. Dieser Mann, ein „Aufklärungs"-Apostel vom reinsten Wasser, der sich sehr viel mehr für die Einführung der Pockenimpfung als für die geistlichen Dinge interessirte, zu deren Verbreitung man ihn aus dem Auslande hatte kommen lassen, war dreißig Jahre lang (1745—75) Pastor zu Torma gewesen und hatte während dieser Zeit beinahe unablässig mit seinen Eingepfarrten processirt und in freien Stunden Broschüren und Projecte zur Aufhebung der Leibeigenschaft ausgearbeitet, mit denen er in St. Petersburg ein Glück zu machen versuchte, das er natürlich nicht fand, noch finden konnte. Er ist ein Typus jener gelehrten Glücksritter des 18. Jahrhunderts, die es darauf abgesehen hatten, in den östlichen Ländern, in die sie ausgewandert waren, um jeden Preis Carrière zu machen. Jahre lang sucht er in Petersburg die baltischen Agrarverhältnisse noch schwärzer zu machen als sie es ohnehin waren; er reicht Project über Project ein, denn er hofft mit einem hohen Amt belohnt, vielleicht mit der Durchführung der in Vorschlag gebrachten Reformmaßregeln betraut zu werden. Als es mit diesen Denunciationen nicht vorwärts geht, wird er Professor am Gymnasium academicum zu Mitau und hier lernt unser Bernouilli ihn kennen. Einige Jahre später hat er sich auch in Kurland durch seine Intriguen unmöglich gemacht. Er geht nach Petersburg und bewirbt sich an den Thüren großer Herren um das Amt eines livländischen Generalsuperintendenten, obgleich er sehr wohl

weiß, daß dieser vom livländischen Landtage zu wählen ist und daß Niemand im gesammten Lande etwas von ihm wissen will. Als es mit diesem Unternehmen gleichfalls nicht vorwärts geht, ergreift er ein neues Gewerbe, wird Gutsverwalter des Grafen Tschereptschow und stirbt als solcher im J. 1779 in der Nähe von Moskau.

Bernouilli, der Herrn Eisen v. Schwarzenberg übrigens sehr bald durchschaut zu haben scheint, hatte gegen das Ende seines Mitauer Aufenthalts noch das Glück dem Herzog vorgestellt und zu Hof gezogen zu werden. Von dem kleinen, aber durch russische Verbindungen reichen kurländischen Hof entwirft er eine ausführliche Schilderung, die wir folgen lassen, weil sie den Nachweis führt, daß die Formen deutscher Kleinstaaterei im baltischen Norden genau dieselben waren, wie im Herzen Deutschlands.

„Nach 11 Uhr fuhr ich mit Herrn Ferber nach Hofe. Der Herzog war denselben Morgen von seinem Lustschlosse zur Stadt gekommen, und nachdem er sich umgekleidet hatte, erschien er um 12 Uhr. Ich wurde mit eben der Gewogenheit aufgenommen, mit welcher mich Se. Durchlaucht ehemals in Berlin beehrt hatte. Auch im äußerlichen Aussehen fand ich den Herzog wenig in diesen 14 verflossenen Jahren verändert; er ist noch jetzt ein schöner Herr, in dessen Gesichtszügen viel Einnehmendes herrscht. Wir wurden im Namen des Herzogs von dem Hofmarschall, Hrn. v. Kloppmann, zur Tafel geladen, welche auch bald darauf anging, und mit Geschmack und Ueberfluß servirt war. Wir waren etwa 26 Personen an einem sehr langen und schmalen Tische; mitten an demselben saß der Herzog zwischen seiner Frau Mutter und einem Minister; mich setzte man Ihro Durchlauchten gegenüber. — Die Unterredung war zum Theil allgemein; mit Anstand lebhaft und ohne Zwang. — Beim Dessert reichte mir der Herzog reichlich von dem schönen Obste, das in seinem Garten zu Schwedthof gezogen wird.

Nach aufgehobener Tafel spielte der Herzog Billard à la guerre mit Verschiedenen des Hofes; mittlerweile führte mich der Hofmarschall in den vornehmsten Zimmern herum; — er ist ein sehr artiger und höflicher noch junger Hofmann, und hat von dem Könige von Polen den St. Stanislausorden. — Der Saal, in welchem Billard gespielt wurde, war selbst, wie in Rußland, eines der reichsten Zimmer des Schlosses; doch werden nicht einem Jeden die etwas gar zu massiven silbernen Zierrathen gefallen. — In dem großen Eckzimmer neben an, wo die Aussicht auf den schönsten Theil der Gegend um Mitau ganz herrlich ist, steht ein sehr kostbarer Schreibtisch, der in dem Verkauf der Effekten des Herzogs von Choiseuil, nach dieses Ministers Fall, für 12,000 Livres erstanden worden, und den hernach der vorige

Besitzer vergebens wieder an sich zu bringen getrachtet hat. Dieser Tisch ist meist eirund, hat sehr viel Bequemlichkeiten, und an einem Ende ist in einem vortrefflich gearbeiteten Felsenwerk von vergoldeter Bronze eine Uhr mit einem Glockenspiel befindlich.

Aus jenem Eckzimmer kömmt man in ein Schlafzimmer, welches sehr schön auf chinesische Art von dem Grafen Zanta gefirnißt worden; und auf dieses folgt ein Kabinet mit einer von der Herzogin Mutter schön gestickten chinesischen Tapete, wo auch einige von dem Grafen Zanta, nach seiner ihm eigenen Art, gefirnißte Kupferstiche hängen. —

Ein Saal auf der andern Seite des Billardzimmer hat, sowie dieses, eine mittelmäßig gemalte Decke, und aus demselben traten wir in den Speisesaal (in dem Flügel), und in eine andere Reihe von Zimmern in dem Hauptgebäude; in dieser sind die merkwürdigsten: ein kleines Zimmer, wo das Bildniß des Prinzen Heinrich von Preußen, (von Amad. Vanloo gemalt) nebst andern Portraiten, hängt; unsers Königs seines, das gar zu schlecht gerathen ist, hätte ich gerne weggewünscht. — Ein großer Saal, der zu einem Schauplatz eingerichtet worden. — Ein anderer hat eine sehr artige und mit Säulen verzierte Kanzel von Stuccaturarbeit, die einen blauen adrigen Marmor nachahmt; von dergleichen Marmor sind auch die Tischplatten in dem Billardzimmer.

Die Haupttreppe ist sehr groß, edel und bequem, aber sie hat noch kein Geländer; nur nach und nach läßt der kluge Herzog dieses nach einem allzu großen und prächtigen Plan angelegte Schloß, das mit dem kaiserlichen Winterpallast zu St. Petersburg viel Aehnlichkeit hat, vollenden. — Er wird auch eine schöne Begräbnißkapelle erbauen lassen, um die von Wraxall und andern schon angeführten Särge der kurländischen Fürsten in derselben beizusetzen; ich habe diese Särge nicht gesehen; sie sollen noch ohne Ordnung in einer schlechten Gruft stehen, und mit einem schwarzen, mit Gold und Silber gestickten Sammet bedeckt sein.

Als die Tour im Schlosse und auch die Partie auf dem Billard zu Ende war, unterredeten sich noch beide Durchlauchten eine geraume Zeit sehr gnädig mit mir; die alte Herzogin sprach nur deutsch, aber ziemlich viel, verständig und herablassend. — Ihr regierender Sohn soll ihr in vielen Stücken viel kindliche Ehrfurcht bezeugen.

Der Herzog hatte zugleich die Gewogenheit, mich für den Abend auf ein Concert zu invitiren, und demnach kam ich nach ein paar Stunden mit Herr Ferber wieder aufs Schloß, und hatte das Vergnügen, die zwar kleine, allein sehr auserlesene herzogliche Kapelle zu hören. Sie besteht aus 15 bis 20 Personen, und die Zierde derselben ist ohnstreitig der vortreffliche Violinist, Adam Veichtner, ein Schüler

unsers Benda, und der schon, wie dieser, unter die größten in seiner Kunst zu zählen ist. Mit zween Krausen aus Berlin, welche die Flöte blasen, war ich auch besonders wohl zufrieden; sie sind Bruderssöhne des verstorbenen Advocaten und berühmten Musikverständigen dieses Namens, und haben zum Theil dessen Unterricht ihren Fortgang zu danken. — Der Violoncell, dessen Name mir entfallen, verdienet ebenfalls vorzügliche Achtung. Sänger oder Sängerinnen unterhielt der Herzog damals nicht; nur weiß ich, daß er welche anzunehmen gesonnen war; zuweilen aber singen die zwei Hofdamen der Herzogin Mutter, und dieses Mal ließen sie sich mit Arien aus einer ohnlängst auch bei Hofe aufgeführten komischen Oper, von der Composition des Herrn Veichtner, auf eine geschmackvolle Art hören.

Im übrigen waren wenig Damen gegenwärtig und diese allein setzten sich; der Herzog blieb die ganze Zeit stehen oder ging umher, und so auch alle andern Mannspersonen."

Nach fünftägigem Aufenthalt in Mitau beschloß Bernouilli endlich, seine Reise weiter fortzusetzen. Am Morgen des 15. Juli reiste er mit einem russischen Fuhrmann ab und erreichte, nachdem er vier Meilen*) zurückgelegt, die livländische Grenze, damals zugleich russische Reichs- und Zollgrenze gegen das polnische Herzogthum Kurland. Diese Zollgrenze war ihrer Zeit wegen der Strenge der Visitationen sehr gefürchtet, selbst Damen mußten sich entkleiden, um nachzweisen daß sie nicht Spitzen und andere hochbesteuerte Dinge bei sich führten, eine Maßregel, die übrigens wegen des in dieser öden Gegend außerordentlich schwunghaft betriebenen Schleichhandels durchaus gerechtfertigt erschien, und mit rücksichtsloser Strenge gegen alle Reisenden, auch Personen vom höchsten Range, ausgeführt worden sein soll. — Wer beschreibt unseres Akademikers Erstaunen, als er den bereits vor fünf Tagen aus Mitau abgereisten „Grafen" im Schlafrock vor der Thür des russischen Grenz- und Zollamts stehen sah. Als „paßlos" war der vornehme Mann, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, zurückgewiesen worden. Er hatte seine Papiere nach Riga geschickt und „stund in der Hoffnung", auf diese hin werde man ihm die Fortsetzung seiner Reise gestatten. Daß er sich in dieser Hoffnung täuschte, verstand sich von selbst. Unter der Hand erfuhr Bernouilli, Lietzen's Signalement sei der Grenzwache bereits vor vier Wochen aus St. Petersburg mit der Weisung zugegangen, das bezügliche Individium unter keiner Bedingung über die Grenze zu lassen; nachdem der unglückliche Graf und Marschall

*) Der Weg von Mitau nach Riga muß damals ein anderer gewesen sein, als heute, denn von der Aa bis St. Olay sind es nur 2²/₃ Meilen.

noch einige Zeit vergebens geharrt hatte, wurde er nach Mitau zurückgeschickt, wo sich einige Bekannte seiner annahmen und ihn unterstützten. — Bernouilli aber kam noch an demselben Tage in Riga an. Die Reise von Königsberg hatte ihn (einschließlich seines Mitauer Aufenthalts) zwölf Tage gekostet.

Während es in Mitau vorzugsweise eingewanderte Gelehrte, Repräsentanten der schon vor achtzig Jahren ziemlich kosmopolitischen deutschen Wissenschaft, nicht Vertreter des kurländischen Bürgerthums gewesen waren, die mit unserem Reisenden verkehrt hatten, so trat derselbe in Riga in einen festgeschlossenen Kreis bewährter Patrioten, die sich bei aller Theilnahme für die Wissenschaft und die literärischen und politischen Vorgänge ihrer Zeit doch in erster Reihe als Vorkämpfer concreter, aus dem heimathlichen Boden erwachsener Interessen fühlten. Waren es doch eben dieselben Männer, die wenige Jahre früher ihrem jungen Freunde, dem Subrector Herder, das erste Beispiel achtunggebietenden Localpatriotismus, edler Hingabe an die öffentlichen Angelegenheiten eines stolzen alten Gemeinwesens gegeben hatten: der Bürgermeister Melchior von Wiedau und die Gebrüder Berens. Vertreter einer entsprechenden Richtung hatte das kurländische Bürgerthum alter Zeit nicht aufzuweisen. Wiedau ist der Typus des Rigaer Patriciers vom alten Schrot und Korn. Wohlhabend und von gutem Hause (schon sein Vater war wortführender Bürgermeister, Obermünsterherr und Oberwaisenherr gewesen, und 1738 in den Adelsstand des römisch-deutschen Reichs erhoben worden) hatte er in Leipzig die Rechte studirt und nach mehrjährigen Reisen in Deutschland, Holland, England und Frankreich ein Rathsamt angenommen; seit 1767 wortführender Bürgermeister, lebte er ausschließlich den Interessen seiner Vaterstadt. Müllers „Sammlung russischer Geschichten" enthält mehrere Aufsätze von der Hand dieses stolzen Patrioten, der bei Einführung der Statthalterschaftsverfassung an der Spitze der conservativen Opposition stand, bei der Einführung der neuen Städteordnung seinen Abschied nahm und den Untergang der alten Verhältnisse, an denen er mit leidenschaftlicher Wärme gehangen hatte, nur um wenige Monate überlebte. Nächst ihm war der Rathsherr Johann Christoph Berens, der Freund und Wohlthäter Herders und Hamanns, die hervorragendste Person der Stadt, eine fein angelegte, ideale Natur, in der sich die großen principiellen Gegensätze der damaligen Zeit in eigenthümlicher Weise versöhnten. Der Tradition seines Hauses und seiner Lebensstellung nach gehörte Berens zu der patricischen Partei; schon die Anfeindungen, welche diese seit dem Jahre 1766 zu erdulden hatte, bedingte seine Theilnahme an den

Kämpfen für Aufrechterhaltung der alten Verfassung und der Herrschaft der Aristokratie der Gebildeten. Zugleich war er aber so lebhaft von den Ideen des Aufklärungszeitalters durchdrungen, daß er die gegebenen Verhältnisse sehr viel kritischer ansah, als die Mehrzahl seiner Zeit- und Standesgenossen, und daß er die Einsicht in die Nothwendigkeit einer Reform derselben nie ganz unterdrücken konnte. Als Bernouilli nach Riga kam, war es erst zwölf Jahre her, daß Riga zur Theilnahme an der großen Moskauer Commission herangezogen worden war, welche ein neues Reichsgesetzbuch im Auftrage Catharinas ausarbeiten sollte; der Gedanke, daß dieses auch auf die Rigaer Einrichtungen einwirken könne, lag für Männer von dem politischen Scharfblick der damaligen Rathshäupter zu nah, um ganz von der Hand gewiesen werden zu können. Die eigentliche Krisis trat freilich erst fünf Jahre später ein, an Vorboten derselben hatte es aber nicht gefehlt. Während die Wiedau, Schwartz, v. Wiecken u. s. w. fest entschlossen waren, den Sturz der alten Zustände politisch nicht zu überleben, schwebte Berens die Möglichkeit einer Versöhnung der alten Verfassung mit den Zeitforderungen als Ideal vor. So lange die Erhaltung der alten Einrichtungen noch möglich erschien, hielt er es für Pflicht, seine persönlichen Anschauungen zurückzudrängen und mit den Männern, die er als echte Patrioten kannte, an einem Strang zu ziehen; als Joseph II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein über Riga nach Petersburg reiste, war er es, der den deutschen Kaiser für Unterstützung der alten Verfassung zu gewinnen suchte und ihm sein in dieser Absicht verfaßtes „Blatt zur Chronik Rigas" (auch französisch unter dem Titel „Feuille pour la Chronique de Riga" erschienen) überreichte. Nachdem die Würfel aber einmal gefallen waren, suchte Berens einen vermittelnden Standpunkt zu behaupten und die Traditionen der alten Verfassung, soweit sie segensreich gewesen waren, in die neue hinüber zu retten und dieser die besten Seiten abzugewinnen. In dieser Absicht schrieb er seine beiden Broschüren „die bestätigte Municipalverfassung" und „die Bombe Peters des Großen in der Rigaer Stadtbibliothek." Erst als er einsah, daß seine Bestrebungen fruchtlos seien und die Municipalordnung jeden Funken städtischer Selbstbestimmung zu ersticken und die Herrschaft unberufener Glücksritter zu befestigen bestimmt sei, legte auch er sein Amt nieder. Die Restauration unter Kaiser Paul sollte er nicht mehr erleben, da er im Nov. 1792, erst 62 Jahr alt, verstarb. Herder hat seinem edlen Freunde in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" ein ehrenvolles und dauerndes Denkmal gesetzt. Berens, der von begeistertem Interesse für die Sache der aufblühenden deut-

schen Literatur erfüllt war, hat sich um die Sache der Bildung in Riga durch die Restauration der Stadtbibliothek und die Unterstützung Hartknochs unvergängliche Verdienste erworben. Seine „Bonhommien" (Mitau 1792) und die Abhandlung über Montesquieus „Esprit des loix" (Gelehrte Beyl. zu den Rig. Anzeigen 1767) bekunden einen feinen und gebildeten Geschmack und eine ebenso tiefe als umfassende Bildung.

Zunächst sucht Bernouilli in Riga einen eingewanderten Gelehrten, den Rector der Domschule, Herrn Dr. Schlegel, auf, einen Mann, den er etwas überschwänglich als „geschicktesten Sittenlehrer, Philosophen, Philologen, Theologen, Humanisten, Geschichtsforscher und Dichter" bezeichnet und wegen seiner „Sittsamkeit, Würde, Geschmack, Dienstfertigkeit" und seines „liebreichen" von allem Stolz entfernten Betragens rühmt. In den Herder-Berens-Hartknoch'schen Kreisen wurde dieser Mann sehr viel ungünstiger beurtheilt. Der Rathsherr Berens hatte ihn, wie Hartknoch gelegentlich Herder schrieb („Von und an Herder," Bd. II, S. 16), als den „Lumpenhund" bezeichnet, „dem wir's zu danken haben, daß wir Herdern verloren," Herder nennt ihn „und die seines Theils sind" „Flegels" und „Esels" (a. a. O. S. 18) und schreibt ein anderes Mal seinem Freunde Hartknoch „der dumme Schlegel habe seine Rolle überall abscheulich gespielt, dumm, kriechend und eigensinnig" (a. a. O. S. 23). Hartknoch endlich weiß dem neuen Rector, der Schlegel folgte, nichts Uebleres nachzusagen, als daß er „ebenso dumm und eigensinnig" wie sein Vorgänger, nur „noch ein paar Grade boshafter" sei.

Wie dem auch sein mag, durch Schlegel wurde Bernouilli in die Rigasche Gesellschaft eingeführt. Der Rector der Domschule muß seiner Zeit sehr glänzend gestellt gewesen sein, denn er besaß eine eigene Equipage, in welcher er den Gastfreund durch die Umgegend der Stadt in den „äußerlichen" Kaiserlichen Garten führte, „der eine kleine Meile von der Stadt an einem Arm der Düna lag" und eine „reizende Aussicht" über die Stadtweiden gab. Offenbar ist Alexandershöhe (damals „Alexander-Schanz") gemeint, wo nach Hupels Zeugniß (Topogr. Nachrichten B. I, S. 217) Peter der Große einen Lustgarten und ein steinernes Haus angelegt hatte. Von hier gings auf Wiedow's Höfchen, wo die beiden Gelehrten dem „würdigen" Bürgermeister einen Besuch machten und dann in den „vorderen Kaiserlichen Garten". Hier traf Bernouilli mit einem Manne zusammen, der sein höchstes Interesse erregte und verdiente: dem Landrath Friedrich Reinhold von Berg, einem intimen Freunde des großen Forschers Winckelmann, mit dem dieser in Rom eines jener begeisterten Seelenbündnisse geschlossen hatte, die dem griechischen Geist des großen Kunstkenners und Archäologen Zeit Lebens

Bedürfniß waren. Herrn von Berg hatte Winkelmann seine Abhandlung „Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst" zugeeignet, ihm im Jahre 1763 vierhundert Abdrücke von geschnittenen Steinen besorgt und den Namen des livländischen Freundes in manchem seiner Briefe (z. B. in den Briefen an seine Freunde in der Schweiz) rühmend genannt. In die Heimath zurückgekehrt, hatte unser Landsmann das im Ubbenormschen Kirchspiel belegene Gut Kadfer (nicht Cattafer, wie es irrthümlicher Weise bei Bernouilli heißt) gekauft und hier seine „Bücher, Gemälde, Kupferstiche, Gemmen und Pasten" aufgestellt. Den Abend des 15. Juli brachte Bernouilli im Hause des Rathsherrn Berens zu, wo er dessen Bruder, den so eben aus Sibirien zurückgekehrten Dr. Berens kennen lernte, und dessen interessanten Erzählungen über dieses, damals fast ganz unbekannte Land mit gespanntester Theilnahme lauschte.

Reinhold Berens war eine in ihrer Art ebenso interessante Persönlichkeit, wie sein fünfzehn Jahre älterer Bruder, der Rathsherr. Ungleich der Mehrzahl seiner Mitbürger hatte er, der Sohn eines angesehenen Rigaer Hauses, einen Wirkungskreis außerhalb der Vaterstadt und des Vaterlandes aufgesucht und sich — was damals unerhört war — nach Sibirien gewandt, wo er seit 1773 das Amt eines General-Stabschirurgus bekleidete. Obgleich er die medicinische Wissenschaft zu seinem Lebensberuf gemacht hatte (er war 1770 zu Göttingen promovirt worden), war sein Hauptinteresse auf die Naturwissenschaften gerichtet, und um diese durch neue Forschungen bereichern zu können, hatte er den Ruf des Gouverneuren und Oberbefehlshabers von Omsk, General de Cologne (Colongue?) angenommen, der viele Jahre lang vergeblich bemüht gewesen war, einen Leiter für das Medicinalwesen Sibiriens ausfindig zu machen. In Riga war er zur Zeit des Bernouillischen Besuchs auf Urlaub. Um die Lazarethe seines Bezirks kennen zu lernen und zu reorganisiren, hatte er ganz Sibirien bis an die chinesische Grenze hin durchreist und diese Reisen zu botanischen und mineralogischen Untersuchungen und Sammlungen verwendet, die der Wissenschaft wesentliche Dienste leisteten. Berens war einer der ersten bürgerlichen Livländer „von Stande" die als Aerzte in das Innere Rußlands gingen und in dieser Beziehung der Ahnherr eines zahlreichen Geschlechts. Aber auch bei ihm war der Localpatriotismus so stark ausgebildet, daß er 1780 sein Amt und seine glänzende Stellung aufgab und 1784 nach Riga zurückkehrte, um die zweite Hälfte seines Lebens (er starb 1823) in der engbegrenzten Welt seiner Jugend zu verbringen.

Daß ein Mann dieser Art unserm wissensdurstigen und universellgebildeten Berliner Academiker vom höchsten Interesse sein mußte, versteht sich von selbst.

Der weitgereiste sibirische Doctor hatte einen Theil seiner sehenswürdigen Sammlungen aus allen Reichen der Natur mitgebracht, der Rathsherr zeigte seinem Gaste werthvolle Kupferstiche und Gemälde. In dem Hauptgemach des rathsherrlichen Hauses prangten Köpfe von Rotari, ein Zimmer war mit Ansichten von Rom, ein anderes mit an die Wand geklebten Abbildungen russischer Trachten verziert und unser Gelehrter, dem ein Abend nicht genügte, fand sich am andern Morgen wieder im Berens'schen Hause ein, um die Naturalien und die merkwürdigen chinesischen Münzen des Dr. Berens nochmals in Augenschein zu nehmen und in seinem Tagebuch sorgfältig zu verzeichnen. In Gesellschaft seines neuen Freundes stellte Bernouilli sich sodann dem Herrn Vice-Gouverneur Generallieutenant v. Hartwig (Graf Browne war abwesend), einem in Erlangen geborenen, später in russische Dienste getretenen Schweizer vor, um sich einen Paß nach St. Petersburg zu erbitten. Dann wurde die unter dem „prächtigen, neuen Rathhaus" belegene „schöne Börse" in Augenschein genommen, beim Doctor Schegel dinirt und Nachmittags das von den DDr. Martini und von Himmsel begründete Museum (das in der neu restaurirten Stadtbibliothek aufgestellt war), besucht. Auch dem mit der Aufsicht über die Sammlungen betrauten Buchhalter des Waisenhauses, Herrn Johann Bernhard Fischer, — einem Neffen des berühmten Schriftstellers und Archiaters (ersten Leibarztes) der Kaiserin Anna, Joh. Bernh. von Fischer*) — verfehlte Bernouilli nicht, seine Aufwartung zu machen.

Den Abend brachte er zu Hagenshof, dem damaligen Höfchen der Berens'schen Familie unter den hohen Linden des schönen alten Gartens

---

*) Dieser „Archiater" war ein merkwürdiger Mann gewesen. Als zweiter Rigascher Stadtphysikus hatte er die Bekanntschaft der ihrer Zeit bei Mitau lebenden Herzogin-Wittwe von Kurland, Anna Iwanowna gemacht; als diese den russischen Thron bestieg, berief sie Fischer nach Petersburg, wo derselbe Direktor des Medicinalwesens für ganz Rußland und erster Begründer einer wirklichen Organisation dieses wichtigen Zweiges der öffentlichen Wohlfahrt wurde. Von Kaiser Carl VI. in den deutschen Adel erhoben und von der sterbenden Kaiserin zum Leibarzt des unglücklichen Iwan III. bestellt, hatte Fischer 1742, bei der Thronbesteigung Elisabeths seinen Abschied genommen, weil er es für unwürdig hielt, nach der Gefangennahme und Enterbung seines kaiserlichen Pfleglings im Amte zu bleiben; Fischers Nachfolger war der bekannte Lestocq. Fischer zog nach Livland, wo er eine größere Anzahl wissenschaftlicher Untersuchungen verfaßte und meist unter dem Namen „Montan zu Hinterbergen" (Namen seines Guts) veröffentlichte. Ein Kuriosum bildete die in den Mussestunden dieses gelehrten Mannes verfaßte poetische Schrift: „Hinterbergens allgemeine Winter- und Sommerlust mit untermischten physikalischen und moralischen Betrachtungen in Versen geschrieben"

dieser anmuthigen Besitzlichkeit, zu; auf dem Altan, der noch heute eine reizende Aussicht auf den Strom und die Stadt bietet, wurde zu Abend gespeist. Dann machten die würdigen alten Herren sich in die Stadt auf, und auf dem Rückwege hatte Bernouilli zu der Bemerkung Veranlassung „wie gut es sei, Rathsherr in Riga zu heißen: denn die Brücke war wegen einiger Schiffe, die durchfahren sollten, geöffnet und wir hätten lange warten müssen, wenn des Rathsherrn Berens Ansehen nicht bewirkt hätte, daß die Brücke sogleich wieder geschlossen wurde, welches bei einem solchen Gebäude alle Mal viel Umstände erfordert." Das hätte Alles auch in diesem Jahr passiren können!

Da die auf die Düna mündenden Thore sämmtlich geschlossen waren, mußte die Gesellschaft um die ganze Stadt herumfahren, um Einlaß zu erhalten. Der prächtige Mondschein der schönen Juninacht zeigte den Petrithurm in seiner ganzen Herrlichkeit und Herrn Bernouilli fielen außer diesem noch der jetzt längst verödete russische Kaufhof der Moskauer Vorstadt und die diesem benachbarte russische Kirche (außer der Schloßcapelle zu jener Zeit die einzige der Stadt) auf.

Am andern Morgen setzte unser Reisender in Gesellschaft eines bärtigen russischen Kaufmanns seine Reise fort; er scheute die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Post und machte einen Fuhrmann willig, ihn für zwölf Dukaten („wobei ich, wie mich verschiedene Personen versicherten, zum wenigsten um 4 bis 5 Ducaten übernommen worden") nach St. Petersburg zu bringen. Durch den endlosen Sand Neuermühlens, über Hilchens Fähre, den „artigen Flecken" Wolmar, das Städtchen „Walls" (Walk) ging die Reise nach Dorpat (das damals in Trümmern lag), wo die Reisenden am vierten Tage eintrafen und nach einem kurzen Besuch bei dem weit und breit berühmten Gadebusch an die Fortsetzung ihrer mühsamen Pilgerfahrt gingen. Noch sechs Tage dauerten die Leiden der Reise und Herr Bernouilli war an dem Ziel seiner Wanderungen — in St. Petersburg. Hier verlassen wir ihn.

Deutsche Schriftstellerbriefe aus dem Nachlaß Merkel's.

(1795—1805.)

Die Epoche des classischen Idealismus in deutscher Literatur und Kunst ist von unserer Zeit durch wenig mehr als ein Menschenalter geschieden. Nichts desto weniger ist das moderne Leben dem Zeitalter unserer großen Künstler so weit entrückt, daß wir zu dem Verständniß desselben bereits einer Vermittelung bedürfen, deren Apparat täglich zunimmt und in einer nicht allzu fernen Zukunft zum Rang einer selbstständigen Wissenschaft erhoben werden dürfte. Die heute dreißig Jahre hinter sich haben, wissen zwar noch Bescheid; dem heranwachsenden Geschlecht unserer realistischen Tage liegt das Weimar von 1776 aber fast ebenso weit ab, wie das perikleische Athen, und unseren Kindern werden Werther und Lotte kaum weniger mythisch erscheinen als Hero und Leander. In dem Vorgefühl der großen politischen Aufgabe, an welcher die Deutschen der nächsten hundert Jahre vollauf zu thun haben werden, tragen wir dem Bedürfniß der künftigen Generation nach genauer Bekanntschaft mit den nationalen Dichtern schon heute Rechnung, indem wir die noch flüssige Tradition der großen Kunstepoche nach Kräften auszubeuten, und kommenden Geschlechtern die Wege zu ebnen versuchen, auf denen sie dereinst zu den Schätzen zurückkehren können, die das abgelaufene Jahrhundert aufgehäuft hat. Vorsorglich sind wir darauf bedacht, die Hinterlassenschaft jener Zeit in möglichster Vollständigkeit zu vererben: kein Zug soll in dem Bilde fehlen, das unsere Enkel sich von dem Zeitalter des classischen Idealismus machen werden, keine Lücke unausgefüllt, keine Controverse ungelöst bleiben, die in künftigen Tagen zu schiefen Vorstellungen führen könnte.

Die überwiegende Anzahl all der Beiträge und Quellensammlungen zur Geschichte der „goldenen Zeit" stammt mit kaum nennenswerthen Ausnahmen aus den Hauptquartieren des classischen Idealismus und

der Romantik, jener beiden Richtungen, die bei allem inneren Gegensatz doch lange Zeit hindurch dem Literaturpöbel gegenüber fest zusammenstanden und erst auseinandergingen, als es ihrer Bundesgenossenschaft nicht mehr bedurfte, weil ihre Sache in den Augen des Volks entschieden, aus der Legion ihrer Gegner nur eine kleine Anzahl bedeutungsloser Marodeure übrig geblieben war. Was wir aus diesem gegnerischen Lager, aus der Welt der kleinen Leute der Literatur damaliger Zeit wissen, stammt zum größten Theil aus den Aufzeichnungen ihrer großen Gegner, es beschränkt sich auf das Nothwendigste und wird nur in so weit für der Aufzeichnung würdig gehalten, als es zum Verständniß des Thuns und Lassens der classischen Dichter nothwendig ist, auf diese Beziehung hat: die Topographie des einen Lagers, seine Waffenstärke und Munition sind uns bis in die minutiösesten Einzelheiten bekannt, bezüglich des andern begnügen wir uns mit einer flüchtigen Skizze. So gerechtfertigt dieses Verhältniß vom Standpunkt des ästhetischen Enthusiasmus erscheint, so ungenügend muß es für die historische Forschung, für das Bedürfniß der Kritik sein.

Ganz abgesehen davon, daß man sich ein richtiges Bild von der damaligen Lage der Dinge nur machen kann, wenn man beide Parteien gehört hat, wird man sich einer eingehenderen Kenntnißnahme der Zustände des unseren Heroen feindlichen Lagers um so weniger entziehen können, als die große Masse des Publikums damals unter den Fahnen der falschen Propheten stand, und von dem Götzendienst der Kotzebue, Nicolai und Genossen nur mühsam und allmählich für den Cultus der wahren Schönheit gewonnen werden konnte. Es ist eine große und unbestreitbare Wahrheit, die Julian Schmidt (Literaturgeschichte I, 9) ausgesprochen hat, wenn er sagt: „Unsere Classiker dichteten mit Bewußtsein in einer Weise, die dem bisherigen Leben des Volks entgegengesetzt war: damals waren die Künstler der Masse wirklich überlegen, sie besaßen den echten Lebensgehalt, der den wirklichen Zuständen fehlte und konnten dem gesunden Menschenverstand mit gutem Gewissen Spott und Hohn entgegensetzen." Die Anerkennung dieser Wahrheit wird uns aber die Pflicht auferlegen, die Männer, welche die Sache der Wirklichkeit gegen den Idealismus vertraten, einem ihrer einstigen thatsächlichen Bedeutung entsprechenden Studium zu unterziehen. So gut das Recht unserer großen Künstler war, der „hoffnungslosen Realität" von damals den Rücken zu kehren, so gerechtfertigt muß es uns, die wir die Dinge von einem höheren Standpunkt zu übersehen gezwungen sind, erscheinen, daß jene Verurtheilung der Wirklichkeit sich nicht widerspruchslos vollziehen konnte, daß diejenigen, welche für den Fortschritt der realen Welt

wirksam sein wollten, an die Bildungsfähigkeit des Bestehenden glauben, die behauptete Inhaltlosigkeit der Wirklichkeit läugnen mußten, schon weil die Erkenntniß derselben bei der Masse zu nichts führen konnte, als zu noch tieferem Fall. In dieser Erwägung werden wir gegen die Zustände und Bestrebungen im Hauptquartier der Vorführer des Vulgus nicht gleichgiltig sein, sie nicht bedingungslos verurtheilen können: in denselben Werkstätten, die die ohnmächtigen Blitze gegen die Olympier schmiedeten, wurde die Parole des Tages ausgegeben und empfangen, die eigentliche Sprache der damaligen Zeit, des Philisterthums vom alten Zuschnitt geredet, an einer Heilung der Schäden der Zeit gearbeitet, die nur der Adlerblick des Genius als unheilbar zu erkennen die Fähigkeit und das Recht hatte.

Es wird die Verpflichtung zu möglichst genauer Erforschung des Bildungsgrades und der Geistesrichtung der Massen aber nicht die einzige Rücksicht sein, aus der eine Bekanntschaft mit den Wortführern im „andern" Lager rathsam erscheint; eine andere, höhere Rücksicht wird derselben noch entschiedener das Wort reden.

So hoch die Goethe, Schiller, Herder u. s. w. über ihrer gesammten Zeit, zumal über ihren Gegnern standen, sie waren doch Kinder des Zeitalters der bloßen Privatexistenz, sie waren in die Formen eines Lebens gebannt, das keine anderen als persönliche Beziehungen zur Wirklichkeit aufkommen ließ, auch sie standen unter dem Druck jener „rein privatrechtlichen Natur" der deutschen Zustände des vorigen Jahrhunderts, das keine anderen Nationalinteressen als ästhetische kannte. Um sich einen Einblick in die tiefe Entsittlichung zu verschaffen, welche die nothwendige Folge der damals auf alle Gebildeten verbreiteten ausschließlichen Beschäftigung mit literarischen und ästhetischen Gegenständen war, muß man in die Sphäre derer herabsteigen, die ohne den wahren Beruf zur Kunst, dem Treiben der Berufenen nachahmten und den Literaturklatsch berufsmäßig trieben, weil er die einzig mögliche Beschäftigung der Unglücklichen ausmachte, denen es in der zünftigen Bureaukratie, der zünftigen Gelehrsamkeit und dem zünftigen Kirchenthum zu eng geworden war, die dem Bedürfniß nach einer Bethätigung an allgemeinen Zwecken nicht hatten widerstehen können. Es handelt sich hier nicht um das zufällige Treiben Einzelner, sondern um die Gefangenschaft in angeblich künstlerischen Interessen, die ein ganzes Geschlecht sich um dieselbe Zeit gefallen lassen mußte, in der sie von den Regierungen um ihr Vaterland gebracht wurde. Die Kleinlichkeit des literarischen Treibens der vornapoleonischen Jahre, das unsere Dichterfürsten einengte und an der freien Bewegung zu hindern versuchte, war

nicht sowohl das Product der Niedertracht der kleinen Leute auf dem Parnaß, als das Ergebniß eines öffentlichen Zustandes, der alle denkenden und strebsamen Kräfte von der Bethätigung an den vaterländischen Zuständen ausschloß und auf ein Gebiet drängte, in das sie nicht hineingehörten, weil es zur Heimath der niederen Sterblichen nicht bestimmt war. Gegenüber den Klagen über die Kannegießerei und den politischen Dilettantismus unserer Zeit kann es nicht genug betont werden, daß die Bethätigung an den vaterländischen Interessen ein tiefbegründetes Bedürfniß des Volksgeistes ist, dessen Beeinträchtigung mit Nothwendigkeit zu dem ästhetischen Dusel und der philiströsen Verdumpfung führt, denen jene unausbleibliche sittliche Fäulniß auf dem Fuße folgt, die das Deutschland von 1805 und 1806 dem französischen Eroberer zu Füßen legte.

Will man sich der entnervenden Wirkung bewußt werden, welche die Abwendung vom wirklichen Leben und seinen Forderungen ausübte, so muß man die Gegenstände seiner Betrachtung außerhalb und an den Grenzen des geweihten Künstlerkreises suchen, der ein wirkliches Recht auf Vertiefung in die selbstgeschaffene Idealwelt besaß. War man sich seiner großen Zwecke so genau bewußt, wie die weimarer Dioskuren, so bedurfte es keines Freibriefes dazu, um sich selbst und die eigene Kunst- und Lebensauffassung rücksichtslos durchzusetzen, und nichts nach der äußeren Welt und ihren Ansprüchen, nichts nach der relativen Berechtigung der Gegner zu fragen. Ganz anders gestaltet sich die Sache aber, wenn die patres minorum gentium die gleiche Ausnahmsstellung beanspruchen, wenn jeder Recensent, jeder Dichterling sich selbst und das eigene ästhetische Bedürfniß zum Mittelpunkt seines Strebens machen will und dem Wahne lebt, von den Pflichten gegen das wirkliche Leben emancipirt zu sein, wenn er an die Verpflichtung glaubt, sich selbst durchsetzen zu müssen. Die Begriffsverwechselung, die diesem Irrthum zu Grunde lag, ist heute, wo die bleibenden Erscheinungen der Kunst von den ephemeren scharf geschieden erscheinen, leicht nachzuweisen: so lange sich das feste Land von den Wassern noch nicht geschieden hatte, war es aber erklärlich, wenn die Nichtberechtigten sich der Grenze nicht bewußt waren, die sie von den Berechtigten schied. Es ist das ungeheure Verdienst unserer Zeit, das Verhältniß umgekehrt und die Unterordnung unter objective Normen, die Hingabe an die „gemeine Sache" als oberstes Gesetz aufgestellt zu haben, von dem nur in einzelnen Fällen abgesehen werden kann. Das „sich selbst Durchsetzen" hat die Präsumtion *gegen sich*! Ein schärferer Gegensatz läßt sich kaum denken als der zwischen dem maßlosen Subjectivismus und der auf kleinlicher

Eitelkeit beruhenden Coterienwirthschaft des Schriftstellergeschlechts am Wendepunkte des Jahrhunderts und jener ernsten Hingabe an objective Menschheitszwecke, in welcher alle ernsteren Leute unserer vielgeschmähten Zeit ihre Ehre suchen. Wer irgend Gelegenheit gehabt hat, von dem literarischen Treiben jener Zeit des exclusiven Literaturklatsches mehr zu erfahren, als was sich den Briefen und Aufzeichnungen der großen Literaturfürsten entnehmen läßt — deren Ausnahmsstellung uns gegen die Einseitigkeit ihrer Stellung zu Zeit und Zeitgenossen übrigens nicht verblenden darf —, der wird den großen Fortschritt, den die öffentliche Sittlichkeit unseres Volks seit den letzten 60 Jahren gemacht hat, nicht leugnen können und einräumen müssen, daß dieselbe mit der zeitweisen Verdunkelung künstlerischer Interessen nicht zu theuer bezahlt worden ist. Wie es mit den sittlichen Anschauungen der großen Masse vor 50 und 60 Jahren bestellt war, davon kann man eine lebhafte Vorstellung gewinnen, wenn man sich zu der Bekanntschaft mit ihren Chorführern, jenen Repräsentanten des Tagesgeschmacks und der cidevant öffentlichen Meinung herbeiläßt, die in der Regel mit der Erinnerung daran, daß sie beschränkt genug gewesen, um Schiller und Goethe nicht zu verstehen, abgethan werden.

In der Absicht, einen culturgeschichtlichen Beitrag zur Charakteristik des sittlichen, ästhetischen und intellectuellen Bildungsstandpunktes an der Wende des Jahrhunderts zu liefern, theilen wir eine Sammlung deutscher Schriftstellerbriefe mit, die insbesondere jenes „andere Lager" charakterisiren sollen, von dem wir oben handelten. Sie stammen aus dem Nachlaß eines Mannes, der seiner Zeit im Mittelpunkt des literarischen Treibens in Deutschland gestanden hat, heute aber nur noch wegen der üblen Rolle genannt wird, die er in dem Kampf gegen Goethe und gegen die Romantiker gespielt hat — aus der Hinterlassenschaft Garlieb Merkels. Dieser Schriftsteller gehört der großen Zahl derer an, die bei einer tüchtigen Begabung für das wirkliche Leben an der Nothwendigkeit zu Grunde gingen, sich auf einem Gebiete zu bethätigen, für das sie nicht geschaffen waren, die in jeder anderen Zeit als der der Abwendung von allen politischen und vaterländischen Interessen eine ehrenvolle Rolle gespielt hätten. Unterschieden von zahlreichen seiner Zeitgenossen ist Merkel aber dadurch, daß er wirklich ein hervorragender Publicist war, dessen Verdienste um die deutsche Sache längst vergessen sind, von dessen verfehlten kritisch-ästhetischen Bestrebungen aber jedes Kind etwas gehört hat, weil er in einer Zeit lebte, in welcher der Werth des der Oeffentlichkeit angehörenden Mannes in erster Reihe nach dessen ästhetischer Geschmacksrichtung

beurtheilt wurde. Garlieb Merkel, der sich nicht nur um die Aufhebung der Leibeigenschaft in Liv-, Est- und Kurland hohe Verdienste erworben hat, der zu der kleinen Schaar derer gehörte, die schon im Jahre 1806 zur Erhebung gegen Napoleon aufriefen, der noch vor der Schlacht von Jena die Nothwendigkeit einer Nationalerhebung gegen die Franzosen predigte und diese als die einzige Rettung vor dem hereinbrechenden Jammer bezeichnete, der in erster Reihe ein politischer Schriftsteller war, ist auch dem Deutschland von 1867 nur noch der Mann, der „gegen Goethe geschrieben". Keine der Literaturgeschichten der Gegenwart hat diesem schon als Chorführer der Goethe feindlichen Partei hervoragenden Mann, der bei der Darstellung der weimarer Literaturperiode einmal nicht übergangen werden kann, auch nur den literargeschichtlich richtigen Platz angewiesen. Gervinus (Literaturgeschichte Bd. V, S. 556) kennt ihn nur als Bundesgenossen Kotzebues, mit dem er in Wahrheit nur kurze Zeit in einer Gemeinschaft gestanden, deren er sich später selbst schämte. Laube (Bd. III, S. 127) begnügt sich damit, ihn den „cynischen Freund" Kotzebues zu nennen, selbst der gründliche Koberstein (Bd. III, S. 2488 bis 2496), der die kritische Thätigkeit Merkels sehr eingehend bespricht, irrt in seinen Angaben über das Geburtsjahr und ist mit den für die Beurtheilung dieses Autors höchst wichtigen Antecedenzien desselben ebenso unbekannt, wie mit der Rolle, die dieser Mann als eifriger und vielfach verfolgter Gegner Napoleons und der Franzosen gespielt hat; Julian Schmidt (Bd. I, S. 275 und 421), der ihn als „Wortführer des großen Haufens" neben Nikolai und Kotzebue nennt, läßt es bei einer kurzen Erwähnung der „Briefe an ein Frauenzimmer" bewenden. Es kommt allerdings nicht viel darauf an, ob einem halbvergessenen und für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens ziemlich gleichgiltigen Schriftsteller sein volles Recht geworden oder nicht. Nur die Möglichkeit, aus dem Nachlasse Merkels und dessen späteren, in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt gewordenen Schriften Beiträge zur Geschichte der deutschen Kunst und des Geisteslebens der weimarer Periode liefern zu können, hat zu der nachstehenden Aufzeichnung Grund und Veranlassung geboten. Von Merkel selbst, dessen politische Thätigkeit an einem anderen Ort eingehend besprochen worden ist*), werden wir nur in so weit handeln, als zum Verständniß seiner Mittheilungen über hervorragende Zeitgenossen und zur richtigen Beurtheilung der an ihn gerichteten Briefe

---

*) Vgl. York und Paulucci. Aus dem Nachlaß G. Merkels Leipzig 1865, Veit u. Comp.

Herders, Wielands, Caroline Herders, Böttigers, Seumes, Johannes v. Müllers, Kotzebues, Ancillons u. a. nothwendig ist. Zu der Veröffentlichung jener Briefe selbst glauben wir durch die Namen der Briefsteller wie durch ihren Inhalt berechtigt zu sein.

Garlieb Hellwig Merkel wurde im October 1769 (nicht 1776, wie es bei Koberstein a. a. O. und in früheren Ausgaben des Brockhausschen Conversationslexikons heißt) als Sohn eines livländischen Landpredigers geboren. Da es ihm an Mitteln fehlte, eine Universität zu beziehen, wurde er nach beendetem Schulcursus Hauslehrer in einem adeligen livländischen Hause. Durchdrungen von den menschenfreundlichen und liberalen Ideen des philosophischen Jahrhunderts, wurde er durch das Elend der unter dem Joch harter Leibeigenschaft schmachtenden Letten, die er erst jetzt näher kennen lernte, zu leidenschaftlichem Haß gegen die ländlichen Zustände seines Vaterlandes, gegen seine gesammte Umgebung entzündet. Das Elend, das er vor Augen hatte, ließ ihm keine Ruhe, es duldete ihn nicht in der Rolle des passiven Zuschauers, er beschloß handelnd einzugreifen und die entwürdigenden Zustände, die er kennen gelernt hatte, vor ganz Europa an den Pranger zu stellen. Inmitten einer Umgebung, die die stumme Sklaverei des Bauernstandes als ein natürliches, durchaus berechtigtes Verhältniß ansah, mußte er, was ihn im Herzen bewegte, sorgfältig verschließen, — um in dem Buch, das er heimlich schrieb, den glühenden Protesten einen Ausdruck zu geben, mit denen er sich gegen das Fortbestehen aller ihn umgebenden Verhältnisse erklärte. Mit den Ersparnissen seiner beinahe 10jährigen Hauslehrerschaft begab Merkel sich im Frühling 1796 nach Leipzig, um hier zu studiren und sein Buch „Die Letten" drucken zu lassen. Das Aufsehen, welches diese, jetzt längst vergessene Schrift in Livland wie in Deutschland machte, war ungeheuer; Paulus besprach sie in der damals noch allmächtigen „Jenaer Literaturzeitung" höchst günstig und machte den Namen des jungen Autors dadurch ziemlich rasch bekannt. Merkel, der das inzwischen in Leipzig und Jena begonnene Studium der Medicin bald wieder aufgab, wandte sich nunmehr ausschließlich der Schriftstellerei zu. Von Riga her dem Herderschen Hause empfohlen, wurde er rasch mit dem damals bereits alternden, von dem aufsteigenden Ruhm Goethes gedrückten Verfasser der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" und mit Wieland, dem Abgott seiner Jugend, näher bekannt. Beide Männer bestärkten den tatenvollen, aber eitlen jungen Mann in der Absicht, Schriftsteller und Journalist zu werden, sie wußten, daß er ein enthusiastischer Verehrer der von ihnen begründeten Richtung der Literatur sei und nicht wenig dazu beitragen würde, ihre

bereits wankend gewordene Stellung auf dem deutschen Parnaß zu stützen. Merkel war unstreitig ein bedeutendes, wenn auch rohes publicistisches Talent; hätte es am Ausgang des 18. Jahrhunderts eine politische Literatur gegeben, er hätte es zu einer ehrenvollen Stellung in derselben gebracht. Von jeder Möglichkeit einer politischen Wirksamkeit durch die Zustände des ancien régime ausgeschlossen, wandte er sich der literarisch-kritischen Thätigkeit zu, welche den alleinigen Tummelplatz der Schriftsteller und Journalisten seiner Zeit ausmachte, für die ihm aber nichts weniger als Alles fehlte. Merkel war ein klarer, nüchterner Kopf, der in Fragen des wirklichen Lebens gesund und praktisch urtheilte, dem aber jedes ästhetische Gefühl, jeder Beruf für die Kunst fehlte. Durch den großen Erfolg seines Buchs, das in der That den Anstoß zu einer Verbesserung der Lage des lettischen Volkes gegeben hatte, und durch die Lobsprüche der Herder, Wieland, Böttiger Engel u. s. w. verblendet, hielt er sich für berufen, der erste Kritiker Deutschlands zu werden, die angefochtene Machtstellung der „alten Schule" zu retten und den Männern der „neuen Schule" den ihnen gebührenden zweiten Platz nachdrücklich anzuweisen. Ermuthigt durch den Erfolg einiger kleinerer Schriften kritischen Inhalts, begründete er den später so übel berüchtigten „Freimüthigen", den er Anfangs in Gemeinschaft mit Kotzebue, später allein herausgab. Vergebens suchte ihn Sieyès, der damals als französischer Gesandter zu Berlin lebte, seinem verfehlten kritischen Beruf abwendig zu machen und ihn in den Dienst der jungen „neugallischen" Republik zu ziehen; er glaubte es sich selbst und seinen Freunden schuldig zu sein, auf seinem Posten auszuharren und die Sache des „wahren guten Geschmacks" zu vertreten.

Als Merkel nach Deutschland kam, standen die Weimarer Dioskuren auf dem Höhepunkt ihrer literarischen und gesellschaftlichen Bedeutung; die Xenien waren soeben erschienen und hatten über Freund und Feind ein Strafgericht gehalten, durch welches Wieland, der Merkel genau befreundete Engel u. A. sich tief verletzt fühlten. Durchdrungen von dem Bewußtsein „hinsichtlich seiner Zwecke über dem Verfasser der Xenien zu stehen" war der Verfasser der „Letten" Goethe nicht ohne Anmaßung begegnet und von diesem ziemlich geringschätzig behandelt worden, Grund genug für den leidenschaftlichen jungen Aufklärer, um ein geschworener Feind des Mannes zu werden, von dessen Größe er kaum etwas ahnte und den er eigentlich nur als Gegner der französischen Revolution und als Schmälerer des Ruhms seiner Freunde und Gönner kannte. Ueber die einzige Begegnung, die Merkel jemals

mit Goethe gehabt hat, hat der Verf. der „Letten" in seinen Darstellungen ausführlich berichtet. An einem Abend d. J. 1797 ist er in das Haus des Jenaer Anatomen Loder geladen; der aus Weimar herübergekommene Geheimrath Goethe habe seinen Besuch zugesagt, war auf der Einladungskarte vermerkt worden. Als Merkel den festlich erleuchteten Saal des Loder'schen Hauses betritt, sieht er einen schönen, stolz d'rein blickenden Mann unter dem Kronleuchter stehen, von einem Kreise ehrfurchtsvoll lauschender Jenaer Professoren und Schöngeister umgeben; es ist Goethe, der eben von den Rafaelschen Fresken des Vaticans erzählt. Loder stellt „Herrn Dr. Merkel, Verfasser der „Letten" vor — ein flüchtiges Kopfnicken ist die stumme Antwort — Goethe fährt in seinen Schilderungen fort. Um sich in das Gespräch zu mischen, bemerkt Merkel, es sei zu fürchten, daß die Franzosen auch diese Kunstwerke entwenden und nach Paris schleppen würden. „Sie sind ja an die Wand gemalt," lautet die kurze, höhnisch klingende Antwort, „als hätte ich etwas Dummes gesagt." Merkel replicirt rasch, daß in die Wand gefügte Marmortafeln auch abgesägt werden könnten, und zieht sich tief gekränkt aus dem Kreise der Goethe'schen Zuhörer zurück. — Dem 30 Jahre später geschriebenen Bericht über diesen Auftritt sieht man es noch an, daß der eitle Mann durch diese geringschätzige Behandlung tödtlich verletzt war. So wurde es den Neidern Goethes nicht schwer, ihn aufzuhetzen und auszubeuten. Dazu kam, daß Goethe damals die Männer der romantischen Schule, die aus ihrer Geringschätzung Herders und Wielands kaum ein Hehl machten, entschieden bevorzugte. Als diese Schule den Anlauf nahm, die Umkehr, wenn nicht der Wissenschaft, so doch der Kunst zu predigen und die Lehre von der hohen künstlerischen Bedeutung des „finstern" Mittelalters zu verkündigen, gehörte Merkel zu den Ersten, die in die Lärmtrompete stießen und Verrath an den Ideen des philosophischen Jahrhunderts witterten. Von seinen Freunden heimlich, aber unaufhörlich gestachelt, von den überlegenen Gegnern verhöhnt und verspottet, ließ Merkel sich zu einer Polemik gegen die „neue Schule" und die Romantiker hinreißen, die bald alles Maß der Vernunft und Sitte überschritt. In den „Briefen an ein Frauenzimmer" und den „Briefen über Literatur" hat er seiner Geschmacklosigkeit ein Denkmal gesetzt, das all die würdigeren Bestrebungen seines frühern, wie seines spätern Lebens zu überdauern, seinen Namen für alle Zeit zu einem verfehmten gemacht hat. Und doch nimmt diese kritisch-ästhetische Periode die in den zahllosen kritischen Artikeln des „Freimüthigen" „faute de combattants" ihren Abschluß fand, einen nur bescheidenen Theil in

dem Leben dieses Schriftstellers ein, der gleichzeitig jede Gelegenheit wahrnahm, um eine Nationalerhebung gegen die bereits am Horizont auftauchende Gefahr französischer Invasion zu predigen und aus diesem Grunde nach der Schlacht bei Jena Berlin verlassen und in seine Heimath zurückkehren mußte.

Nach Beschluß des Befreiungskrieges versuchte es Merkel, den die Sehnsucht nach Deutschland nicht ruhen ließ, zum zweiten Mal mit der Schriftstellerei in Berlin. Er begann in Gemeinschaft mit Gubitz den alten, ein Jahrzehnt lang unterbrochenen „Freimüthigen" fortzusetzen, überzeugte sich aber bald davon, daß dieser Versuch ein vergeblicher, seine Zeit überhaupt vorüber sei. Die Freunde und Gönner seiner Jugend waren todt, die von ihm vertretenen literarisch-kritischen Ansichten, die ihn einst den populärsten deutschen Schriftstellern zugesellt hatten, waren überlebt und hatten kein Publikum mehr, der muthige Federkrieg gegen die Franzosen, durch welchen der „Freimüthige" von 1806 sich vor allen übrigen deutschen Journalen ausgezeichnet hatte, war durch die Veränderung der Verhältnisse unmöglich geworden. Eine politische Thätigkeit, wie Merkel sie sich gewünscht hätte, war gleichfalls nicht möglich; schon regte sich der Geist der Restaurationspolitik, um alle Erinnerungen an die freiheitlichen Ideen der vorigen Jahre in die Acht zu erklären, jede Theilnahme der Staatsbürger an den öffentlichen Angelegenheiten zu verpönen und die famose Lehre, daß „Ruhe" die erste Bürgerpflicht sei, in ihr altes Recht einzusetzen. Merkel kehrte nach Riga zurück, wo er bis an sein Lebensende als Publicist wirksam blieb und sich mannigfache Verdienste um die Besserung der ökonomischen und politischen Verhältnisse des Landvolks erwarb und die Sache des deutschen Charakters seiner Heimath muthig gegen das hereinbrechende Russenthum vertrat. Hochbetagt starb er im Jahre 1850 auf seinem bei Riga belegenen Landgut Depkinshof. Daß er den Anschauungen seiner Jugend bis an das Lebensende treu blieb, braucht nicht erst gesagt zu werden; zu erwähnen wäre nur noch, daß seine in den zwanziger Jahren geschriebenen „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben" höchst interessante Aufzeichnungen und Beiträge zur Geschichte der Weimarer Literaturperiode enthalten, die, weil sie in Deutschland nie bekannt geworden sind und mannigfache Aufschlüsse über Personen und Zustände aus den Jahren 1795—1805 enthalten, trotz aller Parteilichkeit der Urtheile des wunderlichen Autors, der Erneuerung nicht unwerth wären.

1.

Briefe Herders und seiner Frau an Merkel.

Unter den Gegnern Goethes und Schillers waren im Heerlager Weimar Herder und Böttiger literarisch am einflußreichsten, beide aus persönlichem Gegensatz, der sich in den engen Verhältnissen einer kleinen Residenz scharf zugespitzt hatte und zwar nicht nur deshalb, weil sie Vertreter eines andern Kunstprincips gewesen wären. An Herder und dessen Frau hatte sich Merkel mit all' der Wärme angeschlossen, deren seine Natur fähig war, ihnen war der rührige Journalist ein willkommener Bundesgenosse, vielleicht nicht weniger, weil er die Gegner befehdete, als weil er die Freunde zu verehren verpflichtet wurde. Es ist ergötzlich, in den erhaltenen Briefen die Weise zu beobachten, wie man von Weimar den Eifer des ergebenen Mannes dirigirte, mäßigte und zum Lobe der Befreundeten mahnte, wenn er einmal sein Mißfallen an unrichtiger Stelle geäußert hatte. Der Einblick in jenes Coteriewesen ist aber auch lehrreich, weil er die damals größten Interessen der Nation verständlich macht, wie sie in dem literarischen Kleinleben verhandelt wurden; er soll die Theilnahme an den Menschen, welche unter den Besten ihrer Zeit zählten, nicht vermindern, aber er soll uns deutlich machen, wie sehr auch sie unter der Schwäche des deutschen Lebens litten. Wenn jetzt eine gescheidte und begabte Frau, wie Caroline Herder, in Privatbriefen gegen literarische Gegner ihres Mannes polemisirt, so wird dies schwerlich für eine künftige Generation irgend ein Interesse haben und kein grünes Blatt unserer Zukunft wird seinen Zeitgenossen einen Abdruck davon gönnen. Uns ist noch nützlich, an solchen Einzelnheiten zu erkennen, wie viel in jener Vergangenheit schwächlich war, und worin wir sie überwachsen haben.

1) Merkel an Herder. Potsdam, 20. May 1800. Dem Hohenpriester der Humanität zuerst von dem, was dieser angehört. Lesen Sie, mein verehrter Gönner, den beiliegenden Brief Sonntags, den mir Teller dazu mitgetheilt hat. Ich bin nicht so dreust, eine andere Bitte beyzufügen, als daß Sie dies Schreiben nicht zur Kenntniß der Frau von Löwenstern gelangen lassen und mir es zurücksenden möchten.

Und izt empfangen Sie meinen Dank für den Brief, mit dem Sie mich im vorigen Winter beehrten und für die gütigen Gesinnungen und einsichtsvollen Rathschläge, die er enthält. Er hat mich stolz gemacht, obgleich ich mich lange Zeit nicht ruhig genug fühlte, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Ich habe diesen Winter viel gelebt, nehmlich in einem schnellen und lebhaften Wechsel von Wünschen, Plänen, Versuchen. Ungeachtet er mir vielen Genuß gewährt hat, möchte ich keinen zweiten von der Art verbringen, aber ich glaube, daß ich einen solchen auch nicht mehr zu fürchten oder vielmehr zu hoffen habe. Lagen, die mich in mich selbst zurück drückten, machten mich in meinem 23. Jahre zu einem verschlossenen, festen Manne Frohere Lagen haben mich im 30. Jahre zum Jüngling gemacht: aber ich habe meine Assiette wieder gewonnen und nun hoffentlich auf immer. Doch verzeihen Sie, daß ich so viel von mir selbst spreche. Mir ist, wenn ich mit Ihnen rede, als wenn ich Ihren scharfen Blick in meiner Seele lesen fühlte und da fange ich eine Beichte an, ehe ich mich dessen versehe.

Beigehend habe ich die Ehre, Ihnen meine Völkergemälde zu übersenden. Ich gestehe es Ihnen, in Rücksicht auf die kleine Abhandlung hat Ihr Brief mich sehr gedemüthigt. Ich habe das was Sie, mein verehrter Gönner, Lobeserhebungen nannten, weggelassen, aber da ich doch von Ihnen sprechen und wahr sprechen mußte, laufe ich Gefahr, daß Ihnen das was izt dasteht, eben so mißfällt. Verzeihen Sie es mir, und sehen Sie es an, als wenn es nicht geschrieben wäre.

Ihre Aufforderungen wegen der Blüthensammlungen aus dem Talmud hab' ich Friedländern und Euchel mitgetheilt. Die Folge derselben war in Rücksicht der erstern, daß die Proben rabbinischer Weisheit im 3. Theile von Engels Philosophen fortgesetzt werden: aber Friedländer ist durch Schwindel, Gicht und Hypochondrie und, was schlimmer ist als alles dieses, durch überhäufte merkantilische Geschäfte für die Literatur getödtet. Euchel hingegen hat sich ernstlich vorgenommen, wirklich eine solche Sammlung zu verfertigen und ist wirklich schon damit beschäftigt. Beide haben mir oft aufgetragen, Sie ihrer unbeschränkten Hochachtung zu versichern.

Gegenwärtig leb' ich in Potsdam in dem Hause meines Freundes, der darauf bestand, daß ich mein gemiethetes Logis verlassen und zu ihm ziehen sollte. Es ist der Consul Lecoq, ein wohlhabender Kaufmann, der sich aus Hamburg hieher zur Ruhe begeben hat, übrigens ein junger Mann von sehr hellem Kopfe. Die köstliche Gegend, das paradiesische Sans-souci, vor allem die liebenswürdige Gastfreiheit meines Freundes und seiner Frau und der frohe Zirkel von Franzosen, in dem ich hier lebe, machen mir diesen Frühling zu dem glücklichsten, den ich noch verbracht habe. Erst am Ende des Junius denk ich Potsdam zu verlassen, um nach Freienwalde zu gehn: denn ein Badeort ist es vorzüglich, was mir noch zu meinen Ansichten fehlt. Mit jeder neuen, ich gesteh es leider, verliert die Menschheit in meinen Augen: aber wenn ich mich nicht mehr für sie enthusiasmiren kann, so hab' ich dafür auch der Augenblicke weniger, in denen ich sie verabscheue, und Gleichmuth ist eine köstliche Gabe!

Nach Weimar werd' ich in diesem Jahre schwerlich zurückkehren. Von der hiesigen Literatur kann ich weiter nichts melden, als daß sie gar nicht existirt und von der Berliner weiß ich seit drei Wochen kein Wort. Indeß hab' ich hier doch zwey große Männer kennen gelernt, die von der ganzen Stadt venerirt werden. Sie ist überzeugt, daß auch ganz Teutschland sie verehrt. Der eine ist Hofprediger, schreibt seine Predigt auf, eh' er sie hält, und besteigt die Kanzel mit Manschetten. Der andere ist Subrektor, hält eine Lesegesellschaft und hat eine Abhandlung voll genialer Gedanken über den Schaafsdünger geschrieben. —

Seyn Sie so gütig, der Frau Vicepräsidentin meine aufrichtige Ehrfurcht zu bezeugen. Ich bin so frei gewesen, Ihr ein Bändchen Erzählungen zu schicken, die vielleicht eben so wenig taugen als meine Völkergemälde. Je nun! der vergangene Winter war für mich ein nicht intermittirendes Fieber. Er ist vorbey!

Ihrem ganzen Hause ersuche ich Sie gehorsamst, mich zu empfehlen.

Mit der lebhaftesten Hochachtung Ihr

gehorsamster Diener

G. Merkel.

2) Herder an Merkel. Verzeihen Sie, Bester, meinen so späten Dank sowohl für Ihre Geschenke, als für die Ehre, die Sie vor den Völkergemälden mir haben erweisen wollen. Ach zu viel, zu viel Ehre! Ihre Völkergemälde sind gut zu- und gegeneinander gestellt; auch dünkt mich diese Methode, des Zusammenstellens, vor der Hand die ange-

nehmste, die nützlichste, ja die — einzig mögliche Philosophie der Menschheit in einem gewissen Sinn betrachtet. Mögen die Engel Uriel, Raphael, Sealthiel, vorzüglich aber der Engel Michael aus ihnen Resultate ziehen; was sollen sie uns, eh wir hinaufgelangen.

Hier ist unsers liefländischen Freundes Brief an Teller. Ehe ich ihn empfing, hatte ich mich, ohne seine Anregung an mich, Mühe für ihn gegeben, weil ich seine Lage und ihn selbst, weil ich außerdem den Kreis ziemlich kannte, für den ich ihn geschaffen glaubte. Bisher kann ich noch nichts darüber sagen; versäumt ist aber nichts, da (unter uns gesagt, oder gemuthmaßt) die Stelle einer Finanzspeculation für andre pias causas und bona opp. publica offen zu stehn scheinet. Versichern sie Hrn. Oberconsistorialrath Teller, daß ich nicht ermangeln werde, für unsern nach Liefland Verbannten zu thun, was ich für ihn thun kann. Ma piano, Signori, piano.

Engel mit seiner Lichtmetaphysik hat mir eine sehr, sehr angenehme Stunde gemacht. Sie wissen, wie ich nach dem — Licht und Schall umherhorche, umherlausche. Was er von der Calligone urtheilt, möchte ich gern wissen, aber unbefangen. Ich habe mich auf allgemeinen Tadel auch hier so gewöhnt, als bei der Metakritik. Calligone und Meta sind Geschwister. Dem Sanderschen Hause unsere angenehme Erinnerung, Freundschaft und Hochachtung. Dellbrück, wenn Sie ihn sehen, meine innige Freude über sein großes, großes Geschäft; nicht leicht habe ich eine größere Freude gehabt, als ich von der Wahl hörte. Gebe der Himmel ihm Segen. Richter ist nicht hier, sondern vor der Hand in Rudolstadt, doch nur auf Wochen; er kehrt zurück, um sodann nach Berlin zu ziehen, nach Berlin — Eia!

Leben Sie glücklich in dem Berlin, in dem Potsdam! und treibt fleißig fort eure R. Rübencultur, ihr Brandenburgschen Runkel- und zehnfach andre Rüben. Ach wie herrlich, wie schmackhaft. Es sind Brandenburgische Rüben!

Leben Sie wohl. H.

An Doctors Geburtstage, 28. Aug. 1800.

Meinen herzlichsten Gruß muß ich mit eigner Hand beyfügen. Daß es ihnen wohlergehen möge, ist unser aller Wunsch

Carol. Herder.

3) Caroline Herder an Merkel. Weimar, 26. März 1801. Ihr Andenken, mein Theuerster, bleibt uns ewig werth, wenn wir es auch gleich nicht so oft als ich möchte durch äußerliche Zeichen und Worte Ihnen darbringen. Die Gesinnungen haben sich nun einmal

anerkannt und die können nun nicht wieder als nur durch das Gegentheil aufgelößt werden. Zum Beweis dieser unveränderten Gesinnung schickt Ihnen mein Mann seine Adrastea. Er hofft und wünscht nur den Beifall der Guten und Rechtschaffnen, unter denen wir Sie herzlich verehren.

Wir lassen Sie bei Ihren Arbeiten nimmer aus den Augen und wenn wir manchmal glaubten, daß Sie aus dem Gleiß gefahren sind, so ist alsdann unsere Freude wieder größer, wenn wir Sie auf dem rechten Wege sehn. So hat uns Ihr Urtheil über Wallenstein unendlich erfreut. Hier haben Sie das wahre Richtmaas angelegt.

Nur in dem zweiten Bogen, daß die tragische Muse nicht metrisch sprechen dürfe, glaubt mein Mann, daß Sie Unrecht haben — die Natur selbst spreche gegen Sie — unser Puls, unser Tackt in uns.

Shakespeare und der Nathan desgleichen. Freilich auf Stanzen hergetragenes Zeug ist nicht ein aus der Sache selbst entsprungener Ausdruck oder Anwendung. — Das Metrum soll sich ja aber nicht im schleppenden Kleid der Prosa — es soll kürzer, energischer, klangvoller sich uns mittheilen und ergreifen!

Das thut das wahre Metrum — wenn es nur jetzt das ausspricht, was es aussprechen soll — und sich nicht mit hundert ungehörigen Lappen behängt und dadurch zur Unnatur, zum Bombast wird — das die jungen Leute und die Unwissenden so verführt.

Was soll man vom Berliner Publkium halten, das das garstige Weiberstück die Maria Stuart mit allgemeinem Beifall aufgenommen hat? Nun verzweifele ich bald an der Kunst und Wohlanständigkeit. Diese Garderobe-Weiberlüsternheit und Weiber-Eitelkeit und Weiber-Neid und Weiber-Klatschereien sind dies Gegenstände für die tragische Muse? — Das weimarische Publicum ist doch ein wenig weiter — es hat diesem Stück seinen Beifall nicht gegeben — obgleich das ganze Jena dazu beordert war.

Doch weg davon.

Wir fühlen oft, daß Sie eine undankbare Arbeit übernommen haben. Schiller der Große mag fast Recht haben — „denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht".

Ich kann doch immer nicht den Gedanken fallen lassen, daß Sie mit Ihren Gesinnungen, Ihrem Geist und Ihrer glücklichen Diction als Lehrer auf der Academie unendlichen, unzuberechnenden Nutzen stiften würden, unter der verirrten Heerde, die keinen Führer hat. Die meisten jungen Leute sehen ihre Lehrer als Halbgötter an — die Lehren schlagen Wurzel und treiben weiter. — Hingegen der Lehrer der Journale bleibt ewig ruhig, nichts haftet mehr an ihm als Parthei.

Verzeihen Sie dies Geschreibs — Sie wissen dies Alles ja besser als ich. Sei es Ihnen indessen ein Beweis, wie sehr wir Sie lieben — und wie sehr wir wünschen Ihre herrlichen Kräfte mächtig würken zu sehen.

Was Sie in Ihren Blättern loben, suchen wir auf und lesen's, was Sie tadeln, stimmen wir oft bei — wenn auch nicht immer — letzteres macht, wir sind älter, ruhiger, nachsichtsvoller.

Unverändert Ihre treuen Freunde.

Caroline Herder.

4) Dieselbe an M. Weimar, den 30. März 1801. Ich habe im vorigen Brief eine sehr angelegendsten Bitte vergessen zu thun, VerEhrtester, erlauben Sie, daß ich sie hier nachhole.

Herr Ob. C. R. Böttiger hat uns die durch Herrn D. Grabengiesser gemachten Erfahrungen und Würkungen des Galvanismus aus Ihrem Brief vorgelesen; sie sind höchst merkwürdig und verdienen die größte Aufmerksamkeit. Mein Mann trug mir auf, Sie um ein näheres, ganzes Detail der Verfahrungsart und Würkung des Herrn D. Grabengiessers Experimenten ergebenst zu bitten; so weit Sie sie von ihm oder durch ihn erhalten können. Sie werden meinen Mann unendlich verbinden.

Bezeugen Sie dem Herrn D. Grabengiesser meines Mannes Hochachtung.

Unverändert Ihre ergebenste

Caroline Herder.

5) Dieselbe an M. Weimar, den 21. Mai 1801. Ich habe meinen Dank für Ihre zwei letzten interessanten Briefe verspart um Ihnen das 2. St. d. Adrastea mitsenden zu können, Theuerster. Die Nachricht von den Bemühungen des Herrn D. Grabengiesser und den glücklichen Würkungen des Galvanismuß hat meinen Mann, mich und unsern Doctor höchst erfreut. Er ist auch auf dem Wege eine glückliche Anwendung zu suchen. Dem Herrn D. Grabengiesser empfehlen wir drei uns hochachtungsvoll und prophezeihen ihm den glücklichsten Fortgang.

Theuerster, Sie haben die Adrastea so würdig ins Publikum eingeführt, dafür sagt Ihnen Geist und Herz Dank. Aber Eins müssen Sie uns noch versprechen. Ziehen Sie keine Parallelen zwischen meinem Mann und Goethe. Man wirft Ihnen vor, „Sie bekämpften Partheisucht mit Partheisucht“. Wir bitten Sie dringend, stellen Sie nie meinen Mann gegen jene Parthei. Sie thun's in guter Absicht, das

wissen wir, mein Bester, aber hierdurch verfehlen Sie Ihren Zweck. — Daß Goethe ein grosses Dichtertalent von der Natur empfangen hat, kann ihm auch sein größter Gegner nicht absprechen — bedauern müssen wir aber Deutschland und die Nachwelt, daß dies grosse Talent nicht auch grosse edle Motiven bewegt hat. Vom grossen Dichter ist man berechtigt das nämliche zu fordern als vom grossen Mann.

Schade, schade, daß man dies hier in Weimar nicht glaubt — aber Deutschland ist ja größer als Weimar. — Böttiger sagte uns, daß Sie selbst die Fortsetzung der Briefe aufgeben wollen. Wer Ihnen zum Selbstverlag gerathen hat, hat es nicht gut gemeint. Keine Bücher gehn und werden bekannt, die in Commission gegeben werden. Sie hätten zum Verleger einen allverbreitetsten Buchhändler, wie Nicolai ꝛc. nehmen sollen. Ach könnten wir unsere Wünsche realisiren, wir zauberten sie von Berlin weg. Die Partheien scheinen dort zu gereizt gegen einander zu sein.

Wissen Sie irgend einen bestimmten Ort wo mein Mann reell für Sie handeln kann, so sagen Sie es uns mit der Offenheit, als Sie zu Ihrem eigenen Herzen sprechen; dadurch werden Sie uns einen Beweis Ihrer Freundschaft geben. Loslösungen von Freunden müssen Diejenigen oft erfahren, die den Muth haben auf ihrem eigenen Grund und Boden reinstehen zu wollen.

Ein Kaufmann muß vielleicht Rücksichten nehmen — wir haben in diesen Tagen aufs Neue erfahren, daß die Frauen zu Hause bleiben und nicht in grosse Gesellschaft gehen sollten, in denen fast alle Weiber verdorben werden. Helfen Sie die Sitte des verständig Alten wieder einführen, und die Frauens in einem kleinen thätigen Kreis halten — o welche Wohlthat für das gebrechliche Geschlecht.

Leben Sie bestens wohl, und seyen unsrer treuen Freundschaft versichert.

Caroline Herder.

Sie werden in der Adrastea einige Stücke von Horaz finden — mein Mann versuchte ihn menschlich, Horazisch gesagt, zu übersetzen. Es hat jemand hier ihn sogleich im Gegensatz der Wielandschen Uebersetzung beurtheilt — das ist nicht recht. Es giebt ein grosses Publikum das die leichtere, gefällige Manier Wielands dieser vorzieht und sie lieber liest. Man muß Wieland und jedem Gerechtigkeit wiederfahren lassen — hätte Wieland nicht auch eine Horazischere veranlassen können und ihr den Weg gebahnt? Die Uebersetzungen meines Mannes sind vor

20 Jahren schon auf dem Papier entworfen und jetzt nur corrigirt worden.

6) Dieselbe an M. Weimar, den 11. Januar 1802. Inniggeschätzter Freund. Nicht leicht ist uns ein Brief von Ihnen so angenehm gewesen als der, den wir bei unsrer Rückkunft vorfanden, worinnen sie uns ihren Vorsatz nach Frankfurth*) zu gehen meldeten. Mein Mann und ich hatten die größte Freude darüber. Der gute Erfolg, den Sie mir in Ihrem letzten, vor 8 Tagen erhaltenen Brief sagen, bestätigt also unsern Rath und unsere Prophezeihung.

Ja mein Theurer, auf diesem Feld, der Bildung junger Leute zu Geist und Charakter, müssen Sie jetzt bleiben — Sie können Ihr Talent, das selbst Geist und Charakter ist, nicht besser anwenden. Es hat daher unsern ganzen Beifall, daß Sie ein größeres Feld aufsuchen, wozu Erlangen gewiß ein sehr passender Ort ist. Bedürfen Sie etwa hierzu die Empfehlung meines Mannes an den Minister von Hardenberg, der gegen meinen Mann in Halberstadt sehr zuvorkommend gewesen ist, so schreiben Sie hierüber selbst einige Worte an meinen Mann — er wird es mit Freuden thun.

Ueber Ihre Vertheidigung Popens seyn Sie ganz ruhig — wer liebt nicht seinen Jugenddichter? Indessen prophezeihe ich Ihnen, daß Sie in 10 Jahren anders über Pope urtheilen werden, als jetzt mit Ihrer warmen Anhänglichkeit. Selbst durch Ihre Collegia, werden Sie auf die poetische und historische Gerechtigkeit schärfer geführt werden. Da Sie nicht der einzige sind, der meinem Mann über Pope Vorwürfe machte, so werden Sie in dem 3. Stück der Andrastea, das ich Ihnen bald schicken werde, eine kleine Rechtfertigung finden. Hat nicht Pope das unzählige Heer tändelnder Reimer, wovon die Schlegel und Consorten an der Spitze stehn, auch bei uns erschaffen helfen? Nicht jeder hat Popens Geist, er nimmt daher das leicht nachzumachende Geklingel von Versen — und dies hat denn unsre Geist- und Herzlosen Poeten hervorgebracht.

Mündlich würden wir über Pope, dem mein Mann alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, bald Eins werden.

In Ihren Briefen finden Sie vielleicht Gelegenheit den Irrthum zu berichtigen, daß mein Mann nicht der Verfasser des Br. über Schlegels Gedichte ist. O man weiß es ja zu welchen Armseligkeiten diese Herren greifen.

Sie selbst, mein Theurer, seyn und bleiben Sie fest und sehn weder zur Rechten noch zur Linken.

*) Merkel wollte Professor an der damaligen Universität Frankfurth a. d. O. werden.

Die verführte Jugend auf den rechten Weg des Wahren und Guten zu führen, das sei Ihr schöner Zweck. Die Verführer nennen Sie nur, wenn Sie sie als Dornen aus dem Weg reissen — dabei achtet dann der Verständige die blutigen Ritzen nicht.

Daß Sie an unsern wunderbaren Ereignissen in Baiern*) treuen Antheil genommen haben, sagt uns unser Herz. Welche Erfahrungen haben wir dabei an Menschen gemacht — aber eine noch höhere, wo die Vorsehung selbst sich ins Mittel schlug und die Arglist vereitelte.

Wenn Sie des edeln Churfürsten Rescript lesen sollten; — sein honnetter Charakter wird allgemein gelobt — so zieht ein edler Fürst auch edle Menschen um sich her.

Leben Sie wohl, und erfreuen sich Ihres edlen Geschäfts. Mein Mann sagt Ihnen alles herzliche, achtungsvolle Glückwünschende. Wir und unsere Kinder sind und bleiben Ihre unwandelbaren Freunde.

Caroline Herder.

Caroline Herder an Böttiger. Mit größtem Dank kommt hier Merkels Brief zurück, Gütiger. Der Himmel lasse ihn finden was er wünscht und bedarf. Ich bin ihm leider noch eine Antwort schuldig — wir hofften aber auch bisher auf seinen Wannem Ymanta, wovon Hartknoch die Bogen versprochen, der noch keine Sylbe zur Ansicht geschickt hat, — dies hat meine Anwort verschoben. Daß er uns eine angenehme Stunde durch die letzten Blätter seiner Briefe gemacht hat, das darf ich wohl gestehen. Das erste Stück des 2. Jahrgangs der Adrastea ist fertig bis zum Titel und heften, er findet seinen Namen an einem schönen Ort darinnen.

Ich wünsche, daß er uns aus Berlin schreiben möge.

Er hat Kopf und Herz am rechten Ort. Sein Feuer, das bei den lieben Deutschen Contrebande ist wird die Zeit schon mildern wenn es nicht durch die Steinwürfe zum Märuler gemacht wird.

Es gehe Ihnen recht wohl. Mein Mann war sehr leidend. Heute gehts nun viel besser.

Anmerkung von Merkel: Im Frühling 1802.

8) Dieselbe an M. Weimar, den 12. Mai 1802. Was werden Sie denken mein Theurer, daß ich erst heute auf Ihren Brief vom Februar, der auch erst spät im Maerz kam, antworte. Mein Mann hat lange gewartet auf Ihr neues Werk. Nur erst in den letzten acht Tagen sind sechs Bogen nach und nach angekommen; mein Mann erwartet nur das Ende, um Ihren Wunsch realisiren zu können.

*) Herders Nobilitirung durch den Kurfürsten von Bayern.

Auf jeden Fall wird er auf diesem Weg oder auf einem andern für Sie würken. An Hardenberg schreibt er in diesen Tagen, wundern Sie sich nicht, daß es nicht schon längst geschehen ist. Sein Körper- und Seelen-Zustand und Geschäfte aller Art, auch das abwechselnde Leiden seiner Augen haben es ihm unmöglich gemacht. Würden Sie ihn selbst sehen, so entschuldigten Sie ihn gewiß.

Ihre so freundschaftliche, liebevolle und zustimmende Anzeige der Adrastea, wie mein Mann nicht gewohnt ist, dergleichen zu lesen, hat meinen Mann und mir einen sehr angenehmen Tag gemacht und wir fühlten den ganzen Werth dessen, der mit diesem Geist und Herzen so urtheilt.

Auch dies Ihr braves Urtheil wird Früchte bringen. Wie freue ich mich, daß sie ein Lehrer der Jünglinge geworden sind.

Hier ist das Vte Stück. Ich hoffe es wird Ihnen auch nicht uninteressant sein. Es freut mich, daß auch Sie darinnen sind.

Daß es Ihnen in der Welt gelingen wird, aber nicht ohne Mühe, dazu tragen Sie in sich selbst den Keim zu Ihrem Schicksal, wie diejenigen die zu Ihrer Classe gehören.

Halten Sie also in Ihrem Frankfurth solange aus, bis die Stunde Ihres besseren Schicksals schlägt.

Seien sie auch hierin vertrauend einem höheren Auge, das weiter sieht als wir.

Sie sind von uns allen, Vater, Mutter und Kinder herzlich gegrüßt. Besonders soll ich Ihnen vom Doctor recht viel Schönes für Ihre Briefe sagen.

Wenn es um Sie zu bunt wird, so gehen auch Sie in einen stillen ernsten Wald, und gedenken unsrer freundlich. Ihre

Caroline Herder.

9) Dieselbe an M. Weimar, den 12. Juni 1803. Seit mehreren Wochen liegt das IX. St. der Adrastea für Sie bereit — ich wollte aber zugleich Ihren freundlichen Brief beantworten, woran mich bis jetzt eine anhaltende Unpäßlichkeit hinderte. Mit größtem Dank habe ich vor einigen Tagen zwei Packete Berlinische Nachrichten erhalten — sie wurden sogleich, da sie eben bei Tisch kamen, durchsucht, gelesen, gelobt, getadelt, und so jedes Mal zum Nachtisch ein Pensum vorgenommen, bis wir am Ende waren.

Sie sind ein sehr lieber, verständiger Mann, wenn Sie loben — nehmlich würdig — der Wissenschaft, dem Autor und sich selbst wohlanständig! Ich darf es Ihnen wohl vertrauen, daß Ihr Lob unter allen uns am angenehmsten ist. Es geschieht mit Geist und Gemüth zugleich.

Wünschen Sie aber um Gottes willen meinen Mann nicht nach Berlin. Weder der durchschneidende Geist der Herren Berliner, noch der militärische paßt für ihn — wenn Ihr Geist ihm etwas zu wünschen vermag, so sei es eine von Akten befreite, nur den Wissenschaften und sich selbst lebende Existenz — dies ist mein stiller Wunsch für ihn und dies ists allein, was ihm Leben und Geist erhalten kann.

Daß Sie die Ariadne so aufgenommen haben, hat mich innigst gefreut. Wie wenige haben bei dem jetzigen Klingklang nur Sinn für so Etwas!

So hoffe ich, daß Sie mein Lieblingsstück den Cid im IX. St. der Adrastea nicht übersehen werden. Es hat mich ganz überzeugt, daß nur historische Gegenstände, Facta, die hauptsächlichste Wirkung auf die Einbildungskraft thuen, den meisten Reiz annehmen und das menschliche Gemüth ganz anderst erfassen, als der idealische Klingklang aus nichts und zu nichts. Dieser Cid hat mich ebenso ergriffen, als vor 30 Jahren die Odyssee und — nur Ihnen darf ichs vertrauen, daß er mir noch lebendiger zuspricht, indem er uns näher ist: noch von den Volksliedern her liegen viele Romanzen von Cid unter meines Mannes Papieren, die wurden jetzt hervorgeholt, da er über die Epopen schrieb. Er ist beinahe fertig mit den ganzen Epopen von Cid; das X. Stück der Adrastea wird sie ganz enthalten.

Ich hoffe, Sie werden diese Manier, spanische Poesie zu übersetzen, der Schlegelschen vorziehen. Mein Mann hatte sich gehütet, den spanischen langtönenden Klang der Worte, der unser Ohr ermüdet, mit herüber zu tragen. Er hat uns den Spanischen Geist, wie er uns Deutschen am lebendigsten und prägnantesten vernehmbar wäre, zu geben versucht. Dies ist doch wohl die erste Pflicht jedes Uebersetzers, jeder fremden Sprache. Die Fortsetzung dieser Epopen wird Ihnen so viel Freude machen, denke ich, als dieser Anfang.

Sie sehn, ich suche Sie für dies Stück zu interessiren, weil ich Sie hierüber etwas bitten will. Mein Mann wünscht zu wissen, ob sich vielleicht eine alte Geschichte von Cid irgend vorfände. Sollte Ihnen davon bekannt sein, so melden Sie mir gefälligst den Titel. Oder sollten Sie sie bei einem Mäkler alter Bücher vorfinden, o so senden Sie das Buch gefälligst und baldigst. Sie werden meinen Mann unendlich damit erfreuen. Es ist ihm wichtig zu wissen, ob er alle Romanzen von Cid habe. Auch Romanzen von Cid sind ihm sehr willkommen.

Auf Ihren Ernst und Scherz freuen wir uns sehr, und nehmen es mit größtem Danck an, wenn Sie uns die Blätter senden wollen.

Mein Gott, man kann weder die elegante Zeit, noch den Freimüthigen*) lesen. —

Die schaale, schaale erbärmliche Welt!!!

Es thut mir leid, daß eine Stelle meines Briefs Ihnen wehe gethan hat. Das sollte sie nicht. — Sie sind uns durch Ihren Geist und Charakter lieb und werth geworden und sollens uns auch bleiben, bis wir des Gegentheil durch facta überwiesen werden — denn nur diese entscheiden bei uns .... Lassen Sie also die Stelle meines Briefs ungeschrieben seyn.

Etwas habe ich noch auf meinem Herzen. Sie haben sich einmal in einem Urtheil über Knebels Poesien in Ihren Briefen versündigt. Wir wüßten nicht, wer den Namen eines classischen Dichters mehr verdiente als Er. Seine Elegien, wovon einige in den Musenalmanachen und im T. Merkur stehen, seine Oden in der Adrastea, sind sie nicht den Alten an die Seite zu setzen und für uns noch von süßerem Werth, da sie uns lebendiger und zusprechender durch die Nähe und Gegenwart werden! Wie weiß er Himmel und Erde, die Natur und den Menschen in Ein geistiges Verhältniß zu bringen — in ein höheres Reich der Harmonie uns zu erheben, aus dem Chaos thierischer Leidenschaften — und dies alles in der edelsten, würdigsten Darstellung, Poesie und Sprache. — Wenn Knebel nicht zum Dichter gesalbt ist, so kenne ich keinen. Seine Properz und Lucrez sind Meisterwerke der Uebersetzung — sie geben den Geist und Sinn des Autors in der für uns würdigsten Sprache und Darstellung. Das Original wird hier ein zweites im geistigen, wahrsten Abdruck. — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen davon rede. Sie müssen das Publikum auf solche Geisteswerke, auf die wahre Poesie aufmerksam machen. — Alles versinkt ja in Plattheit, Albernheit und Dummheit.

Ist es z. E. nicht ewig schade, daß den Schlegels die spanische Poesie in die Hände gerathen ist. — Glauben Sie nur, in ihr liegt eine Welt voll Schönheit! — aber in welch einer närrischen, verwirrten, wortreich verworrenen Sprache ersäufen sie den Geist; und doch erregen sie mit der darinnen nicht ganz vertilgten Poesie Interesse, und verführen die jungen Leute, die in der Welt der Poesie am liebsten leben.

Ach wie ist es zu beklagen, daß mein Mann nicht schon vor Jahren zu diesem Garten der Hesperiden gegangen ist, wie er sich's, seit den Volksliedern, so oft vorgenommen hatte. Schicksal, Schicksal, diesen Garten mit so albernen wahnwitzigen Händen verwühlt zu sehen! Ich

*) Damals von Kotzebue allein redigirt.

spreche so aufrichtig mit Ihnen, als ob Sie bei uns am Theetisch säßen. Ich wünsche, daß meine Worte Funcken würden, Sie zu beleben und die sündlich grausame Verwüstung zu zeigen — ohne Haß und Groll und Leidenschaft.

Daß Sie in Ihrem Ernst und Scherz auf einem reinen Boden stehen wollen, hat uns sehr, sehr erfreut.

Geben Sie uns so viel als möglich das Positive, Wahre, Gute und Schöne — und so wenig als möglich das Negative. Das Dasein wird von lauter Karrikaturen und Fata Morgana zerrissen — werdet Gott ähnlich und schaffet das Seiende.

Nun leben Sie tausend Mal wohl, lieber verständiger Freund, von meinem Mann und Allen herzlich gegrüßt.

Ihre

Caroline Herder.

Gernings Reise haben Sie recensirt, ohne sie gelesen zu haben. Gerning hatte die Unklugheit, vor mehreren Jahren seine gesammelten Reisematerialien einigen gelehrten Herrens hier mitzutheilen, die denn freilich, wie es auch damals war, alles im Chaos fanden und ihren Spott damit trieben. Seitdem ist sie geordnet worden und vieles weggeblieben. Man kann sie als eine Erinnerung der Denkwürdigkeit und Merkwürdgkeit Italiens ansehen. Jede Materie steht an ihrem Ort — und das Ganze ist ja voll Interesse und lockt an selbst zu sehen. Gerning hat diese 3 Bändchen meinem Mann vorgelesen und hat seinen freundschaftlichen Rath meist angenommen. Für die Poesien hat er eine zu große Vorliebe, er wollte sie nicht weglassen. Wer sie nicht lesen will, überschlage sie.

Aber gestehen Sie nur, Sie haben diese Reise keines Blicks gewürdigt.

Wäre der Claudiussche Nachahmer Seume (der Claudiusens Geist nicht hat) nicht Ihr Freund, mit welcher Geißel hätten Sie seinen arroganten sich selbst nur malenden Spaziergang nach Syrakus gegeißelt. Dieser Seumische Originalton ist doch etwas unausstehlich und ungracios. Nochmals Verzeihung dieses langen Briefs. Nehmen Sie ihn so freundlich auf, als ich ihn Ihnen in einer vertrauten Stunde schreibe. C. H.

10) Dieselbe an M. Weimar, den 16. Januar 1804. Daß Sie an meinem und meiner Kinder unersetzlichen Verlust den größten Antheil genommen haben, das weiß mein Herz, theuerster Freund, und

dafür birgt mir die Achtung und Liebe, die Sie dem Seligen geweiht und sie öffentlich an den Tag gelegt haben. Ach Sie hatten ihn ja mit Geist und Seele erkannt. — Von meinem unaussprechlichen Schmerz will ich nicht reden — der unerwartete Schlag ist mir noch ein Traum — ich kann es nicht fassen, daß dieser Genius, dies unvergleichliche Gemüth von uns geschieden ist. Wie viel große gute Gedanken wollte er noch ausführen — und mußte bei Arbeiten und Eindrücken, die nicht für seine zartfühlende Seele waren, zu Grunde gehen! wenn ich daran denke, so bricht mir das Herz.

Ach daß in Deutschland nicht Ein, Ein Fürst war, der ihm die Hand reichte und ihn dem hohen Beruf seines Geistes und Herzens allein zu leben, erhielt. O weinen Sie mit mir und den meinigen. Sie fühlten es selbst und sagten es laut. Unter Gottes unerforschlichen Willen mich zu beugen ist meine schwere Pflicht — ach, er bereite aus diesem Dunkel ein Licht zu meinem Trost!

Theurer, treuer Freund, zutrauensvoll zu Ihrer unveränderten Freundschaft, die Sie für den Seligen, für mich und die meinigen hatten, komme ich im engsten Vertrauen, in einer für uns wichtigen Angelegenheit zu Ihnen, um Ihren Rath zu erbitten. Unverändert geben wir Ihnen Freundschaft und Achtung redlich zurück, wenn auch manchmal der strenge Maasstab meines Mannes, womit er gern seine Freunde maaß, auch Sie streng beurtheilte. — Er achtete von dem Augenblick an, da er Ihre Schrift gelesen und recensirt hatte, Ihren Charakter und Ihren Geist hoch — er blieb in der Folge theilnehmend, wie Sie sich durch Höhen und Tiefen fortbildeten. So stand er mit Ihnen. Ich thue dies aufrichtige Bekenntniß, damit Sie die Wahrheit wissen und nicht irre geführt werden. Ehren Sie sein Andenken wie bisher — seine heilige Seele werde nur von den Guten und ähnlich Gesinnten anerkannt und geehrt. — Das Gute, Wahre, Heilige, was er that und wollte, wird Gott und die Zeit schützen, wenn auch jetzt eine Rotte es zu Füßen zu treten scheint. — Ewig danke ich Ihnen, daß Sie mit solcher Liebe und Achtung seine Geisteswerke öffentlich beurtheilt haben — auch Sie haben Balsam auf seine wunde Seele gelegt. —

Daß sein Geist fortlebe, dazu wird jeder Gute und Edle beitragen. — Die nächste Pflicht hiezu haben seine Hinterbliebenen durch die Herausgabe seiner Schriften. Diese nach seinem Wunsch und durch Beihilfe einiger treuer, in seinem Sinn gebildeter Freunde, wollen wir jetzt veranstalten.

Zwar kein Palingenesie, wie Er sie vorhatte, kann damit vorgenommen werden — er hat aber viele Vorarbeiten zurückgelassen, die

den Werken an Stelle und Ort beigefügt — alte Schlacken vorübergehender Streitigkeiten weggelassen — und wo es nöthig ist kurze Erläuterung gegeben — seine Grundsätze und Meinungen im reinen Licht, mit seinen eigenen Worten, darstellen würden.

Eine solche Ausgabe ist seines Geistes und seines Willens würdig. Wir haben hiezu alles in Händen, um sie nach seinem Wunsch zu veranstalten.

Bei Einrichtung des merkantilischen bedürfen wir jetzt einen Sachkundigen, redlichen Freund und Rathgeber — ich habe das unumschränkte Vertrauen Sie, Sie, rechtschaffener Freund, werden in unserem Anliegen Ihren Rath mir nicht versagen.

Ich verspreche Ihnen keinen andern Gebrauch als zu meiner Belehrung von Ihrem freundschaftlichen Rath zu machen.

Mein Mann hat bei seinem Leben für Hartknoch gethan was er konnte — seiner bedrängten Lage zu Liebe, hatte er die Adrastea angefangen, da er ihn so dringend um eine Zeitschrift gebeten hatte. Er mußte ihr aber, durch die Verschiedenheit der Materien mehr Zeit widmen, als wenn er in Einem Werk Einerlei Materie behandelt hätte. Er sprach oft darüber und bereute das Unternehmen, da Hartknoch zur Verbreitung der Adrastea selbst so wenig thätig sich erwiesen hatte. Durch seine unkaufmännische Unthätigkeit wurden überhaupt von meines Mannes Schriften vielleicht weniger abgesetzt als durch einen rührigern Buchhändler geschehen wäre. Er wagte nicht ein halb hundert Exemplare an irgend böse Bezahler daran, damit das Werk bekannter, gelesener, und andere Käufer und Leser geweckt hätte.

Jammerschade ist's, daß er bei seinem guten, honnetten Charackter, nicht das Erwerbsame, Rührige, sich keine Mühe verdrießende des Kaufmanns besitzt. Er hat einen gewissen Stolz, der sich mit diesem allzeit gefälligen und dienenden des Kaufmanns nicht vereinigen läßt. Mein Mann fühlte dies unendlich — der Nachtheil traf Autor und Verleger zugleich. Bei Erörterungen hierüber, auch wenn man ihm facta anführte, behielt er doch Recht — und diese Rechthaberei kränkte meinen Mann doppelt, da er mitunter durchfühlte er sei kein Autor für Hartknoch so wie dieser es wünsche.

Doch ich kehre zu meiner Bitte zurück.

Nicht um Hartknoch jetzt gerade zu veranlassen, sondern in den Grundsätzen unterrichtet zu werden, nach denen Autor und Verleger in billiges und gerechtes Verhältniß zusammentreten, bitte ich Sie um Belehrung hierüber, theurer Freund. Sie sind mit diesen Verhältnissen und Grundsätzen bekannt — bei Ihrer Freundschaft gegen den Seligen

und seine Hinterbliebenen bitte ich Sie, nehmen Sie mein Vertrauen als ein Freund auf.

Als Mutter und Vormünderin unsrer Kinder, von denen die drei jüngsten noch unversorgt sind, werden Sie, wird kein Verständiger es mir verdenken, wenn ich nach meiner Pflicht, aus dem Segen unsres Heiligen, den Vortheil zu erhalten suche, den er selbst für die Seinigen wünschte, und den ich jetzt wesentlich bedarf.

Bei der neuen Herausgabe kommt jetzt alles auf eine gute Einrichtung und den Contract an.

Ich will Ihnen das was ich mit meinem ältesten Sohn, der bei der Herausgabe selbst thätig seyn wird, vorläufig überlegt habe, mittheilen.

Da der frühe Tod meines Mannes so allgemein empfunden wird, so möchte sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl Subscribenten zu seinen Schriften finden. Wir wollen daher eine Subscription veranlassen, und diese, nachdem sie eingesammelt ist, dem Verleger einhändigen. Nach dieser Subscription wird sich die Größe der Auflage erst bestimmen können, bei der der Verleger auf Gegenden und Orte die nicht subscribirt haben, als auch auf die Zukunft Rücksicht nehmen muß. Da der Inhalt der Schriften so mannichfaltig, unterhaltend, belehrend, wissenschaftlich und moralisch ist, so sind sie ein bleibendes Gut für die Nation und jeder heranwachsende gute Jüngling wird sich die Schrift als einen Schatz anschaffen. Der Verleger kann daher auf eine nicht geringe Auflage auch außer der Subscription Rechnung machen.

Nach dem Willen des Seligen soll ein doppelte Ausgabe herauskommen, nämlich: Eine in mäßigem Octav, mit schönen deutschen Lettern und schönem Papier (der Druck ohngefähr wie die Reliquien von Müller, Professor in Schafhaußen, 1803 bei Hartknoch). Die Zweite eine wohlfeile Geringe für die unvermögende Classe. Weder Prachtausgabe noch Kupfer finden statt.

Auf welche Weise und unter welchen Bedingungen trage ich nun dem Verleger diese Herausgabe an, damit Er bestehe und wir nicht übervortheilt werden?

Daß nach Bogenzahl der Contract geschehe, ist wohl am besten? damit kein Verdruß oder Unzufriedenheit von der Einen oder andern Seite erwachse.

Ist es gut, dem Verleger die Auflage auf ewig ihm und seinen Erben zu geben? welche Bedingungen müßte der Verleger hierbei erfüllen? Welche Nachtheile hätte ein solcher Contract für unsre Familie? Das Honorar richtet sich doch ganz nach der Größe der Auflage? Welche Regeln werden hiebei beobachtet?

Daß kein Theil beeinträchtigt werde, und Jeder nach Recht und Billigkeit sich des Ertrages erfreue, ist die Seele jedes Contractes, und auch unser Wunsch. Der erwerbsame Verleger wird dies zu beider Zufriedenheit einzurichten wissen.

Nochmals bitte ich Sie, reichen Sie mir Ihre Hand, belehren und unterrichten Sie mich. Wir sind in diesem ganzen Geschäft, mit Verlegern zu contrahieren nie aufs Reine gekommen — wir wollen keinem wehe thun, aber auch nicht gerne verlieren — dazu ruft mich jetzt zehnfache Pflicht auf.

Vertrauen Sie mir noch, welches die solidesten, rührigsten und honnetsten Buchhändler in Berlin sind? Wird wohl ein oder der andere in Compagnie mit Hartknoch gehen oder nicht?

Mein Mann hat noch ungedruckte wahre Schätze zurückgelassen, die sogleich gedruckt erscheinen sollen, sobald wir mit dem Verleger der Herausgabe Eins geworden sind, denn bei diesem allein sollen diese Schriften jetzt herauskommen Auch über das Honorar dieser, werden Sie mich in der Folge belehren. Der Cid, z. B. liegt völlig fertig, zum Druck bereit.

Ich muß endlich meinen langen Brief schließen. Verkennen Sie mich nicht, Freund, bei dem ich, voll Vertrauen auf Ihre Redlichkeit, Rath suche. Verkennen Sie mich nicht, wenn ich aus den Heiligthümern den Segen des Seligen für mich und die Kinder zu erhalten suche.

Ich habe während der Erziehung derselben große Sorgen gehabt, die zum Theil noch auf mir liegen — ich sehne mich nach Erleichterung.

Recht wehe thut es mir, daß ich Ihnen auf Ihren letzten Brief nicht sogleich wie ich wollte, geantwortet habe — es erfreute mich so ganz, daß Sie noch der alte wahre Freund sind, bleiben Sie es ferner, um des heiligen Mannes willen, den Sie so liebten.

Caroline Herder.

Darf ich wohl hoffen, bitten, daß Sie mir bald gefälligst antworten mögen?

11) Dieselbe an M. Weimar, den 4. Februar 1804. Mein theuerster Freund! Sie haben mein Vertrauen aufs höchste und schönste gerechtfertigt — Ihre beiden Briefe habe ich am vorigen Posttage zugleich erhalten. O mit welchen Gefühlen des Danckes.

Unerwartet führte die gütige Vorsehung unseren alten Freund den Hrn. Hofrath von Müller (Johannes Müller) aus Wien hieher. Er leistet mir durch Rath und That die wichtigsten Dienste — übernimmt mehrere, nebst der historischen Schriften zur Revision, er will

den Plan der Herausgabe mit dem Verleger überlegen. Er geht über Leipzig nach Berlin und wird wenn Hartknoch sich nicht annehmlich erklärt, das weitere mit Ihnen und Fröhlich, dessen Anerbieten so honett ist, verabreden. Hartknoch's Antwort werde ich sogleich mittheilen. Ihren und Fröhlich's Namen nenne ich ihm nicht. Ich kenne seine Heftigkeit — und will sie dadurch nicht reizen.

Ich lege unsere Ankündigung hier bei, die Sie gefälligst in das Intelligenzblatt des Freimüthigen und in die Berliner Zeitung einrücken lassen. Sie werden aus der Ankündigung sehen, daß alle Schriften verändert herauskommen und also dadurch unser neues Eigenthum werden. Mit keinem der älteren Verleger hat mein Mann einen schriftlichen Contract geschlossen.

Die Freunde die die Revision der Schriften übernehmen, liefern solche an mich und meinen ältesten Sohn, der Verleger erhält sie sodann durch uns nach dem geordneten Plan.

Die Lebensbeschreibung wird wahrscheinlich unser Johannes Müller übernehmen.

Es freut mich unendlich daß Sie beide bei einem Geschäft in welchem Sie sich als unsere wahrhaft treuen Freunde so thätig zeigen, sich beide persönlich kennen lernen. Ich kann Ihnen nicht Gutes genug von seinem unvergleichlichen Charakter sagen. Als Schriftsteller ist sein Genius allgemein, und gewiß auch von Ihnen anerkannt und hoch verehrt.

Unter den Briefen meines Mannes fanden sich vier Briefe von Ihnen, die ich hierbei in Ihre Hand zurückgebe. Was ich noch vorfinden sollte, werde ich Ihnen sogleich senden. Sie können darauf zählen, daß ich im Sinn unseres Seeligen jeden fremden Brief als ein Heiligtum, so wie er es selbst gethan hat, ansehe, zu deren Bekanntmachung ich kein Recht habe. Ich werde daher alle Briefe zernichten, die mir nicht zurückgefordert werden.

O wie danke ich Ihnen nochmals für die großen Beweise Ihrer treuen reellen Freundschaft, die Sie mir gegeben haben, die gütige Vorsehung vergelte sie Ihnen.

Nehmen Sie von mir und meinen Kindern den ewigen Dank dafür. Bald schreib ich Ihnen wieder, wenn Müller mit Ihnen gesprochen, wenn Hartknoch sich erklärt hat.

Wie tröstet mich Ihre Theilnahme, und Ihre Liebe die Sie für den Seeligen hatten! wie danke ich für das, was Sie über ihn, bei Gelegenheit der Herausgabe seiner Schriften und jetzt im Freimüthigen gesagt haben. Mein stiller Dank sage Ihnen Alles.

Caroline Herder.

Wenn Sie etwas über Ihn sagen, so setzen Sie soviel als möglich seinen positiven Charakter — vergessen Sie seine Schmerzen und seine Leiden — das was er gewollt und gethan, wird in den wenigen Guten fortleben — —

Hätte er doch gewußt wie er geliebt ist — ach, er glaubte, fühlte sich in einer Wüste und verschmachtete darin —

Seine zarte Seele bedurfte der liebenden Stimmen.

Lassen Sie mich schweigen und ewig weinen.

Er ist nach einem Sturm bei der größten Stille und dem himmlischsten Mondschein zu seiner Gruft getragen worden — denken Sie daran und lassen diesen sanften Strahl um Sie seyn, wenn Sie an ihn gedenken — sehen Sie nicht rechts, noch links.

11 b.) Nehmen Sie Theuerster, so edel bewehrter Freund, das X. Stück der Adrastea hierbei und lesen Sie den rührend-erhabenen Schwanengesang des Seeligen. — Wie hat ihn Gott gewürdigt, ihn mit diesen Zeugnissen in seine Arme aufzunehmen.

Ach wenn ich oft genug geweint habe um diese verkannte heilige Seele, dann erhebt mich sein Geist über alles Irdische, und ich bin beruhigt, daß er dieser Welt entronnen ist.

Sie werden durch unseren Johannes Müller meinen Brief, worin die Ihrigen an meinen Mann, lagen, erhalten haben. Von Hartknoch ist noch keine Antwort eingegangen. Ich habe ihm, wie es der Wunsch meines Mannes war, den Verlag in Compagnie mit einem seiner Freunde vorgeschlagen.

Wenn in meinem Brief, den Sie durch Müller erhielten, meine Anfrage im Postscript ungeschickt war — so schreiben Sie sie mir nicht als habsüchtig zu. — Ach, ich bin nicht jenem Hund mit dem Stück Fleisch auf der Brücke ähnlich. Fröhlich hat sich sehr rechtschaffen erklärt, das fühlen ich und meine Kinder sehr dankbar; und Ihnen, Treuer, Edeler, verdanken wir seine Vorschläge allein — und werden sie Ihnen ewig verdanken.

Mit Herz und Seele, Mann von Charakter, Ihre treu-dankbare

Caroline Herder.

12) Dieselbe an M. Weimar, den 16. Februar 1804. Wie hat sich der Freimüthige unter Ihrer Hand gehoben! Das Urtheil über Schiller ist wahr, das sagen auch sogar seine Anhänger. Wer ist dieser Mann voll Geist und Verstand?

Ich bin seit einiger Zeit in einer sonderbaren Verlegenheit — ich erhalte seit dem Tod meines Mannes mehrere Briefe erbrochen und wieder zugeklebt von der Post, vorzüglich von dieser über Erfurt. Senden Sie mir Ihre Briefe über Leipzig. Oder wenn sie des Inhalts sind, den nicht der Minister oder die Stadt zuerst wissen soll, so machen Sie um meinen Brief noch einen Umschlag mit der Adresse: an den Freiherrn von Münchhaussen in Herrn-Gosserstädt. Unter Leipzig und Auerstädt. Hr. v. Münchhaussen ist der künftige Schwiegervater unsres Adalberts. Sein Gut Herrngosserstädt liegt im Chursächsischen, nicht weit von Buttstädt. Durch ihn erhalte ich die Briefe sicher. — Bis Johanni lebe ich noch in dieser Sclaverei — dann verlasse ich Weimar auf ewig. Ich werde wahrscheinlich zu meinem zweiten Sohn nach Schneeberg im Erzgebürg ziehen.

Leben Sie wohl mein theurer Freund.

N. S. Da ich gegenwärtiges Packet über Gosserstädt gehen lasse, so frankire ich nicht. Frankiren Sie künftig auch nichts an mich.

P. S. Ich bin soeben in Herrn-Gosserstädt gewesen und höre daß die Briefe durch Hrn. v. Münchhaussen spät an mich kommen würden. Ich erbreche daher dies Packet und bitte Sie daher, sie nicht an ihn, sondern an Herrn Subconrector Stiebritz in Weimar gefälligst zu adressiren.

13) Dieselbe an M. Weimar, den 19. Maerz 1804. Sie werden meinen Brief vom 5. Maerz erhalten haben. Die gütige Vorsehung waltet durch Sie und Müller.

Ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Ein guter trefflicher Mensch, ein gewisser Dr. Schubert in Altenburg hat Darwins Botany Garden übersetzt. Er hatte das Vertrauen, daß mein Mann ihm einen Verleger dazu finden würde. Dieser Schubert war ehedem hier auf dem Gymnasium und brachte meinem Mann einige Aufsätze von seiner eigenen Arbeit, die ihn sehr überraschten. Es ist ein selbstständiger, denkender, genievoller junger Mensch — aber blutarm.

Können Sie ihm einen Verleger zu Darwin's Botany Garden finden Herrn Fröhlich vielleicht? Wenn es auch nur um ein halbweg leidlich Honorar wäre. In der Folge wird er sich als Selbstdenker und Original mehr empfehlen. Er schreibt jetzt ein medicinisches Werk; er ist praktischer Arzt in Altenburg. Es sind aber dort vierzehn Aerzte und er der jüngste, neueste. Gewiß ist's, daß der Hr. Verleger künftig einen vorzüglichen Autor an ihm erhalten wird. Ich denke ja, er wird die Prophezeihung meines Mannes über ihn, in Er-

füllung bringen. Nehmen sie sich des guten Menschen an. Er hatte hier keinen Verleger finden können. Ach Gott, und er bedarf Geld.

Ich habe nicht warten können bis Sie mir wieder antworten in unserm großen Geschäft. Der arme Mensch bittet und dringt. Er ist noch obendrein verheurathet; verzeihen Sie, wenn ich Sie um das Glück zweier Liebenden bitte, sich seiner anzunehmen.

Mein Mann hatte ihm gerathen den zweiten Theil vor dem ersten zu liefern — daher folgt hierbei der zweite Theil zuerst.

Leben Sie wohl und glücklich, theuerster Freund. Ihre

Caroline Herder.

Noch möchte ich Ihnen eigens dancken für das wahre und große Wort: „Das Talent wird nur durch seine Anwendung ehrwürdig.“ Diese Wahrheit können Sie nicht oft und laut genug sagen, da man hier und in den Anhängern grade des entgegengesetzten Glaubens ist.

14) Dieselbe an M. Weimar, den 5. März 1804. Mein theurer verehrtester Freund. Gottlob die Wolken sind glücklich vertrieben und die Wahrheit siegt.

Ich lege Ihnen hier die vorläufigen Contractspuncte bei — Sie und Müller sehe ich als meine Freunde an, die vereint zu unserm Besten, aber nicht zum Nachtheil des rechtschaffenen Fröhlich's, das Ganze ordnen werden. Wenn der Contract bestehen soll, so muß kein Theil einen überwiegenden Vortheil haben. Dies ist unser Gefühl und die Basis jeden Contracts. — Wir haben daher auf die, am vorigen Posttag in Ihrem Brief gelegenen ferneren Puncten Herr Fröhlich's, Rücksicht genommen; sprechen Sie jetzt mit unserm Freund Müller, mit Fröhlich und sein Sie unser treuer Freund wie bisher. Wenn bei einem oder dem andern Punct Johannes Müller anderer Meinung ist, so gehn Sie mit ihm hierüber sanft zu Rath — Sie Beide müssen unsre Vortheile im Auge haben und also hübsch einig sein. Habt Ihr Beide Vorurtheile gegen einander, so wäre es gut wenn jeder die seinigen in Schatten drängte und Ihr Euch unbefangen ansähet. Müller hat mir nichts gegen Sie geschrieben. Suchen Sie ihn auf, und lernen Sie ihn kennen, mein Lieber. Ich habe ihm geschrieben daß sie werth wären von ihm gekannt zu sein.

Wenn die Punkte des Contracts geordnet und berichtigt sind, so wird mir Müller oder Sie eine Copie senden, damit wir ihn noch vor dem Abschluß sehen.

Empfehlen Sie mich Herrn Fröhlich herzlich; sagen Sie ihm, wie

wir voll Vertrauen in seine Rechtschaffenheit mit Freuden in das Verhältniß mit ihm treten. Entschuldigen Sie mich daß ich nicht selbst schreibe; es ist mir unmöglich. Ich hoffe er wird mit den vorläufigen Puncten zufrieden sein.

Es sind mehrere Anfragen an uns gekommen die da wünschen, daß die Branchen der Wissenschaften besonders gekauft werden können. Wir geben solches Hrn. Fröhlich zur Ueberlegung; z. E. drei Unvermögende kaufen vielleicht jeder eine Branche besonders — keiner aber von diesen ist im Stande die ganze Sammlung zu kaufen — durch diese drei ist also ein vollständiges Exemplar untergebracht durch die Vereinzelung.

Die 3 Branchen beständen: 1) aus den Theologischen, 2) den Philosophischen und Historischen, 3) den Poetischen und ästhetischen Werken.

Ich gebe diesen Vorschlag nur auf Veranlassung anderer, Herrn Fröhlich zur Ueberlegung. Er wird hierinnen die bessere Einsicht haben.

Es ist schon der Anfang mit Abschreiben der Manuscripte gemacht. Fr. Fröhlich soll bald eins erhalten: der Tausch des Schicksals. — Es ist der Ariadne-Libera ähnlich. Er hat es in Schneeberg bei unserm August aufgesetzt — in der hohen reinen Gebürgsluft — wo es ihm so wohl ward — o Gott, dies traurig-schöne Stück war zugleich Prophezeihung!

Hr. Fröhlich möge doch bald die Proben von Druck und Papier schicken. Es wird kein geglättetes Papier genommen — und ja keine Unger'schen Lettern schöne deutsche Lettern — etwa wie Georg Müllers Reliquien, bei Hartknoch.

Leben Sie wohl theurer Edler — ach wenn der Seelige wüßte, was Sie jetzt für seine Hinterlassenen thun!

Wir alle grüßen Sie tausendmalen.

Ewig Ihre C. Herder.

II.

Briefe Wielands, Böttigers, Falcks und Cramers.

Herder und dessen Frau waren nicht die einzigen, welche Merkel zu seinem thörichten Kampf gegen die Heroen unserer Zeit aufstachelten. Die nachstehenden Blätter sollen den Beweis führen, daß die geheime Feindschaft gegen Schiller und Goethe sich auf weitere Kreise erstreckte und daß Lästerungen gegen die beiden großen Freunde auch auf den stillen Beifall Wielands und aller derer zählen konnten, welche zu den Führern der „alten Schule" überhaupt in näherer Beziehung standen.

Was zunächst Wieland anlangt, dessen liebenswürdige Persönlichkeit zwar allen directen Conflicten mit Goethe und Schiller aus dem Wege zu gehen suchte, der sich aber von der stillen Parteinahme für die Verkleinerer seiner großen Rivale nicht frei halten konnte, so gehörte er zu Merkels genauesten Freunden und der enthusiastische Brief, in welchem dieses Schriftstellers ziemlich unbedeutender Roman „Die Rückkehr ins Vaterland" den bedeutendsten Erscheinungen der Zeit zugezählt wird, ist sicher zum guten Theil auf Rechnung der Freundschaft zu schreiben, welche Merkel sich durch treue literarische Schildträgerdienste erworben hatte. — Merkels Hinterlassenschaften enthalten interessante Mittheilungen über das Leben des Kreises, in welchem der alternde Dichter des Oberon mit Vorliebe sich bewegte und in welchem Böttiger und Falk, zu Zeiten auch Kotzebue, die erste Stelle einnahmen. Wir können es uns nicht versagen, diesen Aufzeichnungen wenigstens die Schilderung des ersten Abends zu entnehmen, an welchem Merkel seinen Lieblingsdichter kennen lernte. „Ich war im weimarer Theater ..... Auf einer der Seitenbänke dicht hinter dem Orchester, so daß die Rampe ihn beleuchtete, saß ein Greis, auf dessen Antlitz mein Blick unwillkürlich haften blieb. Er war nicht schön und die feinen geistvollen Züge zeigten nur eine gemüthliche Abspannung, in welcher er mit seinem Nachbar gleichgiltige Worte wechselte. Jetzt rollte der Vorhang auf und das Antlitz ging in den Ausdruck ernster Aufmerksamkeit

über, die, sowie die Intrigue anfing, zur Theilnahme wurde, die sich immer lebendiger steigerte, je mehr die Verwicklung wuchs. Jede frohe Wendung derselben begrüßte eine freudige Miene, jede bedenkliche eine ängstliche — ja ich sah sein Auge vor Zorn funkeln, dann wieder sich vor weichem Gefühl trüben. Bei glücklichen Worten des Dichters nickte er freundlich, bei mißlungenen schüttelte er das Haupt. Zuweilen bewegte er die Lippen wie sprechend ..... Nach dem Schluß des Stücks fragte ich seinen Nachbar, ob der Alte wirklich während des Stücks gesprochen. „Ja — in einzelnen Ejaculationen.“ Bei den Streichen des jungen Buben im Stück hatte er gesagt: „Du solltest mein Sohn sein,“ der alten Ränkemacherin hatte er „Vetula pravissima“ zugerufen, dem jungen Mädchen, das verführt werden sollte „Kindchen, Kindchen, trau ihm nicht!“ Ich war so glücklich den Abend mit ihm zu essen. Das Gespräch kam auf das Stück: er erklärte es für sehr mittelmäßig — und hatte es schon halb vergessen! Jener Greis war der, meinem Urtheil nach, größte Dichter Deutschlands, es war Wieland!“

Es ließen sich den vergilbten Blättern, welche diese höchst charakteristische Schilderung des leicht beweglichen, sanguinischen Dichtergreises enthalten, noch manche bemerkenswerthe Züge zur Geschichte des weimarer Lebens, namentlich höchst wunderliche mündliche Urtheile Wielands über Goethe entnehmen — da wir es vorliegenden Falls aber nur mit den Verhältnissen zu thun haben, die zum Verständniß der nachstehenden Briefe nothwendig sind, übergehen wir dieselben, um uns zunächst Böttiger zuzuwenden, jenem literarischen Allerweltsmann, der Goethe manche peinliche Stunde bereitet und den dieser gelegentlich in einer Zornaufwallung den „gründlichsten Schuften“ zugezählt hat.

Der erste der vorstehenden Böttigerschen Briefe bedarf des Commentars nicht, da er sich auf eine Schilderung des Weimarer Lebens im J. 1798 beschränkt, welche durch ihre Mittheilungen über die Vorbereitungen zu Schillers Piccolomini und den bekannten Fichteschen Proceß von Interesse ist. Die übrigen Briefe wimmeln von Feindseligkeiten gegen Goethe, Schiller und die Romantiker, welche für den damaligen literarischen Geschmack um so bezeichnender sind, als der Briefsteller sich wiederholt auf Herders, Wielands und der Herzogin Amalie Uebereinstimmung mit seinen Ansichten beruft. Die Merkelschen Briefe, von welchen die Rede ist und denen reiches Lob gespendet wird, sind jene „Briefe an ein Frauenzimmer,“ in welchen Merkel über die neuesten Erzeugnisse der schönen Literatur Rundschau hielt und welche die an Wahnsinn streifenden Urtheile über Schiller und Goethe enthielten,

durch welche der Autor sich bei der Nachwelt verfehmte, die aber ihrer Zeit Beifall und Theilnahme in den weitesten Kreisen fanden. Der „Brockentraum“ war eine freche Parodie auf Goethe, deren Merkel sich in späteren Jahren selbst schämte. Das Urtheil über die „Jungfrau von Orleans,“ dem nachgerühmt wird, es habe in den höchsten Kreisen Weimars „Sensation“ gemacht, tadelte u. a., daß jenes Stück nicht eine, sondern drei Katastrophen enthalte, daß die Scene zwischen Johanna und Montgomery der Ilias gestohlen und in ihrer Ausführung „höchst widerlich“ sei; das Gespräch mit Philipp von Burgund wird „blumenreiches Geschwätz,“ der dritte Act der schlechteste, der Schluß „forcirter Theaterspectakel“ genannt u. s. w. und einzig den lyrischen Schönheiten dieser ihrer „Märchenhaftigkeit“ wegen „mißlungenen“ Dichtung Anerkennung gespendet. Was soll man endlich dazu sagen, wenn Böttiger seinem kritisirenden Freunde, — der Schiller vorzüglich wegen seiner nahen Beziehungen zu Goethe angriff — den Vorwurf macht, den Wilhelm Tell zu überschätzen, da diese Tragödie in Weimar allgemein als die „fehlerhafteste“ Schöpfung des Dichters angesehen worden?

Diesen Urtheilen, welche Böttiger im Namen des großen Publikums und jener „alten“ Schule sprach, deren erlöschender Einfluß in der Abneigung gegen die Erben ihres Ruhms noch einmal aufflackern zu wollen schien, schließt sich in der Folge auch Johannes Falk an, derselbe, der nach dem Tode Wielands in das Lager Goethes überging und nach dessen Tode das bekannte Buch, „Goethe, aus näherem persönlichem Umgang geschildert“ schrieb. Was Merkel von diesem Manne der von seinen Zeitgenossen eine Zeit lang für den ersten deutschen Satyriker und einen poetischen „Prometheus“ gehalten wurde (diese Ausdrücke sind in einem Böttigerschen Brief gebraucht und stützen sich auf die Autorität Wielands), berichtet, flößt wenig Vertrauen zu dessen sittlichem Charakter und zu der Aufrichtigkeit seines späteren Goethe-Enthusiasmus ein. Falk war ursprünglich Perrückenmacher gewesen, hatte dann zu studiren begonnen und war plötzlich — während einer Fieberkrankheit hatte er den Juvenal kennen gelernt — zum Poeten geworden. Durch Wielands excentrisches Lob ermuthigt, beschloß er die Satyre zum „bürgerlichen Lebensberuf“ zu wählen und jährlich ein satyrisches (mit 600 Thlr. bezahltes) Taschenbuch herauszugeben. Schon der zweite Jahrgang desselben wies sich als durchaus verfehlt aus, er enthielt eine Parodie auf die Berliner Charité, für deren Ausfälle in der Folge dritte Personen, die der ängstlich gewordene Poet Preis gab, verantwortlich gemacht wurden. Schließlich brach auch Merkel mit dem

Satyriker, der in seinem Taschenbuch eine schändliche Caricatur der körperlichen Mißgestalt Schleiermachers veröffentlicht hatte, welche Merkel — obgleich mit Schleiermacher persönlich verfeindet, — in einer seiner Recensionen als „Gemeinheit" verurtheilte. — Einen nahezu komischen Eindruck macht endlich der vorletzte Brief unserer Serie, in welchem Merkel als „Lessing redivivus" gefeiert wird. Er stammt aus der Feder C. F. Kramers, des excentrischen Ex-Hainbündlers, der seiner Zeit durch das Buch „Klopstock. Er und über ihn." bekannt war, und ist für die Feindseligkeit bezeichnend, welche die engeren Genossen und ausschließlichen Verehrer Klopstocks gegen den wachsenden Ruhm der Weimarer Dioskuren nährten, nachdem diese sich von dem Meister ihrer Clique abgewandt hatten. Kramer, der Sohn jenes Johann Andreas Kramer, der als Theilnehmer der „Bremer Beiträge" in der Literaturgeschichte genannt wird, war seiner Zeit Mitglied des Hainbundes gewesen, und hatte als solches durch seine „wild-genialischen Sitten" bei Freund und Feind vielfach Anstoß gegeben; dann war er nach Paris gegangen, wo er als begeisterter Anhänger der Revolution seinen Wohnsitz dauernd nahm und vielfach mit Sieyès verkehrte. In Deutschland war er als Uebersetzer und Herausgeber verschiedener Bücher über die neu-französischen Zustände (Das neue Paris 1799 — Paris die Hauptstadt des französischen Kaiserthums) bekannt, sein Haus, eine Zeit lang als literarischer Mittelpunkt für Deutsche und Franzosen geschätzt. Der Curiosität wegen theilen wir am Schluß den Brief eines unbekannten Philisters mit, der in Merkel einen der größten Männer seiner Zeit verehrt und feiert. Der enthusiastische Ton dieses Schreibens ist ein Beleg dafür, daß Merkels Anschauungen und Urtheile der Stellung des „süßen Pöbels" zu den Heroen unserer Dichtkunst vollständig entsprach, und daß die Massen noch im Lager der „alten Schule" und ihres verrotteten Geschmacks standen, als Goethe und Schiller sich schon auf dem Zenith ihrer Thätigkeit befanden.

So finden wir die Kreise der genaueren Freunde und Anhänger der drei älteren classischen Dichter Deutschlands (Herders, Wielands und Klopstocks) unter den „Unzufriedenen der Schiller-Goethe-Zeit" fast sämmtlich vertreten, und im Bunde mit Merkel, den sie zu seinen kritischen Excentricitäten anstachelten, um später alles Odium derselben auf ihm sitzen zu lassen. Und doch war Merkel ein von diesen seinen Freunden grundverschiedener Mensch, haben die Motive, welche ihn bei dem Kampf gegen den Weimarer Musenhof leiteten, mit denen der alten Schule wenig gemein. Er sah in dem einseitigen Idealismus, mit welchem die Weimaraner sich von der „hoffnungslosen deutschen

Realität" abwandten und geflissentlich „in einer Weise dichteten, die dem bisherigen Leben des Volks entgegengesetzt war," eine Gefahr und glaubte die „Inhaltslosigkeit der Wirklichkeit" und die Unheilbarkeit der gegebenen Zustände, der Wirkung wegen läugnen zu müssen, die ihre öffentliche Verkündigung politisch auf das Volk üben mußten. Er beschließt seine Schilderung der unvergeßlichen in Weimar verlebten Tage, welche er in fast täglichem Verkehr mit Wieland und Herder verbrachte, die ihn häufig an lauen Sommerabenden in Tieffurt besuchten, um mit ihm in dem herzoglichen Garten zur Nacht zu speisen, ohne sich durch die vorüberrauschenden seidenen Gewänder der Herzogin Amalie stören zu lassen — er beschließt diese Schilderung mit der nachstehenden höchst charakteristischen Bemerkung: „Wer diese meine Lebensweise und den Verkehr mit den beiden großen Dichtern sah, pries mich sehr glücklich. Fühlte ich mich so? Nein. Ich hatte vom Baume der Erkenntniß gegessen, in einer Reihe großer Städte das Leben in kräftig strebender Thätigkeit gesehen, ich sehnte mich darnach, selbst praktisch einzugreifen, durch literarische Arbeiten, nicht blos für diese da zu sein." Weil der politische Beruf (denn ein solcher ist direct bezeichnet) dem Deutschen des 18. Jahrhunderts versagt war, wurde ein talentvoller und patriotischer Publicist zum schlechten ästhetischen Kritiker, mußte er als solcher enden. Für den sittlichen Werth des in der Zeit der goldenen Literaturperiode öffentlich wirkenden Mannes gab es kein anderes Kriterium, als das des ästhetischen Geschmacks!

I. Wieland an Böttiger.

Osmanstädt, d. 4. August 1798.

Sie müssen mein lieber Freund und Bruder in Aristofanes, Merkels kleines Buch (das hier mit Dank zurückkommt) nur in einer zerstreuten Viertelstunde durchblättert haben, um mir schreiben zu können: „es werde mir vielleicht um einiger Schilderungen willen nicht ganz mißfallen." O ihr Philologen und Polyhistoren, auch Hof- und Weltmänner, wie kann ich mich zurückhalten, Euch nicht ein wenig rauh anzulassen! Dieses sogenannte Zwittergeschöpf hat nur einen einzigen Flecken und der ist das schändliche, lästerliche Motto nos haec novimus esse nihil. Das kann man mit Wahrheit von Myriaden hochgelehrter Folianten und Quartanten sagen, die alle, was den innern, wahren Werth betrifft, von diesem kleinen dünnleibigen Zwittergeschöpf bis an den Wagebalken heraufgezogen werden. Merkel hat noch nichts gemacht, das in jeder Betrachtung diesem deliciösen Werkchen gleich käme, und wird schwerlich in seinem ganzen Leben etwas Besseres machen. Wie

kann man doch aus falscher Schaam vor den hochgelehrten Herren ein so albernes, ein so übel passendes, in die lieblichste Harmonie von Verstand, Einbildungskraft und Herz so widerlich mißtönend hineinkrächzendes Motto auf ein solches Werkchen setzen? Ich sage Ihnen und Hrn. Merkel (der den heiligen Geist an diesem Product, wozu er, wie es scheint, nur die Finger hergeliehen hat, so greulich lästerte), daß diese Rückkehr ins Vaterland, ohne eine Nachahmung von Yoriks sentimental journey zu seyn, das einzige Gegenstück dieses Lieblingsbuchs aller Leute von Gefühl, Geschmack und Geist ist, und das es in jedem Betracht neben dem Exquisitesten, was unsere Sprache aufzuweisen hat, stehen kann. Aber freylich solche Werkchen, die mit freyer, ruhiger, in sich selbst und in der Natur wohnenden Seele genossen seyn wollen, kann man nur auf dem Lande lesen.

Wieland.

II. Böttiger an Merkel.

1.

Weimar, 4. Jan. 1799.

In unserem kleinen Weimar werden nun große Vorbereitungen zum Piccolomini getroffen, der den 30. Januar, den Geburtstag der regierenden Herzogin, verherrlichen soll. Eine Herzogin von Friedland ist aus Regensburg verschrieben, Mad. Teller, die Mutterrollen trefflich spielen soll. D. Hagemann spielt das fürstliche Fräulein, Greiff den Wallenstein u. s. w. Schiller ist mit Weib und Kind herübergezogen, um allen Proben zu assistiren, und ist in ein herzogliches Schloß einlogirt. Decorationen werden gemahlt, Costüms (die Iffland hier nachzeichnen läßt) geschneidert, Rollen scandirt (denn die bösen Jamben wollen nicht recht klappen), Epiloge fabrizirt. In dieser süßen Musolepsie vergessen wir nun selbst die Rastadter Friedensbasis und die Niederlagen, welche die Franzosen Schlag auf Schlag in den Zeitungen erleiden. Jean Paul wächst täglich in der Gunst unserer Damen und schreibt rüstig an „Meinem künftigen Lebenslauf," der zur Ostermesse erscheinen und unter anderen einen Brief an „meinen künftigen Sohn auf der Universität" der einige bittere Pillen für die jetzigen Philosophen enthalten wird. Freund Scherer ist nach Ilmenau geflogen und muß auf hohe Ordre für jedermann chemische Vorlesungen hier halten, wozu der Herzog die Kosten giebt. Ich aber — machen Sie sich auf eine schreckliche Nachricht gefaßt — leide seit drei Wochen an Gicht in den Füßen. Die Podagristen wollen mich in ihren Orden aufnehmen, ich aber behaupte, ich sei noch immer ein Profaner. Wirklich bin ich

viele Tage ein lahmer Vulcan, höchstens nur mit der Feder thätig gewesen. Das arme Jena hat zwei harte Schläge erhalten. Ein schändlicher Duellmord hat neue häßliche Ordensgräuel veroffenbart, und von Dresden ist eine Insinuation an die fürstlichen Nutritoren gekommen, daß, wofern sie dem atheistischen Unwesen der Hrn. Fichte und Consorten in Jena nicht Einhalt thäten, Chursachsen allen seinen Landeskindern, die dort frequentirten, einen Bannfluch sprechen würde. Schütz schwärmt cum uxorcula in Berlin.

Im Reimarus'schen Hause erinnern Sie fleißig mein Andenken Wird der Bürger Reinhard in Florenz bleiben? Dem braven D. Ersch meinen Händedruck. Es soll ihm ob militem Borussum a fame servatum in der Hauptwache am Brandenburger Thor, wo oben der König der Stadt die posteriora zukehrt, eine Statue in Lebensgröße errichtet worden. Von Klopstock, dem mir heiligen Freunde, sagen Sie mir ja etwas. Ist sein Bild von Hickel schon in Kupfer gestochen und ist es ähnlich?

Herders grüßen herzlich, meine Frau schließt sich an.

Unwandelbar treu ihr Böttiger.

2.

Weimar, 4. März 1799.

Wie viel mir Ihr Brief Freude macht, beweise Ihnen die schnelle Antwort mit umgehender Post. — Mir ist bange, daß Sie von unserm Weimar eine schiefe Vorstellung durch albernes Geschwätz von Ununterrichteten erhalten haben. Nun, kommen Sie immer zu uns zurück. Wir sind ganz die Alten und niemand hat auch nur ein Iota an unserer magna charta zu denken und zu schreiben, was wir selbst zu verantworten gedenken, geschmälert. Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Fichte von hier aus verfolgt worden sei? Unser Herzog hat die ganze Sache vom ersten Augenblick an aus dem richtigen Gesichtspunkt angesehen, und dabei gebührt Goethen das Lob, daß er muthig und verständig für die Lehrfreiheit der Jenaischen Professoren gesprochen hat, als nicht alle so wie der Herzog dachten. Ich werde Ihnen einst interessante Anecdoten darüber erzählen können. Daß man Fichten eine Verantwortung abforderte, geschah theils aus billiger Schonung gegen politische Verhältnisse und gegen Chursachsen, die unser Herzog jetzt am wenigsten aufgeben darf, theils um Fichte selbst nur mehr Spielraum zu geben. Dieß ist auch vollkommen erreicht worden. Fichte hat eine trefflich ausgearbeitete Vertheidigung auf 20 Bogen dem Consilio Academico eingereicht, und wird diese dann mit Bewilligung des hiesigen Hofes drucken lassen. Sie hat Hände und Füße, und wird

die Schriftstellerrechte mit furchtbarer Consequenz geltend machen. Da begreifen Sie nun wohl, daß Fichte kein Härchen gekrümmt wird. Und dieß ist früher beschlossen und hier abgemacht gewesen, als die ehrwürdigen, braven Männer im Berliner Consistorium ihr Gutachten abgegeben haben, wovor Gott Merkurius sie alle zu salarirten Mitgliedern der Academie, und die es schon sind, zu Besitzern einer Achardschen Runkelzuckerfabrik machen möge.

Also, Freund, packen Sie ihren Koffer immer für Weimar, wo vieles wenigstes erträglich ist. Ich habe schon große Pläne, künftigen Sommer recht mobil zu sein. Da wandeln wir alle Woche einmal zu Vater Wieland, den ich gestern noch sehr munter antraf, und auch von Ihnen erzählen mußte, was ich nur aufbringen konnte, bald zu dem wackern Mounier, der jetzt eine höchst liebenswürdige Bernerin bei sich hat, die vielleicht seine Frau werden wird, bald ins Wäldchen nach Tieffurt, wo uns keine Herzoginnen stören sollen, bald nach Ettersburg. Kurz, Freund, Sie müssen der unsere bleiben, und von hier aus erst das Hanseatische Magazin abwarten, ehe Sie selbst zur großen Hansa übertreten. Schreiben Sie nur bald Ihren Entschluß, damit wir Sie hausen und betten können. Kommen Sie zur Ostermesse, wie sichs versteht, nach Leipzig: so finden Sie auch Falk da, und wir können alle drei zusammen zurückreisen. Falk, um gleich bei diesem stehn zu bleiben, hat ein erbärmliches Product mit seinen Denkwürdigkeiten geliefert. Aber das hat er zur unrechten Stunde aus dem Ermel geschüttelt. Dafür enthält sein satirischer Almanach auf 99 viel gutes, und einiges wahrhaft classisches. Wie mag sich denn Hr. Rambach befinden? Er ist an Lichtensteins Stelle zum Rector beim Johanneum vorgeschlagen, dürfte aber leicht durchfallen, weil gerade in Hamburg dieser Almanach gewaltig gelesen wird. Im Grunde hat Rambach nicht soviel Schuld, als die Göthische Tendenz und Hr. Tieck. Aber es heißt auch hier, der Hehler ist so gut, als der Stehler. — Sie sollten nur unsern Scherer in seinen chemischen Vorlesungen sehen und hören! Da sitzen alle geistreichen Weiber, und auch einige Körper um ihn herum, und an 150 Zuhörer stehen und hören die Worte des chemischen Evangeliums, das er mit Kraft und Nachdruck predigt. In der That haben diese öffentlichen chemischen Vorlesungen, wozu unser braver Herzog alle Unkosten trägt, und auch die Künstler und Handwerker daran Theil nehmen läßt, hier schon viele gute Ideen in Umlauf gesetzt, und Scherer ist recht eigentlich à l'ordre du jour. Der Herzog hat ihm ein schönes Laboratorium in der Stadt angewiesen und er wohnt nun für beständig hier.

Jedes Wort in Ihrer Charakteristik Berlins ist ein treffendes Epigramm. Wohl thut es mir, daß Sie den braven, redlichen Sander und sein Haus so finden, wie ich es fand. Es beunruhigt mich, daß mir der liebe Mann jetzt gar nicht schreibt. Aber er mag auch mehr, als je, mit Arbeit bepackt seyn. Ueber Piccolomini sind denn die Sehenden auch hier sehend. Es ist aber leicht möglich, daß Sie, Iffland ausgenommen, alle übrigen Rollen schlechter in Berlin besetzt sehn, als hier, wenigstens können sie dort unserer Vohß und unserer Jagemann nichts entgegensetzen. Schicken Sie mir doch einen Comödienzettel mit der Rollenbesetzung und sollte etwa ein Flugblatt oder sonst etwas erscheinen, was diese Staatsaction betrifft, auch dieß, so bald als möglich. Wie nahm Iffland den ältern Piccolomini, als loyalen Kaisersdiener, oder als listigen Buben? Darüber Freund müssen Sie mir noch ein Wörtchen sagen.

3.

Sobald ich die Laterne*) erblickte, schrie ich, das ist Jenisch! Auch hat sich Wieland, dem sie der Verleger ins Haus schickte, längst bekehrt, und bittet das Unrecht ab, das er Ihnen angethan hat. Was wird Nicolai zu dem Mißgriff sagen, den Schulz nun selbst in dem Intelligenzblatt d. alg. Literatur-Zeitung bekennt. Uebrigens kommt es gewiß noch zu stärkern Expectorationen. Die Schlegel wollen eine eigene Literatur-Zeitung auf ihre Faust unternehmen, oder mit Meusel (!) Maskopei machen. Sie sind auch in Jena allgemein geflohen. Auch Loder sagte, daß er nicht mehr mit ihnen umgehen könne. Er kam aber von Göttingen und Hannover, wo man sie gar nicht einlassen will, wenn sie einmal hinkämen. — Kotzebue ist hier allgemein geschätzt, speißt oft am Hofe und der Herzog hat ihn öffentlich wegen seines Esels belobt, der nun auch in Breslau mit schallendem Beifall aufgeführt worden ist. Man sollte in Iffland dringen, daß er auch in Berlin gegeben werde. Man will ihn sogar in Dresden aufführen. Iffland darf ja nun nicht mehr besorgen, daß er von den Schlegeln, wie sonst sehr hämisch geschah, critisirt werde.

Mich freut des würdigen Fichte Wohlbefinden, und ich kann Ihnen sagen, daß auch hier jedermann mit ihm ausgesöhnt ist. Hätte er sich nur nicht mit Fr. Schlegel eingelassen. Dieß hat ihm bei unserm Herzog, der bei seiner Anwesenheit zur Herbstrevue allerlei Anecdoten darüber hörte, neuen Schaden gethan. Indessen läßt ihm selbst der

*) Vgl. Falks Taschenbuch auf das Jahr 1800.

Herzog die Gerechtigkeit widerfahren, daß er das Gute gewollt habe. Grüßen Sie Fichte, wenn Sie glauben, daß er mich nicht verkennt.

Auf Ihre Reisegeschichte ist Wieland sehr begierig und ich freue mich auch darauf.

Sie müssen mir öfter schreiben, mir sagen, was Sie vorhaben, was Sie treiben und geißeln, und was Sie — liebkosen. Ihre Briefe sind vor aller Welt Heiligthümer. — Feßler schreibt sehr freundschaftlich von Ihnen.

Als Wieland vor 3 Jahren Bonaparte zum Dictator von Frankreich machte, lachte ihn jedermann aus. Nun soll mir aber noch jemand sagen, daß die großen Dichter nicht große Propheten wären. Nun ist die höchste Krise der Revolution. Venimus ad summum. 200 Blutsauger erdrückt und ausgepreßt, und Frankreich, ja Europa ist gerettet.

Schreiben Sie bald wieder.

Den 18. November 1799.

Herders fragen oft und mit inniger Theilnahme nach Ihnen Sie müssen schon wieder zu uns kommen.

Geben Sie mir im nächsten Brief Ihre Adresse.

4.

Weimar, 28. Nov. 1799.

Ihre Mittheilung, mein theurer Freund, ist unverzüglich mit einem Brief von mir begleitet in den ehernen Mund der großen Reichstrompete gewandert. Eine blutigere, und doch auch gerechtere Rache konnten Sie an diesem Pasquillanten nicht nehmen. Ein solches Sonnet ist nicht bloß für ihr Herz, sondern auch für ihren Witz eine Schandsäule, und Sie, mein Freund, mußten gerade so viel, und gerade das hinzusetzen, was geschehen ist. Hubers Recension des Athenäums ist nur ein Vorläufer einer noch drastischeren, die von der Lucinde erscheinen wird.

Man sagt, die Gebrüder Schlegel werden Jena, wo sie fast ganz isolirt dastehn, zu Ostern mit Dresden vertauschen und Tieck, der eigentlich selbst nicht recht wisse, wem er angehöre, werde nach Berlin zurückkehren. Jena selbst hat durch häßliche Gefechte zwischen den Soldaten und Studenten, wobei zwei Tage lang Blut floß, einen neuen harten Stoß erhalten. Nun wollen ihm auch noch die Schlegel ihren Sonnenschein entziehn!

---

*) Es ist das bekannte Schlegelsche Sonnet gegen Merkel: „Ein Knecht hast für die Knechte Du geschrieben, ein Samojede für die Samojeden“ gemeint.

Eben lese ich den Plan zu Rodens vollständiger Geberdenlehre die Bertuchn durch Feßlern zum Verlag angeboten worden ist, und die B. auf meine Versicherungen wahrscheinlich auch übernehmen wird. Wir müssen hier in der That etwas treffliches erwarten. Ich freue mich im voraus ungemein darauf. Die Kupfer wird das Industriekomptoir gewiß besser als irgendeine Handlung dazu liefern können. Aber die Unternehmung wird auch sehr kostbar seyn!

Ich habe Herdern vorigen Sonntag nicht besuchen können, und fragte ihn also durch ein Billet über die bewußte Sache. Hier seine Antwort. Sie machen ihm gewiß durch die Uebersendung und Zueignung eine große Freude. Denn alles liebt und schätzt Sie in diesem Hause. — Die Ursache, warum ich nicht bei Herder war, war eine fröliche Gesellschaft bei Kotzebue, an der ich auch Theil nahm. Kotzebue nimmt sich hier so klug und bescheiden, daß er allgemeine Achtung genießt, wozu seine Frau auch das ihrige beiträgt. In seinem kleinen Lustspiel: „das Jahr achtzehnhundert", wird er, um unserer verwittweten Herzogin eine Freude zu machen, nebst mehren vom Hofe den Abend vor dem neuen Jahr im Hause der Herzogin auftreten, und darin einen Browneschen Doctor machen. Schon ist ein neues Stück „Gustav Wasa" von ihm vollendet, in Jamben. Die Exposition im ersten Act, den ich eben lese, erregt in der That nicht gemeine Erwartung.

Was sagt man in Berlin, wo man jetzt wohl alles laut denken darf, über die neueste Krise in Frankreich? Wird Talleyrand als Gesandter erwartet? — Wie geht es mit dem neuen Papiergelde, und — mit dem Runkelrübenzucker?

5.

Weimar, den 18. Decbr. 1800.

Ihr Brief, mein treuer Freund, hat mir bewiesen, daß Sie der Alte sind. Hier meinen herzlichen Handschlag. Wahrlich, die vornehme Protectormiene gegen Sie würde mir schlecht angestanden haben, wenn ich auch nur Wielands Wortführer wäre.

Alle Welt, das heißt freilich nur die wenigen Menschen meines Berührungspunktes, die Herzogin, Herders, Falk und natürlich vor allen Wieland sind von jedem neuen Blatt Ihrer Briefe höchlich erbaut. Auch über den Aristipp haben Sie treffende Ansichten und Bemerkungen aufgestellt. Und das ist wahrlich keine kleine Aufgabe. Besonders freut sich Wieland darüber, daß Sie der Laïs so gut das Prognostikon stellen, und die Haupttendenz des Werks so glücklich aus-

sprechen. Er läßt Ihnen herzlich für alles das Gute und Schöne danken, ob er gleich im Geist voraussieht, daß ihm dieß neue Kothbespritzungen von der Clique zuziehen werde. So bald er es nur mit Schicklichkeit thun kann, wird er selbst im Merkur einmal ein lautes Wort sagen, daß Ihnen Freude machen wird. Wie sehr Herder Ihre ganze Manier billigt, hat er Ihnen selbst gesagt. Achten Sie nur ja nicht auf die sie umkläffenden Bologneser. Ihre Briefe werden durch ganz Teutschland gelesen werden, während jenes Gebell im nächsten Gäßchen schon verhallt ist. So viel heute. Nächstens einen längeren und sachvolleren Brief. Ich bleibe unwandelbar und auf jede Probe

Ihr

Böttiger.

6.

Weimar, den 2. Febr. 1801.

Unser ehrlicher Sander erhält jetzt nur wenig Neuigkeiten von mir, da Loder sein Nouvellist geworden und mir meine Zeit knapper als jemals zugemessen ist. Wundern Sie sich also, mein alter, treuer Freund keineswegs, wenn er Ihnen nicht mittheilt, was er selbst nicht hat.

Ihre Freunde werden Ihnen auch in Weimar gewiß nicht ungetreu. Daß der edle Herder mit seiner ihm gleichen Gattin in ihren Gesinnungen gegen sie unveränderlich sind, darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen. Natürlich machte Ihre Blocksberg-Vision gerade in dem Augenblick, wo Goethe mit dem Tode rang, eine widrige Sensation, und Ihre wahre und in jedem Wort von mir unterschriebene Recension vom Seckendorfischen Taschenbuch hat auch bei der alten Herzogin nicht zum besten gewirkt, da besonders der eine Seckendorf durch die Blessur, die er in einem Duell mit dem jungen Dumenoir in Belvedere erhielt, und die ihn noch jetzt am Stock zu gehen nöthigt, ihn zu einer persona miserabilis machte. Allein wie könnte dies auf Ihr Urtheil einen Einfluß haben. Je weniger Sie schonen, desto weniger wird man Schonung verlangen, desto gewisser werden alle Independents membres von unserem unsichtbaren, aber sehr zahlreichen literarischen Parlament auf Ihrer Seite seyn.

Wie werden Sie es mit dem Angriff des elenden ******) in Braunschweig auf Kotzebue halten? Man hat selbst der Ankündigung dieses Pasquills als eines solchen einen Platz im Intelligenzblatt der A. L. Z. verweigert, und darüber wollen nun die Herren Schlegels eine offene Fehde beginnen. Ich weiß von Vieweg, daß sich Schlegel

*) Der hier enthaltene Name war nicht zu entziffern.

dort laut rühmt, sein Triumphbogen sei von Goethe sehr gnädig aufgenommen worden. Kann wohl wahr sein. Aber eben darum sollten Sie doch einige Notiz von dieser elendesten aller Misèren nehmen. Kotzebue hat an Vulpius geschrieben, er möge der Behörde notifiziren, daß er sich durchaus die Aufführung seiner Octavia hier verbitte, die Schiller in Goethes Abwesenheit gewiß nicht aus den freundlichsten Absichten aufführen ließ, ob man gleich im vorigen Jahre dem anonymen Verfasser das Mscɩt. zurückgeschickt und geschrieben hatte, es tauge gar nicht zum Aufführen.

Vorigen Sonnabend ist das Geburtstagsstück, der Tancred unter gewaltigen Zuckungen der Backenmuskeln, die immer gähnen wollten und doch nicht durften, aufgeführt worden. Man hatte die interessante Rolle der Amenaide der ungelenken Caspers gegeben, weil die Mlle. Jagemann einigemal nicht bereitwillig genug war, den Launen Schillers und Goethes zu fröhnen. Dadurch fiel das Stück ganz.

Auch Vater Wieland ist Ihr treuer Freund und hat es Ursache. Er nennt Sie wohl zuweilen im Scherz den teutschen Fréron, aber auch das ist nicht geschimpft.

Den elenden Brentano verdroß es, daß sein letztes Pasquill nirgends genannt wurde. Nun hat er sich in einem neuen Product, wozu Wieland den Schlegeln wahrscheinlich selbst mit Materialien lieferte, selbst mit pasquillirt.

Bleiben Sie mein Freund!

7.

Weimar, den 29. April 1802.

Sie haben mir durch Ihren lieben Brief — er wanderte wohl 14 Tage — wie immer Freude gemacht. Die gedruckten Briefe halte ich denn immer auch mit an mich geschrieben und so geht unser Briefwechsel selbst dann seinen raschen Gang fort, wenn er zu stocken scheint. Wenn ich Ihnen nur auch solche öffentliche Briefe zuschreiben könnte. Dank Ihnen im Nahmen der Wahrheit und des Geschmacks für diesen fortgesetzten Kampf für beide. Ihre Beurtheilung der Schillerschen Jungfrau hat hier selbst in den obersten Behörden die beste Sensation gemacht, zumal da sie gleich mit Hr. Apels in Leipzig transscendentalem Potenzenunsinn in der Allg. Lit. Z. über denselben Gegenstand zusammentraf. Wie wohl Ihre letzte Anzeige der herrlichen Adrastea Herders gethan hat, beweise Ihnen beiliegendes sogleich zu kassirendes Briefchen von der edeln Frau, dergleichen ich noch nicht weiter gefunden habe.

Sie sind, wenn Sie dieß lesen, wahrscheinlich mit dem dreifach

verdienten Professordiplom (woran doch hoffentlich auch einige 100 Thaler gereiht sind) von Berlin zurückgekommen. Lassen Sie mich darüber und wie Sie es in Berlin fanden bald ein Wort hören. Gern will ich, was gesagt werden soll, auch mit Schallhörnern verkündigen.

Kotzebue ist ehrlich genug, Ihre Anzeige seines Jahrs gar nicht ungerecht zu finden. Sie loben doch auch wieder mit voller Brust, was wirklich zu loben ist. Alle seine Freunde müssen wünschen, daß er die goldene Regel: die Hälfte ist besser als das Ganze! bei seiner Comödienmacherei befolgt hätte. Jetzt bedroht ihn von Masson ein arges Donnerwetter, das er sich selbst leider mutwillig zugezogen hat. — Was sagen Sie? wir haben seit Ende Februar volle 4 Wochen hintereinander Kotzebues letztes (ächtkomisches) Lustspiel: die Kleinstädter in wirklicher Praxis hier gebracht. Goethe beharrte darauf, einige sehr unschuldige Anspielungen auf seinen geliebten Schildknappen, Schlegel, daraus weggestrichen zu haben. Kotzebue erklärte nun, er würde dem hiesigen Theater nie wieder eines seiner Stücke, die er ihm schenkte, zukommen lassen, und da er eben eine große Fête auf dem neuen schönen Stadthaussaal veranstaltet hatte, wurde ihm, vermutlich auf höhere Ordre, der Saal, wo er ein kleines Theater erbauen lassen wollte, vor der Thür zugeschlossen. Dabei liefen unglaublich kleine und lächerliche Streiche mit unter. Unser Freund geht nun auf diesen Sommer nach Jena, wo er Garten und Gartenhaus besitzt, und dann im Herbst höchst wahrscheinlich nach Paris. Er will hier nie wieder wohnen. Mit ihm verlöscht das letzte Lämpchen wahrer Geselligkeit und Freude. Sein neuestes Stück: die Hussiten vor Naumburg, ist durch classische Einfachheit in Plan und treffliche Poesie hervorragend und doch nicht sein bestes.

Möchten Sie doch zu Ende der eigentlichen Meßwoche in Leipzig sein, wohin ich auf einige Tage mit Kotzebue kommen werde. Wielands Euripideischen Ion werden Sie im neuesten Stück des attischen Museums mit Vergnügen lesen. Er arbeitet nun an der Helena desselben Tragikers und vertreibt sich so seine Wittwergrillen. Er will, wenn er einen braven Käufer findet, den einen Flügel seines Schlosses nebst allen Aeckern (taxirt auf 16000 Thlr.) verkaufen und für sich nur sein Wohnhaus und den Garten behalten. Wissen Sie eine Dame oder eine Familie, die Wielands treue Nachbarn zu werden, und zugleich eine kleine Oekonomie zu treiben Lust hätten: so rathen Sie zu dieser seltenen Gelegenheit. Wieland grüßt Sie herzlich.

Mit Liebe und Treue, mein Weibchen eingeschlossen

Ihr Böttiger.

8.

Dresden, den 14. Juli 1804.

Mein theuerster Freund!

Ich weiß es dem Herrn Kriegsrath Herst großen Dank, daß er mir ein so freundliches Lebenszeichen von Ihnen überbrachte und Ihnen fühle ich mich wieder für die Bekanntschaft eines Mannes verpflichtet, in dem ich alles Offene und Vielseitiggebildete der Berliner ohne ihre Anmaßung vorschneller Midasurtheile gefunden habe.

Wir sind einander hoffentlich nie fremd geworden. Wie wäre das auch möglich! Sie haben sich, wie ich aus vielen Zeugnissen weiß, stets als mein warmer Freund betragen, wenn Sie auch mit manchem meiner individuellen mündlichen und gedruckten Urtheile nicht einverstanden waren.

Aber, Freund, wie konnten Sie auf einmal von Schillers Wilhelm Tell so entzückt werden? In Weimar hielt man es allgemein für Schillers fehlerhaftestes Stück, trotz aller einzelnen höchst sublimen Schönheiten. Welches Aufgebot von Theatercoups und Szenerei, um den Mangel innerer Wahrheit und Planmäßigkeit zu überfirnissen! Wie so ganz verfehlt ist das Getümmel, da wo auf dem Rütli getagt wird, wo nur die drei Männer allein den furchtbar großen Bund ächt äschyleisch schließen sollten. Welche langueur von dem Augenblick an, wo Geßler erschossen ist? Doch ich will zusehen, wie Sie Ihre Behauptung gut machen. Eris mihi magnus Apollo.

Sagen Sie mir ein paar Worte über Johannes v. Müller und Kotzebue, wenn Sie mir schreiben, ob Sie zurück sind u. s. w. Mein gutes Weib dankt Ihrem Andenken herzlich und erwidert Ihre Grüße. Leider war sie mit mir um die Wette, seit wir hier ankamen, krank.

III. Falk an Merkel.

9.

Weimar, den 16. Februar 1799.

Wieland hat uns neulich wieder auf einige Tage zugesprochen Herder, Böttiger, die Schröter waren zum Abend bey uns, auch Rudel. Niemand fehlte als Sie, mein lieber Merkel, um diesen schönen Zirkel vollzählig zu machen. Wielands Humor bezauberte die ganze Gesellschaft. Selten noch habe ich ihn so heiter gesehen. Der alte Vater hat neulich einen argen Schreck gehabt. Denken Sie, da ist sein kleiner

Großsohn (Liebeskind), ein Junge wie ein Tartar, der baarfuß und im Hemde oft schon früh Morgen die ganze Gegend durchstreicht, dieser findet die geladene Flinte des Jägers im Hause, zieht den Hahn und schießt im Hause die Gangthür durch und durch. Wieland, der gerade über seinem Agathodämon am Schreibepulte brütet, springt erschrocken auf. Keiner wagt sich herunter zu gehen. Der kleine Nimrod hat sich unterdeß glücklich aus dem Staube gemacht. Endlich fassen die Weiber ein Herz. Sie gehen hinaus und finden das Loch in der Thür, die Flinte. Der Junge fehlt. Wielands rege Phantasie setzt sich gleich das Fürchterlichste zusammen: endlich wird das Kind aus einem Winkel herbeygezogen, Wieland ist außer sich. — Der Junge sey kein Christenkind, er sey ein Tartar, ein Baschkir, ein Mameluck, Er, Wieland wolle es noch erleben, daß er ihn eines Tages wie einen tollen Hund an seinem Schreibpult vor den Kopf schösse — — — Sie kennen die liebenswürdige Laune des Alten, der selbst in seinen heftigsten Aufwallungen humoristisch bleibt: ich darf Ihnen also die Scene nicht weiter ausmahlen. —

Können Sie nicht erfahren, lieber Merkel, von wem in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie die Briefe einer Dame über Berlin sind? — Böttiger meint, es sey wirklich eine Dame, ich nicht. Sie spricht ja von Puffendorf, von hübschen Unterofficieren u. s. w. Eben so wünsche ich wohl in Erfahrung zu bringen, wer denn eigentlich die kritischen Mitarbeiter am Archiv der Zeit und ihres Geschmackes sind: denn wir werden uns hoffentlich noch näher kennen lernen. — Wir wollen es gegenseitig mit unseren Schriften so machen, wie im Cagliostro, wo einer dem andern statt des Duells vorschlägt, giftige Pillen niederzuschlucken, und wo der gewonnen hat, der am längsten aushält. —

Was sagt man in Berlin zu dem Schillerschen Stück, dem Wallenstein? Ich mag Ihrem Urtheil durch das meinige nicht vorgreifen: nur erbitte ich mir auf folgende Fragen Antwort. 1) Bleibt das Schillersche nicht immer und ewig trotz des schön klingenden Namens von Tetralogie ein Stück zu 10 Acten? denn in den griechischen Stücken war jedes ein in sich geschlossenes Ganzes. 2) Kann ein Held, der immer mit der Nase im Astrolab steckt, von zwey seiner Subalternen an Klugheit und Menschenkenntniß übertroffen wird, und sich zuletzt in seinen Beschlüssen durch ein Weib bestimmen läßt, meine Bewunderung verdienen? Ich höre zwar von seiner Größe, aber ich sehe sie nicht. 3) Gehört die Sprache aus den drey neusten Schillerschen Almanachen in den 30jährigen Krieg? und zerstört der Dichter durch seine oft sehr schönen und glänzenden Sentiments, die aber ganz aus der Zeit fallen,

nicht alle Individualität der Charactere? 4) Ist die ganze Handlung nicht viel zu gering, um sie zu 10 Acten auszudehnen, und fällt Ihnen dabey nicht das Goldblättchen ein, das man so breit schlagen kann, daß 20000 Reiter darauf Platz haben? Ich könnte die Fragen noch ins Unendliche vervielfältigen: aber die Zeit ist zu kurz. Erlauben Sie mir aber nur noch eine hinzuzufügen, die mich aber mehr als alle vorhergehenden interessirt: Wann kommen Sie denn wirklich nach Weimar zurück? Ganz Ihr

Falk.

IV. C. F. Cramer an Merkel.

10.

Amsterdam, 16. Febr. 1806.

Ich kenne Sie zwar nicht persönlich, Geehrtester, (denn ich kann flüchtiges Sehen vor etwa 6 Jahren in Leipzig, zur Ostermesse, da ich noch keine Zeile von Ihnen gelesen hatte, nicht kennen nennen) und weis nicht ob ich von Ihnen gekannt bin — allein ich habe Sie nachher sehr viel, darf ich sagen, kennen gelernt; denn ich habe Ihre Schrift zum Besten der Letten gelesen — des Propheten, dessen fromme Wünsche jetzt in Erfüllung gehen! und lese jetzt erst hier, (solch ein Fremdling bin ich in Paris in deutscher Literatur geworden) des Lessingii redivivi Briefe an ein Frauenzimmer und den Freymüthigen nicht ohne die größte Freude und oftmalige Anwendung des: pereant qui ante nos nostra dixere! so sehr finde ich mich auf jeder Seite beynah mit Ihnen ich meinen innigsten Mitgedanken und Mitempfindungen zusammen. Wenn ich daraus, daß wir litterarisch einerley Kriege des Herrn für Freyheit und Gleichheit und Menschenwohl durch bessere Constitutionen, die unsre Urenkel vielleicht erleben, gekämpft, daraus, daß wir vielleicht ähnliche Schicksale erlebt, (falls ich auf das Ihrige aus einer Stelle des berüchtigten Schlegelschen Sonnettes schließen darf [Br. a. e. Fr. V. Heft 299]) daraus, daß wir mit einerley Ehrerbietung gegen die Matadore unserer älteren Literatur erfüllt sind und von einerley Haß gegen die seynwollenden Monarchen und Tyrannen der neueren glühen; wenn ich — sage ich — aus dem Allem auf einige Analogie zwischen unsern Geistern hoffen darf, so darf ich auch hoffen, daß es Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn wird, wenn ich Ihnen hierbey zu Freundeshänden ein noch nicht herausgekommenes dramatisches Werk übersende, dessen Verpflanzung auf deutschen Grund und Boden mich vorigen Winter und Sommer beschäfftiget hat. Es ist der Ethwalt der Frau Sacksspear (sic) wie ich sie immer zu nennen pflege, oder Joanna Baillie,

deren Werke durch mich sämmtlich künftige Ostermesse übersetzt erscheinen werden, und, ich weis selber nicht durch welch ein Schicksal, (ausgenommen sehr oberflächlich in der Frau von Berlepsch Caledonia erwähnt, und noch oberflächlicher gerichtet) in Deutschland unbekannt geblieben sind.

Ich schmeichle mir (man kann über die Arbeit eines Fremden oder einer Fremden sich so was wohl schmeicheln ohne Eitelkeit), daß dieses Stück auf mehrere Saiten Ihrer Empfindung treffen wird; gesetzt, daß Sie auch nicht meinen Enthusiasmus für diese Dichterin-Männin theilen, die ich, nebst der französischen Lyrikerin Surville als das einzige fast aller Weiber betrachte, die Rousseaus furchtbaren Ausspruch über den Nicht-Genius der Weiber zu schanden gemacht haben. Irre ich in dieser meiner Voraussetzung nicht, so wäre es mir für meinen braven hiesigen Verleger, Herrn Brockhaus, unter dessen Firma: Rohloff & Compagnie, diese bereits von mir in den Cottaischen franz. Miscellen (XII. Band 1tes Buch) angekündigten Werke erscheinen werden (so wie auch unter derselben Firma auf Ostern eine Zeitschrift von mir unter dem Titel: Individualitäten), sehr lieb, wenn Sie darüber sich in Ihrem Freymüthigen zu einem Artikel etwa geneigt finden sollten, indem ich Ihnen gern die Vollmacht gebe, eine oder die andere Scene aus dem Uebersandten einzurücken. Daß Sie es übrigens als Manuscript betrachten werden, dieß Stück, und es vor jedem möglichen Misbrauch bewahren, dafür bürgt mir Ihr Character.

V. Melchior Hencken an Merkel.

11.

Großer, ächt deutscher Mann!

Sie werden gewiß lieber die Sprache des Herzens hören, als das unnatürliche, hochwohlgeborener, hochgelehrter Herr Doctor; denn dieser Herren giebt es zu viele, als daß ein solcher Titel noch sehr ehrenvoll wäre. Aber Männer wie Sie, sind zu selten um mit gewöhnlichen Titulaturen begrüßt zu werden. Ich wage daher auch nichts, wenn ich sogleich einen vertraulichen Ton anstimme, denn ich schreibe an einen alten Bekannten. Zwar habe ich nicht das Glück von Ihnen gekannt zu seyn; Sie aber sind meinem Herzen schon lange theuer.

Empfangen Sie zuerst den herzlichsten Dank von mir für Ihr Meisterwerk Wannem Ymanta; ich stimme ein in den Jubel, den Ihnen noch die Nachkommen der Völker singen werden, die Ihr Weltbürgersinn, Ihr deutscher kühner Muth, um viele Jahre früher von den drückenden Fesseln der Sclaverey befreyte, als es die langsam (ach blutige Thränen

mögte ich weinen!) zu langsam reifende Kultur der Menschheit gethan haben würde. Und hätten Sie nichts geschrieben als dies Buch, dessen wohlthätige Folgen unendlich sein werden: so verdienten Sie eine der ersten Stellen in dem Tempel, der die Nachwelt den größesten Männern errichten wird. Aber noch Eine Lorbeerkrone wartet Ihrer, wenn Sie fortfahren wie bisher, der Beschützer wahrer Verdienste und Beförderer des reinen wahren Geschmacks zu sein, und unsere schöne Litteratur mit männlichem Muth, wie Luther die Religion, gegen Verfälschung und Verbildung zu schützen suchen. Wahrlich, Sie sind wo nicht der Einzige doch gewiß der Geschickteste, das große Werk zu vollenden, was sie so muthvoll begannen; das Gezisch und Gesumse störe nicht den Frieden Ihrer Seele. Rechnen Sie bei Ihren Arbeiten stets darauf, daß Tausende Ihrer Brüder Sie segnen, die es nicht wagen, ihre Stimme, wie ich es wage, laut werden zu lassen. Ich hoffe Verzeihung dieser meiner Dreistigkeit, die ein so großer Mann als Sie, nicht für Zudringlichkeit halten kann.

Mein Freund Gramberg in Oldenburg, hat mir einen Brief von Ihnen lesen lassen, um den ich ihn fast beneide: — Warum — das sollen Sie hören. Jeder Mensch hat seine ihm ganz eigenen Launen, doch dies brauche ich keinem so großen Menschenkenner als Sie sind zu sagen. Jeder sammelt Seltenheiten, die mehresten Geld, andere Antiquen, Gemälde, Kupferstiche, Dissertationen, Leichenpredigten, und v. Thümmel sogar alte Glasscheiben. Ich habe nun eine ganz sonderbare Liebhaberey nemlich diese: Briefe von großen Geistern zu erhalten; nicht damit zu pralen, sondern mich daran zu erfreuen; und ich bin gewiß, diese Sammlung welche ich als meinen größesten Schatz betrachte, wird mich als Greis verjüngen, indem sie mir die Tage meiner Jugend zurückzaubert. Wollten Sie die Güte haben meinen Schatz zu vermehren: so — doch die Zeit ist aedel, den Nachsatz kann ich ersparen. Selbst Ihre Königin ist so gnädig gewesen mir einen Brief zu schreiben, der Ihrige soll in demselben Fache ruhen.

Aber ich entferne mich zu sehr, und fürchte fast Ihre Geduld zu ermüden. Zürnen Sie nicht mein Theurer! — wenn ich Ihnen kostbare Minuten raube, die Sie zum Heil der Deutschen brauchen. Ich sehe das kleine Wölkchen auf Ihrer Stirne verschwinden, das so eben aufsteigen wollte, und die Heiterkeit des Weisen zurückkehren, Sie lächeln schon wieder, und legen den Brief aus den Händen, um in einer Viertelstunde, die zu nichts Wichtigerem bestimmt war, weiter zu lesen, was der Fremdling noch zu sagen haben könne.

So lächerlich manchem Großseinwollenden, ein solcher Brief sein

würde, Ihnen ist er es nicht, dafür bürgt mir Ihr sanftes Herz das trotz den Geißelhieben, die Sie manchmal austheilen, in allem was Sie schreiben als der Grundzug Ihres Characters durchschimmert. Mancher würde mich einen Schmeichler nennen, aber ich begreife nicht warum ich einem edlen großen Mann den mein Herz schon lange verehrte, nicht gerührt meine Gefühle ausschütten, und ihm ins Gesicht das Lob nicht sagen sollte, was sein Selbstgefühl ihm ohne mich schon sagte, daß er es verdiente. Bei wirklich großen Männern die ich auf meinen vielen Reisen kennen lernte, oder mit denen ich eine schriftliche Bekanntschaft machte, habe ich noch nie meinen Endzweck verfehlt; warum sollte ich also fürchten Sie würden mich verkennen?

Es ist doch billig, daß ich Ihnen etwas von mir selbst sage damit Sie wissen, wer die Ehre hat Ihnen seine Aufwartung zu machen, muß dies der fremde Reisende doch ebenfalls mündlich thun. Ich bin ein Kaufmann, und handele mit dem was von Homer an bis auf unsere stolzen poetischen Poeten, die sich im Geiste weit über den alten Vater erhaben fühlen, alle Dichter aufs feurigste besangen — mit dem köstlichsten Geschenke der Natur, was gewiß auch Sie verehren — mit Wein. Alle mögliche Arten, Französische, Spanische, Italienische, Madeira, der guten Hoffnung Vorgebirge, Rhein und Ungar Weine, ziehe ich aus der ersten Hand, weil ich am Ufer der Nord=See wohne. Ich bin zu sehr ein Freund dieser schönsten Gabe Gottes, als daß ich nur einen Tropfen der Panacee durch Verfälschung entweihen sollte, meine Weine bleiben alle wie die Natur sie gab. Noch eins darf ich hinzufügen; ich verkaufe so billig daß Sie sich wundern würden. Soll ich das Glück haben, mit Ihnen und durch Sie mit mehreren in Verbindung zu kommen, so liefere ich Ihnen die Weine in Quantitäten so klein wie Sie befehlen franco Rendsburg oder Hamburg. Mit Weinhändlern in Berlin, Stettin und vielen Häfen der Ostsee, vorzüglich in Elbing und Thorn mache ich bedeutende Geschäfte. Erlauben Sie's, so bin ich so frey ein Kästchen zu schicken. Sie trinken meine Gesundheit darin, denn theurer können Sie mir ihn nie nachher bezahlen, und ich erreiche gewiß meinen großen Endzweck, ja ich erhalte dann mehr Briefe von Ihnen, als ich sonst nicht zu hoffen wagen dürfte.

Jetzt erlauben Sie noch, wie soll ich's nennen — wäre es eine Ode nennte ichs ohne Bedenken einen lyrischen Sprung jetzt weiß ich keinen Nahmen für die Contraste eines Briefes.

Mein Vetter, ein gutmüthiges Wesen, hat vor 5 Jahren Gedichte drucken lassen, die Klopstock, Ebert, Starcke in Bernburg, jetzt in Rieder, seine wirklichen Freunde, kritisirt und schon im Manuscript gelobt hatten.

Allein Herr Schlegel damals Richter des Schönen der Allg. Litt. Zeit. hat ihn mishandelt. Er sagte der Mann muß edel denken das beweiset das ganze Buch, allein er ist kein Dichter und vorzüglich tadelte er, es hätte eine zu moralische Tendenz und der Verf. wäre kein Anbeter Kants; dies hat meinem Vetter sehr wehe gethan: da Wieland und Becker in Dresden doch mehremale von ihm große Gedichte aufgenommen hatten. Indessen das Buch ist doch vergriffen, und er bearbeitet die 2. Auflage. Kürzlich ist sein neuestes Werk Otaheitische Gemälde bey Seyfert in Bremen erschienen. Sollte Ihnen gefallen, was Starkens ganzen Beifall hat, und Grumbergs dessen warmer Freund er ist: so werden Sie ihm kein größeres Geschenk als eine ausführliche strenge Kritit darüber machen können. Misfällt es Ihnen aber, so beschwöre ich Sie, bei der heiligen Hypokrene die unter meinen Füßen, und über meinem Haupte, aus mehr als 100 großen Fässern sprudelt, so bald ich nur befehle — schweigen Sie darüber, er ist zu gefühlvoll, und wird Ihr Schweigen ehren.

Er macht keine Prätensionen, deshalb hat er sich nicht genannt, er wünscht unerkannt zu bleiben, mich soll verlangen, ob der Schlegel ihn wol wieder erkennt.

Ihre Kritiken sind meine und meines Vetters schönste Unterhaltung, wir wünschen beide: daß Sie nie aufhören möchten das Richteramt des guten Geschmacks zu verwalten. Mögte das wichtige Archiv in 8°. in Heften erscheinen weil es dann besser die Bibliothek des Mannes von Bildung zierte als die bösen altväterlichen Quartanten, wofür in seinen Repositorien keine Fächer mehr sind. Ja wären es Zeitungen, allein es ist ein Werk von bleibendem Werth.

Sollten Sie je sich auf Ihren Reisen in diese nördlichen Gauen Deutschlands verirren, so bitte ich herzlich dringend: sehen Sie mein Haus als das Ihrige an, und machen Sie mir einige selige Tage.

Nun will ich Ihre Geduld auch nicht länger prüfen. Der Himmel gebe Ihnen viele frohe Tage. Leben Sie glücklich in einer schönen Gegenwart, glücklich durch schöne Hoffnungen, dies wünscht

Ihr Verehrer

Melchior Hencken.

Bokhorn im Herzogthum Oldenburg bei Bremen 13. Dec. 1803.

Ernst Gideon von Loudon.

Auf keinem andern Gebiet menschlicher Thätigkeit haben sich so zahlreiche und so hervorragende Söhne unseres Landes bekannt gemacht, wie auf dem militärischen. Kaum eine größere europäische Armee, in der nicht ihrer Zeit Liv-, Est- oder Kurländer Dienste genommen, kaum ein europäischer Krieg, an dem der eine oder der andere von ihnen nicht mitgefochten hätte; daß zahlreiche unter ihnen, namentlich während des 17. und 18. Jahrhunderts höhere Stellungen eingenommen, ist in diesen Blättern wiederholt und ausführlich erwähnt worden, und für die neueste Zeit genügt die Nennung der Namen Saß, Graf Berg und Todleben zu dem Nachweise, daß das militärische Talent unserer Landsleute ein erbliches ist. Die Mehrzahl sind freilich nur zu tüchtiger Mittelmäßigkeit, zu hervorragenden Corps-, Divisions- oder Festungscommandos gelangt, die eigentlichen Feldherren sind zu zählen. Zwei von ihnen aber haben es während der letzten hundert und zwanzig Jahre zu wirklich europäischer Berühmtheit und weltgeschichtlicher Bedeutung gebracht: Michael Barclay de Tolly, der Rigasche Rathsherrnsohn, den Kaiser Alexander 1812 der national-russischen Partei opfern und vom Oberbefehl zurückrufen mußte, ob er gleich der Schöpfer des Feldzugsplans war, welche Napoleons große Armee ins Verderben stürzte, und Ernst Gideon von Loudon, der größte östreichische Feldherr seit den Tagen Eugens von Savoyen, der einzige General seiner Zeit, der dem militärischen Genie des großen Friedrich einigermaßen gewachsen war, der Mann, von dem der König zu sagen pflegte: „Wir haben alle Fehler gemacht, nur mein Bruder Heinrich und Herr von Loudon nicht."

Loudon ist, auch abgesehen von seinem großen militärischen Talent, eine der anziehendsten und würdigsten Erscheinungen seiner Zeit. Freunde und Gegner rühmen ihn als einen Mann von makelloser Sittlichkeit, unvergleichlicher Bescheidenheit und Einfachheit, echter Seelengröße und unerschütterlicher Charakterstärke. Den „stets strengen Feldmarschall, tapfern und glücklichen Krieger, das Muster eines guten Bürgers und nachahmungswürdigste Vorbild jedes Feldherrn", nennt ihn die Inschrift des Denkmals, das Joseph II. seinem großen General errichten

ließ und das noch heute im Saal des k. k. Hofkriegsraths zu Wien steht. Und doch ist dieser ausgezeichnete Mann so gut wie vergessen, giebt es keine lesbare Biographie desselben und wissen die wenigsten Leute in und außerhalb Livlands, daß Ernst Gideon von Loudon ein Sohn unseres Landes war. Die Biographien von Pezzl (Wien 1790) Krsowitz (1785), Hormayr (Oestreichischer Plutarch, B. XII, S. 167.), Kunitsch (Biographien ausgezeichneter Männer der österreichischen Monarchie, B. VI, S. 90.), Schweigerd (Oestreichs Helden, B. III. S. 260.), u. s. w. sind gleich oberflächlich, dürftig und ungenießbar, einer dieser Autoren hat den andern abgeschrieben, keiner für der Mühe werth gehalten, auf die Quellen zurückzugehen oder die archivalischen Schätze des Wiener Staatsarchivs zu Rathe zu ziehen.

Daß es sich in all' diesen Schriften um wenig mehr, als die Wiederholung derselben Phrasen, Daten und Urtheile gehandelt hat, geht schon aus dem einen Umstande hervor, daß dieselben in Sachen der Herkunft der Loudonschen Familie die gleichen Irrthümer wiederholt und sämmtlich mit zuversichtlicher Miene versichert haben, das Geschlecht der livländischen Herren von Loudon stamme nachweisbar aus Schottland her und habe den zweiten Sohn des Baron Matthaeus Campbel de Loudone, Grafen von Air, zum Stammvater.

In der Absicht, seinen Landsleuten und Zeitgenossen ein getreues Bild der Persönlichkeit des größten livländischen Feldherrn seiner Zeit vorzuführen, hat der Verf. das ihm zugängliche Material zu der nachstehenden Skizze verarbeitet. Eine Beurtheilung des Feldherrn wird erst möglich sein, wenn in die Wiener Archive Einsicht gewonnen ist — eine Aufgabe, welche ich mir für die Zukunft vorbehalten habe. Vor der Hand soll der Versuch gemacht werden, die Hauptzüge der Eigenthümlichkeit des Menschen in ein Ganzes zusammen zu fassen und Loudons Bedeutung für die Geschichte des siebenjährigen Krieges gerecht zu werden.

Was zunächst die Familie anlangt, der Ernst Gideon von Loudon entstammte, so lag auf der Hand, daß die Angaben der östreichischen Biographen des Helden der Revision bedurften, da sie sämmtlich auf ein und dasselbe Document von zweifelhaftem Werth recurrirten, ein Zeugniß, das dem Feldmarschall auf sein Ansuchen aus Schottland zugesandt wurde. Herr Dr. August Buchholz in Riga, der verdienstvolle und gründliche Kenner livländischer Geschichte und Genealogie, hat die Güte gehabt, den Verfasser mit nachstehenden, aus dem Schatz seiner reichen Sammlungen entnommenen Mittheilungen über die Loudonsche Familiengeschichte zu unterstützen.

„Die Familienglieder schrieben sich zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden: Lowdon, Louwdon, Lauwdohn, Laudohn, Laudon, endlich Loudon — jetzt gewöhnlich.

Einer in dieser Familie vorhandenen Sage zufolge soll sie aus England herstammen, und dies bewog den östreichischen General-Feldmarschall Ernst Gideon, dort darüber Aufklärung zu suchen. Es ward ihm in Edinburg ein vollständiges Geschlechtsregister der alten Familie Lowdoun ausgefertigt mit der Erklärung, daß Matthaeus Lowdoun, zweiter Sohn des Baron Matthaeus Campbel de Lowdoun, Graf von Air sein Stammvater sein sollte, weil er, wie andere jüngere Söhne derjenigen Familien, deren Güter ausschließlich dem ältesten Sohne zufallen, sein Glück im Auslande versuchte, sich den Ruhm eines tapfern Kriegers erwarb und sich dann „in Kurland oder Livland" niedergelassen haben soll: — seine Lebensperiode geht aus dem Sterbejahre seines leiblichen Bruders Hugo Baron Campbel de Lowdoun hervor, welcher 1622 starb. — Durch diese Nachricht, ungeachtet ihrer scheinbaren Authenticität erhielt aber die Familie nichts weniger als Aufklärung; denn nicht allein ist ein Johann v. Louwdohn, der 1626 erschlagen ward, also Zeitgenosse jenes Matthaeus war, aus zuverlässigen schriftlichen Nachrichten der Familie als der erste bekannte Stammvater derselben und als Urältervater des Feldmarschalls anerkannt, sondern andere Documente beweisen die weit frühere Existenz der Familie in Livland unstreitbar.

Otto v. Lauwdohn erhielt 1432 den 28. Octbr. (am Tage Simonis Judä) von dem Rigaschen Erzbischof Henning die Confirmation einer Belehnung von 4 Haken Landes im Laudonschen Kirchspiel, die noch jetzt das Familiengut Tootzen bilden, als „eines Besitzes seines Vaters." — Hans von Laudohn erhielt 1503 vom Erzbischof Michael die Belehnung über $^1/_2$ Haken Landes an demselben Ort, mit der Weisung, sich aller Ansprüche auf 2 andere Haken, vom Capitel den Pastoren in Laudon zugetheilt, zu enthalten „so er vermeint zu haben auf den Brief von Hansens Vater" worunter vielleicht jener Otto verstanden ist, der sein Großvater, vielleicht aber auch sein Vater gewesen sein mag. — Dann wird eines Peter von Lauwdohn erwähnt, der Elisabeth v. Rönner zur Ehe hatte, dessen Lebensperiode aber unbekannt ist. Zwar hat die Familie angenommen, daß er der Sohn des eben erwähnten Hans und Vater des 1626 erschlagenen Johann sei, aber eines oder das andere scheint unrichtig zu sein in Betracht der Länge der Zeit von 1503 bis 1626. In diese Periode fällt die Nachricht, daß zur Zeit von Iwan Wassiljewitsch's Kriegszügen in Livland im Anfange des 16.

Jahrhunderts ein Lauwdohn, Besitzer von Tootzen, nach Zerstörung des Schlosses Loudon gefangen nach Rußland geführt, dort durch eine polnische Gesandtschaft erlöst worden, und bei seiner Rückkehr das Original-Document von 1432 bei einem Bauer, Ernst Siehling, aufbewahrt gefunden habe.

Ferner ist ein Document vorhanden, welches dem Johann v. Laudohn 1602 den 25. Jan. die Schenkung des Dorfes Mednegal von 1 Haken Landes auch im Loudonschen Kirchspiel, zusichert, ausgestellt von dem polnischen Kronfeldherrn und Großkanzler Johannes de Zamoisky, in dessen Heere er den Feldzug nach Rußland mitgemacht und sich bei der Eroberung von Nowgorod so hervorgethan hatte, daß er namentlich für seine Auszeichnung bei dieser Eroberung diese Belohnung erhielt. Dann erhielt er 1625 d. 28. Juli ein Zeugniß von dem schwedischen Feldherrn Swante Banner, — denn er hatte sich auf die schwedische Seite gewandt, — über einen Verlust von Vieh oder Lebensmittel für die Truppen, enthaltend das Versprechen einer Entschädigung. — Endlich erhielt sein Sohn Hans von Lauwdohn 1625 den 31. Decbr. von der Königin Christine eine Bestätigung seiner Besitzungen in Livland, gegründet auf das Recht seiner Vorfahren, daher sogar später die Reductions-Commission die Güter unangetastet ließ. — Alles dieses erweist das ältere Dasein der Familie in Livland, und daß jener Matthaeus nicht der Stammvater derselben sein kann; auch ist von ihm nicht die geringste Nachricht hier vorhanden und nirgends wird seiner erwähnt. — Wenn also die hiesige Familie von dem schottischen Geschlechte Lowdoun abstammen sollte, so müßte die Auswanderung eines Gliedes derselben sich im 12. Jahrh. oder noch früher zugetragen haben, denn nach den Familien-Nachrichten heißt es ausdrücklich: „auch zeigt Capitain Johann Gideon v. Lauwdohn in seinem Handbüchlein noch an, von seinem seligen Vater Gotthard Johann zum öfteren gehört zu haben, daß unsere Vorfahren aus England herstammen sollen und nachdem sie aus der Mark Brandenburg gebürtig, sollen sie aus dem Stift Bremen mit ins Land gekommen sein, wie dieselben dieses Land aufgesiegelt haben, welches, wie man meint, A. 1196 soll geschehen sein.“ — Von dem Schlosse ferner: „und daß die Hoflage unseres Erbgutes Tootzen vormals recht unter das Schloß sei angelegt gewesen, wovon die Rudera noch diese Stunde vorhanden sind, und unsern Vorfahren sei abgenommen worden, weil der Platz bequem gewesen, dasselbe Schloß darauf anzulegen und daß also das Schloß dahero nach unserem Namen genannt worden“, — woraus er schließt, daß die 4 Haken Landes, worüber die Confirmation von 1432, weit früher und zu Anfang der heermeisterlichen Zeiten seinen

Vorfahren verlehnet worden sei. Arndt setzt die Erbauung des Schlosses Loudon ins Jahr 1271 zur Zeit des Bischofs Johann v. Lüven. — Noch ist zu bemerken zur Widerlegung der schottischen Abstammung, daß in allen alten Urkunden, so wie auch in Original-Unterschriften der älteren Glieder der Familie in Briefen ꝛc., der Name Lauwdohn oder Laudohn geschrieben ist: es ist daher nicht recht zu sagen, warum die Familie, und wie es scheint, der Feldmarschall zuerst, die Schreibart in Loudon umgeändert habe. Auch die Wappen sind unähnlich, denn die älteste schottische Familie Lowdohn führte ein silbernes Schild, worin 3 schwarze Schilde, — und die livländische hat ein blaues Schild mit 3 Löwenköpfen zwischen 2 goldenen Stäben, welches zwar bei der Erhebung in den Freiherrenstand verändert ward, aber die Hauptfiguren beibehielt.

Herr Lorenzo von Numers hat die von Robert Douglas 1760 d. 8. März in Edinburg angefertigte und eigenhändig attestirte „Abstammung der alten adlichen Familie Lowdoun in Schottland" in seinen genealogischen Sammlungen copirt, woraus ich nur hier den Vater des oben als Stammvater des Feldmarschalls genannten Matthaeus, entnehme:

Matthaeus Campbel v. Lowdoun.

„Ein treuer Anhänger der Königin Maria. In der Schlacht von Longside 1568 ward er vom Feinde gefangen genommen. Dies war die letzte für diese Königin gelieferte Schlacht, denn nach ihr zerstreute sich ihr Anhang nach einer vollkommenen Niederlage. Seine Gemahlin war: Isabella von Innerpeffry, Tochter Hrn. John's Drummond v. Innerpeffry, eines Abkömmlings der berühmten alten Familie von Perth. Deren Kinder: Hugo † 1622 — Matthaeus, widmete sich den Kriegswissenschaften und versuchte sein Glück über dem Meere. Er erwarb sich in den deutschen Kriegen den Ruhm eines tapfern Kriegers, und ließ sich zuletzt in Kurland oder Livland nieder, wo er den berühmten Namen Lowdoun durch seine Nachkommen ausbreitete, zu welchen auch der berühmte Herr Baron von Lowdoun, des heil. Römischen Reichs General-Feldmarschall gehört, der von ihm in gerader Linie abstammt. — Johanna, verheirathet 1. an Robert Montgommery de Giffin, auch Magister de Eglington genannt. 2. an Ludwig Graf v. Levinie. Mariana" ꝛc.

Folgende Notizen entnahm Brotze (Monum. V, 59.) einer schottischen Original-Urkunde, nach welcher Matthaeus Campbell Ritter, Baron v. Lowdoun vornehmster Vice-Graf von Air, der die Partei der Königin Maria von Schottland hielt und Ao. 1568 in der Schlacht

bei Longside gefangen wurde, mit seiner Gemahlin Isabella, Tochter des Ritters Johann Drummond de Innerpeffry zwei Söhne gezeugt hat, nämlich 1. Hugo, der sein Nachfolger war, und 1604 zum Pair des Reichs ernannt wurde; und 2. Matthaeus, der sein Glück im Auslande suchte und sich zufolge wahrer authentischer schottischer Urkunden (die Brotze in Händen gehabt) in Livland niedergelassen, und die dasige Laudonsche (oder wie sie sich seit einigen Jahren schreibt: Lowdounsche) Familie gegründet haben soll, aus welcher der röm. kais. Gen.-Feldmarschall Gideon Ernst Loudon entsprossen; — allein nach livländischen Urkunden ist dieselbe Familie hier viel früher vorhanden gewesen. —

Gideon Ernst von Loudon wurde von der Kaiserin Maria Theresia am 5. März 1759 mit seinem Bruder Johann Reinhold, Besitzer von Tootzen und Adjunct des Rigaschen Ordnungsgerichts, und den Söhnen seines Vatersbruders, Karl Gideon und Otto Johann, in den Freiherrenstand erhoben und erhielt folgendes Wappen (nach dem Diplom) „einen etwas ablangen ausgereckten, unten rund in eine Spitze zusammenlaufenden und mit einer freyherrlichen Cron gezierten Schild, dessen blau oder Lasurfarbe Feldung mit 2 rechts gehenden gelb oder goldfarben Balken, dann drey dazwischen gesetzten Löwenköpfen, als den ersten roth, den zweyten Silberfarb und den dritten blau belegt ist. Ob dem Schilde ruhet ein vorwerts gekehrter offener freyer ritterl. gekrönter Turniershelm mit seinem anhangenden goldenen Kleinod zu beyden Seiten mit einer gelb oder Gold-, dann blau oder Lasurfarben Helmdecken bekleidet. Aus dem Helm gehen zu beyden Seiten 2 Bärentatzen und hinter denselben 3 nach einander gesetzte Straussenfedern hervor, wovon die erste roth, die zweite Silberfarb und die dritte blau ist. Die Schildhalter seyend 2 um die Köpf und Lenden mit grün Laub umgebene wilde Männer, deren jeder mit der auswärtigen Hand einen Kolben haltet.“ (Brotze, Mon. VII. 172.b.)“

Ueber Ernst Gideons Aeltern und nähere Verwandte giebt die nachstehende Familientafel nähere Auskunft.

Gotthard Johann v. Laudon geb. 1622 Dec. 30. † 1708 Nov. 22., schwed. Lieut., Erbh. auf Tootzen im Laudohnschen Kirchspiel.
Ux. 2. Hedwig Margaretha v. Röchling geb. 1645 Jul. 16. † 1725 Jan. 30. Letztes Kind und einziger Sohn dieser Ehe war:
Otto Gerhard v. L., russ. Obrist-Lieut. Erbh. auf Tootzen; todt im Mai 1734.
Ux. 1. Elisabeth v. Meseritz oder Loeben † kinderlos.
Ux. 2. Sophia Eleonore v. Bornemann geb. 1680 Juni . . lebte 1734 als Wittwe auf dem Hof Treppenhof, T. des Andreas v. B.

1. Johann Reinhold geb. . . . . † 1787 Juni 16. Erbh. auf Tootzen. Wendenscher Ordnungsgerichts-Adjunkt 1759 März 5. wegen der Verdienste seines Bruders Gideon Ernst in den kais. röm. Freiherrenstand erhoben.
Ux. Friederica Elisabeth v. Hanenfeldt † 1814 Febr. 23. zu Sophia im Gouv. St. Petersburg 67 J. alt.
Kinder: Sophia Elisabeth geb. 1763 Apr. 18.
Conj. Major v. Ludinghausen Wolff Otto Christopher Ernst geb. 1764 Aug. 22. † 1829 Aug. 14.
Gotthard Friedr. Gideon Reinhold geb. 1765 Dec. 15. Capit. Erbh. auf Tootzen.
Johann Ludw. Alexander geb. 1767 Jan. 10. Gen.-Feldm.-Lieut. in kais. röm. Diensten.
Gottlieb Georg Gideon geb. 1768 † 1769.
Clara Juliane geb. 1772 † 1773.
Johanna Elisabeth geb. 1773 Dec. 5. Hatte 3 Männer: 1. rig. Kaufm. Johann Friedr. Knieriem. 2. Obrist Saß. 3. Goueslain, Beamter von der 9. Klasse.

2. Gideon Ernst geb. 1717 Febr. 2. † 1790 Juli 14. trat 1731 als Cadet in russ. militär. Dienste, nahm 1739 seinen Abschied, ging nach Wien, wurde als Hauptm. angestellt. 1751 Major, 1753 Obrist-Lieut., 1757 Obrist und nach einigen Monaten Gen.-Major. 1758 Feldmarschall-Lieut. als solcher am 5. März 1759 für seine Verdienste zugleich mit seinem Bruder und seinen beiden Vettern*) in den Freiherrenstand des röm. Reiches erhoben. 1759 Feldzeugmeister, 1778 Gen.-Feldmarschall. † im Hauptquartier zu Neutitzschein in Mähren kinderlos — begraben in dem Park zu Hadersdorf, eine Meile von Wien.
Ux. 1. Elisabeth v. Essen, aus einer deutschen Familie in Ungarn; brachte ihm 10,000 Fl. zu und gebar ihm 6 Kinder, welche alle jung gestorben sind.
Ux. 2. Clara v. Hagen, Tochter eines Kroatischen Officiers.

3. Dorothea Elisab.
Conj. Otto Joh. Freih. v. Loudon.

---

*) Diese hießen Karl Gideon und Otto Johann und waren Söhne des Stiefbruders seines Vaters, namens Johann Gideon aus der ersten Ehe des Großvaters Gotth. Joh. mit Anna Hedwig v. Lütken.

Aus dieser Familie wurde Ernst Gideon, der zweite Sohn des verabschiedeten Obristlieutenants Otto Gerhard v. Loudon und dessen zweiter Frau, Sophie Eleonore von Bornemann, am 2. Februar 1717 (nicht 10. October 1716, wie es bei den östreichischen Biographen heißt, der 10. Oct. war Loudons Namenstag) auf dem livländischen Gute Tootzen im Laudohnschen Kirchspiel geboren.

Schon aus den oben mitgetheilten Daten geht hervor, daß die Loudonsche Familie trotz ihres alten Adels und ihrer guten Reputation nicht zu den hervorragenden und berühmt gewordenen Geschlechtern des baltischen Adels gehörte. Ernst Gideons Vorfahren waren unter jenen patres minorum gentium zu finden, welche schlecht und recht nach der Väter Sitte lebten und starben. Sein Vater hatte als Obristlieutenant, sein Großvater, der im J. 1708 verstorbene Gotthard Johann v. Loudon, als schwedischer Lieutenant seinen Abschied genommen, dann das bescheidene väterliche Erbe angetreten, vielleicht ein subalternes Wahlamt bekleidet, eine Nachbarin geheirathet, seine Tage zwischen primärer Landwirthschaft und virtuos betriebener Hühner- und Hasenjagd getheilt und dann in hohem Alter das Zeitliche gesegnet. So und ähnlich mögen es auch die Ahnherren früherer Generationen getrieben haben. Die Annalen der Landesgeschichte nennen keinen Sprossen dieses Geschlechts, der als Landrath oder Landmarschall geschweige denn als Heermeister eine politische Rolle gespielt und nachhaltig in die vaterländischen Geschicke eingegriffen hätte; das von dem Generallieutenant v. Campenhausen im J. 1747 verfaßte Verzeichniß der Livländer, die es zur Feldmarschalls-, Generals- und Obristen-Würde gebracht hatten, führt gleichfalls keinen Loudon auf. Auch die Vermögensumstände dieses Geschlechts waren höchst beschränkter Art, das Familiengut Tootzen war im J. 1699 auf bloß einen Haken Landes geschätzt worden und betrug fünfzig Jahre später erst $1^1/_2$ Haken. Vielleicht diesem Umstande hatten die Besitzer zu danken gehabt, daß sie von der schwedischen Reduction unberührt geblieben und dadurch einer gänzlichen Verarmung entgangen waren, wie sie am Ausgang des 17. Jahrhunderts den größten Theil aller livländischen Familien traf.

Immerhin fielen die Tage der Jugend unseres Helden in eine Zeit der Noth und Verarmung, die zweifellos auch sein Aelternhaus und dessen Umgebung schwer betroffen hatten. Er war sieben Jahr nach der russischen Eroberung Livlands geboren worden und erst vier Jahre nach seiner Geburt wurde der Frieden geschlossen, der den namenlosen Prüfungen und Schrecknissen des nordischen Krieges ein Ende machte. Die sittlichen und materiellen Zustände seines Vaterlandes waren auf der

tiefsten Stufe der Verkommenheit angelangt, zu welcher das baltische Land vielleicht überhaupt jemals herabgesunken ist. Die Noth war nicht nur bei den Bauern so groß, daß dieselben in einzelnen Gegenden als frierende und hungernde Bettler obdachlos durch die Wälder irrten — auch der Adel war so herabgekommen, daß, wie es in einer damaligen Landtagsrede hieß, „die Kinder Vieler vom Adel herumzogen, um ihres Leibes Nothdurft durch Bettelbriefe zu erwerben.“ Von den 6—7000 Haken, welche der Adel vor der Reduction in Besitz gehabt hatte, waren, wie auf dem Landtage von 1714 festgestellt wurde, nur noch 773 in adeligen Händen. Die jährlichen Einnahmen der Ritterschaft waren auf 200 Thaler angeschlagen, während die Ausgaben, trotz der fast bettelhaften Besoldung der Wahlbeamten (die Landräthe erhielten jeder 15 Thaler jährlich!) immer noch 785 Thaler betrugen. Was von Ersparnissen aus besseren Jahren übrig geblieben war, hatte der Krieg längst aufgezehrt. Eine einzige von Peter dem Großen angeordnete Schieß- und Balkenstellung war mit 1194½ Thaler Albertus bezahlt worden.

An die Befriedigung höherer geistiger Bedürfnisse war unter so betrübten Umständen selbstverständlich nicht zu denken; die Universität war seit dem Jahre 1690 in alle Winde zerstoben, die Städte waren zerstört oder durch die Pest um die Hälfte ihrer Bewohner gebracht, die Kirchen und Schulgebäude lagen in Trümmern, auf je fünf Kirchspiele kam ein Prediger, das Lyceum in Riga war vollständig eingegangen. Straßen und regelmäßige Communicationsmittel existirten kaum mehr dem Namen nach, die Polizei- und Justizbehörden waren höchstens zur Hälfte besetzt. Noch auf dem Landtage von 1721 wurde der Vorschlag gemacht, die Ordnungsgerichte (Landpolizeibehörden) der Ersparniß wegen völlig aufzuheben und ihre Functionen den Landgerichten (Kreisjustizbehörden) zu übertragen — „ihre (der Ordnungsgerichte) Canzleien beständen ja ohnehin seit längerer Zeit nicht mehr.“ — Das Verhältniß zu der neuen Regierung, die man nicht kannte und von der man nicht gekannt wurde, war ein so peinliches und gedrücktes, daß selbst die alten Händel zwischen adeligen und nichtadeligen Landtagsgliedern „wegen der dringenden Vermeidung von Differenzen“ zum Schweigen gebracht wurden (vergl. die Verhandlungen des allgemeinen Convents von 1714) und daß der Landmarschall Magnus von Plater gegen allen Gebrauch zu der feierlichen Aufwartung, die dem General-Gouverneur Fürsten Alexander Menschikow bei Gelegenheit des ersten nach der „Conquête“ abgehaltenen Landtags gemacht wurde, um kein Aufsehen zu erregen, ohne den silbernen Stab, das Abzeichen seiner Würde, erschien. Sowohl Menschikow, als sein Nachfolger Fürst Repnin (in einer „Harangue“ des

Landmarschalls wird derselbe als nicht nur „großer General, sondern zugleich Justice liebender" Regent bezeichnet) waren der deutschen wie der lateinischen Sprache so vollständig unkundig, daß mit ihnen nur durch Vermittelung von Dolmetschern verkehrt werden konnte. Mochten diese Männer auch persönlich vom besten Willen beseelt sein, die Noth des Krieges, die Schwierigkeiten ihres Amts und die Unbekanntschaft mit den Verhältnissen zwangen sie zu unaufhörlichen Pressungen, die mit rücksichtsloser Härte ausgeführt wurden und endlose Conflicte im Gefolge hatten. Klagen über unerträgliche Einquartierungslasten und exorbitante Fourageforderungen wurden von Stadt und Land während der ersten zwanzig Jahre russischen Regiments in Livland unaufhörlich, wenn auch vergeblich erhoben. Schon die Verschiedenheit zwischen den Rechtsbegriffen und Rechtsansprüchen der neuen Landesherren und denen der Eingeborenen war eine Quelle zahlloser Mißverständnisse: ein Rigascher Bürgermeister v. Brockhusen, der während der Anwesenheit Peters in Riga mit einem General Händel gehabt hatte, war als Majestätsbeleidiger nach Sibirien geschickt worden, andere Fälle ähnlicher Art waren in Dorpat vorgekommen — ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit und Bangigkeit hatte sich aller gebildeten Bewohner des Landes bemächtigt, und es verging ein halbes Menschenalter, bevor man wieder festen Boden unter den Füßen fühlte. Obgleich es Peter dem Großen am guten Willen zur Förderung der Interessen seiner Unterthanen keineswegs fehlte und der mit Reorganisation der livländischen Einrichtungen betraute Plenipotentiair von Löwenwolde ein sehr wohlmeinender und umsichtiger Mann war, konnte nur sehr mühsam, allmählich und langsam geholfen werden. Das Land war vollständig ausgesogen und lag in vollständiger Apathie regungslos da, die Regierung hatte alle Hände voll zu thun, um nur die Mittel zur Fortführung des Krieges gegen Polen und Schweden zu beschaffen, — überall fehlte es an Menschen und an Geld. Wegen der Verarmung des Adels konnten selbst die Landtage nur selten zusammentreten, von den Städten zeigte nur Riga die Fähigkeit, sich aus dem grenzenlosen Elend, in das dieselben gerathen waren, selbständig herauszuarbeiten, Dorpat war ein Trümmerhaufen, die kleinen Städte, zu Folge der schwedischen Reduction ihrer Güter beraubt, hatten alle Mühe ihre städtischen Gerechtsame zu behaupten und nicht zu bloßen Marktflecken herabzusinken. Obgleich der Nystädter Friede schon im J. 1721 abgeschlossen worden war, erfolgte die vollständige Wiedervereinigung des nördlichen Livland mit dem südlichen erst nach mehreren Jahren; auf dem Landtage von 1727 wurden die Wiederherstellungen des „status pristinus" und die

„Combination" des Dorpatschen mit dem Rigaschen Adel wie Ereignisse gefeiert, auf welche man eigentlich nicht mehr gerechnet hatte.

Nach den vorstehenden Andeutungen wird man sich von der Armuth und Bedrängniß der Verhältnisse, in denen der zweite Sohn des Erbherrn zu Tootzen aufwuchs, eine Vorstellung machen können. Daß er keinen regelmäßigen Unterricht erhielt, überhaupt niemals eine wirkliche Schule besuchte, verstand sich von selbst; die einzige höhere Lehranstalt, die dem livländischen Edelmann zu Gebote stand, das Lyceum zu Riga, wurde erst 1727 restaurirt, der Rector Loder, ein früherer Hauslehrer des Freiherrn v. Campenhausen, war zugleich Pastor und Diaconus der Jacoby-Kirche, neben ihm fungirte ein Subrector Zierold als einziger Hülfslehrer und das Schulgebäude, in welchem diese Männer ihre Stätte aufschlugen, konnte nur mit Hülfe freiwilliger Gaben, welche die Pröpste sammelten, hergerichtet werden. Herr v. Loudon, der zwanzig Meilen weit von der Landeshauptstadt wohnte und dessen Besitzthum im günstigsten Fall zwei bis dreihundert Thaler jährlich abwarf, war von der Benutzung dieser Wohlthat ausgeschlossen — den Luxus eines aus Deutschland verschriebenen Hofmeisters konnte er sich gleichfalls nicht erlauben.

Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sah die Mehrzahl der livländischen Edelhöfe Blockhäusern ähnlich und gehörten Steingebäude zu den seltensten Ausnahmen. Die meisten adeligen Landsitze bestanden aus langgestreckten, mit Stroh gedeckten einstöckigen Holzgebäuden, die durch eine überdachte Einfahrt in ihrer Mitte in zwei Hälften getheilt waren. Das Hausgeräth und die Möbel waren in der Regel vom Hofstischler roh und ohne jeden Anspruch auf Luxus und Geschmack hergerichtet, die Kleidung mußte von der Nadel der Hausfrau und ihrer Mägde beschafft werden, die Stoffe derselben bestanden aus selbstverarbeiteter Leinwand und dem s. g. Wadmal, einem groben, blaugrauen Tuch, das der Webstuhl eines bäuerlichen Webers geliefert hatte. In der Woche liefen die herrschaftlichen Kinder oft noch barfuß und häufig in einem Anzuge herum, der von dem der Bauerkinder kaum zu unterscheiden war, und selbst der Hausherr mußte zufrieden sein, wenn ihm für hohe Fest- und Feiertage ein altes Brokatkleid von der Hand des städtischen Schneiders übrig geblieben. — Wie sollte unter so bescheidenen Umständen an den Luxus höherer Bildung gedacht werden? Selbst die Beschaffung von Büchern war mit großen Schwierigkeiten verbunden; nur höchst selten wagte ein Leipziger Verleger sich mit seinen Schätzen auf den Rigaer Jahrmarkt, und daß einer seiner Artikel sich in die ländliche Einsamkeit eines Edelhofs verirrte, gehörte zu den Ausnahmen.

Die Rigaer Druckereien waren seit dem Nordischen Kriege vollständig eingegangen, ebenso das einzige Zeitungsblatt, welches Livland zu schwedischer Zeit besessen hatte, die „Rigaer Novellen". Wenn der Edelmann außer Bibel und Gesangbuch noch ein Exemplar des Simplicissimus, die Landesordnung und das Ritterrecht besaß, so konnte er bereits für einen halben Gelehrten gelten. Der Bildungsgrad war ein so niedriger, der Gesichtskreis so beschränkt, daß nach einer Mittheilung aus den achtziger Jahren zwei Cousinen unseres Loudon keine Vorstellung davon hatten, daß das von ihrem versprengten Vetter bekleidete Amt eines östreichischen Feldmarschalls von größerer Bedeutung sei, als das eines heimischen Landraths oder Landmarschalls und daß der Held des siebenjährigen Krieges diesen seinen eigenen Verwandten für einen Mann galt, der seinen Lebensberuf verfehlt habe, weil er nicht „im Lande" geblieben war. Dagegen spielte der der Loudonschen Familie verwandte Baron von Münchhausen (der bekannte Lügenerzähler) in diesen Kreisen, die er persönlich aufgesucht hatte, noch in späteren Jahren eine ehrenvolle Rolle und bezeichnete dieselbe gute, alte Dame, deren Ausspruch „aus einem ausländischen Feldmarschall mache ich mir nicht viel", dem größten Helden Oestreichs gegolten hatte, — den Erzähler der Schwänke aus dem Türkenkriege, als einen „artigen und dabei sehr gesetzten und vernünftigen Mann", dessen Wahrheitsliebe sie schlechterdings nicht in Zweifel gezogen wissen wollte.

Rückschlüsse von diesen Zuständen auf die der nächsten Umgebung Ernst Gideon von Loudons liegen zu nah, um ganz ausgeschlossen zu sein. Neben dem Vater sind aller Wahrscheinlichkeit nach der Laudohnsche Kirchspielprediger, Magister Georg Andreas Oxfort, und dessen Adjunct, Jacob Neudahl, des heranwachsenden Knaben hauptsächliche Lehrer gewesen. „Durch einen genauen und praktischen Unterricht in der evangelischen Religionslehre," so heißt es bei Krsowitz, „faßten Gottesfurcht, Treue, Rechtschaffenheit und die übrigen Tugenden eine tiefe Wurzel in dem Knaben." Die Eltern sorgten eifrig, den jungen Gideon zur Selbstüberwindung zu gewöhnen, und Loudon erwähnte noch in grauem Alter dankbar der Mühe, die sich besonders seine Mutter gegeben, ihn zur Bezähmung des Jähzorns zu gewöhnen (Schweigerd. 262). Kunitzsch's Angaben darüber, daß er als vorbereitende Studien für den Kriegsdienst Mathematik und Geographie getrieben habe, läßt sich nicht genauer nachgehen; wenn nicht etwa zufällig der Vater in diesen Wissenschaften Bescheid wußte, so wird sich ein Lehrer für dieselben schwerlich gefunden haben.

Dasselbe ernste schweigsame Wesen, das dem Manne eigenthümlich

war, scheint schon der Knabe gezeigt zu haben; die alte Verwandte, deren oben Erwähnung geschehen, versicherte Garlieb Merkel „der Vetter sei rauh und unmanierlich gegen Damen gewesen und darum habe auch Nichts aus ihm werden können.“ Da er frühe Neigung zum Militärstande zeigte, der Vater selbst Soldat gewesen war, die bescheidenen Mittel der Familie den Besuch höherer Lehranstalten unmöglich machten, überdieß der ältere Bruder Johann Reinhold († 1787) zum Erben und Verwalter des kleinen Familienguts bestimmt war, trat Gideon, noch nicht 16 Jahre alt, in das Pleskowsche Infanterie-Regiment. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte die Möglichkeit, den erst halbreifen Knaben unter die Aufsicht zuverlässiger Landsleute zu stellen, bei der Wahl des Regiments den Ausschlag gegeben; Commandeur desselben war ein Baron Keyserling, Bataillonschef ein anderer Kurländer, Major Trotta von Treyden, Capitain der Compagnie, in welcher Loudon und sein Freund von Schilling dienten, Herr Ulrich von Sacken.

Sieben Jahre lang (1732—1739) gehörte Loudon der russischen Armee an, und daß es ihm nach den übereinstimmenden Zeugnissen seiner Zeitgenossen während dieses Zeitraums gelungen, eine gewisse Kenntniß der Kriegswissenschaften und der Kriegsgeschichte zu erwerben, stellt der sittlichen Energie und dem Wissensdurst des jungen Livländers ein Zeugniß aus, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann, wenn man sich den Zustand der russischen Armee und ihrer Officierscorps in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vergegenwärtigt. Als Anna Iwanowna, die Wittwe des Herzogs von Kurland, den Zaarenthron bestieg — und wenige Monate nach ihrem Regierungsantritt war Loudon enrolirt worden — war es noch nicht 40 Jahre her, daß Peter das große Werk der Civilisation seines Volks und seiner Armee unternommen hatte. Die Armee galt ihm für die wichtigste Anstalt zur Europäisirung seiner Unterthanen, die vor Allem an die Formen der Culturwelt gewöhnt werden sollten: durch das gesammte 18. Jahrhundert blieb eine Vorschrift von ihm in Kraft, nach welcher sich Officiere und Soldaten, welche den Abschied erhielten, durch einen Revers verpflichten mußten „deutsche Kleider zu tragen und den Bart zu scheeren.“ Unter seinen Nachfolgerinnen, Catharina I., Anna und Elisabeth, standen sich die alt-moskowitische Barbarei des Strelizenthums und die preußischen und französischen Mustern abgeborgten Ordnungen des petrinischen Kriegsgesetzbuchs noch völlig unvermittelt gegenüber. Die barbarische Härte des alten, auf den Spießruthen-Terrorismus begründeten Militärsystems, wie es durch Friedrich Wilhelm I. und

dem Dessauer ausgebildet worden war, vertrat hier die Stelle des sittigenden civilisatorischen Moments und war bestimmt, die Wildheit des vielfach mit mongolischen Elementen versetzten Moskowiterthums zu brechen. Der für 25 Dienstjahre ausgehobene russische Bauern- oder Kleinbürgersohn sollte zum willenlosen Maschinentheil eines europäischen Kriegsinstruments gedrillt werden. Der Natur der Sache nach konnte diese schwierige Aufgabe nur mit Hülfe einer Disciplin durchgeführt werden, deren Schrecken jeden Gedanken an Widerstand und Eigenwilligkeit erstickten. Vergegenwärtigt man sich, daß die drakonische Härte des altrussischen, von Peter dem Großen geübten Strafgesetzes in die europäisch organisirte Armee hinübergenommen und nach pedantischen deutschen Mustern in ein System gebracht worden war, das den geringsten Subordinationsfehler mit Hunderten und Tausenden von Ruthenstreichen belegt hatte, — zieht man ferner in Betracht, daß die Beweglichkeit und Sorglosigkeit der russischen Natur die Pedanterie des deutschen Gamaschendienstes besonders schwer empfand, so wird man sich eine Vorstellung von dem Loose des russischen Soldaten jener Zeit machen können. Auf dreimalige Verspätung beim Frühgebet war die Strafe des Gassenlaufens auf das Ausstoßen nationalen Kriegsgeschreis beim Beginn einer Schlacht die Todesstrafe für den zehnten Mann gesetzt. Von Bildung, Gesittung und Humanität war auch bei den Officieren keine Spur zu finden; der russische Edelmann wurde durch ein unerbittliches Gesetz zum Militärdienst gezwungen und stand, da er durchschnittlich ohne jede Bildung aufgewachsen war, ebenso unter der Fuchtel wie der Soldat; erst im Jahre 1775 verbot ein „Gnadenmanifest" der Kaiserin Catharina die körperliche Züchtigung der Officiere. Als Gutsbesitzer daran gewöhnt, seine Leute mit despotischer Willkür zu behandeln, benutzte der Officier die ihm gewordene Autorität zu einer Menschenschinderei, durch welche er dem Unmuth über den Druck, der auf ihm selbst lastete, Luft machte. Dazu kamen die Uebelstände eines Verpflegungswesens, wie es schlechter und gewissenloser kaum gedacht werden kann. Seit Peters Riesengestalt ins Grab gesunken war und schwache, von Günstlingen beeinflußte Frauen das Scepter führten, herrschte auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vollständige Anarchie. Von dem guten oder übeln Willen des Regimentscommandeurs hing nicht nur ab, ob Officiere und Soldaten mißhandelt oder wie Menschen behandelt wurden — der Commandirende war zugleich Verwalter der Regimentsökonomie und hatte als solcher die Freiheit, den ganzen oder den halben Betrag der Tractaments- und Fouragegelder zu stehlen, sofern dieselben nicht von Hause

aus in den Klauen unersättlicher Commissariatsbeamten und habgieriger Generale geblieben waren. Da Menschenleben und Menschenwürde auch nicht den Schatten öffentlicher Anerkennung besaßen, konnte der General oder Obrist, der irgend gute Verbindungen besaß oder seine militärische Brauchbarkeit ausgewiesen hatte, mit Sicherheit darauf rechnen, daß Niemand darnach fragte, wie viele seiner Leute harter Behandlung, schlechter Verpflegung oder muthwilliger Opferung erlegen waren. Es ist bekannt, mit welcher Gleichgültigkeit selbst hervorragende Männer vom Genie und der Bildung Münnichs Hunderttausende von Menschenleben opferten, wo es sich um die Durchführung kaiserlicher Wünsche und Anordnungen handelte — konnte es da irgend Jemand Wunder nehmen, wenn die rohen Officiere, welche aus Pensa und Simbirsk in die Armee gesendet worden waren, in gewissenlosester und unsinnigster Weise verfuhren? Von wissenschaftlichen Bestrebungen, sittlichem Ernst und ritterlichem Ehrgefühl konnte in den ungebildeten Officierscorps, welche erst im Regiment europäische Begriffe erhielten und häufig Zeugen der Mißhandlung ihrer Kameraden durch die Vorgesetzten sein mußten, auch nicht entfernt die Rede sein. Während für die Garden der Aufenthalt in einer großen Stadt, die Nähe des kaiserlichen Hoflagers, die häufigere Berührung mit Ausländern von sittigendem Einfluß sein konnten, die Söhne der wohlhabenderen und dem Kaiser persönlich bekannten Familien überdies sämmtlich in der Garde dienten und dieser ein aristokratisches, wenigstens äußerlich polirtes Aussehen gaben, standen die aus dem Auswurf der westeuropäischen Einwanderung und den Söhnen des kleinen Adels gebildeten Officierskörper der Armeeregimenter Jahr aus und Jahr ein auf abgelegenen Dörfern oder in elenden, von der Cultur nicht einmal beleckten Provinzialstädten, von Allem abgeschnitten, was veredelnd und mildernd auf die Sitten und Neigungen ihrer Glieder wirken konnte. Branntwein und liederliche Dirnen waren die einzigen, in diesen Kreisen bekannten Hülfsmittel zur Ausfüllung freier Stunden und zur Erheiterung und Belebung eines eintönigen, licht- und reizlosen Daseins.

Die Jahre, welche Loudon als Cadet des Pleskower Infanterie-Regiments verlebte, gehörten zu den schwierigsten und sorgenvollsten seines Lebens. Die Beschränktheit der Mittel, welche seine Eltern ihm als Zuschuß gewähren konnten, nöthigte ihn, wie ein gemeiner Soldat zu leben, mit seinen Untergebenen aus einer Schüssel zu essen und auf einem Strohlager zu ruhen; nur die Freundschaft seines Jugendgefährten, des Kurländers v. Schilling, der dieses Loos theilen mußte, entschädigte ihn für die Mühsäle und Entbehrungen seiner freudlosen Jugendjahre.

Wie er es angefangen, unter Verhältnissen so ungünstiger und deprimirender Art, wissenschaftliche Studien zu treiben, ohne anregenden Verkehr und ohne literarische Hülfsmittel die Lücken seiner Bildung auszufüllen, ist sein Geheimniß geblieben.

Kaum ein Jahr nach Loudons Eintritt in die russische Armee, im September 1733, rückte der Generalfeldzeugmeister Graf de Lacy, ein in russische Dienste getretener Irländer, der sich unter Catinat die ersten Sporen erworben, an der Spitze von 20,000 Russen in Polen ein, um die Anerkennung der Königswürde Augusts III. gegen den von der patriotischen Partei gewählten Gegenkönig Stanislaus Lesczinski durchzusetzen; im Februar des nächsten Jahres stand er mit seinen Truppen vor Danzig, wohin Stanislaus sich zurückgezogen hatte. Am 9. März übernahm Münnich an Stelle Lacys den Oberbefehl über die Belagerungsarmee und wenige Tage später wurde jenes Drohmanifest erlassen, dessen barbarische Sprache ganz Europa erschreckte und dem Heldennamen des berühmten russischen Heerführers den ersten empfindlichen Stoß versetzte. Loudon, dessen Regiment diesen Feldzug mitmachte, kam bei dem Sturm auf den Hagelsberg, der 2000 Russen das Leben kostete, zum ersten Mal ins Feuer und hatte später bei dem Angriff auf den Stolzenberg die erste Gelegenheit, sich als tapferer und unerschrockener Officier zu bewähren; nachdem die höheren Officiere seiner Compagnie sämmtlich gefallen oder verwundet waren, stellte er sich an die Spitze des übrig gebliebenen Häufleins, um im Sturmlauf fortzufahren. Den Strapazen des Monate langen Campirens unter freiem Himmel — mit einem Mantel bedeckt, schliefen Loudon und Herr v. Schilling auf ärmlichem Strohlager — vermochte Loudons zarter, wenn auch abgehärteter Körper auf die Dauer nicht zu widerstehen. Er verfiel in eine schwere Krankheit, von der er erst hergestellt war, als der Feldzug an den Rhein, den seine Waffengefährten unter der Führung Keiths und Lacys gegen die Franzosen unternommen hatten, nahezu sein Ende erreicht hatte; trotz der russischen Unterstützung war Kaiser Karl VI. nicht im Stande gewesen, die Reichsgrenzen gegen Berwick zu schützen; er hatte durch die Abtretung Lothringens einen schimpflichen Frieden erkaufen müssen.

Für den russischen Heerestheil, in welchem Loudon diente, sollte der Abschluß der Wiener Friedenspräliminarien aber keine Beendigung seiner kriegerischen Thätigkeit, sondern nur eine Verlegung derselben bedeuten. Im Juli 1735 war der Tatarenchan Kaplan-Giray, obgleich von Gicht und Alter zum Krüppel geworden, auf Befehl des Großherrn an der Spitze einer 53,000 Mann starken Horde nach Persien aufge-

brochen und hatte bei dieser Gelegenheit russisches Gebiet verletzt; Rußland, das diese Gebietsverletzung schon früher als casus belli bezeichnet hatte, ließ sofort den General Leontjew in die Krim aufbrechen und nur der frühzeitige Eintritt eines ungewöhnlich strengen Winters bewirkte, daß der Beginn der directen Feindseligkeiten gegen die Pforte und deren Vasallen, den Chan, auf das Frühjahr 1736 verschoben wurde. In Eilmärschen, welche die staunende Bewunderung aller Zeitgenossen erregten, war die am Rhein stationirte Armee an den Dnjepr zurückgekehrt und dieselben Soldaten, welche im Sommer 1735 gegen die Truppen Berwicks und de Sillys gefochten hatten, lagen schon im Januar 1736 in den Winterquartieren von Isum und scharmützelten mit krimmischen Tataren. Dann folgten die Bluttage von Perekop und Asow; der Kurländer von Rechenberg pflanzte am 20. Mai seine Fahne auf die Brustwehr dieser Befestigung, welche Freund und Feind für uneinnehmbar gegolten, weil es den Russen an allem Sturmgeräth, ja so vollständig an Sturmleitern gefehlt hatte, daß die Grenadiere sich mit den Flintenkolben Stufen in die Schanze schlagen, ihre Kanonen mit den Händen hinaufziehen mußten. Gleichzeitig drang derselbe Hans Christoph von Mannstein, den Münnich einige Jahre später mit der Ausführung des Staatsstreichs gegen Biron betraute, an der Spitze von 20 Grenadieren in das Castell von Perekop, wo die türkischen Führer überrascht und niedergemacht wurden. Am 1. Juli mußte das von Lacy belagerte Asow capituliren. Im nächsten Jahre stand die Armee, welche während des Herbsts und Winters 30,000 ihrer besten Leute durch die Fieber eines tödtlichen Klimas und übermenschliche Strapazen verloren hatte, vor der Festung Otschakow, die sich nach dreimonatlicher Belagerung dem eisernen Münnich übergeben mußte, der den Winter über mit den Kabalen verläumderischer Feinde auf Tod und Leben gekämpft hatte und erst zur Wiedereröffnung des Feldzugs aus Petersburg zurückgekehrt war. Das Jahr 1738 verging ohne entscheidende Erfolge, obgleich die Armee 16,000 Mann in Folge von Seuchen und unaufhörlichen Gefechten mit kleinen Tatarenschwärmen verloren hatte; im Jahre 1739 holte Münnich aber alles Versäumte dadurch ein, daß er mit nur 60,000 Mann das um ein Drittheil stärkere Heer des Seraskiers Weli Pascha bei Stawuschane aufs Haupt schlug, Chodjim einnahm, Anfang September den Pruth überschritt und in die Thore des unterwürfigen Jassy einzog. Die Intriguen Birons, den der wachsende Feldherrnruhm des gehaßten Nebenbuhlers mit Besorgniß für die eigene Machtstellung erfüllte, die Furcht der Regierung vor einem gewaltsamen Ausbruch der grollenden Moskauer

Bojarenpartei, vor Allem die Gewissenlosigkeit, mit welcher Neuperg im Namen Oestreichs den Frieden von Belgrad (18. September 1739) geschlossen hatte, brachten den russischen Feldmarschall um die Früchte seiner mühsam erfochtenen Siege und beendeten den türkisch-russischen Krieg gerade in dem Augenblick, da derselbe eine Wendung zu nehmen begonnen hatte, in welcher es sich um Sein oder Nichtsein der Pforte handelte.

An den Schlachten und Belagerungen der Feldzüge von 1736, 37, 38 und 39 hatten auch das Pleskowsche Infanterieregiment, und dessen inzwischen zum Premierlieutenant beförderter Cadet v. Loudon, Antheil genommen. Nach Beendigung des Krieges nahm der Letztere einen längeren Urlaub, um in die Heimath und dann nach Petersburg zu gehen. Der vermögens- und protectionslose Officier eines obscuren Armeeregiments hatte es trotz der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seinen dienstlichen Verpflichtungen nachkam und trotz der Tapferkeit, mit welcher er gefochten, nicht dazu bringen können, auch nur ebenso schnell zu avanciren, wie seine durch die Verhältnisse begünstigten Dienstcameraden. Zurückgesetzt und unbillig behandelt, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, einen entscheidenden Schritt zur Verbesserung seiner Lage zu thun. Er ließ sich an den Grafen Löwenwolde, einen zum Oberstallmeister und einflußreichen Günstling der Kaiserin gewordenen Landsmann, empfehlen und reiste mit diesen Empfehlungen im Winter 1739—40 in die russische Hauptstadt.

Der arme Lieutenant aus dem wenig bekannten Hause der Tootzenschen Loudon, der sich von der Protection seiner vornehm gewordenen Landsleute eine seinen bescheidenen Anforderungen entsprechende Versorgung versprach, hätte keinen übleren Zeitpunkt für die Geltendmachung seiner Wünsche auswählen können, als den Winter 1740. Als er in die Newaresidenz kam, wurden Münnichs türkische Siege zwar durch eine unabsehbare Reihe glänzender Feste, die alles Dagewesene in Schatten stellten, gefeiert, — unter dem Sieger von Otschakow und Stawuschane gefochten zu haben, war aber die schlimmste Empfehlung, die man mitbringen konnte, wenn man etwas bei den Leuten ausrichten wollte, in deren Händen das Heft der Hof- und Staatsregierung lag.

Die Kaiserin, bereits müde, kränklich und alternd, nahm an der Leitung der Geschäfte kaum mehr den oberflächlichsten Antheil. Wenn sie gleich täglich mehrere Stunden lang mit ihren Ministern arbeitete, so wußte doch Jedermann, daß die Entscheidung aller wichtigeren Fragen bei Biron lag und daß dieser die Kaiserin beinahe ausschließlich mit prunkenden Festen und gleichgiltigen Aeußerlichkeiten zu beschäftigen

wußte. Die Einkünfte des Staats und seiner Großen wurden für einen Luxus verthan, dessen Rohheit und Geschmacklosigkeit die krasse Unbildung derer die ihn trieben und ihre innere Barbarei nur mühsam hinter französischen Formen verbargen — treffend illustrirt. „Zu der reichsten Kleidung" so heißt es in Mansteins Mémoires historiques, welche die treffendste culturgeschichtliche Schilderung jener merkwürdigen Zeit enthalten „paßte oft nicht die schlecht zugestutzte Perrücke; die schönsten Stoffe wurden durch geschmacklose Schneider verdorben. Ein vornehm gekleideter Mann saß nicht selten in einem häßlichen, mit bloßen Mähren bespannten Wagen. In Häusern, wo Alles von Gold und Silber strotzte, herrschte die erschrecklichste Unreinlichkeit, Mangel an Ordnung war fast regelmäßig in allen Stücken des Hauswesens zu finden und es gab nur wenige Häuser, in denen Alles, was zu denselben gehörte, in erträglichem Einklang gestanden hatte. . . . . Uebertriebenen Luxus, der unermeßliche Summen verschlang, kostete vor Allem der Hof, und ein Hofcavalier konnte mit 2—3000 Rubeln den an seine Garderobe gestellten Ansprüchen nur nothdürftig genügen. Für die Ehre, bei Hof Figur zu machen, haben sich zahllose Leute zu Grunde gerichtet."

Daß der innere Gehalt der Petersburger Gesellschaft des 18. Jahrhunderts noch hinter diesen halb-barbarischen, auf die nichtigste Ostentation absehenden Formen beträchtlich zurückstand, braucht kaum gesagt zu werden. Leuten, die die höchsten Staats- und Hofämter bekleideten, fehlte es an den Rudimenten aller menschlichen Bildung, Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit und Humanität waren selbst bei den Biron, Münnich und Ostermann, die wie Riesen über den Troß des gewöhnlichen Haufens hervorragten, nicht zu finden. Ueberall lagen die Extrême dicht neben einander; Reste unüberwunden gebliebener Barbarei und Symptome krankhaft gesteigerter Raffinerie verbanden sich zu einem in jeder Beziehung unerquicklichen Ganzen. Gerade in der nächsten Umgebung der Kaiserin war das bellum omnium contra omnes der leitende Grundsatz der Gesellschaft. Obgleich von dem mächtigen Altrussenthum auf allen Punkten befehdet und immer wieder zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert, war die herrschende deutsche Partei in eine Anzahl tödtlich verfeindeter Coterien gespalten. Münnich, dessen Anmaßung seit den Erfolgen der Krimfeldzüge keine Grenzen kannte, mußte schon damals mit Biron um seine Existenz kämpfen, Jaguschinski und Wolinski, die beiden Kabinetsminister, waren seine offenen Feinde und bekriegten sich außerdem unter einander; der kluge Ostermann nahm eine neutrale Stellung ein, that aber sein Möglichstes um Münnichs Einfluß zu beschränken, soweit er desselben nicht bedurfte,

um Birons Allmacht zu paralysiren. Zu ihm hielten die Löwenwolde, Mengden und die übrigen Livländer, auf deren Unterstützung Loudon angewiesen war. Namentlich das Haupt dieser Fraction, der Oberstallmeister Graf Löwenwolde, lebte in offenem Hader mit dem Feldmarschall, dessen hoffährtiges und eigenmächtiges Wesen ihn so tief verletzt hatte, daß er wiederholt erklärte, lieber sein Commando abgeben, als unter ihm dienen zu wollen.

Unter so bewandten Umständen konnte die Aufnahme keine günstige sein, welche dem jungen Lieutenant, dessen ganzes Verdienst die Theilnahme an den Münnichschen Feldzügen bildete, im Hause des Oberstallmeisters bevorstand. Ueberdieß war Löwenwolde, als einflußreichster aller in Petersburg lebenden Livländer fortwährend von Bittstellern aus den Provinzen bedrängt. Er hatte es nicht ablehnen können, das Amt eines livländischen Landraths beizubehalten und war trotz seiner schon im Jahre 1733 abgegeben Erklärung „sich in Landesaffairen nicht mehr mischen zu wollen" wiederholt gezwungen worden, die für seine Hofstellung compromittirende Vertretung baltischer Ritterschafts- und Provinzialinteressen zu übernehmen — kein Wunder, wenn er wenig Neigung verspürte, auch noch auf die Wünsche eines unbedeutenden Subalternofficiers einzugehen. Es war genug, wenn er demselben den Zutritt in sein Haus gestattete und ihn gelegentlich zur Tafel zog — im Uebrigen konnte der „Mitbruder" sich selbst helfen. Loudon war nicht der Mann, sich aufzudrängen. Sein stolzes, einfaches und nüchternes Wesen, das fühlte er bald selbst, war für diese Welt des Scheins und der krummen Wege überhaupt nicht geschaffen. Seine Bescheidenheit wurde für Beschränktheit, seine rechtliche, stille und keusche Art für Schwerfälligkeit genommen, der Ernst seines Wesens stimmte nicht zu der Zügellosigkeit und Frivolität einer Gesellschaft, die in dem Taumel fortwährenden und zügellosen Genusses lebte, in der Ehrenstellen und Beförderungen nicht nach Verdienst, sondern nach Zufall und Laune vertheilt wurden, nicht unter Menschen, denen die Intrigue für die oberste aller menschlichen Künste und Wissenschaften galt. Nach einigen Monaten vergebenen Hoffens und Harrens zeigte sich ein Ausweg aus diesem Labyrinth, in dem der ehrliche Livländer niemals hätte heimisch werden können. Im Hause Löwenwoldes lernte Loudon den Privatsecretär des Oberhofmarschalls, einen geborenen Oestreicher Namens Hochstetten, kennen, der früher Hofmeister der Kinder des Ministerialsecretärs Baron Binder in Wien gewesen war und durch diesen Kaunitz und andere einflußreiche Männer der Hofburg kennen gelernt hatte. Hochstetten war scharfblickend genug, in dem unscheinbaren Lieu-

tenant auf Halbsold ein wirkliches Talent zu entdecken: er rieth ihm nach Oestreich zu gehen und bei der jungen Kaiserin Maria Theresia, die eben im Begriff war eine Armee gegen Friedrich II. zu werben, Dienste zu nehmen und versprach für Empfehlungen an Kaunitz und Baron Binder Sorge zu tragen.

Loudon, der nur zwischen diesen unsichern Aussichten und einer Fortsetzung der traurigen Existenz im Pleskowschen Infanterieregiment zu wählen hatte, schenkte dem Rath seines neuen Bekannten Gehör, nahm seinen Abschied, scharrte die ihm aus der väterlichen Erbschaft übrig gebliebenen Nothpfennige zusammen, (Herr Otto Gerhard war im Mai 1734 gestorben) und verließ die russische Hauptstadt, in der für ihn kein Platz gewesen war, für immer. Bevor er nach Deutschland aufbrach, scheint er noch einige Zeit in Livland bei seinen Verwandten verbracht zu haben. Dieser letzte Aufenthalt in der Heimath verdient besondere Erwähnung, weil er zu einer livländischen Sage Veranlassung gegeben hat, die sich trotz ihres mythischen Charakters bis in die neueste Zeit erhalten hat. Loudon soll mit dem Kirchspielsprediger seines väterlichen Guts in Conflict gerathen sein, diesen auf offener Kanzel und vor versammelter Gemeinde an den Kragen gepackt haben und dadurch in die Nothwendigkeit versetzt worden sein, das Land, in dem er so argen Anstoß gegeben, zu verlassen. Wenn man in Erwägung zieht, daß der große Feldherr noch als Greis von dem Jähzorn sprach, der ihn in der Jugend zuweilen überfallen und daß Excesse dieser Art im Charakter jener wilden und zügellosen Zeit lagen, so erscheint die Geschichte an und für sich nicht unmöglich, zumal das gute Gedächtniß unserer Landestradition in Fällen, wo es sich um Männer von hervorragender Bedeutung handelt, ziemlich zuverlässig ist. Nichts destoweniger möchten wir die Glaubhaftigkeit dieser Sage in Zweifel ziehen: ein scandalöser Auftritt in der Kirche stimmt erstens nicht zu Loudons ernstem zurückhaltenden Charakter und seiner Scheu vor Allem, was Aergerniß geben konnte, und zweitens hatte er, der weder Gutsbesitzer noch Kirchenpatron war, absolut keine Veranlassung zu Händeln mit dem Pastor von Laudohn, zumal dieser (seit 1732 Herr Jacob Neudahl, der frühere Adjunct Oxforts) aller Wahrscheinlichkeit sein Lehrer gewesen war. Mag dem sein wie ihm wolle, die Tradition hat an dieser Erzählung durch mehr wie ein Jahrhundert festgehalten und darum konnte dieselbe nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Möglicher Weise beruht dieselbe auf einer Verwechselung Ernst Gideons mit einem der Neffen, die er, wie wir im weiteren Verlauf sehen werden, nach Oestreich kommen ließ.

Ende des Jahres 1740 traf Loudon in Berlin ein, um von hieraus seine Reise nach Wien fortzusetzen. Hier, so berichten Krsowitz, Hormayr, Kunisch, Pezzl und die übrigen östreichischen Biographen unseres Helden, wurde Loudon von mehreren anwesenden Kameraden und Landsleuten überredet, lieber in preußische Dienste zu treten und bei dem Könige um eine Hauptmannsstelle zu sollicitiren. Loudon ließ sich bereden, in Berlin zu bleiben, aber er mußte sehr lange warten bis er eine Audienz erhielt und sein Leben unterdessen kümmerlich mit Abschreiben fristen. Endlich erschien der Audienztag und Loudon wurde sammt mehreren anderen Aspiranten dem Könige vorgestellt. Friedrich sah den hagern, hochschultrigen und blassen Livländer, dessen röthliches Hauptthaar nur nothdürftig gepudert sein mochte, einen Augenblick scharf an und ging dann weiter, indem er zu seiner Umgebung sagte „La physionomie de cet homme ne me revient pas.“ Dadurch wurde Loudon bewogen, von seinem Plane abzustehen und seiner ursprünglichen Absicht gemäß nach Wien zu gehen.

Die Wahrheit des hier geschilderten Auftritts, der unseres Wissens zuerst im Jahre 1789 durch Krsowitz veröffentlicht wurde, ist schon 1790 durch Friedrich Nicolai in Zweifel gezogen worden — wie wir annehmen möchten mit Unrecht, mindestens ohne genügenden Grund. „Es ist gewiß“ so heißt es im vierten Bändchen der „Anekdoten“ S. 36 „daß der junge Krieger damals den König nicht gesprochen hat. Es wäre auch wirklich eine sonderbare Ausnahme von der Regel gewesen, wenn dem Könige, der viel nach Physiogeomie ging, ein so offenes und biederes Gesicht nicht sollte gefallen haben. Die wahrscheinlichste Sage von dieser Sache ist: der Oberst von Nassau trat zu Ende des Jahres 1740 in preußische Dienste als Generalmajor, unter der Bedingung, ein neues Dragonerregiment zu errichten. Mit ihm kam auch aus sächsischen Diensten der Obristlieutenant von Kyau als Obrister und Kommandeur des neuen Regiments. Dieser errichtete im Jahre 1741 die drei ersten Schwadronen dieses Regiments in einer Vorstadt von Breslau. Er hatte vom General von Nassau die Commission, die noch fehlenden Subalternofficiere, die nicht aus Sachsen mitgekommen waren, zu engagiren. Dazu meldete sich auch der jetzt so berühmt gewordene Loudon. Es hatten sich aber mehr gemeldet als eingesetzt werden konnten: Kyau suchte andere Officiere aus, daher blieb Loudon zurück.“

Die Richtigkeit dieser Nicolaischen Version ist ihrer Zeit und mit Recht schon von Pezzl angestritten worden. Erstlich ist Nicolai überhaupt ein unzuverlässiger Schriftsteller; auf S. 35 seiner „Anekdoten“ berichtet er z. B. über einen Auftritt, den Loudon mit dem Könige in

späteren Jahren gehabt haben soll, während unzweifelhaft feststeht, daß derselbe sich nicht in Berlin, sondern in Wien zugetragen hat und daß die Friedrich zugeschriebenen Worte (Le voilà comme toujours derrière la porte, tout honteux d'avoir tant de mérite) nicht von diesem, sondern von einem Herzog von Ahremberg, der am Hof Maria Theresias lebte, gesagt worden sind. Zweitens ist Loudon im Jahre 1740 gar nicht in Breslau, sondern bloß in Berlin gewesen und erscheint unerklärlich, wie er, der bloß in der Infanterie gedient hatte, darauf gekommen sein sollte, in ein Dragonerregiment treten zu wollen. Endlich irrt Nicolai, wenn er Loudons Gesicht ein offenes und gewinnendes nennt. „Loudon's Aussehen," so berichtet Pezzl, der den Feldmarschall selbst gekannt hat, „war wirklich sehr verschlossen und konnte leicht verkannt werden." Angesichts dieser Gründe und auf Pezzls Versicherungen, daß der geschilderte Auftritt „durch einstimmige Aussagen Verschiedener bezeugt worden," liegt die Annahme nahe, daß es Nicolai nur darum zu thun gewesen, einen physiognomischen Irrthum aus dem Leben des großen Königs auszumärzen und jeden Zweifel an dessen untrüglichen Scharfblick zu beseitigen — daß es der Menschenkenntniß eines großen Monarchen noch nicht Abbruch thut, wenn derselbe ein Mal und im Bezug auf einen unbedeutenden fremden Lieutenant geirrt hat, scheint Nicolai noch nicht gewußt zu haben. Der dem König zugeschriebene französische Ausspruch stimmt übrigens vollständig zu Friedrichs scharfer und absprechender Art und ist, da er sich bei den verschiedensten Autoren wiederfindet, schwerlich erfunden worden. Nicht zu begreifen wäre ferner, was Loudon zwei Jahr lang in Berlin getrieben, wenn ihm nicht darum zu thun gewesen, den König selbst zu sprechen.

Thatsache ist, daß unser Held erst im Jahre 1742 die preußische Hauptstadt verließ. Die Zahl seiner Empfehlungen war noch durch ein Schreiben des Grafen Philipp von Rosenberg, kaiserlichen Gesandten am preußischen Hof, vermehrt worden. In Wien angelangt mußte Loudon, dessen bescheidenes Reisegeld längst aufgezehrt war, mehrere Wochen mit Warten verlieren. Er war in dem am Kärnthner Thor belegenen Gasthof zum Schwan abgestiegen und hier mit einem alten Bekannten, dem Pandurenobristen Baron Franz von der Trenck, zusammengetroffen und von diesem eingeladen worden, in dessen neugebildete Truppe zu treten. Noch bevor er diesen Vorschlag beantwortete, erhielt er zufolge seiner Empfehlungen die Weisung, sich zu einer bestimmten Stunde in Schönbrunn zur Audienz bei der Kaiserin Maria Theresia einzufinden. In dem Vorsaal hatte er schon längere Zeit gewartet,

als ein unbekannter, freundlich aussehender Mann auf ihn zutrat und den bescheidenen, vergrämt aussehenden Livländer in der abgeschabten russischen Lieutenantsuniform theilnehmend nach seinem Verlangen fragte. Es entstand ein längeres Gespräch, in welchem Loudon seinen Stand und Namen und seine schwierigen Verhältnisse ausführlich auseinanderzusetzen Gelegenheit hatte. Nach einer Weile entfernte sich der Unbekannte mit dem festen Versprechen, für eine sofortige Audienz zu sorgen. Wenig später in das kaiserliche Cabinet getreten, fand Loudon seinen neuen Bekannten zur Seite der Kaiserin stehen. Es war der Großherzog Franz Stephan von Lothringen, Gemahl Maria Theresia's und später unter dem Namen Franz I., römisch deutscher Kaiser. Loudon erhielt die gewünschte Hauptmannsstelle im Trenck'schen Pandurencorps und wenig später die Weisung, sofort mit diesem nach Baiern aufzubrechen, Kaiser Franz aber blieb bis an sein Lebensende der warme Freund und Fürsprecher seines Schönbrunner Bekannten.

Aber die Tage der Prüfung waren für unsern Helden, der sich bei seiner Anstellung in Oestreich am Ziel seiner Wünsche glaubte, noch nicht zu Ende. Das Trenck'sche Freicorps, dem er enrollirt worden, bildete die zuchtloseste und verrufenste Truppe der gesammten östreichischen Armee und war binnen Kurzem wegen ihrer räuberischen Unthaten in ganz Deutschland verfehmt. Der Feldzug nach Baiern glich mehr einem Räubereinfall, als einem strategischen Manöver; verbrannte Dörfer, geplünderte Kirchen und Edelhöfe, mißhandelte und beraubte Städte, bezeichneten den Weg, den Trenck's verwilderte Schaaren genommen. Der Obrist selbst war einzig auf seine Bereicherung bedacht und völlig taub für die Vorstellungen, welche seine Officiere ihm im Namen der Ehre und Menschlichkeit machten. Loudon befand sich in der übeln Lage, Zeuge von Auftritten zu sein, die sein innerstes Gefühl empörten und denen er nicht Einhalt thun konnte, weil seine Panduren ihre Schandthaten durch den rohen Obristen entschuldigt und sanctionirt wußten. Sechs Jahre lang gehörte Loudon diesem unwürdigen Corps an, dessen schlechtes Renommée seinem regen Ehrgefühl und hohen sittlichen Ernst viel zu schaffen machte. Nach Beendigung des Bairischen Feldzugs gingen die Panduren, als Avantgarde des vom Feldmarschall Khevenhüller, später vom Prinzen Carl von Lothringen befehligten Armeecorps über den Rhein, um die flüchtigen Franzosen immer weiter zu verfolgen. Bei Elsaßzabern wurde Loudon in einem nächtlichen Vorpostengefecht, das einzige Mal in seinem Leben, schwer verwundet und gefangen genommen. Eine Musketenkugel fuhr ihm durch die rechte Brust in den hohlen Leib und hinten beim Schulterblatt wieder heraus, so daß er

besinnungslos fortgetragen und nur durch die Geschicklichkeit und Sorgfalt eines französischen Feldchirurgen dem Leben erhalten wurde. Die Kur war langsam und höchst schmerzhaft, weil die Kugel, welche ihn zu Boden geworfen, einen metallnen Knopf seines Dolmans abgerissen und in die Wunde getrieben hatte, so daß sie nur mühsam herausgeholt werden konnte. — Ueber die Art und Weise der Befreiung Loudons aus der französischen Gefangenschaft schwanken die Angaben der Quellenschriftsteller: Krsowitz behauptet, der verwundete Hauptmann sei überhaupt nicht gefangen genommen, sondern von seinem „Landsmann und Kriegsgespan" dem späteren Feldzeugmeister und Freiherrn Matthesen auf dessen eigenem Pferde aus dem Getümmel geschafft worden, Hormayr und Schweigerd sprechen von einer Auswechselung; der durch Gründlichkeit ausgezeichnete Lebensabriß in Wurzbachs „Oestreichischem Lexicon" (B. 16. S. 68) behauptet, Loudon sei durch eine Schaar marodirender Panduren befreit worden und habe den Bauersmann, bei dem er einquartiert gewesen, nur mit Mühe vor der Plünderung durch seine Befreier retten können. Feststehend ist nur, daß der Arzt, dem unser Held seine Heilung dankte, Franzose war und daß er denselben viele Jahre später in Sachsen wiederzusehen die Freude hatte, und daß diese Blessur wesentlich zu dem hartnäckigen Magenleiden beitrug, an dem er fortan laborirte. „Der Blessur von 1743," berichtete Krsowitz noch zu Loudons Lebzeiten (1785), „schreiben die Aerzte die Magenkrämpfe zu, denen der Feldmarschall von sehr langer Zeit und noch itzt unterworfen ist. Es fallen ihn jedoch die Krämpfungen nur sehr selten an; sie sind gering, durch bereits geprüfte Mittel hebelich und von keiner weiteren Folge."

Nach seiner Wiederherstellung zog Loudon mit den Trenckschen Panduren nach Schlesien. Als Trenck hier seine Truppen vor dem General Keil defiliren ließ, fragte dieser den Obristen: Was haben Sie da für einen jungen Hauptmann? „Er ist noch jung, aber er verdient bereits ein Regiment zu commandiren" lautete die Antwort.

Nichts desto weniger hatte Loudon schon wenige Wochen später mit dem rohen und unbilligen Obristen einen so heftigen Auftritt, daß er dessen Corps verließ und nach Wien zurückging, um eine anderweitige Verwendung zu erhalten. Wiederum begann eine Zeit trüber Thatenlosigkeit und Zurücksetzung, denn zwei Jahre vergingen, bevor der „reducirte" Hauptmann, dessen kleine Ersparnisse bald zu Ende gingen, eine neue Anstellung erhielt. Vergeblich wandte er sich mit verschiedenen Bittschriften an einflußreiche Hofleute, schließlich an die Kaiserin: er wurde immer wieder abgewiesen und endlich auf die Liste

der zudringlichen Supplikanten gesetzt. Nichts desto weniger ließ er den Muth nicht sinken und als die Kaiserin Elisabeth in einem 1747 erlassenen Avocationsedict sämmtliche in östreichischen und preußischen Kriegsdiensten stehende Liv- und Estländer binnen Präclusiv-Frist zur Rückkehr in die Heimath aufforderte, blieb er in Wien. Er lebte in äußerster Dürftigkeit, beständig mit taktischen Studien beschäftigt und nur darüber untröstlich, daß seine bescheidenen Mittel ihn an der Anschaffung der nöthigen Bücher und Kartenwerke verhinderten. Die einzige Erholung, die er sich erlaubte, bestand in dem Besuch eines öffentlichen Gartens der Alsterstraße, wo er Abends zuweilen ein Glas wohlfeilen Landweins trank.

In diese Zeit fällt ein heftiger Conflict, den Loudon mit seinem ehemaligen Chef, den im J. 1748 nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges verabschiedeten Obristen von der Trenck hatte. Trencks Unthaten waren ruchbar geworden und eine Menge von ihm geplünderter Leute kamen nach Wien, um ihm den Proceß zu machen. Einer derselben wandte sich an Loudon und ersuchte diesen, Trenck zu einem Schadenersatz zu bereden, nach dessen Auszahlung er von der beabsichtigten Klage Abstand zu nehmen bereit sei. Im Theater, wo Loudon sich seines Auftrags entledigte, kam es zu einem lebhaften Wortwechsel, der damit endete, daß der beleidigte „reducirte" Hauptmann seinen früheren Obristen auf „blanke Klinge" herausforderte. Tags darauf wurde Trenck verhaftet und dem strafenden Arm der Justiz überantwortet. Jetzt entspann sich ein langwieriger Proceß, der Loudon gegen seinen Wunsch in Wien zu bleiben nöthigte, da er als Zeuge vernommen werden sollte. Der unwürdige Trenck suchte seine Unthaten auf Loudon zu wälzen, dieser aber wies vor Gericht sein Notizbuch mit sämmtlichen von Trenck enthaltenen Vorschriften auf und wurde vollständig freigesprochen, während sein Verleumder lebenslängliche Haft in den Kasematten von Spielberg erleiden mußte. Die rettende Schreibtafel hat Loudon sein Leben lang aufbewahrt.

Erst im Jahre 1748 trat eine günstige Wendung im Leben unseres Helden ein, dessen ungünstiges Loos vielfach an die Rolle erinnerte, welche Unschuld und bescheidenes Verdienst in moralischen Erzählungen alten Zuschnitts spielten. Auf die Verwendung eines gleichfalls in östreichische Dienste getretenen Landsmanns, des Hofkriegsraths Grafen Löwenwolde, erhielt er die Stelle eines „wirklichen Hauptmanns" im Liccaner Grenzregiment; auch der Feldmarschall Graf Browne und der Musiker Salviati hatten ihm bei dieser Gelegenheit ihre Fürsprache zu Theil werden lassen. Bedingung dieser Wiederanstellung scheint ein

Act gewesen zu sein, der in die Jahre 1747 oder 1748 fällt und den einzigen Flecken in dem sonst makellosen und wahrhaft musterhaften Leben des trefflichen Mannes bildet: er trat, sicher gegen seine Ueberzeugung und nur durch äußere Umstände bestimmt, zur katholischen Kirche über. Das alte Oestreich konnte keine anderen als katholische Diener brauchen und Loudon gewann es über sich, dieses Hinderniß seines Fortkommens durch einen Religionswechsel hinwegzuräumen, der gerade nach den Begriffen seiner Zeit, den Anschauungen, in denen er erzogen war und den Eigenthümlichkeiten seiner nüchternen, ernsten und echt protestantischen Natur als sittlicher Makel erscheinen mußte. Das scheinen auch Loudons katholische und östreichische Freunde und Verehrer lebhaft gefühlt zu haben — seine Wiener Biographen suchen über diesen dunklen Punkt möglichst rasch hinwegzukommen und Krsowitzs beschönigende Bemerkung, er habe sich als Diener eines katholischen Staats zu dessen Religion bekannt, da sein hoher Geist über die „Spalte der Religionen" und die Trennungen „dunkler Dogmatik," erhaben gewesen — schmeckt stark nach einer Entschuldigung. Schweigerd berichtet, Loudons Uebertritt zur römischen Kirche sei die Frucht längerer Religionsgespräche mit einem Jesuiten Rieber gewesen. Gellert, der, wie wir in der Folge sehen werden, zu Loudons nächsten Bekannten gehörte, scheint mit psychologischem Scharfsinn errathen zu haben, daß der berühmte Feldherr selbst ein lebhaftes Gefühl von der Entwürdigung hatte, die dieser Schritt involvirte; seiner kurzen bedauernden Bemerkung darüber, daß der verehrte Freund „nicht mehr unserer Religion angehört," läßt sich absehen, daß sie aus Loudons eigner Empfindung abgeleitet worden ist und daß Gellert wußte, dieser sei ein tief religiöser Mensch und schon als solcher für sein Handeln verantwortlich gewesen. Alle Züge, welche uns aus Loudons Privatleben erhalten sind, stimmen zu einer ernsten, auf bestimmten, tief durchdachten und wirklich erlebten Principien ruhenden Welt- und Lebensanschauung, die die Dinge im Zusammenhang erfaßte und in ein System brachte. Die gesammte Persönlichkeit macht den Eindruck einer wesentlich reflectirenden, beschaulichen Natur. Ruhig, gemessen und in sich gekehrt geht der finster aussehende, wortkarge, melancholische Mann, dem nachgesagt wurde, er habe nie gelacht und kaum gelächelt, seinen Weg. Im gewöhnlichen Leben schwerfällig und pedantisch gewissenhaft, ist ihm rasches und energisches Handeln nur in der Stunde der Gefahr und Entscheidung gegeben. Erst wenn seine Umgebung unsicher und ängstlich zu werden begann, belebten sich seine düstern Züge zu Leben und Heiterkeit, glänzte aus den melancholischen licht-grauen Augen

das Feuer einer glühenden Seele. Im täglichen Verkehr war ihm Nichts so verhaßt als Regellosigkeit, Frivolität oder leichtsinnige Genußsucht, er selbst zeichnete sich schon als Jüngling durch die catonische Strenge seiner Sitten, seinen Abscheu vor allen Ausschweifungen und die Verachtung aller gewöhnlichen Vergnügungen aus und stieß durch ein knappes, fast rauhes und nicht selten linkisches Wesen bei oberflächlichen Berührungen ab. Gleich dem schweigenden Oranier, dem er auch äußerlich glich und dem ihm fast alle seine Biographen verglichen haben, gehörte er zu der Classe der hageren, hohlblickenden Männer, die „Nachts schlecht schlafen" und denen man ansieht, daß sie zuviel gedacht haben und weder „Spiel noch Musik" lieben. Zieht man weiter in Betracht, daß die Zeiteinflüsse, unter denen sich dieser wegen seiner Strenge und Abgeschlossenheit fast antik zu nennende Charakter gebildet hatte, der Periode des moralisirenden Rationalismus angehörten, so wird man kaum darüber in Zweifel sein können, daß Loudon das Gefühl des Selbstvorwurfs wegen seiner Conversion sehr deutlich gehabt hat und wenn überhaupt, nur mühsam losgeworden ist.

Acht Jahre lang lebte der „wirkliche" Hauptmann des Liccaner Grenzregiments auf einem abgelegenen Grenzorte von der Außenwelt so wenig beachtet, daß kaum der Name seines Aufenthaltorts und das Datum seiner um diese Zeit erfolgten Heirath sicher feststehen. Wahrscheinlich hat er den Haupttheil dieser Zeit in Gospich zugebracht, über die Heirath aber scheinen die Meisten seiner Biographen falsch oder doch mangelhaft unterrichtet gewesen zu sein. Während nach den eben mitgetheilten zuverlässigen Notizen des Dr. Buchholz feststeht, daß der zum Major beförderte Hauptmann Loudon in erster Ehe mit Elisabeth von Essen, der Tochter einer in Ungarn lebenden deutschen Familie verheirathet war, wissen die uns vorliegenden östreichischen Quellen von dieser Ehe überhaupt nichts, sie wissen nur, daß Loudon mit Clara von Hagen, der Tochter eines croatischen Officiers, verheirathet gewesen ist und daß diese ihm sechs Kinder geboren, welche sämmtlich im zartesten Alter verstorben. Die Unzuverlässigkeit dieser letzten Angabe geht schon aus den Widersprüchen hervor, welche zwischen Pezzl und den übrigen Darstellern bestehen. „Es ist ein Irrthum", heißt es bei dem genannten Autor „wenn einige Schriftsteller sagen, Loudon hat mit seiner Gemahlin einige Kinder und darunter auch einen Sohn gezeugt; die aber alle in früher Kindheit verstorben seien. Loudons Gemahlin war ein einziges Mal schwanger und zwar während des ersten Feldzugs des 7jährigen Krieges da sie in Wien lebte, aber auch dieses Mal verlor sie ihre Leibesfrucht durch eine frühreife Fehlgeburt. Loudon war und blieb

also kinderlos.“ Hiergegen wird von Wurzbach eingewandt, daß auf der Station Bunik beim Niederreißen einer Kirche die Leichensteine zweier Loudonscher Söhne gefunden worden. Dieser Widerspruch ist — unserer Meinung nach — nur zu lösen, wenn man mit Dr. Buchholz zwei Ehen annimmt, aus deren erster sechs Kinder hervorgingen, während die zweite mit Clara von Hagen kinderlos blieb. Schweigerd will in Erfahrung gebracht haben, daß der Sänger Salviati die Ehe mit Frl. v. Hagen vermittelt, behauptet übrigens gleichfalls, daß aus derselben verschiedene jung verstorbene Kinder geboren worden.

Die Jahre einsamen Grenzerlebens vergingen unter den Freuden des häuslichen Herdes und ununterbrochenen Studien. Niemals daß Loudon einen Spazierritt machte ohne das Terrain zu prüfen und sich von der nächsten Höhe aus eine möglichst zweckmäßige Truppenaufstellung zu denken, kein Abend, den er nicht brütend über Plänen und Karten verbrachte. „Das habe ich als Feldmarschall nöthig“, pflegte er scherzend zu sagen, wenn seine Gemahlin über die ewigen Karten klagte und den Gatten zu einer Ruhestunde einlud. Erst nach sechs Jahren eintönigen Gamaschendienstes und täglich wiederkehrenden Exercirübungen bot sich eine Gelegenheit zur Auszeichnung. Im Jahre 1754 brach zu Folge einer neu ausgeschriebenen Steuer ein Aufstand unter den Grenzsoldaten aus; sie verließen ihre Dörfer, verweigerten den Gehorsam und rotteten sich in benachbarten Wäldern zusammen, um eine förmliche Rebellion vorzubereiten. Loudon, der trotz seiner unerbittlichen Strenge und seines finstern Wesens außerordentlich populär war, wußte seine Untergebenen von jeder Betheiligung an den ausgebrochenen Wirren zurückzuhalten. Durch ihre Vermittelung vermochte er so erfolgreiche Verhandlungen mit den Rebellen anzuknüpfen, daß die Mehrzahl derselben, bevor es zu Blutvergießen gekommen, die Waffen niederlegte und der Rest mit leichter Mühe zum Gehorsam zurückgebracht werden konnte. Schweigerd, der diesen Vorgang in das Jahr 1748 verlegt, dessen Zuverlässigkeit übrigens mitunter zweifelhaft erscheint, weil er in Bezug auf chronologische Daten beständig von den älteren Quellen und von Wurzbach abweicht, theilt darüber nachstehende immerhin beachtenswerthe, wenn auch theilweise abweichende Einzelheiten mit. „Die Gährung wurde immer heftiger und brach endlich 1749 in zwei großen Dörfern in hellen Aufruhr aus. Die Tumultuanten erlaubten sich allerhand Gewaltthätigkeiten und erschossen ihren Oberlieutenant Labitzky; der Obrist Loge und andere Oberofficiere, denen die Pflicht oblag, Mittel zur Dämpfung des Aufruhrs zu ergreifen, flüchteten, aus Furcht Labitzky's trauriges Schicksal theilen zu müssen. Hauptmann Loudon

hingegen harrte nicht nur mit unerschütterlichem Muth unter den Empörern aus, sondern war auch auf Maßregeln bedacht, den Aufstand möglichst schnell zu stillen. Er hielt mit dem dortigen Erzpriester, nachmaligen Bischof von Caballini, eine kurze Unterredung, ersann selbst durch die Schnelligkeit seiner Denkkraft die Mittel, die Empörung schnell wie es sein mußte zu dämpfen und schritt sogleich zur Ausführung. Loudon versammelte alle Unterofficiere des Liccaner Regiments, weil er sich auf diese verlassen konnte, überfiel mit ihnen die Aufrührer haufenweise und stellte nach einer 24stündigen Anstrengung, während welcher er und seine Mannschaft weder Speise noch Trank genossen, die Ruhe wieder her. Die Rädelsführer wurden festgeschlossen und in das Regimentsquartier nach Gospich abgeführt, wo eine strenge Untersuchung über sie verhängt wurde, nach deren Beendigung sieben der Haupturheber zum Tode durch den Strang verurtheilt, die andern mit mehr oder minder dauerndem Gefängniß bestraft wurden." Trotz der Umsicht und Mannhaftigkeit, welche Loudon bei dieser Gelegenheit bewiesen und trotz des anerkennenden Berichtes, welchen der Commandirende des Karlstädter militärischen Bezirks über die Sache nach Wien gesandt hatte, verging noch manches Jahr, ehe er auch nur dazu gelangen konnte, mit einiger Billigkeit behandelt zu werden. Die Mittelmäßigkeit schien sich allenthalben, wo er erschien, dazu verschworen zu haben, seine Laufbahn zu kreuzen und ihn den Beweis führen zu lassen, daß das wahre Talent auch die größten Schwierigkeiten besiegen könne. In dem Oestreich Maria Theresia's sahen die Aristokratie und die Camarilla in dem livländischen Emporkömmling, der keine andere Empfehlung als die seines Genies mitgebracht hatte, einen Rebellen gegen das Herkommen, der um jeden Preis beseitigt werden müsse, und noch bevor Loudons Name auch nur in den Wiener Militärkreisen allgemein bekannt war, scheint das mit der Bureaukratie verbündete Junkerthum instinctiv in ihm einen Mann gewittert zu haben, der als Todfeind des Schlendrians niedergehalten werden müsse. — An des Obristen Loge Stelle war ein Herr von Vehla Chef des Liccaner Regiments geworden, der den ernsten, steifen Major vom ersten Tage an schlecht behandelte, um ihn aus seiner Stelle wegzurücken. Durch fortwährende Kränkungen und Zurücksetzungen aufs Aeußerste gereizt, ging Loudon im Einverständniß mit mehreren anderen gleichfalls beleidigten Officieren, unter denen namentlich ein Hauptmann Kottulinsky genannt wird, nach Wien, um über den brutalen Obristen Klage zu führen. Sein gerader rechtlicher Sinn hatte keine Vorstellung davon, daß der bloße Versuch einer Auflehnung gegen die Allgewalt der herrschenden Classe eine Tod-

sünde gegen den Geist des östreichischen Staats, ein Hazardspiel sei, bei dem nur verloren, nicht gewonnen werden konnte. Glücklicher Weise machte er seinem Landsmann Löwenwolde von dem Vorhaben Mittheilung, das ihn nach Wien geführt hatte und dieser, der als Hofkriegsrath eine genaue Kenntniß des Terrains der Hofburg besaß, ertheilte ihm den Rath, unverzüglich nach Gospich zurückzukehren und sorgfältig zu verschweigen, mit wie ausschweifenden Plänen er sich getragen. Erst als der Hofkriegsagent Cabellini dieser Auffassung beitrat und hinzufügte, daß Loudon sich in einem vollständigen Irrthum bewege, wenn er auf das Zeugniß seiner Dienstcameraden baue, die, sobald die Sache ernsthaft werde, sofort „umsatteln" würden, ließ dieser sich dazu bewegen, nachzugeben und geduldig in sein Standquartier zurückzukehren.

Es versteht sich von selbst, daß Loudons Stellung fortan noch unerträglicher wurde, als sie gewesen war. Vehla, der von den waghalsigen Gedanken seines Majors Kunde erhalten haben mochte, wußte den commandirenden General Grafen Petazzi zu wüthendem Haß gegen Loudon aufzustacheln. Als 1756 der Krieg gegen Preußen ausbrach und zwei Liccaner Bataillone nach Schlesien beordert wurden, machte Loudon vergebliche Versuche, an dem bevorstehenden Feldzuge Theil nehmen zu dürfen. Loudons Gesuch wurde mit einer beleidigenden Resolution, welche unter Anderem die Worte „Sie taugen nicht zum Kriege, noch können Sie sich die nöthige Feldequipage anschaffen" enthielt, abgewiesen und von der Liste der kriegstüchtigen Officiere förmlich gestrichen. Verzweifelt wandte Loudon sich noch einmal nach Wien, er wußte, daß eine gleich günstige Gelegenheit zur Befreiung aus den Banden geistlosen Grenzerdienstes nicht so leicht wiederkehren werde, daß es sich um seine gesammte Zukunft, um Sein oder Nichtsein handle. Seine kleinlichen Feinde hatten dafür gesorgt, daß ihm in der Expedition des Hof-Kriegsraths zunächst ein höchst ungünstiger Empfang zu Theil wurde. Als er nach wochenlangem Harren endlich zu einer Audienz bei dem Vicepräsidenten dieser berüchtigten Behörde, dem Feldmarschall Grafen Neipperg, vorgelassen wurde, empfing dieser typische Repräsentant des geist- und talentlosen östreichischen Militärschlendrians den bescheidenen Obristlieutenant (zu dieser Würde hatte Loudon es endlich gebracht) mit den groben Worten: „Was wollen Sie, auch ohne Sie kann der Preußenkrieg geführt werden." Die Sachen standen so schlimm, daß selbst die Fortsetzung der militärischen Laufbahn des Supplikanten auf dem Spiele stand. Schon war ein Bescheid des Hofkriegsraths ausgefertigt, der den unglücklichen Loudon mit einem Verweise wegen subordinationswidrigen Betragens nach Gospich zurück-

beorderte, als es diesem endlich gelang, seinen alten Petersburger Gönner den inzwischen zu hohen Würden beförderten Elias von Hochstaetten aufzufinden und von seiner verzweifelten Lage in Kenntniß zu setzen. Dieser scharfblickende Mann, auf dessen Rath Loudon, wie wir wissen, nach Oestreich gekommen war und der von jeher an das Talent seines Freundes geglaubt hatte, wußte sogleich Rath; mit freundschaftlicher Wärme brachte er Loudons Sache bei dem Staatskanzler, Fürsten Kaunitz, zur Sprache. Kaunitz war mit dem traurigen Zustande der östreichischen Armeeleitung zu genau bekannt, um an die Unfehlbarkeit derselben zu glauben, oder auch nur besondern Respect vor dem Hofkriegsrath zu haben. Nachdem er sich bei dem Feldmarschall Grafen Browne über des Obristlieutenants Loudon Brauchbarkeit informirt hatte, durchbrach er in dem Bewußtsein seiner Allmacht alle Schranken der zopfigen Wiener Militärbureaukratie, indem er kurzweg anordnen ließ, den Herrn von Loudon zunächst den ausrückenden Grenzerbataillonen zuzuzählen und so bald als möglich zu der in der Bildung begriffenen Reichsarmee überzuführen. Loudon, dessen beschränkte Geldmittel inzwischen auf die Neige gegangen waren, wurde in seiner elenden Herberge, dem Dachstübchen eines Schneiders in der Ungar-Gasse, mit Mühe ausfindig gemacht und von dieser plötzlichen Wendung in Kenntniß gesetzt. Trotzdem er zunächst noch unter Vehlas Befehlen blieb, begab er sich mit froher Zuversicht auf den Marsch nach Schlesien; in Laibach gelang es ihm, von einem Wechsler Weitenhiller einen Vorschuß von 1000 Gulden zu seiner Equipirung zu erhalten. Aber noch bevor die Grenzer an das Ziel ihres Marsches gelangt waren, machten Loudons unwürdige Feinde einen neuen Versuch, den talentvollen Mann von der Theilnahme an der Kriegsaction auszuschließen. Er wurde nach Wien geschickt, um bei dem Hofkriegsrath brauchbare Gewehre für sein Bataillon zu reclamiren. Bei der Schwerfälligkeit dieser Behörde und der Verwirrung, welche in derselben herrschte, wußte Loudon, daß es sich um Monate lange Verhandlungen von höchst zweifelhaftem Erfolg handeln würde. Wiederum war es der bornirte Neipperg, der ihn in verletzender Weise abzufertigen suchte. Aufs Höchste aufgebracht wandte Loudon sich durch Hochstaettens Vermittelung noch ein Mal an Kaunitz, der die Sache bei der Kaiserin persönlich zur Sprache brachte und auf die Gefahr hinwies, die talentvollsten Kräfte der Armee durch die Unfähigkeit der obersten Verwaltungsstellen erdrückt zu sehen. Maria Theresia griff mit der ihr in solchen Fällen eigenen Energie ein und der Vicepräsident des Hofkriegsraths erhielt eine, in unzweideutigen Ausdrücken abgefaßte Rüge, Loudon aber wurde mit seinem Anliegen an den Präsidenten

Grafen Harrach gewiesen, der das Geschäft rasch und sachgemäß erledigte. Gleichzeitig erhielt er durch Browne und Löwenwolde das Versprechen, an die Spitze des diesem beigegebenen Croatencorps gestellt zu werden und das Glück wollte, daß die betreffende Truppe aus den Liccanern gebildet wurde, die ihn kannten und auf die er sich verlassen konnte.

Der Feldzug von 1756 war nahezu zu Ende, als unser Held auf dem Kriegsschauplatz anlangte, der zur Stätte seiner Größe und seines Ruhms bestimmt war. Die zweifelhafte Schlacht von Lowositz war bereits geschlagen, das sächsische Corps bei Pirna eingeschlossen und von der Hauptarmee getrennt. Browne hatte die schwierige Aufgabe übernommen, die ausgehungerten und durch ihre verzweifelte Lage entmuthigten Sachsen zu befreien. Loudons Abtheilung bildete den Vortrab der Armee, welche zur Ausführung dieses schwierigen Planes bestimmt war. Die Oestreicher kamen bekanntlich zu spät und mußten sich weiter nach Böhmen zurückziehen. Dieser Rückzug bot dem Croatenführer die erste Gelegenheit, sein glänzendes Talent für den Vorposten- und Plänklerdienst auszuweisen. Auf eigene Faust und nur 500 Mann stark überfiel er das Städtchen Tetschen, in welchem zwei preußische Husarenschwadronen lagen. Diese wurden zum Theil niedergehauen, zum Theil in die Flucht getrieben und Loudon kehrte mit reicher Beute an Proviant und Pferden in das Hauptquartier zurück. Dieser Handstreich, der Loudons Namen bei Freund und Feind bekannt machte, war nur der Vorläufer einer Anzahl ähnlicher Unternehmungen, die Loudon im Winter 1757 mit seltenem Geschick und stets vom Glück begünstigt in Ausführung brachte. Seine ernste schwerfällige Art verhinderte ihn nicht, an Keckheit und raschem Entschluß Alles zu überbieten, was von den Führern der übrigen Plänklerabtheilungen in dieser Beziehung geleistet war und der Mann, dessen ganze Natur zu systematisch ausgearbeiteten taktischen Unternehmungen angelegt war, der im Rath stets zögernd und unentschlossen erschien und seine Anweisungen wo möglich mit der Uhr in der Hand ertheilte, überbot, sobald er an der Spitze seiner flüchtigen Reiter stand, selbst den alten Ziethen an Schlauheit, Verwegenheit und militärischem Humor. Der bekannteste Handstreich dieses Feldzugs war die Ueberrumpelung von Kirchfeld, einem in der Lausitz belegenen, wohlbefestigten und von einem Bataillon Preußen besetzten Platz, der durch eine Redoute und zwei Kanonen gegen jede Ueberraschung geschützt schien. In einer eisigen Winternacht machte Loudon sich im Auftrag des Grafen Lacy mit seinen Croaten auf den Weg; das schwerste Stück der Blutarbeit, der Angriff auf die Redoute, war ihm übertragen worden. Nach einem

angreifenden Marsch durch Schnee und Eis stand er Morgens um 5 Uhr vor der Stadt, welche im Morgengrauen kaum sichtbar war. $1\frac{1}{2}$ Stunden später war die Redoute erstiegen, das feindliche Geschütz vernagelt, die Besatzung gefangen genommen und entwaffnet. Als das Hauptcorps nachgerückt kam, fand es nichts mehr zu thun übrig. Browne und Lacy, die als eingewanderte Fremde Geschick und Tapferkeit höher zu schätzen wußten als den vollgewichtigsten Stammbaum, sorgten dafür, daß der tapfere Obristlieutenant schon am 17. März zum Obristen befördert war.

Der Frühjahrsfeldzug des Jahres 1757 bot dem Croaten-Obristen keine weitere Gelegenheit sein eigenthümliches Geschick zu beweisen. Seine Abtheilung vereinigte sich mit der Hauptmacht Brownes, um an jener Schlacht von Prag theilzunehmen, welche den europäischen Ruf der „berliner Wachtparade" begründete. Loudon focht auf dem linken Flügel der Oestreicher und wurde sammt diesen in Prag eingeschlossen, nachdem er an der Spitze einer tapfern Schaar gestellt, sich bei dem Wyssh'rad durchzuschlagen, den vergeblichen Versuch gemacht hatte. Erst die Schlacht bei Collin änderte die Situation und gab den in Prag eingeschlossenen Truppen die Möglichkeit, die erlittene Schlappe gut zu machen.

Loudon, der auch dieses Mal an der Spitze der Truppen stand, welche den Ausfall wagten und die Preußen aus der bei Prag genommenen Position verdrängten, zeichnete sich jetzt als kühner und unermüdlicher Verfolger des Feldmarschalls Keith aus, dem er durch die Wegnahme von Proviant, Munition und Pontons beträchtlichen Schaden zufügte. Während der folgenden Sommermonate war er wieder unermüdlich mit dem Vorpostendienst beschäftigt, den sein Geschick zu einem besondern Zweige der Kriegskunst erhob. Den Feind durch kleine Neckereien zu beunruhigen, ihm die Zufuhr abzuschneiden, Magazine wegzunehmen, vor Allem die Geldtransporte aufzufangen, welche Friedrich aus den unglücklichen Städten Sachsens kommen ließ, war Niemand so geschickt wie Loudon, dessen Name bald auch seinem großen Gegner bekannt wurde. „Loudon hat kaum 2500 Mann", heißt es in einem Schreiben des Königs an den Prinzen von Dessau „Ich bin gar nicht mit Ihrer conduite zufrieden, gehen Sie den Kerls auf den Hals und agiren offensiv oder unsre Freundschaft höret auf. Wo ist die Ehre der Preußen? vor 2500 Mann läuft ein General der Infanterie mit 14 Bataillons und 20 Escadrons zurück." „Der Obrist Loudon", heißt es in einem spätern an den Commandanten von Dresden gerichteten Schreiben des Königs, „steht mit seinem Corps von 2000 Mann hier

vor mir. Die charmanten Kanaillen von Baskopol haben solche amitié vor uns, daß sie mir nicht mehr verlassen; ich habe sie alle nun vor mir." Aber auch unter den östreichischen Befehlshabern fand Loudon jetzt die verdiente Anerkennung. Nachdem er am 26. Juni einen großen preußischen Transport zwischen Lowositz und Welmina weggenommen, bewilligte die Kaiserin ihm eine jährliche Gehaltszulage von 1500 Gulden, eine Auszeichnung, für welche Loudon dadurch seinen Dank abstattete, daß er die Preußen während dreier Augustwochen sieben Mal überfiel und ihres Trains beraubte und zu sechs Malen wichtige Couriere sammt ihren Depeschen auffing. Eine detaillirte Darstellung dieses Abschnitts aus Loudons Leben würde nach Brodwicks Urtheil (Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee von 1757) zu „einer lehrreichen Schule des kleinen Krieges werden", von dem unser Held übrigens jetzt Abschied nahm, um sich größerer Thätigkeit zuzuwenden.

In der zweiten Hälfte des August 1757 ging Loudon endlich seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß zur Reichsexecutionsarmee nach Thüringen ab; auch dieses Mal an der Spitze der leichten Truppen. Er nahm mit denselben an der Vertreibung der Preußen aus Gotha Theil und war Zeuge jenes unwürdigen Vorfalls, als die an der Tafel der Herzogin versammelte Generalität des Soubiseschen Franzosencorps und der Reichsarmee durch die Nachricht von der Annäherung Seydlitzscher Reiter in panischen Schrecken versetzt wurde. Während die vornehmen Generale und Marschälle in unwürdiger Rathlosigkeit durcheinanderliefen, begab er sich ohne ein Wort zu verlieren auf seinen Posten; sein Corps war das Einzige, das die Ehre des Tages rettete, nicht nur nicht davonlief, sondern 200 Preußen niederhieb und 137 Mann gefangen nahm. Mit der Mehrzahl der patriotischen Oestreicher seiner Zeit sah Loudon die französische Bundesgenossenschaft nur ungern und das würdelose Betragen der in Gotha versammelten Officiere dieser Armee füllte ihn mit einer Verachtung gegen dieselbe, die er, der sonst so zurückhaltende ruhige Mann, in bittern Spöttereien über die anmaßenden Fremdlinge Luft machte. Wie Hormayr berichtet, kam es zu einem ziemlich lebhaften Conflict und beklagten die französischen Generale sich auf's Empfindlichste darüber, daß der Obrist von Loudon alles guten Tons bar sei. Der 19. September war für unsern Obristen übrigens noch dadurch wichtig, daß er an demselben Tage die Nachricht von seiner Beförderung zum General-Major erhielt. Während des Schreckens an der herzoglichen Tafel war der Wiener Courier, der das Patent überbringen sollte, von Seydlitz'schen Reitern aufgefangen

und zu Seydlitz geführt worden. Auf Wunsch des Königs, der von dem Talent seines Gegners schon längst eine vortheilhafte Meinung hatte, wurde das Patent sammt einem kameradschaftlichen Glückwunsch an Loudons Adresse befördert.

Der Rest des Feldzugs von 1757 bot dem neuen Generalmajor keine andere Gelegenheit zur Auszeichnung, als die im kleinen Kriege. Von Gotha ging er über Rudolstadt nach Cotta, um dann über Jena wieder auf den thüringischen Kriegsschauplatz zurückzukehren. Ueber seine damalige Thätigkeit — sein Corps bestand aus kaum 800 Mann — lassen wir, statt aller weitern Ausführungen, zwei Zeugnisse folgen, deren eines von einem Gegner, dem preußischen General Grafen Henkel ausgestellt ist und darum besondere Beachtung verdient. „Man hat sich geschmeichelt", heißt es in dem Tagebuch des Grafen (1. Oct. 1757), „daß Loudon mit seinen Panduren nach Eger zurückgekehrt sei, ich erfuhr jedoch heute, daß er nur einen Umweg ins Schwarzburgische genommen, um nach Jena zu gehen." Daß eines Officiers, der nur 800 Mann unter sich hatte, in den Aufzeichnungen des feindlichen Feldherrn so ausführliche Erwähnung geschieht, beweist, wie groß die Bedeutung war, welche demselben zugeschrieben wurde. Elf Tage später schrieb der Prinz von Sachsen-Hildburghausen, Obergeneral der Reichsarmee dem Kaiser: „Zu bedauern ist es, allergnädigster Herr, daß nur ein Loudon vorhanden und daß dieser nicht in viele Stücke zu vertheilen ist; denn wahrhaftig, dieser hat mit seinen wenigen bei sich habenden Husaren mehr ausgerichtet, weit mehr als alle 2000 hier seiende Husaren. Es vergehen wenige Tage, wo er nicht etwas von sich hören läßt. Es ist mir leid, daß ich ihm die mehrsten Croaten, da ihre Zeit um war, habe nach Hause entlassen müssen, Loudon solchem nach kaum noch 500 Mann bei sich hat."

Den Abschluß des preußischen Feldzuges gegen die Reichsarmee und das diese unterstützende Soubisesche französische Hilfscorps bildete bekanntlich die Schlacht bei Roßbach. Friedrich selbst hatte daran gezweifelt, daß es ihm möglich sein werde, diese Gegner anders als einzeln zu schlagen. „Ich muß nun gegen die Franzosen eilen, die sind à portée," hatte er dem Herzog von Bevern am 28. August geschrieben. „Die Reichsarmee wird hernach das Consilium abeundi kriegen und dann werde ich mich nach dem Ort kehren müssen, wo mir jemand zu nahe kommt." Der große Feldherr hatte nicht geahnt, daß die ihm entgegengestellten Feinde so elend seien, daß ihm ihre gleichzeitige Besiegung ohne besondere Mühe gelingen werde. Der Obergeneral der Reichsarmee, Prinz von Hildburghausen, war zwar ein tapferer und erfahrener

Kriegsmann, die Mehrzahl der ihm unterstellten Truppen aber so jämmerlich organisirt, daß mit ihnen nach des Prinzen eigenem Ausspruch „nur Ehre und Reputation zu verlieren waren" und ein schwäbischer Obrist, der sie vorüber ziehen sah, sagen konnte: Es fehlen zur vollkommenen Caricatur nichts weiter, als noch einige Dutzend Hanswürste und Schornsteinfeger. Dazu kam, daß von den französischen Regimentern nur die Schweizer und ein Theil der Reiter brauchbar waren, der Rest aus einem Gesindel bestand, das allenthalben in Deutschland, wo es erschien, Gegenstand der Verwunderung und des Spottes wurde. Ihr Führer, Soubise, war ein durch die Freundschaft der Pompadour ans Ruder gekommener, unfähiger und gewissenloser Aristokrat des ancien régime, dessen Hochmuth und Unzuverlässigkeit jedes Zusammenwirken mit Hildburghausen unmöglich machte. Die einzigen tüchtigen Soldaten waren die Kaiserlichen, welche ihrer geringen Anzahl wegen kaum in Betracht kamen. Loudon, der einen Theil derselben führte, stand während der Schlacht bei Roßbach in den Defiléen und kam gar nicht ins Gefecht. Sein Unmuth über die bodenlose Schmach der Reichsarmee und der Franzosen tritt in dem Bericht, den er zwei Tage nach dieser Schlacht an den Herzog von Lothringen absandte, deutlich hervor und beweist, daß seinem Scharfblick nicht entgangen war, auf welcher Seite die Hauptschuld lag. Schon am Tage vor der Schlacht hatte Loudon, den der Prinz von Hildburghausen um seine Meinung gefragt, einen nächtlichen Ueberfall der Preußen angerathen, denn man nicht die Zeit lassen dürfe, sich zu formiren. „Der Prinz gab mir zur Antwort, daß die Herren Franzosen nicht gerne bei Nacht marschirten und dieses ist glaube ich die Ursache gewesen, daß solches unterblieb. Indessen waren die Kaiserlichen und die Reichstruppen in solchen Umständen, daß sie, Gott weiß aus was vor ein Versehen, in 4—5 Tagen kein Brod und Fourage bekamen; mithin waren der Prinz gezwungen, entweder zu retiriren oder zu schlagen." Dann folgt eine Aufzählung der tactischen Fehler „beider Prinzen," welche die besetzten Anhöhen ohne allen Grund verlassen hätten und in die Tiefe hinabgestiegen wären, wo der von der entgegengesetzten Höhe herabsteigende König sich mit voller Wucht auf ihre im Marsch befindlichen Truppen geworfen habe. „Der linke Flügel, wo die Reichsarmee formirt stand, hatte sich kaum formirt, so gefiel es derselben auch, auf den dritten oder vierten Kanonenschuß das Gewehr in die Luft zu schießen und in der größten Unordnung sich davon zu begeben . . . . Die Confusion in der Retirade ist so unbeschreiblich und hat die Reichsarmee abermahlen gezeiget, daß ihr alter Werth sich noch im Geringsten nicht vermehret hat. Da nun

dazu denen Franzosen beliebet hatte, all' ihre Bagage hinter der ordre de bataille aufzuführen, so stehet auch gar leicht zu ermessen, daß sie die mehrste davon verloren haben, denn die Retirade ging durch Freiburg über eine einzige Brücke, auf welcher kaum fünf Mann neben einander marschiren können."

Ueber Naumburg, Eisenberg und Gera zog Loudon jetzt in sein früheres Standquartier Freiberg zurück, wo er den größten Theil des Winters über blieb, um später nach Komothau überzusiedeln. Das rasche Avancement, welches das Jahr 1757 ihm gebracht hatte (binnen wenigen Monaten war er, wie wir gesehen haben, vom Obristlieutenant zum Generalmajor befördert worden) konnte ihn nicht damit versöhnen, daß er noch keinen großen Dienst zu leisten im Stande gewesen, und statt des Feldherrntalents, dessen er sich bewußt war, bloßes Geschick als Vorposten-Capitain und Plänkler bewiesen habe. „Wahrlich, es kränkt mich in der Seele," heißt es in einem an den Prinzen Karl von Lothringen gerichteten Schreiben vom 28. November, „daß ich so ganz und gar inutile diesen ganzen Herbst hindurch habe verbleiben müssen. Allein mit meinem Commando von 700 Mann habe ich ein Mal nichts anderes unternehmen können, weil ich en égard des Feindes niemalen mehr als eine Feldwache gewesen."

Während Oestreichs größtes militärisches Talent auf diese Weise zu verzehrender Unthätigkeit verurtheilt war, setzte Friedrich seine Siegeslaufbahn gegen Karl v. Lothringen und den talentvollen aber trägen Daun ununterbrochen fort. Bei Leuthen (5. December) wurden 90000 Oestreicher von 33000 Preußen aufs Haupt geschlagen; 21500 Soldaten und 307 Officiere fielen dem Sieger, der außerdem 134 Geschütze und 59 Fahnen und Standarten erbeutete, als Gefangene in die Hände und am Schluß des Jahres hatte der große König beinahe alle Theile seines schwerbedrängten Reiches von den übermüthigen Feinden gesäubert. Das neue Kriegsjahr begann unter günstigen Zeichen. Schweidnitz, das Loudon und Buccow vergeblich mit Proviant zu versehen versuchten, mußte im April capituliren, nachdem Fouqué's Heldenmuth den Engpaß von Braunau so hartnäckig vertheidigt hatte, daß die Oestreicher jeden Gedanken an einen Entsatz aufgeben mußten. Aber schon vier Wochen später wandte sich das Blatt: Friedrich beging den verhängnißvollen Irrthum, sich gegen den Rath seiner erfahrensten Feldherren auf eine langwierige Belagerung der Festung Olmütz einzulassen und dadurch einen beträchtlichen Theil seiner heldenmüthigen Armee, die numerisch immer hinter Oestreich zurückstand, lahm zu legen. Graf Marschall von Biberstein wurde von den Bürgern der

belagerten Stadt und seiner Besatzungstruppen so muthig unterstützt, daß die Preußen Ende Mai den Hauptheil ihrer Munition und Fourage verbraucht hatten, ohne einen Schritt weiter zu kommen. 65000 Bomben waren binnen wenigen Wochen in die Festung geworfen worden, als Daun zum Entsatz heranzog. Für die Oestreicher kam Alles darauf an, das Eintreffen des von Friedrich aus Schlesien verschriebenen 4000 Wagen starken Transports zu verhindern und den lediglich auf diese Munitionsvorräthe angewiesenen König dadurch zum Aufgeben der Belagerung zu zwingen. Loudon (der am 7. März zu Skaliz mit dem Ritterkreuz des neu gestifteten Maria-Theresia-Ordens ausgezeichnet worden) hatte den wichtigen Auftrag empfangen, diesen vom Obristen Mosel und 9000 Soldaten gedeckten wichtigen Transport aufzufangen. Ueber die Art und Weise, wie er sich dieses wichtigen Commissums entledigte, das wesentlich zur Befestigung seines militärischen Credits beitrug, entnehmen wir der Archenholzschen Geschichte des siebenjährigen Krieges und Wurtzbachs kurzer aber höchst präciser Darstellung die nachstehenden Daten.

Am 28. Juni hatte Loudon die Anhöhen besetzt, von denen aus das zwischen Bautsch und Altliebe liegende Defilé, welches die Preußen passiren mußten, bestrichen werden konnte. Im Gebüsch versteckt lauerten die Ungarn und Croaten, auf der Ebene Husaren und Dragoner. Das preußische Corps konnte des schweren Trains wegen nur sehr langsam marschiren. Ueberdieß waren die Wege nach Olmütz wegen der beständigen Zufuhr und eines anhaltenden heftigen Regenwetters so verdorben, daß die Fuhrwerke alle Augenblicke stecken blieben und der Zug dadurch aufgehalten und getrennt wurde. Obrist Mosel mußte von Zeit zu Zeit Halt machen und dennoch blieb ein Drittheil des Zuges zurück. Endlich langte er an dem Hohlwege von Bautsch an. Jetzt befahl Loudon, ohne die Ankunft des zu seiner Unterstützung beorderten General Siskowitz abzuwarten, den Angriff. Während von der Höhe Batterien donnerten, warfen die östreichischen Reiter sich auf den Zug, der dadurch in Unordnung gerieth. Die Preußen wehrten sich so tapfer, daß Loudon nach der Erbeutung einiger hundert Wagen von der weitern Verfolgung abstehen mußte, zumal General Ziethen mit einer starken Abtheilung Mosel zu Hilfe eilte und nicht mehr an der Vereinigung mit demselben gehindert worden war. Ein gewöhnlicher General hätte sich mit der gemachten Beute begnügt und eine weitere Beunruhigung des durch Ziethens tapfere Schaaren verstärkten Feindes aufgegeben. Nicht so Loudon, der sehr wohl wußte, daß seine Aufgabe darin bestand, dem Könige die Fortsetzung der Belagerung von Olmütz unmöglich zu machen

Er eilte dem Feinde voraus, verstärkte sich durch die endlich eingetroffenen Truppen des General Siskowitz und nahm bei Domstadl neue Stellung. Er ließ den preußischen, etwa 1000 Wagen starken Vortrab passiren, feuerte dann in den Train selbst hinein und warf sich in geschlossenen Colonnen auf die zerstreuten und in Verwirrung gerathenen Deckungstruppen. Ziethen, der gewahr geworden war, daß es unmöglich sei, den in die furchtbarste Verwirrung gerathenen Zug wieder in Marsch zu setzen, war schnell entschlossen, auf die Weiterbewegung des Trains völlig zu verzichten; trotz des heftigen Kugelregens ließ er, was aus dem Transport erreichbar war, zu einer förmlichen Wagenburg formiren und mit drei Bataillonen und sechs Kanonen besetzen; mit einem andern Theil der Truppen griff er die Oestreicher so erfolgreich an, daß einige Bataillone zurückgeworfen und mehrere Kanonen genommen wurden. Dem weiteren Vordringen der Preußen trat eine von Dragonern unterstützte Husarenabtheilung entgegen, die sie in ihre Wagenburg zurücktrieb. In demselben Augenblick erschien Loudon, warf sich mit unwiderstehlichem Ungestüm auf den Zug, zündete die Pulverwagen an und richtete dadurch eine furchtbare Verwirrung an. Einige der preußischen Bataillone warfen sich todesmuthig in das Defilé, Ziethen aber wurde mit demĘpttheil der Truppen abgeschnitten, um unter immerwährendem Gefecht auf Troppau zu retiriren. Der General Kerkow, welcher sich mit dem Vortrab und 250 in der Eile zusammengerafften Wagen gerettet hatte, sollte von diesen noch fünfzig an nacheilende Husaren und Croaten verlieren, — von 4000 Fuhrwerken kamen nur zweihundert in die Hände des Königs, der in Folge dieses Verlusts die Belagerung von Olmütz aufzugeben genöthigt war. Sechshundert und fünfzig Gefangene (unter diesen General v. Puttkammer), die von Mosel mitgeführten Kassen und sechs Geschütze blieben außerdem in den Händen des glücklichen Siegers. Drei Tage nachdem Friedrich die Belagerung aufgehoben, wurde Loudon zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt.

Wir übergehen die Einzelheiten des Sommerfeldzugs von 1758, Loudons Diversion in die Mark, wo er die Russen unterstützte, sowie jenes Gefecht von Opotschna, wo Friedrich und Fouqué es persönlich auf den glücklichen Führer der östreichischen Avantgarde abgesehen hatten, und gehen zu dem Hauptereigniß dieses denkwürdigen Jahres, dem berühmten Ueberfall von Hochkirch (14. Oct.), über. Die Ehre der strategischen Ausarbeitung dieses unter dem Oberbefehl des Grafen Daun ausgeführten Plans gebührt Loudon, der außerdem an dem bezüglichen Gefecht mit seinen Croaten hervorragenden Antheil nahm.

Daun war der einzige ebenbürtige Rival Loudons in der östreichischen Armee und diesem in vieler Beziehung ähnlich. Beiden Feldherren war eine kalte, unerschütterliche Ruhe und Vorsicht, sowie die Vorliebe für systematisch durchdachte Pläne eigen, Daun unserm Helden vielleicht in Bezug auf tactische Kenntnisse und militärwissenschaftliche Bildung überlegen. Dagegen fehlten ihm Loudons Kühnheit und Entschlossenheit, sowie dessen unvergleichliche Gabe, die Truppen an seine Person zu fesseln und zu begeistern; Loudon war nicht nur ein genialer Feldherr, sondern außerdem ein vorzüglicher Capitain, der durch seinen langjährigen Dienst in untergeordneten Stellungen mit allen Künsten und Handgriffen der persönlichen Anführung innig vertraut war. Dauns Stärke bestand darin, daß er sich nie überraschen ließ und stets für alle Eventualitäten gerüstet war, seine Schwäche war eine all zu große Vorsicht, durch welche er sich fast regelmäßig darum bringen ließ, seine Erfolge gehörig auszubeuten. Loudon verband mit der Umsicht des Theoretikers den richtigen Instinkt eines alten Praktikers und die Kühnheit des geborenen Soldaten. Dazu kam, daß Daun bei seinen Truppen wenig beliebt war und die Mannszucht mit mechanischer Gleichförmigkeit und ohne Verständniß für die durch den Wechsel der Situationen gebotenen Modificationen, gleichsam um ihrer selbst willen, ausübte. Auch Loudon war von unerbittlicher Strenge und hielt pedantisch auf die Erfüllung aller Vorschriften des Reglements, aber sein psychologischer Scharfblick und seine natürliche Humanität sagten ihm, daß es unbillig und unklug sei, von dem Soldaten im Felde dieselbe Gleichförmigkeit des Verhaltens und der Erscheinung zu fordern, wie auf der Wachtparade. Das Heer wußte, daß er nicht nur für die Bedürfnisse des gemeinen Mannes väterlich sorgte und jedes Verdienst dankbar anerkannte, sondern zugleich dem Grundsatz folgte, „seine Soldaten sollten muthig zum Großen, nicht groß im Kleinen sein". Während Dauns kalte und vornehme Gemessenheit keine Regung soldatischen Frohsinns und Uebermuths aufkommen ließ, der aristokratische Feldherr im Getümmel der Schlacht genau dieselbe Haltung zeigte, wie im Salon, verstand Loudon es, seinem finstern und melancholischen Wesen soweit Zwang anzuthun, daß er auf seine Umgebung keinen unnöthigen Druck ausübte. Commandirte er persönlich zum Angriff, so schien sein ganzes Wesen verändert und das Feuer, das dann aus seinen Augen strahlte und die Kälte seines Wesens zu schmelzen schien, war es vornehmlich, das im entscheidenden Moment Officiere und Soldaten unwiderstehlich fortriß.

Diese Combination scheinbar einander widersprechender Eigenschaften

hat Loudon kaum jemals so glänzend bewährt, wie bei Hochkirch. Die beiden Heere lagen, kaum eine Kanonenschußweite von einander entfernt, in befestigtem Lager. Dauns Vorsicht hatte dafür gesorgt, daß seine eigne Position vollständig gesichert war, der König vertraute auf den Schrecken, den sein Name dem mißtrauischen und durch zahlreiche Erfahrungen gewitzigten Gegner einflößte und hatte dabei, soweit es sich um Daun handelte, richtig gerechnet. Loudon dagegen combinirte, nachdem er die feindliche Stellung oberflächlich kennen gelernt hatte, ganz richtig, daß sein großer Gegner sich auf die Aengstlichkeit Dauns verlassen und aus Stolz verabsäumt habe, sich weiter zurückzuziehen und sein Lager aus der Tiefe auf die schützende Höhe des Berges zu verlegen. Vergebens hatte der vielerfahrene Keith vor der Ungunst der Position gewarnt und auf die wohlverschanzten, auf der Höhe lagernden Kaiserlichen hinweisend, in seiner rauhen Weise gesagt: „Wenn die Oestreicher uns in diesem Lager in Ruhe lassen, so verdienen sie gehangen zu werden". — Der König beharrte auf seinem Willen und gab die stolze Antwort: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten." Schließlich versprach er die Dislocation anzuordnen, sobald der erwartete Proviant eingetroffen sei und dieser war auf den 14. October angesagt; in der folgenden Nacht sollte der Umzug bewerkstelligt und zugleich ein Angriff auf das Corps des Prinzen von Durlach unternommen werden. Loudon war dem Könige zuvorgekommen und hatte schon die Nacht vom 13. auf den 14. zur Ausführung seines Planes ersehen und Daun dazu bewogen, am Abend des dreizehnten October den Befehl zu einem allgemeinen Aufbruch zu ertheilen. Ueber den Angriffsplan und dessen meisterhafte Ausführung entnehmen wir der Archenholzschen Darstellung die nachstehenden ausführlichen Schilderungen:

„Der General O'Donnel führte die Avantgarde, die aus 4 Bataillonen und 36 Schwadronen bestand. Ihm folgte der General Suirere mit 16 und sodann der General Forgardtsch mit 18 Bataillonen. Das Corps des General Loudon, das in einem Walde und dem preußischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit 4 Bataillonen und 15 Schwadronen verstärkt, wozu hernach noch die ganze östreichische Cavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels aber führte der Feldmarschall Daun selber an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Corps waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte und im Rücken anzufallen. Dabei sollte der Herzog von Ahremberg mit 23 Bataillonen und 32 Schwadronen den preußischen linken Flügel beobachten und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es

befanden sich auch bei dem Vortrab freiwillige Grenadiere, die hinter den Kürassieren aufsaßen, vor dem preußischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten und so vorwärts drangen.

Die Zelte blieben im östreichischen Lager stehen und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhack fällen, wobei sie sangen und einander beständig zuriefen. Durch dieses Getöse wollten sie die preußischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen preußischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes und gaben dem König sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andere Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seydlitz und Ziethen befanden sich eben beim Könige und erschöpften ihre Beredtsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde, aufzustehen, wobei mehrere Regimenter Cavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen und es schlug im Dorfe Hochkirch 5 Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bei den preußischen Vorposten an und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die östreichische Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuß nach und nun rückten sie colonnenweise von allen Seiten ins preußische Lager ein. Viele Regimenter der königlichen Armee wurden erst durch ihre eigenen Kanonenkugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen.

Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklicheren Lage als die unter der Aegide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Vision ähnlich! Die Oestreicher, gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen,

mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers! Einige Hundert wurden in ihren Zelten erwürgt noch ehe sie die Augen öffnen konnten; Andere liefen halbnackend zu ihren Waffen. Die Wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein Jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel und flog damit in Reih und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermessenheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bei allen Soldaten natürlich aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegslos einer jeden anderen Armee irgend eines Volkes gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unseres Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhmes gefunden, denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin Alles.

Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Lager; Alles stürzte aus den Zelten und in wenig Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der größte Theil der Cavallerie und Infanterie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feind allenthalben entgegen und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück, an mehreren anderen aber mußten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um die Feinde zu fühlen. Die Oestreicher griffen nach den Blechmützen der preußischen Grenadiere und diese nach den Bärmützen der Kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag diente nicht die Verwirrung zu vermindern; denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die preußische Reiterei, von Seydlitz angeführt, flog umher und schnaubte nach Thaten; sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Kürassierregiment von Schonaich warf allein eine ganze Linie öftreichischer Infanterie über den Haufen und machte an 500 Gefangene.

Das Dorf Hochkirch stand in Flammen und diente in der Dunkelheit zum Fanal des Mordspiels. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen dieses Dorfes; dennoch wurde es von den Preußen aufs Tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen; daher Daun immer frische Truppen anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich, es zu be-

wirken, das Loos aller übrigen aber war Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an und schlugen den Feind wieder aus dem Dorf. Der Zugang zu demselben war so schmal, daß nur sieben Mann neben einander marschiren konnten. Es war daher unmöglich, sich bei den mit bewaffneten Schaaren besetzten Ausgängen mitten unter den Flammen in Linien zu formiren; dennoch wurde Alles versucht. Hier ward sodann der Hauptplatz des blutigen Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden und gab ohne einen Laut seinen Heldengeist auf; auch der General Gneist und der Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau wurden schwerverwundet zur Erde gestreckt. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen und die öſtreichische Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des preußischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde. Die öſtreichische Reiterei vernichtete jedoch wieder diese Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bei diesem immer erneuerten schrecklichen Gefecht den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten."

Obgleich der Oberbefehlshaber Graf Daun diesen Sieg nur sehr bescheiden ausbeutete und nach einem durch Seydlitz' Tapferkeit zurückgewiesenen Versuch, den Feind durch Reiterei zu verfolgen, die Offensive einstellte, übte derselbe auf den Gang des gesammten Feldzugs nachhaltigen Einfluß. Nicht nur daß Keith und der Prinz Franz von Braunschweig auf dem blutigen Wahlplatz blieben, die meisten überlebenden preußischen Generale verwundet waren und der König selbst wiederholt in Lebensgefahr geschwebt hatte (sein Pferd war ihm unter dem Leibe erschossen worden, während gleichzeitig zwei seiner Pagen todt zu Boden stürzten): die tapfere Armee hatte den größten Theil ihres Gepäcks, ihrer Winterkleider und der Munition verloren und mußte trotz der strengen Herbstkälte ohne gehörige Bedeckung wochenlang unter freiem Himmel campiren, bei Schönberg, Pfaffenberg, Lauban und Löwenberg, immer wieder von Loudon aus der Ruhe, der sie dringend bedurfte, aufgestört.

Verdiensten so außerordentlicher Art konnte Maria Theresia trotz ihrer noch immer nicht gebrochenen Abhängigkeit von einer unserm Helden feindlichen Camarilla auf die Dauer ihre Anerkennung nicht entziehen. „Man muß diesen Sieg", hatte Daun der Kaiserin geschrieben, „der Tapferkeit und Ausdauer von dero Truppen, ganz be-

sonders aber der Infanterie und den Granizern (Grenzern) unter Anführung des General Loudon zuschreiben." In Wien schien man indessen zu wissen, daß nicht nur die Ausführung sondern auch der Gedanke des glücklichen Handstreichs von dem Manne herrührte, der kaum zwei Jahre früher die östreichische Hauptstadt als unbekannter und mißgünstig behandelter Major verlassen hatte. Bei der großen „Promotion" vom 4. December zu Prag erhielt Loudon das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens und nach Beendigung des Feldzugs wurde der glückliche Feldherr nach Wien berufen, weil seine Monarchin ihm persönlich ihren Dank und ihre Anerkennung auszudrücken wünschte. Aber die furchtbaren Strapazen, denen er sich ausgesetzt hatte, ohne auf die noch immer nicht ganz verwundene Schwächung seines Körpers durch die Kugel von 1742 Rücksicht zu nehmen, hatten Loudon aufs Krankenlager geworfen, bevor er den Kriegsschauplatz verlassen konnte. Die alte Magenkolik trat mit erneuter Heftigkeit auf und ließ für die Möglichkeit seiner Wiederherstellung längere Zeit hindurch ernstlich fürchten. Auf die Nachricht hin, daß der Feldmarschall-Lieutenant in Töplitz liegen geblieben sei, sandte die Kaiserin ihren Leibarzt, den berühmten van Swieten nach Böhmen, und der Sorgsamkeit und dem Geschick dieses großen Arztes gelang es, Loudon so weit herzustellen, daß er am 24. Februar 1759 in Wien eintreffen konnte. Hier wurde ihm von allen Seiten ein glänzender Empfang zu Theil, dem er sich trotz seiner Abneigung gegen Schaustellungen und Feste nicht ganz entziehen konnte. Inmitten der ihn umringenden glänzenden Hofleute ging der hagere, finster blickende, blasse Mann wie ein Fremdling umher, „zu Possenspielen nicht gemacht, noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln," sondern rastlos mit den Plänen beschäftigt, die zum nächsten Frühjahr in Ausführung gebracht werden sollten. Nur vier Wochen dauerte diese Zeit unfreiwilliger Muße, Ende März ging der Theresienritter und Feldmarschall-Lieutenant als Befehlshaber eines Corps von 18,000 Mann (12 Bataillons, 15 Grenadier-Compagnien, 25 Escadrons regulärer Reiterei und 5000 Kroaten) nach Böhmen. Vorher (5. März) war er sammt seinem Bruder, dem livländischen Ordnungsgerichts-Adjuncten, dessen Descendenz und seinen Vettern (Söhnen seines Vaterbruders) Karl Gideon und Otto Johann in den Reichs-Freiherrnstand erhoben, und am 10. desselben Monats in das „Incolat des böhmischen Herrenstandes" aufgenommen worden, eine Auszeichnung, die den bescheidenen Edelmann aus unbekanntem livländischem Geschlecht der östreichisch-böhmischen Aristokratie einverleibte und seiner socialen Stellung wesentlich zu Gute kam. Loudon scheint diese Belohnung

nur als Anerkennung seiner angeborenen Adelsqualität angesehen und wegen der Heimathrechte, die sie ihm in Böhmen sicherte, geschätzt zu haben, da er in der Folge alle weiteren Auszeichnungen verwandter Art, namentlich den ihm angebotenen Grafentitel ausschlug.

Die Aufgabe, die ihm für das Jahr 1759 geworden, war eine außerordentlich schwierige und von den Stellungen, die er bisher inne gehabt, wesentlich verschieden. Durch die Niederlausitz sollte er in die Mark ziehen und sein Corps mit der von Saltykow geführten russischen Hülfsarmee vereinigen. Wohl war der General Wedel, den Friedrich beauftragt hatte, den Marsch der nach dem Süden rückenden Russen aufzuhalten, am 23. Juli bei Kay geschlagen worden, aber der große König selbst folgte dem Loudonschen Corps auf der Ferse, während die Corps des General von Fink und des Prinzen von Würtemberg, vor Allem die bedeutende von dem Bruder des Königs, dem Prinzen Heinrich geführte Truppenabtheilung auf der Route aufgestellt waren, welche die Oestreicher nehmen mußten. Loudon mußte, wenn er sein Werk glücklich vollführen wollte, der doppelten Schwierigkeit entgehen, die Russen, von denen ihm nur spärliche Nachricht zukam, zu verfehlen und von den Preußen, die von zwei Seiten gegen ihn heranrückten, eingeschlossen zu werden. Die Meisterschaft mit welcher er diese Aufgabe löste, zwang selbst dem Könige, der Loudon bis dazu immer nur als Parteigänger behandelt hatte, Bewunderung ab. Mit unvergleichlichem Geschick wußte er den Einfall der Reichsarmee in Sachsen und die dadurch erfolgte Theilung der Aufmerksamkeit Finks zu benutzen, um mit seinen Truppen und dem von General Haddik (demselben der zwei Jahre früher Berlin durch einen glücklichen Handstreich genommen) geführten Deckungscorps ungehemmt nach Norden zu marschiren. Am 1. August trennte er sich von Haddik, der nach Westen zog, und am 3. August war zu Frankfurt an der Oder die Vereinigung mit den Truppen Saltykows glücklich vollzogen. Die Lage der Preußen, die schon vorher eine außerordentlich schwierige gewesen war, wurde dadurch wesentlich verschlimmert; Loudons Anwesenheit mußte auf den russischen Feldherrn, dessen Sympathien für die östreichische Sache zufolge der Parteinahme des präsumptiven russischen Thronerben (Peters III.) für Friedrich höchst zweifelhafter Natur waren, — einen moralischen Druck ausüben, ohne welchen die Russen vielleicht noch lange auf den bei Kay gepflückten Lorbeeren geruht hätten. Schon vor der Kunde von der Vereinigung Loudons mit Saltykow, am 3. August, dem Tage derselben, hatte der König dem Minister v. Finkenstein aus Breskow einen verzweifelten Brief geschrieben: „Soeben komme ich hier nach gräßlichen

und grausamen Märschen an; ich bin sehr ermüdet, denn sechs Nächte habe ich kein Auge zugethan.“ Die so furchtbar angestrengte Armee sollte jetzt einem durch die frischen kaiserlichen Truppen verdoppelten Heere Stand halten, einem Heere, in welchem der bedeutendste Zeitgenosse des großen Königs das zweite Commando hatte. Daß Friedrich auch jetzt den Muth nicht verlor und nach Eingang der Nachricht von der russisch-östreichischen Vereinigung (am 8. August) schreiben konnte, „Entweder singt Ihr bald: Aus tiefster Noth schrei ich zu Dir oder „Te deum laudamus“ zeugt von dem alles menschliche Maß überschreitenden Heldenmuth des Königs und einer Thatkraft, wie sie — vielleicht Napoleon allein ausgenommen — in der neueren Geschichte nicht da gewesen ist.

Die „tiefste Noth“ stand in der That vor der Thür. Drei Tage später wurde die Schlacht vor dem auf Loudons Rath verbrannten Kunnersdorf geliefert und Friedrich, eben als er sich Sieger glaubte, durch die hinter dem Judenberg versteckte östreichische Nachhut aufs Haupt geschlagen. Zweimal trotz verzweifelter Gegenwehr, waren die Russen, welche ihre Macht auf zwei nicht gehörig verbundenen Höhen, dem Mühlberg und dem Judenberg aufgestellt hatten, von dem unwiderstehlichen Sturmlauf der Preußen zurückgeworfen worden und schon flogen Siegesboten nach Breslau und Berlin, als das Verlangen des Königs, die Russen aus ihrer letzten befestigten Position, am Judenberge, zu vertreiben, die entscheidende Wendung herbeiführte. Vergebens rieth der erfahrene Fink, die Dinge nicht aufs Aeußerste zu treiben, der Erschöpfung der Soldaten eingedenk zu bleiben und sich mit den gewonnenen Resultaten zufrieden zu geben, Friedrich der kein anderes Maß der menschlichen Kraft hat, als sein eigenes, treibt gebieterisch vorwärts. Er konnte nicht verschmerzen, daß seine Unbekanntschaft mit dem Terrain den Beginn der Schlacht um fünf Stunden verspätet und dadurch die völlige Vernichtung des Feindes aufgehalten hatte. Die Reiter und Geschütze, welche noch disponibel sind, werden auf dem rechten Flügel concentrirt, und vorwärts geht es in mächtigem Lauf gegen den Judenberg. Hundertundfünfzig Schritt vor dieser letzten feindlichen Schanze, werden die Preußen, von einem Kugelregen empfangen: als der Pulverdampf sich zerstreut, werden sie gewahr, daß es nicht die erschöpften Russen, sondern die aus dem s. g. hohlen Grunde herangerückten frischen Oestreicher unter Loudon sind, welche ihnen gegenüber stehen. Standhaft hatte Loudon darauf beharrt, seine Kräfte zu schonen und mit psychologischem Scharfblick errathen, daß das Selbstvertrauen, welches er so oft bei seinem großen Gegner beobachtet,

diesem nicht gestatten werde, sich mit einem halben Erfolge zufrieden zu geben — jetzt war der Augenblick gekommen, wo die frische Kraft seiner Soldaten und die Macht seiner Geschütze unwiderstehlich werden mußte und den Ausschlag geben konnte. Vergeblich führt Seydlitz seine wackern Reiter in den tödtlichen Kugelregen, sie stieben zurück, als ihr ritterlicher Führer verwundet aus dem Getümmel getragen wird — der König selbst stellt sich an die Spitze, nachdem er schon vorher im dichtesten Feuer unerschütterlich Stand gehalten. „Die Getreuen", so heißt es in Preuß' Beschreibung dieses blutigen Tages, „fallen rings umher. Tödtlich getroffen werden die Flügeladjutanten von Cojecci und von Vendessen — dem Könige selbst wird sein brauner Engländer, der Vogel unter dem Leibe so schwer verwundet, daß er absitzen muß, er besteigt sein anderes Pferd, einen Fuchs, auch dieser wird unbrauchbar geschossen. Ein zweites Reservepferd, der Brillant, ein Schimmel und auch ein Engländer war durch das viele Schießen so wild geworden, daß es zurückgeführt werden mußte. Da nahm der König des Flügeladjutanten Hauptmann von Gözen eigenes Pferd an, den kleinen Schimmel; in diesem Augenblick schlug ihm eine Flintenkugel das goldene Etui in der Tasche zusammen. Jetzt bat der General-Adjutant Obrist von Krusemark sammt dem übrigen Gefolge den Monarchen, den allzu gefährlichen Ort zu verlassen, Friedrich aber sagte: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, ich muß hier so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun." — Alle Gegenwehr war vergeblich, der Kuhgrund, an dessen Behauptung Friedrich seine letzten Kräfte setzte, wurde das Grab tausender seiner Getreuen, ohne daß sie den Kerntruppen, welche Loudon persönlich führte, Stand halten konnten. Loudons Grenadiere und das Regiment Baden-Baden zeichneten sich besonders aus und vertheidigten die Ausgänge aus dem Grunde in glänzendem Bajonettkampf. Unterdessen hatten die Russen Zeit und Ruhe gewonnen, ihre Kräfte zu sammeln und sich neu zu formiren, — die ganze preußische Armee mußte den Rückzug antreten und der König selbst entging nur durch die Aufopferung des Husarenrittmeisters von Prittwitz der Gefangenschaft durch die leichten russischen Reiter.

Mit wenig mehr als 3000 Mann langte Friedrich in Oetscher an, wo ihn die Erschöpfung seiner Truppen trotz der Gefahr der Verfolgung Halt zu machen zwang. Krank und gebrochen lag er zwei Tage lang da, selbst den Vertrautesten seiner Umgebung unnahbar, es schien, Preußens letzter Tag sei gekommen, und er selbst sah nirgend einen rettenden Ausweg. Am Morgen nach der Schlacht fühlte er sich so

krank, daß er das Commando abzugeben für nothwendig hielt und an den General Fink, den er zu seinem Stellvertreter erlesen, die berühmte „Instruction vohr den General Fink“ schrieb, die mit den Worten schloß: „Dießes Unglick gantz wieder herzustellen gehet nicht an, indessen was mein Bruder befehlen wird, das mus geschehen, an meine Neveu mus die Armee schwehren.“ Gleichzeitig ging an den Minister von Finkenstein ein Abschiedsbrief mit den herzzerreißenden Worten ab: „Das ist ein grausames Unglück, ich werde es nicht überleben; die Folgen werden schlimmer als die Bataille selbst sein. Ich habe keine Hilfsquellen mehr, und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben.“

Wäre Loudons Willen für die Leitung des russisch-östreichischen Heeres maßgebend gewesen, hätte er auch nur von sich aus die nöthigen Anordnungen zu gehöriger Benutzung des Tages von Kunnersdorf treffen können, die düsteren Ahnungen des großen Königs wären, wenn nicht erfüllt, so doch wenigstens zum Theil gerechtfertigt worden.

Sofort nach Beendigung der Schlacht wandte Loudon sich an den russischen Oberfeldherrn mit der Frage, was dieser zunächst zu thun gedenke, um die Früchte einzusammeln, welche er durch das Blut seiner Krieger erworben, der entscheidende Moment sei gekommen, den gefährlichen Feind und Nebenbuhler Oestreichs für immer ungefährlich zu machen. Saltykow entgegnete trocken: Je n'ai pas d'ordre d'écraser le roi de Prusse. Der erfahrene russische Hofmann wußte, daß die Tage der Kaiserin Elisabeth bereits gezählt seien und daß Peter, damals Herzog von Holstein-Gottorp und designirter Erbe seiner kaiserlichen Tante, begeisterter Anhänger des preußischen Heldenkönigs sei, mit diesem eine heimliche Correspondenz unterhielt, jeden Sieg seines verehrten Helden als eigenen Erfolg feierte und es bereits dahin gebracht hatte, daß die Petersburger Hofgesellschaft den Erfolgen ihrer eigenen Armee mit sehr getheilten Empfindungen zusah. Für seinen, Saltykow's, Ruhm war durch die Schlacht bei Kay und den frischen Sieg, zu welchem der Führer des östreichischen Hilfskorps ihm verholfen, genug geschehen, an der Vernichtung Preußens hatte der russische Staat kein Interesse, dem Willen der Kaiserin, welche aus persönlichen Rücksichten Oestreich gewillfahrt hatte, war genug gethan — jetzt gebot die Klugheit, die bekannten Sympathien des Thronerben zu schonen und sich an dem Geschehenen genügen zu lassen. Er erklärte, durch seine Truppen den vom großen Kurfürsten gebauten Spree-Oder Canal zerstören lassen und sich im Uebrigen ruhig halten zu wollen. Vergeblich wandte Loudon alle Mittel der Beredtsamkeit auf, des hochfahrenden russischen Grafen Sinn

zu ändern; er, der schlichte, kurz angebundene und finstere Mann, war am wenigsten geeignet, den geschickten Diplomaten zu machen. Es kam zu einem ziemlich lebhaften Wortwechsel, in welchem Loudon nur durch die Rücksicht auf den Vortheil seiner Monarchin die Selbstbeherrschung wahrte, und der mit Saltykows peremptorischem Verbot, etwas selbständig zu unternehmen, schloß. Jetzt begann eine Zeit beinahe täglicher und unerquicklicher Conflicte. Loudon, der das Friedensbedürfniß Oestreichs kannte, hatte ebenso wie Daun gehofft, der Sieg von Kunnersdorf werde den König mindestens zum Friedensschluß zwingen — jetzt mußte er träge zusehen, wie sein großer Gegner sich täglich mehr von dem erlittenen Schlage erholte und seine schwer geschädigten Kräfte in eben dem Augenblick sammelte, wo sie mit verhältnißmäßig leichter Mühe hätten vollständig gebrochen werden können. Seiner Seele mag damals ein Verständniß für das Geheimniß der unbezwingbaren Macht Preußens aufgegangen sein: der rechte Mann, an der rechten Stelle, das Genie an dem Platz, das ihm gebührte, und in der Lage, alle vorhandenen Kräfte nach seinem Willen und seiner Induction in den Dienst einer großen Idee zu ziehen — während sein eigenes Talent ein bloßes Rad in der schwerfälligen östreichischen Staatsmaschine war und sich fremden Gesetzen unterordnen mußte.

Unterdessen war die Kunde von der Unthätigkeit der Russen und der Lahmlegung des Loudon'schen Corps auch in das östreichische Hauptquartier gelangt. Daun, der Oberfeldherr, gerieth in die peinlichste Bestürzung, er hatte mindestens darauf gerechnet, die preußische Hauptstadt noch ein Mal in die Hände seiner Waffengefährten gebracht zu sehen. Von der Vergeblichkeit der Angriffe unterrichtet, welche Loudon auf Saltykows hochmüthige Zurückhaltung gemacht hatte, sandte er den Grafen Lacy, später den General Aysassa in das russische Lager, um zu schleunigem Handeln zu mahnen. Saltykow, der in Erfahrung gebracht hatte, daß man in Petersburg noch immer die Schlacht von Kunnersdorf feiere und vollständig mit ihm zufrieden sei, setzte den östreichischen Mahnungen dieselbe abweisende Kälte entgegen, mit welcher er dem französischen Gesandten Marquis Montalembert geantwortet hatte: „Sie meinen, wenn ich ruhig bliebe, würden die Oestreicher die Früchte meines Sieges pflücken. Darauf bin ich durchaus nicht eifersüchtig. Ich wünsche ihnen von ganzem Herzen noch mehr Glück, als ich selbst gehabt habe. Ich für meinen Theil habe genug." Als alle übrigen Mittel erschöpft waren, versuchte Daun es mit einem eigenhändigen, sehr ernst gehaltenen Schreiben an Saltykow, das dieser mit bitterem Spott auf Dauns eigene Unthätigkeit beantwortete. „Ich

habe zwei Schlachten gewonnen und warte jetzt, ehe ich meinerseits weitere Bewegungen mache, auf zwei Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin allein agiren."

Während die Verstimmung zwischen den Feldherren der beiden verbündeten Armeen auf diese Weise den höchsten Grad erreichte und Saltykow den östreichischen Hof entgelten ließ, daß sich dieser über ihn, wie früher über seine Vorgänger Apraxin und Fenmor beklagt hatte, blieb Loudon noch mehrere Wochen lang die peinliche Aufgabe, bei den Russen auszuhalten und die Verbindung mit ihrem Obergeneral aufrecht zu erhalten. Höher als manches seiner kriegerischen Verdienste, muß dem stolzen, verschlossenen und leidenschaftlichen Manne die Geduld nachgerühmt werden, die er trotz zahlreicher Reibungen in diesem Verhältniß bewies. So ehrenvoll die Auszeichnung war, welche seine ehemalige Souverainin die Kaiserin Elisabeth ihm und seinen Waffengefährten zu Theil werden ließ (Loudon erhielt einen goldenen mit Diamanten besetzten Degen, jedes der östreichischen Regimenter, die bei Kunnersdorf mit gefochten hatten, tausend Rubel), so trugen dieselben nur dazu bei, seine Lage zu erschweren. Saltykow war gleichzeitig zum Feldmarschall ernannt worden, seine sämmtlichen General-Lieutenants hatten den kaiserlichen Hausorden (Andreasstern) erhalten und zeigten sich seit diesen Belohnungen, die ihnen die völlige Zufriedenheit ihrer Monarchin bewiesen, noch ungefügiger. Loudon mußte erleben, daß die auf sein Andrängen versprochene Belagerung von Glogau nach einigen Tagen aufgegeben, der von der russischen Kaiserin angeordnete Marsch auf Breslau ohne allen Grund contremandirt wurde, nachdem Saltykows Generale in einer Versammlung erklärt hatten, dieser Plan sei unausführbar.

Nachdem dieser unerträgliche Zustand nahezu zwei Monate gedauert hatte, gingen die Russen Anfang October über die Weichsel zurück, um Anfang November auf polnischem Gebiet ihre Winterquartiere aufzuschlagen. Jetzt erst wurde Loudon, der ihren Marsch begleiten mußte, frei; nach einem schwierigen Marsche, den er trotz der Wachsamkeit Fouqués und Schmettaus durchführte, ohne von den detachirten Corps dieser preußischen Generale überfallen worden zu sein, gelangte er über Czenstochau nach Oestreichisch-Schlesien, wo seine Truppen, die seit dem Juli ununterbrochen auf den Beinen gewesen waren, endlich der Ruhe pflegen konnten. Um diese für die Dauer des ganzen Winters zu sichern, schloß er mit Fouqué einen bis zum 14. März des nächsten Jahres laufenden Waffenstillstand, um dann auf einige Zeit nach Wien und Prag zu gehen. Die Kaiserin ernannte den Sieger von Kunnersdorf, der ihr durch seine Mäßigung gegenüber Saltykow

neue Beweise seiner Ergebenheit geliefert hatte, zum General-Feldzeugmeister. Für den nächsten Feldzug wurde ihm das selbständige Commando über einen Truppenkörper von 36,000 Mann versprochen.

Die Campagne von 1760 brachte dem neuen General-Feldzeugmeister zunächst neue Lorbeeren ein. Auf alle Einzelheiten der gesammten Campagne können wir nicht näher eingehen. Nachdem Loudon sich bei der Kaiserin persönlich die Erlaubniß zu selbständigem Vorgehen geholt, schlug er bei Landshut seinen alten Gegner Fouqué in einer großen Schlacht (23. Juni), die den Preußen 8300 Gefangene (unter diesen 246 Oberofficiere), 58 Kanonen, 34 Fahnen, zwei Standarten und einen großen Theil ihres Gepäcks kosteten. Der heldenmüthige Fouqué, der sammt den Generalen Malakowsky und Schenkendorf in Gefangenschaft gerieth, war dem Loose durch die wüthenden Löwenstein'schen Dragoner niedergehauen zu werden, nur durch die Aufopferung eines treuen Dieners, der sich auf ihn warf, um die feindlichen Hiebe aufzufangen und durch energisches Einschreiten des Obristen der Dragoner, Voit entgangen. Voit hatte den aus zahlreichen Wunden blutenden General auf sein eigenes Pferd gesetzt und in das Hauptquartier gebracht. Loudon, dieses Mal selbständig handelnd und durch keine Rücksicht auf einen ängstlichen Oberfeldherrn gebunden, wußte seinen Sieg trefflich zu benutzen. Nach kurzer Rast rückte er gegen die Festung Glatz; die „alte" Festung wurde unter seiner persönlichen Leitung am 20. Juli durch einen Ueberfall genommen, die sogenannte „neue" Festung mußte sich wenige Tage später ergeben. Eine reiche Beute fiel in die Hände des glücklichen Siegers, dem die Einnahme der Hauptbefestigung nach blos fünfstündigem Kampf gelungen war. Zweitausend preußische Soldaten und 107 Officiere wurden zu Gefangenen gemacht, 203 Geschütze mit einer Munition, die nach Tausenden zählte, 23,000 Centner Mehl, 55,000 Metzen Getreide, 24,000 Centner Heu, 14,000 Pfund Brod, 2000 Centner Pulver und 200,000 Carabiner-Patronen wurden in den Magazinen gefunden.

Die Sensation, welche dieser glänzende Erfolg in Wien machte, entsprach seiner Bedeutung. „Gott erhalte Eurer Majestät diesen Josua", schrieb Fürst Kaunitz der Kaiserin bei Uebersendung des Loudon'schen Siegesberichts, indem er gleichzeitig um Rücksendung dieses Actenstücks bat „um das Vergnügen zu haben, dasselbe noch ein Mal zu lesen." Loudon aber stürmte rastlos weiter; nach einer mehrstündigen Beschießung Breslaus stand er am 15. August bei Liegnitz dem Könige gegenüber, zum ersten Mal als Befehlshaber eines großen Corps. Die Aussichten, unter denen er seine vorläufige Disposition getroffen, waren entschieden günstige. Friedrich war nach einer vergeblichen Belagerung

Dresdens in Eilmärschen nach Schlesien geeilt, um die Vereinigung mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, um jeden Preis durchzusetzen, er hatte kaum 36,000 Mann zu seiner Disposition; seine Truppen waren angegriffen und hatten nur noch für drei Tage Brod. Loudon war beauftragt, den Kampf im Rücken des Feindes aufzunehmen, Daun und Lascy sollten ihn, jeder 30,000 Mann stark, unterstützen. Friedrich aber war durch einen Spion von Daun's Plänen in Kenntniß gesetzt und hatte diesen zu täuschen gewußt. Während er Vorposten und Wachtfeuer zurückließ, marschirte er Nachts auf die Anhöhe von Pfaffendorf, welche zu Loudons Aufstellung bestimmt war. Als Loudon in der Nacht mit den preußischen Vorposten zusammengerieth, gewahrte er zu seiner Bestürzung, daß die Pfaffendorfer Höhen bereits durch Preußen besetzt seien. Ein dichter Nebel lag über der herbstlichen Landschaft und machte eine Uebersicht über die Stärke des Feindes unmöglich, nur soviel war klar, daß der König vor Daun und Lascy einen Vorsprung gewonnen hatte, und daß auf ein rechtzeitiges Erscheinen dieser nicht zu rechnen sei. Die Schlacht war so gut wie verloren, noch bevor sie begonnen, es galt nur sie, mit Ehren und mit möglichst geringem Verlust zu verlieren. Loudon stellte sich an die Spitze der eigentlich zur Reserve bestimmten Abtheilung und begann den Angriff. „Freunde", rief er seinen Leuten zu, „wir sind allein. Da hilft Nichts, als guten Muth behalten — vorwärts!" In drei vergeblichen Infanterie-Angriffen zurückgeworfen, ließ Loudon den Muth noch nicht sinken. Seine Reiter hatten die preußische Cavallerie beim ersten Anprall geworfen und waren auf ihrer Verfolgung begriffen — erschienen Lascy und Daun in den nächsten Stunden, so war noch etwas zu hoffen. Zwischen 4 und 5 Uhr Morgens fiel der Nebel: jetzt erst übersah Loudon die Uebermacht des Feindes, und zugleich wurde er gewahr, daß von der versprochenen Unterstützung noch immer Nichts zu sehen sei. Als dann noch die Nachricht eintraf, daß die Cavallerie sich zuweit vorgewagt habe und von den Preußen verfolgt, in flüchtigem Lauf zurückkehre, mußte Loudon das Zeichen zum Rückzuge geben. Bleich wie der Tod und vor Zorn über das Ausbleiben der versprochenen Hilfe mit den Zähnen knirschend, leitete er, selbst im dichtesten Getümmel haltend und sich mit dem Degen in der Hand einen Weg durch das Gedränge bahnend, den Rückzug. Sein Rock war von Kugeln durchlöchert, das Pferd unter seinem Leibe erschossen. General Rouvroy mußte in Eile auf der Binowitzer Höhe eine Batterie aufstellen, um die Retirade zu decken, die in musterhafter Ordnung über die Katzbach ging — die Schlacht hatte wenig mehr wie drei Stunden gedauert.

Es heißt, Loudon habe im Zorn über die, wie er nicht ohne Grund glaubte, absichtliche Verspätung Dauns und Lascys und aus Verzweiflung darüber, daß er in der ersten, dem Könige direct und selbständig gelieferten Schlacht geschlagen worden, am Tage von Liegnitz vergeblich den Tod gesucht. Und doch hatte sein Feldherrntalent nie so glänzende Anerkennung gefunden, wie an diesem Tage; auf der Pfaffendorfer Höhe hatte Friedrich, von seinen Generalen umgeben, dem Rückzuge über die Katzbach zugesehen und bewundernd ausgerufen: „Da seht den Loudon! von dem kann man retiriren lernen; er räumt das Feld wie ein Sieger." Dieses Lob wog um so schwerer, als Friedrich bis dahin eine gewisse Geringschätzung gegen unsern Helden gezeigt und von diesem immer wie von einem Parteigänger gesprochen hatte. Auch östreichischer Seits wurde anerkannt, daß nicht Loudon die Schuld an der verlorenen Schlacht trug. Lascy und Daun, — so heißt es bei verschiedenen östreichischen Schriftstellern — hatten aus Eifersucht auf Loudons wachsenden Ruhm, die Anstalten zur Ueberschreitung der Katzbach erst begonnen, als das eigentliche Treffen bereits beendet war. „Officiere und Gemeine", heißt es bei Hormayr, „versicherten im Daunschen Lager, den Abzug des Königs vor Mitternacht bald mehr, bald weniger deutlich vernommen zu haben, nur Daun wollte sich durch dasselbe Kunststück, das er dem König bei Hochkirch gemacht, nicht irre machen lassen. Das Treffen, wobei aus mehr als 200 Kanonen und vielen tausend Musketen geschossen worden war, fiel höchstens anderthalb Stunden vor seinem Lager vor, und doch behauptete er, nicht schießen gehört zu haben." „Sollte der große Wind," setzt Schweigerd dieser Bemerkung ironisch hinzu, „der nach einigen Berichterstattern während der Schlacht geweht haben soll, den Donner so vieler Kanonen und Flinten auch nicht mit einem einzigen Schall ins Daunsche Lager haben dringen lassen?"

Loudon wandte sich in einem ausführlichen Schreiben an den Feldmarschall Fürsten Wenceslaus Lichtenstein und setzte diesem den Sachverhalt auseinander; unterstützt durch den Fürsten Kaunitz und den Kaiser, die wir als alte Gönner Loudons kennen, bewirkte Lichtenstein, daß des General-Feldzeugmeisters Haltung durch das nachstehende eigenhändige Schreiben der Kaiserin (25. Aug. 1760) anerkannt wurde:

„Lieber Freiherr von Loudon!

Ob zwar der fünfzehnte dieses ein unglücklicher Tag für mich gewesen ist, weil es dem ungerechten Feinde gelungen hat einer dezisiven Schlacht zu entgehen um allein mit Euren unterhabenden Corps anzubinden und sich den Weg nach Breslau zu eröffnen, andurch aber

eine getheilte Macht zu vereinigen und solche zwischen meine und die russische Armee zu stellen, so vermindert doch dieser widrige Anschlag nicht im mindesten die großen Verdienste, so Ihr wie auch alle Generals, Officiers und Gemeinen die unter Eurem Commando gefochten, erworben haben; vielmehr lasse Eurer genauen Befolgung des erhaltenen Auftrags wie imgleichen Eurer klugen und auf der Stelle ergriffenen Herzhaftigkeit und Vorsicht alle Gerechtigkeit widerfahren. Ihr könnt auf mein Wort sicher glauben, daß ich solches im gnädigsten Andenken erhalten werde. Nicht minder gereicht mir die von Euch einberichtete und versicherte Tapferkeit meiner Generalität, Officiers und Gemeinen zum größten Trost und innigsten Vergnügen. Solche rechtschaffene Kriegsmänner verdienen mit Recht das größte Lob und meine vollkommene Gnade; wie dann hierauf bedacht sein werde, ihr Wohlverhalten bei Gelegenheit danknehmig zu erkennen.

Diese meine Gesinnung habt Ihr in meinem Namen dem ganzen unter Eurem Commando gestandenen Corps gehörig bekannt zu machen. Und ich setze in die göttliche Verfügung das vollkommene Vertrauen, daß meine Armee noch in dieser Campagne die Gelegenheit erhalten werde, die Revanche rechtschaffen zu nehmen und die Welt zu überzeugen, daß meine Truppen den 15. dieses, nur durch die Zahl, nicht aber in der Herzhaftigkeit und tapferen Verhalten von dem Feinde übertroffen worden.

Wie ich nun auf Euren ferneren treuen Eifer sicher Staat machen kann, als verbleibe ich Euch mit kaiserlich königlichen und landesfürstlichen Gnaden wohl gewogen

Maria Theresia."

Bevor Loudon sich zu kurzer Winterruhe in die mährischen Winterquartiere zurückziehen konnte, sollte er noch einen anderen Unfall zu erleiden haben. Der Anschlag, die Feste Kosel zu nehmen, zu welchem er sich kaum zwei Wochen nach der Liegnitzer Niederlage anschickte, mißlang zu Folge ungünstiger Witterungsverhältnisse, vollständig. Bei Liegnitz war die Witterung noch warm und trocken gewesen, während des Marsches nach Kosel zerstörten unaufhörliche Regengüsse die fahrbaren Straßen, indem sie gleichzeitig die Umgegend des bedrohten Platzes so vollständig unter Wasser setzten, daß Loudon die begonnene Belagerung sehr bald wieder aufgeben mußte.

Das Jahr 1761 begann unter ungünstigen Zeichen und mochte den Helden glauben machen, sein Glücksstern sei bereits erblichen. Wie im J. 1759 war er wieder dazu ausersehen, mit der russischen Armee und deren unfügsamen und zum Theil übelwollenden Feldherren zu

cooperiren. Zwar hatte Saltykow das Commando inzwischen dem General Buturlin, einem minder hochfahrenden Kriegsmanne, übergeben, aber die Stimmung der Russen hatte sich eher verschlechtert als gebessert. Elisabeth ging ihrer Auflösung mit so raschen Schritten entgegen, daß auf die Wünsche ihres Nachfolgers ängstlicher denn je Rücksicht genommen, jeder Schritt unterlassen werden mußte, der nicht absolut nothwendig und durch die Ehre bedingt erschien. So verging der Sommer, ohne daß irgend ein entscheidender Schlag geführt wurde, Loudon hatte aber wenigstens die Genugthuung, nicht unter seinem Rivalen Daun zu stehen und selbstständig über 60,000 Mann zu gebieten. Es gelang ihm, erhaltener Weisung gemäß, mit den Russen auf gutem Fuß zu bleiben, was um so mehr zu verwundern ist, als des Feldzeugmeisters leidenschaftlicher Eifer dieses Mal durch die Begierde, eine erlittene Schlappe gut zu machen, geschürt war und Buturlin kaum ein Hehl daraus machte, daß er den König nicht angreifen, sondern nur seine Sicherheit wahren werde. Am 12. August standen die vereinigten Armeen der beiden Kaiserinnen, zusammen 80,000 Mann stark, dem bei Bunzelwitz verschanzten Lager des Königs gegenüber, und Loudon brannte vor Begierde, das Wagestück von Hochkirch zu wiederholen. Er gewann es über sich, Buturlin bei der schwachen Seite zu packen, nahm trotz seiner Abneigung gegen Alles, was nach Schwelgerei schmeckte, an einem der häufigen Gelage desselben Antheil und ließ sich von dem in froher Weinlaune zugänglich gewordenen Russen am 1. September das Versprechen geben, einen gemeinsamen Angriff auf die preußische Verschanzung (die Friedrich — wie er selbst sagte — aus Argwohn vor Loudon's Keckheit sorgfältig schützte) zu wagen. Als Buturlin andern Tags von diesem Uebereinkommen Nichts wissen wollte, brauste Loudon's lang verhaltener Ingrimm so heftig auf, daß es zu einem förmlichen Conflict kam, und der russische Oberfeldherr unter Zurücklassung der Tschernitschewschen Division (12,000 Mann) acht Tage später bereits die Oder überschritten und sich nach Polen zurückgezogen hatte. Kaum hatte Loudon freie Hand erhalten und Friedrich, von der russischen Nachbarschaft befreit, den Weg nach Neisse angetreten, so beschloß er mit seinem durch 800 Grenadiere Tschernitschew's verstärkten Corps, Schweidnitz, den wohlverproviantirten, wichtigsten Platz des Landes, zu überrumpeln. Die Nacht vom 30. September auf den 1. October war zur Ausführung dieses Unternehmens, das in der Geschichte des gesammten siebenjährigen Krieges eine wichtige Rolle spielte, bestimmt. Der Angriff sollte von vier Seiten zugleich geschehen, General Giannini und die mit der Führung der einzelnen Sturmcolonnen betrauten Obristen O'Donnel,

Graf Wallis, Kaldwell, Fink, Rumel und de Vins hatten den Platz vorher unbemerkt in Augenschein genommen, Croaten und Husaren die Umgegend so dicht cernirt, daß keine Nachricht von der Annäherung der Feinde in die vom General Zastrow vertheidigte, von 3900 Preußen besetzte Festung dringen konnte. Nachts um drei sollte der Angriff von vier Seiten gleichzeitig erfolgen, Anfangs alles Schießen vermieden und kein anderes schweres Geschütz, als das den Preußen abgenommene verwendet werden. Außer den zur Ausführung bestimmten Regimentern wußte Niemand etwas von dem Vorhaben, das Geheimniß war so ängstlich gewahrt worden, das Loudons nächste Vertraute nicht wußten, worum es sich handele. — Am Morgen vor der entscheidenden Nacht hatte der Feldzeugmeister die von der übrigen Armee getrennten Sturmcolonnen persönlich angeredet, alles Plündern bei strenger Strafe verboten und den Soldaten als Ersatz eine Belohnung von 100,000 Reichsthalern in Aussicht gestellt. Noch nie hatte er Gelegenheit gehabt, seine eigene Popularität und die Ergebenheit seiner Truppen so deutlich zu erkennen wie am Morgen des 30. September 1761. „Vater Loudon", riefen die Wallonischen Grenadiere, als der sonst so einsylbige und trübsinnig ausschauende Feldherr zu ihnen redete, „führe uns nur zu Ehre, wir brauchen kein Geld." Um 9 Uhr Abends hatte der Ausmarsch begonnen, um 2 Uhr Nachts standen die Colonnen auf ihren Plätzen, um halb drei Uhr gab General Amadei, ein Belgier der mit dem Oberbefehl über die Stürmenden betraut worden war, das Zeichen zum Angriff. Trotz des furchtbaren Geschütz- und Kleingewehrfeuers, mit welchem Zastrow die Stürmenden empfing, stürzten diese über das Glacis auf die Außenwerke der einzelnen Schanzen, welche mit Hülfe mitgebrachter Leitern genommen wurden. Schritt für Schritt wurden die Vertheidiger in die inneren Werke zurückgedrängt; nur ein Mal schien es den Preußen zu gelingen, ihre Gegner nachhaltig zurück zu werfen. Loudons, vom Grafen Wallis geführtes eigenes Regiment wankte, nachdem es zwei Mal zurückgedrängt worden war. Der Obrist hielt die Weichenden nur mühsam zurück. „Kinder", rief er, „wir müssen die Festung nehmen oder hier sterben, ich habe es unserm Chef versprochen. Unser Regiment führt seinen Namen, wir müssen siegen oder sterben." Noch ein Mal sprang das Bataillon in den bereits verlassenen Graben, die Officiere selbst trugen die Leitern herbei, der Hauptwall war bald erstiegen, und mit Bajonett und Säbel eingenommen und behauptet. Erst nach Besetzung der inneren Werke wurde das Feuer eröffnet und zwar aus den rasch gegen die Stadt gewendeten preußischen Feuerschlünden. Um 6 Uhr war Schweidnitz in östreichischen

Händen, das Vertrauen, das Loudon in seine Leute gesetzt und das er durch eine heutzutage ebenso humane wie strenge Befehlshaberschaft erworben, glänzend gerechtfertigt.

Unterdessen war der Feldzeugmeister selbst fern von der Stätte der eigentlichen Entscheidung bis zum Anbruch der Nacht im Lager geblieben. Spät am Abend hatten mehrere Cavallerie-Regimenter plötzlich Ordre erhalten zu satteln, an ihrer Spitze war Loudon, schweigend in sich gekehrt, im Walde verschwunden — Niemand im Lager wußte wohin, Niemand in der Reiterschaar zu welchem Behuf. Nach mehrstündigem Ritt wurde plötzlich Halt gemacht, die Schwadronen in lange Linie aufgestellt und den Reitern erlaubt, abzusitzen, zu rauchen und leise zu reden, Niemand aber durfte von der Seite seines Pferdes weichen. Loudon selbst ging am Arm eines alten Waffengefährten und Duzbruders, des Major Birkigh, langsam vor der Colonne des Kolowratschen Dragoner-Regiments auf und nieder, ab und zu mit seinem Gefährten ein flüchtiges Wort wechselnd. Staunend standen die Dragoner da, rings umher herrschte feierliche Stille, die durch das Schweigen der dunklen Nacht etwas Zauberhaftes zu bekommen schien. Stunde auf Stunde verrinnt. Plötzlich hört man den Hufschlag eines eilig heran sprengenden Rosses, ein Adjutant kommt heran und salutirt: „Excellenz, Alles ist in Bereitschaft und wartet Ihrer Befehle." Was ist in Bereitschaft, welche Ordre wird erwartet? scheint sich Alles zu fragen, aber Niemand wagt einen Laut. Loudon hemmt seinen Schritt und zieht in seiner ruhigen Art die Repetiruhr, um sie schlagen zu lassen: es ist 1 Uhr Nachts und athemlos horcht Alles auf das Wort aus dem Munde des Feldherrn, das das Räthsel des geheimnißvollen nächtlichen Ritts lösen soll. „Wenn Sie in langsamem Trott zurückreiten, so wird es gerade Zeit sein, anzufangen." — Der Adjutant verschwindet, wie er gekommen — es war die Ordre zum Aufbruch der Sturmcolonnen, welche er dem General Amadei nach Schweidnitz brachte. — Loudons Worte waren laut genug gesprochen worden, um von den nächststehenden Reitern vernommen und weiter verbreitet zu werden, Niemand aber ahnte ihren Sinn. — Alles blieb in der früheren Spannung, die jetzt ihren höchsten Grad erreicht zu haben schien. Wiederum nahm der Feldzeugmeister den Arm des Majors Birkigh, auch das Gespräch und der Spaziergang vor der Front des Regiments Kolowrat wurden wiederum aufgenommen, als sei Nichts geschehen.

Endlos dehnen sich die Stunden, es schlägt zwei, endlich drei Uhr Morgens, noch immer geht der Feldherr mit seinem Freunde langsam auf und nieder. Die scharfe herbstliche Nachtluft treibt alles Blut in

den Adern der unbeweglich dastehenden Dragoner zusammen, die allgemeine Spannung beginnt der Ermüdung Platz zu machen. Da fällt plötzlich ein Kanonenschuß, wie es scheint im Rücken der aufhorchenden Reiterschaar — ein zweiter, ein dritter, knatternd fällt das Musketenfeuer ein — wiederum sind aller Augen auf den Feldzeugmeister gerichtet, der bei dem ersten Schuß heftig aufgefahren, dann regungslos, aber mit allen Zeichen mächtig erregter Leidenschaft stehen geblieben war. Ein Fieberfrost scheint ihn zu schütteln — erst als das Kleingewehrfeuer zunimmt, sammelt er sich, um einen Augenblick später wonnetrunken dem erstaunten Freunde in die Arme zu sinken: „Birkigh, wir sind in Schweidnitz, hörst Du das Musketenfeuer — schon raufen sie sich auf den Wällen." Daß der eiserne Loudon so heftige Erregung gezeigt, und im Dienst einem andern Officier um den Hals gefallen, war noch nicht dagewesen — der Bann, der auf den in strenger Subordination geschulten Dragonern gelegen, ist gebrochen. „Wie? was? in Schweidnitz" — schallt es verwundert von allen Seiten. „Ja Kinder, wir sind in Schweidnitz", rief Loudon. Bald darauf erschüttert ein betäubender Knall die Luft. „Das war ein Pulvermagazin", ruft Loudon aus. Einen Augenblick später hat er die frühere kalte Ruhe wieder gewonnen, das ernste Gesicht zeigt die gewohnten melancholischen Falten, er hat Birkighs Arm wieder genommen und in beschleunigtem Schritt gehen die beiden Männer wie vorher vor den staunenden Colonnen auf und nieder.

Das Morgengrauen fand die harrenden Reiter noch immer unbeweglich auf demselben Platze. Als es zu tagen begann, erkannten sie die Gegend, in welche sie geführt worden waren und den Plan, welcher dem geheimnißvollen Ausmarsch des Feldherrn zu Grunde gelegen. Loudon hatte sich auf das Schlimmste gefaßt gemacht und darauf gerechnet, daß die Festung sich einige Zeit halten und die nicht allzufern stehende Macht des Königs zu Hilfe rufen würde. Aus diesem Grunde war die einzige Straße, auf welcher preußische Reiter nach Schweidnitz gelangen konnten, im Voraus mit östreichischer Cavallerie besetzt und von dem Feldherrn selbst unter Obhut genommen worden: schlimmsten Falls sollte der Rückzug der abgeschlagenen Sturmcolonnen gesichert sein.

Noch bevor es Tag geworden, kam ein Adjutant aus Schweidnitz mit der Nachricht von der glücklichen Einnahme der Festung daher gebraust, es war rascher und glücklicher gegangen, als Loudons kühnste Wünsche zu hoffen gewagt hatten — an das Erscheinen einer preußischen Reiterabtheilung war nicht mehr zu denken. Von allen Seiten mit Jubelrufen begrüßt, von seinen jauchzenden Officieren umringt,

stand der Sieger in ruhiger Würde da — selbst gemeine Dragoner drängten sich zu ihm, um ihre Glückwünsche zu bringen, die bange Spannung der kalten, schlaflos verbrachten Nacht war vergessen — jubelnd schmetterten die Trompeter ihre Siegesfanfaren in die frische scharfe Luft des heitern Octobermorgens, „Vivat Maria Theresia", „Vivat Loudon" schallte es immer auf's Neue von allen Seiten, jubelnd und mit Jubel begrüßt trafen die Dragoner in dem Lager ein, das sie Abends zuvor in peinlicher Verlegenheit verlassen hatten. Die entscheidenste Stunde seiner kriegerischen Laufbahn hatte der geliebte Feldherr in ihrer Mitte verbracht, mit ihnen getheilt.

Für die Bedeutung des Wagnisses, welches Loudon am 1. October 1761 unternommen hatte, ist denen, welche heute von demselben lesen, ein dreifacher Maßstab gegeben: die militärische Wichtigkeit des Platzes, in welchem die Oestreicher 211 Geschütze, 1200 Pfund Pulver, 123,000 Kanonenkugeln, dreiviertel Millionen Flintenkugeln, 6290 Kartätschenpatronen, 40,000 Bomben, 20,000 Portionen Brod, 354,780 Portionen Zwieback, 18,000 Scheffel Mehl und 104,900 Scheffel Getreide fanden, und dessen Besitz ihnen zum ersten Male wieder die Möglichkeit bot, in Schlesien Winterquartiere zu halten, König Friedrichs Urtheil über die Möglichkeit einer Wegnahme dieses wichtigen und starken Punktes und Loudons Verhalten gegenüber dem östreichischen Obercommando. So groß auch das Vertrauen war, das man in Wien auf den Sieger von Kunnersdorf und Eroberer von Glatz setzte, Loudon hatte nicht gewagt, dem k. k. Hofkriegsrath seinen Plan vorzulegen und dessen Zustimmung einzuholen, weil er gewiß war, eine abschlägige Antwort zu erhalten. Auf die Gefahr hin, im Fall des Mißlingens vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, war er nach eingeholter privater Zustimmung des Kaisers (der als bloßer Gemahl der Beherrscherin Oestreichs in östreichischen Dingen nicht mitzureden hatte und als Kaiser des ohnmächtigen deutschen Reichs eine sehr untergeordnete politische Rolle spielte) selbständig vorgegangen. Damit war zugleich gesagt, daß ein Handstreich von so großer Tragweite eigentlich außerhalb der Sphäre regelmäßiger tactischer Berechenbarkeit lag.

Noch redender ist das Urtheil, welches der große König selbst indirect über Loudons kühnes Unternehmen gefällt hat. Als die Nachricht vom Fall Schweidnitz's am 2. October in das preußische Hauptquartier gelangte, wagte Anfangs Niemand dem Könige die Hiobspost zu bringen. Endlich faßt ein Adjutant sich das Herz, dem gefürchteten Manne mit den großen durchbohrenden Augen sofort die ganze Wahrheit zu sagen. So vollständig war der König von der Unmöglichkeit dieses Wagestücks erfüllt,

daß er den Unglücksboten mit dem kurzen Wort: „Ich sag' ihm aber, es ist nicht wahr — scheer' er sich zum Teufel" abfertigte. Er sollte nur zu bald erfahren, daß er das Maß des von menschlicher Kraft zu Leistenden zum ersten, vielleicht zum einzigen Male in seinem Leben zu niedrig gegriffen hatte, und daß der wichtige Stützpunkt, von welchem aus er nach Mähren einzubrechen gedachte, wirklich an den Mann verloren sei, über dessen Fähigkeiten er sich schon ein Mal getäuscht hatte, als er ihm im Jahre 1741 die verlangte Hauptmannsstelle abschlug.

Der Jubel, der in Wien über diese unerwartete, nur vom Kaiser geahnte Siegespost ausbrach, war unbeschreiblich, aber es dauerte lange, ehe die auf ihre Souveränität eifersüchtige Kaiserin und der Hofkriegsrath damit ausgesöhnt wurden, daß ein militärischer Schritt, der nach preußischem Urtheil, alle während der bisherigen sechs Feldzüge gewonnenen östreichischen Errungenschaften aufwog — ohne ihr Vorwissen und ihre Erlaubniß unternommen worden war. Während die östreichischen Militärschriftsteller und Biographen unseres Helden über diesen Punkt ziemlich rasch hinweggehen, wissen wir aus anderen Quellen, daß Loudon nahe daran war, in Ungnade zu fallen. „Durch die Eroberung von Schweidnitz", heißt es in des Preußen Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges, „waren die Oestreicher zum ersten Male wieder in den Stand gesetzt, Winterquartiere in Schlesien zu machen. Die Belohnung des Feldherrn war aber keineswegs der Größe des Dienstes angemessen. Undank war sein Lohn und eine förmliche Bestrafung wäre erfolgt, wenn der Kaiser Franz und der alte Fürst Wenzel von Lichtenstein, den die Kaiserin wie einen Vater ehrte, ihn nicht mit ihrem ganzen Einfluß geschützt hätten. Ihnen stimmte auch Graf (später Fürst) Kaunitz bei. — Diese mächtigen Gönner, für die Ehre ihres Hofes besorgt, gingen noch weiter, sie bewirkten, um durch solche nichtswürdige Hofcabalen nicht dem ganzen Europa Stoff zum Gespötte zu geben, daß Loudon von der Kaiserin einen gnädigen Brief und ein Geschenk erhielt. Das Vorgefallene wurde ihm jedoch nicht verziehen, wovon trotz dieser glänzenden That sein eingeschränktes Commando im nächsten Feldzuge bis zum Frieden, seine geringe Beachtung bei Hofe, so lange Maria Theresia lebte und seine erst siebzehn Jahre nachher erfolgte Beförderung zum Feldmarschall, überzeugende Beweise waren. Sein Verbrechen bestand darin . . . eine Formalität übergangen zu haben, die wahrscheinlich durch die damit verknüpfte Verzögerung den ganzen Entwurf vernichtet hätte. Die Feinde des großen Feldherrn gingen soweit, daß sie diese so glücklich vollzogene Unternehmung einen Croatenstreich nannten."

Die Wärme, mit welcher der preußische Officier Archenholz die

Sache Loudons bei dieser Gelegenheit nimmt, beweist, wie allgemein die Empörung aller denkenden Leute über diesen neuen Beweis der Allmacht der unverbesserlichen Wiener Hofcamarilla war, welche ihrem Haß gegen den „Emporkömmling" bis zuletzt treu blieb. Wie rasch die Kunde von der Loudon gegenüber bewiesenen östreichischen Undankbarkeit die Runde durch die Welt machte, geht noch aus dem Umstande hervor, daß die Kaiserin Elisabeth dem Eroberer von Schweidnitz durch den Befehlshaber des in Schlesien liegenden russischen Hülfscorps Grafen Tschernitschew den Feldmarschallsstab anbieten ließ, falls er in ihre Dienste treten wolle. Loudon lehnte dieses Anerbieten in dem richtigen Gefühl ab, daß ein Mann in seiner Stellung nicht die Farbe wechseln und Verstimmung wegen einer elenden Hofcabale zeigen dürfe, und blieb der östreichischen Fahne treu. Einige Wochen später sandte die Kaiserin ihm ihr mit Diamanten geschmücktes Bildniß und zwei Kästchen mit Juwelen, welche an den General Amadei und die Officiere vertheilt werden sollten, welche sich bei dem Sturm besonders ausgezeichnet hatten. Seinem Versprechen gemäß, die Soldaten, welche nicht geplündert, reichlich zu belohnen, ließ Loudon jedem derselben 13 Thaler auszahlen. Besonders hatten sich die 800 Tschernitschewschen Grenadiere ausgezeichnet; sie setzten sich nach der Erstürmung auf den eingenommenen Wällen nieder und blieben ruhig bei ihren Gewehren. Als Loudon im Januar 1762 nach Wien kam, wurde er von der dankbaren Bevölkerung der östreichischen Hauptstadt mit einem Jubel empfangen, der auch den widerstrebenden Hof mit fortriß.

Durch die Einnahme von Schweidnitz war die Situation so gründlich verändert, daß es bis zum Ende des Feldzugs von 1761 zu keiner größeren Schlacht mehr kam. Friedrichs Sache stand noch ungünstiger als nach der Schlacht bei Kunnersdorf, seine Hülfsquellen an Geld, Menschen und Vorräthen schienen erschöpft, und es war wenig Aussicht, die mit den Russen verbündeten Oestreicher im nächsten Frühjahr aus der festen Position zu vertreiben, in welcher sie seit dem verhängnißvollen 1. October saßen. Der König blieb den Winter in Breslau, und niedergeschlagener als man ihn jemals früher gesehen hatte.

Da starb die Kaiserin Elisabeth (26. Dec. 1761), Peter, des großen Soldatenkönigs begeisterter Anhänger, bestieg den Thron und was alle Welt erwartet hatte, geschah wirklich: die russischen Truppen erhielten Befehl zu den Preußen zu stoßen, denen sie bei Zorndorf, Kay und Kunnersdorf in blutigem Kampf gegenüber gestanden hatten — Schlesien war der preußischen Monarchie gerettet.

Loudon hatte diese Wendung richtig voraus berechnet; sobald die

Nachricht von dem Ableben Elisabeths in seinem Hauptquartier eintraf, war ihm klar, daß das Blatt sich wenden werde, und daß es nothwendig sei, mindestens die Tschernitschewschen Truppen, welche bisher seine Waffengefährten gewesen und 15—20,000 Mann stark in seiner Nähe standen, ungefährlich zu machen. Nach den soeben gemachten Erfahrungen durfte er es aber nicht zum zweiten Male wagen, selbständig vorzugehen. Er sandte einen Eilboten nach Wien, mit dem Erbieten, die unzuverlässig gewordenen Bundesgenossen zu entwaffnen, bevor sie Ordre erhalten, zum Heere des Königs zu stoßen. Als der Courier in Wien eintraf, war es bereits zu spät.

Bei dem Beginn des Feldzugs von 1762 beging Maria Theresia, ihrer eigenmächtigen Natur und den Einflüssen der Camarilla nachgebend, den verhängnißvollen Fehler, das Obercommando über die in Schlesien concentrirte östreichische Armee nicht Loudon, sondern dem hochgeborenen, in der herrschenden Kaste vielbeliebten Grafen Daun zu übergeben, so wenig sie auch darüber im Unklaren sein konnte, daß die Unpopularität dieses aristokratischen Generals seit dessen zweideutigem Benehmen bei Liegnitz in allen Theilen der kaiserlichen Armee beträchtlich zugenommen hatte. Wie tiefgehend dieser Fehlgriff war, den die östreichischen Darstellungen fast ausnahmslos übergehen, erfahren wir aus Archenholz' gewiß höchst unparteiischer Bemerkung, „daß Soldaten wie Officiere, seit der Abberufung der russischen Truppen und der Nichternennung ihres **angebeteten** Loudon an der Sache ihrer Kaiserin zu verzweifeln begannen", und daß „Daun nicht geneigt war, seinem persönlichen Feinde vorzuarbeiten" (Geschichte des siebenjährigen Krieges Bd. II, S. 293) d. h. Loudon Gelegenheit zu neuen Lorbeeren zu geben.

Diesem ungeschickten Anfang entsprach der Ausgang des Feldzugs, mit welchem zugleich der blutige Krieg schloß, der sieben Jahre lang im Herzen Deutschlands gewüthet hatte. Obgleich der plötzliche Tod Peters III. die schleunige Abberufung der Russen zur Folge hatte, blieben Launs Versuche, Schweidnitz zu decken, vergeblich. Bei Burkersdorf, Leutmannsdorf und Reichenbach von den Preußen zurückgeworfen und aus seiner befestigten Position gedrängt, mußte Daun mit ansehen, daß der König die Festung, welche sein Nebenbuhler, der livländische Parvenü, in drei Stunden genommen hatte, dreiundsechzig Tage lang belagerte und schließlich nahm, ohne daß er, der Feldmarschall, im Stande war, es zu hindern.

Loudon selbst hatte während des gesammten Feldzugs keine Gelegenheit sich auszuzeichnen; als der Winter heranrückte, waren alle von den Oestreichern errungenen Vortheile, mit alleiniger Ausnahme des

(gleichfalls von Loudon gewonnenen) Glatz, in den Händen des Königs, der nicht nur selbst ein großer Feldherr war, sondern besser als seine Gegner verstanden hatte, das Genie jedesmal an den ihm gebührenden Platz zu stellen. — In Wien selbst hatte man noch während des Herbstes 1762 reichliche Gelegenheit über die begangenen schmählichen Mißgriffe Betrachtungen anzustellen. Nach dem Verlust von Schweidnitz hatte sich die Erbitterung des lebhaften Wiener Volks gegen Daun und dessen kleinliche gegen Loudon geübte Ränke so gesteigert, daß die Gräfin Daun nicht mehr sicher durch die Straßen der k. k. Hauptstadt zu Hof fahren konnte. Es geschah wiederholt, daß der Pöbel sich zusammenrottete, der unschuldigen Frau beleidigende Reden zurief und ihr Schlafmützen, als Symbole der Unthätigkeit ihres Gemahls, in den Wagen warf. Fast täglich waren beleidigende Pasquille und Carricaturen an die Thüren des gräflichen Hôtels und der Hofburg angeschlagen. Eine dieser Zeichnungen entwarf von der Situation von 1762 ein nur allzu treffendes Bild. Auf der Zinne des von den Preußen belagerten Schweidnitz steht der Commandant Guasco und schreit nach Hülfe. In gemessener Entfernung um der Festung steht die Daunsche Armee als Zuschauerin parademäßig aufgestellt. Der Feldmarschall sitzt im Armstuhl vor der Fronte und betrachtet, die Nachtmütze auf dem Kopf, den geweihten Degen, den der Papst ihm geschenkt hat und dessen Scheide die Inschrift „Du sollst nicht tödten" trägt. Neben ihm steht zur Linken Loudon mit niedergeschlagenen Augen, die Hände sind ihm auf den Rücken gebunden, — rechts vom Feldmarschall steht Graf Lascy, eine Pergamentrolle mit der Aufschrift: „Plan für den Feldzug von 1763" in den Händen; das Pergament selbst ist leer. Die übrigen kaiserlichen Generale sind in drei Gruppen getheilt: die erste reibt sich schlaftrunken die Augen, die zweite schlägt die Hände über den Kopf zusammen, die dritte steht hämisch lächelnd da!

Noch bevor das Jahr 1762 zu Ende ging, begannen die Verhandlungen zum Abschluß des Friedens, dessen beide Länder längst und dringend bedurften, zu dem Friedrich schon bei Lebzeiten Peters III. von allen Seiten gedrängt worden war, und der am 15. Februar 1763 zu Schloß Hubertsburg endlich zu Stande kam.

Das allgemeine Ruhebedürfniß, das diesem Friedensschluß von allen Seiten zujauchzte, hatte sich auch dem Helden mitgetheilt, der binnen sieben Jahren allen Traditionen und Ränken der Hofburg zum Trotz vom Croaten-Major zum General-Feldzeugmeister, Großkreuz des Theresienordens und was mehr war, zu einem in ganz Europa berühmten Manne geworden, dessen Verdienste nach dem einstimmigen

Urtheil aller Kriegsmänner des Welttheils sehr viel bedeutender waren, als die ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen. Er zog schon im December 1762 nach Wien, wo man ihn mit Auszeichnung empfing, wo er aber Zeitlebens ein Fremdling blieb, wenigstens was die Hofkreise anlangte. Wir kennen ihn bereits genugsam, um zu wissen, daß er für das Hoftreiben überhaupt nicht taugte, am wenigsten für das der üppigen, geräuschvollen und geschwätzigen östreichischen Hauptstadt. Dieser düsteren nordischen Natur fehlte alles Verständniß für den leichten Sinn, der sich an den wechselnden Genüssen genügen läßt, die der Tag bringt und wieder verschlingt. Sein düsteres Auge verscheuchte den Frohsinn, der sich an ihn drängen wollte, seiner finsteren Sittenstrenge war die leichtlebige Art, mit der man in Wien alle Fragen des Lebens und Sterbens behandelte, ein Gräuel, seine einfachen Gewohnheiten sträubten sich gegen volle Gläser und reichbesetzte Schüsseln, um welche leere frivole Gesellen und verbuhlte Weiber saßen. Der blöde, sittenstrenge Jüngling, der Zeitlebens alle Ausschweifungen geflohen hatte und namentlich die geschlechtliche Leichtfertigkeit haßte, war ein früh gealterter, melancholischer Mann geworden, der nur noch Sinn hatte für das, was des Lebens unerbittlicher Ernst forderte. Dazu kam der Groll über die während der letzten Campagne erfahrene unverdiente Zurücksetzung. Nach Rang, Orden, Prunk und Ehrenstellen hatte er, der in seinem Hause und auf dem Lande stets dunkele, altmodische Civilkleider trug und seine Decorationen, auch wenn er in Uniform war, nur selten anlegte — niemals gegeizt. Die Erlebnisse eines furchtbaren siebenjährigen Krieges, das unermeßliche Elend, dessen Zeuge er gewesen, blieben aber in seiner Seele haften, verdüsterten seine Lebensanschauung — seine schwerfällige Art konnte nicht gemüthlich über Eindrücke hinwegkommen, die seine leichter angelegten Genossen im Taumel lachender Friedensfeste längst abgeschüttelt hatten. Er hatte nicht sich, sondern dem Staate dienen wollen, in welchem er sich ein Heimathsrecht erkämpft, und dieser Staat hatte in dem endlosen, gräuelerfüllten Kriege Nichts gewonnen, das Gewonnene vielmehr durch eigene Schuld wieder verloren. Der Mann, der sich sagen konnte, daß der Ausgang des entscheidenden Feldzugs von 1762 ein anderer gewesen wäre, wenn er den Platz eingenommen, der ihm gebührte, mußte außer Stande sein, das ihm zugefügte Unrecht leicht zu verwinden: dieses Unrecht war zugleich dem Staate zugefügt worden.

So glänzend auch der Empfang war, den seine Freunde, unter diesen der Kaiser, die Fürsten Wenzel Lichtenstein und Kaunitz, Baron Binder, Elias von Hochstetten, ihm bei Hofe zu bewirken wußten, er

wußte zu genau, daß er an demselben als Eindringling und ungefügiger Soldat angesehen wurde, um für die Schmeicheleien, mit denen man ihn empfing, zugänglich zu sein. Nicht gewohnt, sich seine Stellung anders als mit dem Degen in der Hand zu erobern, dachte er nicht entfernt daran, um die Freundschaft von Leuten zu buhlen, die er verachtete und von denen er sich gehaßt wußte. Bei den glänzenden Hoffesten, die er seiner Stellung wegen mitmachen mußte, erschien er spät und ging er früh. Man sah ihn mürrisch und mißlaunisch durch die erleuchteten Säle schreiten und mit stolzer Bescheidenheit jedes Aufsehen, jede besondere Berücksichtigung vermeiden — er war froh, wenn er ein stilles Plätzchen fand, an welchem er sich unbemerkt niederlassen konnte. Er sprach wenig und lachte nie und war schon darum bei den Habitués der leichtlebigen Hofburg ungern gesehen, die in seinen düsteren Zügen überdies die tiefe Pöbelverachtung lesen mochten, aus der er niemals ein Hehl machte. Eine Anekdote, welche uns aus Loudons Hofleben erhalten ist, bezeichnet seine Stellung zu der in Wien herrschenden Gesellschaft deutlicher, als es irgend eine Beschreibung vermöchte. Bei einem Hoffest ist er nach der allgemeinen Begrüßung der kaiserlichen Herrschaft plötzlich verschwunden, die Kaiserin hat nach ihm gefragt und man sucht nach ihm. Der Herzog von Ahremberg findet ihn in der dunkelsten Ecke eines Nebengemachs und führt ihn zu der Kaiserin, indem er scherzend sagt: „Le voilà comme toujours derrière la porte, tout honteux d'avoir tant de mérite.“

Als Loudon sich nach Abschluß des Hubertsburger Friedens in Wien niederließ, war er nicht nur ermüdet und wirklicher Erholung in einem Stillleben, wie er es liebte, bedürftig, sondern zugleich krank. Die alte französische Schußwunde durch den Unterleib hatte, durch jahrelange Strapazen und Entbehrungen verschlimmert, seine Verdauungsorgane so gründlich angegriffen, daß er auf den Wunsch des Arztes schon wenige Monate später, im Sommer 1763, nach Karlsbad ging, um hier die Kur zu brauchen. In Karlsbad traf der Held des siebenjährigen Krieges mit einem friedlichen Leipziger Gelehrten zusammen, der sich gleich ihm das Einerlei des Badelebens durch gelegentliche Spazierritte zu verkürzen suchte. Dieser Gelehrte war Gellert, der seinen bekannten Schimmel nach Böhmen mitgenommen hatte und auf einem Spazierritt mit Loudon zusammentraf. Die Bekanntschaft der beiden ungleichartigen Männer führte bald zu näherem Verkehr. Ueber die gegenseitig gewonnenen Eindrücke lassen wir einen noch in Karlsbad geschriebenen Brief Gellerts folgen.

„Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann,

den ich schon genannt habe, der General Loudon, ein Mann von besonderem Charakter. Ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich, der wenig redete, fast wie ich, aber ernsthaft und wahr redete; nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden, eben diese gefällige Einfachheit und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrscht. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen, hager, aber weniger wie ich, hat nachsinnende, tief im Kopf eingeschlossene lichtgraue Augen, oder auch fast bläuliche, fast wie ich und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unseres traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unseres Ruhmes machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich vor ihm. Oh, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme gern oft zu Ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein anderes Mal fing er an: Ich weiß nicht, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so ernste Bücher haben schreiben können und so viel Scherzhaftes und Munteres. Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, erwiderte ich; aber sagen Sie mir, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bei Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz bei Nacht haben einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erste Mal herzlich lachen sehen, sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmack erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als bis er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eigenen Wein kommen, ließ mich von Herzen reden und redete selbst von Herzen, und ließ mich bald nach der Tafel gehen, kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes und Erlaubtes gehört und immer gemerkt, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unserer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war seine beständige Klage, daß er nicht studirt hätte. Aber in der That ersetzten sein natürlich scharfer Verstand und seine Aufmerksamkeit auf Alles bei ihm den Mangel an Wissenschaften. Was gebe ich Ihnen denn, fing er einmal an, das Ihnen lieb ist, ich möchte es gern einmal wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Loudonschen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Paar Jahre in Leipzig studiren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen. Gern,

sagte der General, wofern Sie sich ihn lassen empfohlen sein. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte Allee und Niemand störte uns alsdann. — Unser Abschied war sehr kurz. — Was ich Ihnen jetzt gesagt habe, das behalten Sie auf dem Gewissen. Leben Sie wohl, ich werde an Sie schreiben. — Leben Sie auch wohl, liebster General, Gott beschütze Sie, und segne Sie und Ihr Leben."

Nach seiner Rückkehr aus Karlsbad zog Loudon auf das ihm von der Kaiserin geschenkte Gut Kleinbeczwar bei Kolin, wo er mehrere Jahre lang seiner Neigung gemäß der Beschäftigung mit Landwirthschaft, Gärtnerei und wissenschaftlichen Studien lebte, froh, dem Getümmel der Hauptstadt entronnen zu sein, die er nur noch aufsuchte, wenn seine Geschäfte es dringend erforderten, oder wenn er einer Einladung zu Hofe nicht entgehen konnte. In der Stille livländischer Landeinsamkeit aufgewachsen, der großen Masse der Menschen ebenso durch seinen Charakter wie durch seinen Lebensgang entfremdet, mochte die Stille, der er jetzt jahrelang genoß, noch den besonderen Reiz haben, ihn an die Tage seiner Jugend zu erinnern. Mit seinen livländischen Verwandten, dem Bruder, der nach dem Beispiel des Vaters Tootzen verwaltete, den Vettern und der Familie Klubak blieb er in steter Verbindung. Er ließ sich nicht daran genügen, daß der Freiherrntitel, der ihm ertheilt war, auf seine Verwandten ausgedehnt wurde, es verlangte ihn darnach, Jemand seines Blutes und Namens um sich zu haben. Einer seiner Neffen, Wilhelm von Klebeck (geboren 1729 zu Lasdohn) war bereits während des siebenjährigen Krieges in ein östreichisches Infanterieregiment getreten und hatte es durch Tapferkeit und Umsicht binnen wenigen Jahren zum Major gebracht. Jetzt ließ der Feldzeugmeister einen zweiten Neffen (denselben, der bei Gellert genannt ist — genauere Angaben lassen sich dem Wurzbach'schen Werke leider nicht entnehmen) aus Livland zu sich kommen und in sein eigenes zu Kuttenberg in Böhmen stationirtes Regiment eintreten. Dieser Neffe scheint die auflodernde Leidenschaftlichkeit und den harten Sinn seines Oheims in vollem Maße besessen zu haben. Bald nach seinem Eintritt gerieth er mit einem von Loudon besonders ausgezeichneten Officier, denselben Obristen Grafen Wallis, der eine der Sturmcolonnen von Schweidnitz geführt hatte, in heftigen Wortwechsel und vergaß sich so weit, daß er schließlich die Hand an den Degen legte. Der Feldzeugmeister, der einen Subordinationsfehler nie ungerügt ließ, und gegen einen Verwandten besonders streng vorgehen zu müssen glaubte, befahl, den heftigen Jüngling zu arretiren und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Der rebellische Lieutenant wurde

zu sechs Monaten Arrest verurtheilt und zwar mit der Verschärfung, die ersten drei Monate bei Wasser und Brod zu sitzen. Nach beendeter Strafzeit mußte der Neffe sich, österreichischer Militärsitte gemäß, bei seinem Oheim und Regimentschef für die erlittene Strafe bedanken. Er that es, konnte seinen Unmuth aber nicht bemeistern und bat gleichzeitig um seine Entlassung, die er — wahrscheinlich zu seiner Verwunderung — augenblicklich erhielt. Er verließ sofort Oestreich und trat in die polnische, später in die russische Armee. Im Jahre 1772 soll er in dem Gefecht, in welchem der rebellische Kosackenhäuptling Pugatschew gefangen wurde, gefallen sein. Jetzt ließ Loudon einen dritten Neffen kommen, der nach ihm den Namen Ernst Gideon führte, mit Auszeichnung diente und, wie wir in der Folge sehen werden, als Flügeladjutant Kaiser Josephs II 1789 vor Belgrad starb. Herr von Klebeck diente mit Auszeichnung weiter und wurde im Jahre 1779 mit seinem Bruder, dem Wendenschen Ordnungsrichter, in den östreichischen Freiherrnstand erhoben.

In Kleinbeczwar, wo der Feldzeugmeister mit seiner Gemahlin still und abgeschlossen lebte, wurde es ihm bald zu eng. Gewohnt jede Thätigkeit ernst zu nehmen, versuchte er es, auch die Landwirthschaft nicht als Dilettant zu nehmen, sondern nach wissenschaftlicher Methode zu treiben. Dazu war der Spielraum seiner gegenwärtigen Besitzung zu eng; er machte seine bescheidenen Ersparnisse, sowie die Pretiosen, welche ihm Kaiser Franz, Maria Theresia, die Kaiserin Elisabeth von Rußland und der ihm besonders zugethane Erzherzog Joseph (später Kaiser Joseph II.) geschenkt hatten, flüssig und kaufte das benachbarte Gut Großbeczwar. Beide Güter wurden vereinigt, nach einer neuen Methode organisirt und durch den Bau eines schönen neuen Schlosses zu einer ansehnlichen Herrschaft gemacht. Von früh bis spät war der Mann, der Zeitlebens nicht unthätig sein konnte, in Garten und Feld. Selbst die entferntesten Theile seiner Besitzung suchte er Nachmittags zu Pferde auf. Die Abendstunden brachte er mit militärwissenschaftlichen und anderen Studien und in dem Verkehr mit der Frau zu, die er als armer Major geheirathet hatte und mit der er in beglückter Gemeinschaft lebte. Das einzige Spiel, das er leiden konnte und Abends gern spielte, war das Schachspiel.

Im Jahre 1766 wurde Loudon zum wirklichen Geheimrath und Mitglied des Hofkriegsraths, 1769 zum Commandirenden über Mähren, Oesterreichisch-Schlesien und Brünn ernannt. Er legte diese Stellung indessen bald nieder, da sie zu eigentlich militärischer Thätigkeit keine

Gelegenheit bot und er seine Thätigkeit concentriren, nicht versplittern wollte.

Das Jahr 1770 war für unseren Helden durch ein Ereigniß von besonderem Interesse ausgezeichnet. Zu Mährisch-Neustadt fand im Herbst dieses Jahres die bekannte Zusammenkunft zwischen Friedrich dem Großen und Joseph II. (damals Mitregenten seiner Mutter) statt. Friedrich, der das Jahr zuvor seinen kaiserlichen Gast zu Neisse empfangen hatte, erschien, von mehreren seiner ausgezeichnetsten Generale umgeben, in der weißen, hie und da übrigens mit Schnupftabakspuren gebräunten Uniform seines östreichischen Regiments, Joseph war in das bekannte preußische Blau gekleidet. Nach der Begrüßung der beiden Herrscher begann die Vorstellung der Suite. Als Joseph den Namen des Feldzeugmeisters Loudon nannte, faßte der König diesen lange und aufmerksam ins Auge. Vor seiner Seele mochte der Augenblick stehen, in welchem er den Mann, der jetzt als sein einziger militärischer Rival in ganz Europa bekannt war, von sich gewiesen hatte — vielleicht daß er sich auf die Züge zu besinnen suchte, die damals sein Mißfallen erregt hatten. Dann wandte er sich zum Kaiser und sagte mit erhobener Stimme: „Mit diesem General werden Eure Majestät einst die sieben Thürme erschüttern." Loudon wurde von dem Könige mit der größten Aufmerksamkeit behandelt und wiederholt und dauernd ins Gespräch gezogen. Obgleich Friedrich sehr genau wußte, daß der Eroberer von Schweidnitz den ihm gebührenden Feldmarschallstitel nicht trug und seit elf Jahren im Rang eines General-Feldzeugmeisters verblieben war, vielleicht um seiner Satyre gegen die Wiener Hofwirthschaft einen deutlichen Ausdruck zu geben, nannte er seinen berühmten Gegner während der Dauer des Zusammenseins beständig Monsieur le Maréchal. Als man zu Tisch ging, wollte Loudon sich in gewohnter Bescheidenheit an das unterste Ende der Tafel setzen. „Auprès de moi, Monsieur le Maréchal, auprès de moi," rief der König, und mit witziger Anspielung auf die vielen Schlachten, in denen Loudon ihm gegenüber gestanden, setzte er lachend hinzu, „je n'aime pas vous avoir en face." — Es mögen merkwürdige Stunden gewesen sein, die unser Held im Kreise der Männer verbrachte, mit denen er sich fast ein Jahrzehnt in blutigen Schlachten gemessen hatte. Da zahlreiche Combattanten des siebenjährigen Krieges zu Tische saßen, drehte das Gespräch sich vielfach um militärische Gegenstände, namentlich um die Schlachten, in denen man sich kennen gelernt hatte. Der König sagte, nachdem er sich eifrig mit Loudon unterhalten hatte und die Rede auf die begangenen Fehler kam: „Meine Herren, wir haben Alle Fehler

gemacht, nur mein Bruder Heinrich und Herr von Loudon nicht*)." Anderen Tages, als man sich wiederum im Speisesaal versammelt hatte und nur noch Loudon fehlte, hatte der König noch ein Mal Gelegenheit, seine glänzende Laune spielen zu lassen und einen Beweis von der hohen Meinung zu geben, welche er von Loudons bisher bewiesenen militärischen Eigenschaften hatte. Als Joseph die Abwesenheit seines Feldzeugmeisters bemerkte und nach demselben fragte, sagte der König mit ironischem Lächeln: „So, das wundert mich! Er hatte sonst die Gewohnheit, früher an Ort und Stelle zu sein, als ich." Während die Worte gesprochen wurden, war Loudon an die Thür getreten. Beim Abschied schenkte Friedrich, der mit Geschenken sonst nicht freigebig zu sein pflegte, Loudon als Zeichen seiner Gunst zwei kostbare, reich geschirrte Pferde.

Wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Mähren (1773) mußte Loudon dem jungen Monarchen, der mit Begeisterung an ihm hing und ihn bei jeder Gelegenheit hervorzog und auszeichnete, sammt den Generalen Pellegrini und Nostiz nach Lodomerien begleiten. Die Theilung Polens war eben auf Kaunitzens Andrängen vollbracht und Joseph wünschte die Grenzen seines neuen Staatsgebietes kennen zu lernen und durchreiste das heutige Königreich Galizien von einem Ende bis zum andern, meist zu Pferde und allein von den genannten drei Feldherrn umgeben. Ueber die heitere Ungezwungenheit, in welcher Joseph mit seinen Generalen verkehrte, wird eine ergötzliche Anekdote erzählt. An einem rauhen finstern Abend war man nach anstrengendem Ritt in einem elenden jüdischen Dorfe angelangt, hungrig, durstig, ohne Dienerschaft, aber in bester Laune. Zu ihrem Schrecken erfuhren die Reisenden, daß nirgend ein Gasthaus, überhaupt nichts Genießbares vorhanden sei. Man faßte den Entschluß, sich auf soldatische Weise zu helfen; zu einer bestimmten Stunde sollte Jeder mit einer selbstbereiteten Schüssel erscheinen. Die Gefährten zerstreuten sich im Dorfe, um zu fouragiren, dann erschien jeder mit seiner Schüssel; der Kaiser selbst stellte ein Product seiner Kochkunst auf den Tisch der Hütte, in welcher man sich versammelt hatte.

*) Bemerkt sei, daß die östreichischen Schriftsteller, welche von dem Besuch in Neustadt und dem Ausspruche des Königs berichten, in der Regel anführen, militärische Autoritäten hätten es als einen Fehler Loudons angesehen, daß dieser dem Könige nicht nach der Einnahme von Schweidnitz eine Schlacht geliefert. Wahrscheinlich hing diese in der That auffallende Unterlassung mit dem üblen Eindruck zusammen, den Loudons Eigenmächtigkeit in Wien gemacht hatte und der die Freiheit seiner Action behinderte.

Zwei Jahre später trat eine eingreifende Veränderung in unseres Helden Leben ein, er verkaufte seine Güter. Rings in seiner Nachbarschaft wurde die alte Robotwirthschaft (Frohne) abgeschafft und ein verändertes ökonomisches System eingeführt; an vielen Orten waren dieser Neugestaltung Unruhen und Aufstände des Landvolkes vorhergegangen. Der alte Soldat — und wir können hinzusetzen der Livländer — war entschiedener Gegner der damals auftauchenden physiokratischen Schule und wollte Nichts von der Auflösung der Abhängigkeit seiner Hintersassen wissen. Zu human, um seinen Leuten die Aufrechterhaltung eines Verhältnisses zuzumuthen, das sie ringsum verschwinden sahen, aber zu eigenwillig, um sich einer unliebsamen Neuerung zu fügen, schenkte er der Bauerschaft der Güter Groß- und Kleinbeczwar sämmtliche auf ihren Grundstücken haftende Rückstände und Schulden und verkaufte das Gut im Jahre 1775. Als Käuferin hat sich ihm die Kaiserin angetragen. Er siedelte nach Wien über, wo ihm die Kaiserin nach und nach drei Häuser schenkte: das von einem prächtigen Garten umgebene Lichtensteinsche Haus in Herals (dicht an den Linien Wiens), das Haus Nr. 101 in der Schottenstraße und endlich ein Haus in der Alstervorstadt.

Aber nicht lange duldete es den Feind des städtischen Prunks und Lärms im Staube der Hauptstadt und in der Nähe des Hofes. Es zog ihn auf das flache Land, zu der Thätigkeit mit Pflug und Spaten zurück, die er ebenso liebgewonnen hatte, wie früher das blutige Kriegshandwerk — vor Allem verlangte ihn nach Ruhe und freier Muße für seine Studien und Lieblingsbeschäftigungen. Er verkaufte seine sämmtlichen städtischen Besitzungen und erwarb mit dem Erlöse derselben das zwischen Wien und Purkersdorf belegene Gut Hadersdorf, das fortan sein beständiger Wohnort wurde. Die Stände Oestreichs beschlossen, sofort den gefeierten Helden, der sich in ihrer Mitte niedergelassen, zu ihrem Corporationsgliede zu machen und sandten ihm, bevor er sich gemeldet hatte, das Diplom des östreichischen Indigenats unter Erlaß aller an der Aufnahme haftenden Taxen und Gebühren zu. Die Landwirthschaft wurde fortan wiederum sein Element; seine größte Freude bestand in Pflege des Gartens, Anlegung neuer Bauten und Felder und der Steigerung seiner und seiner Bauern Erträge. Die Tageseintheilung war dieselbe wie früher in Beczwar; auch die großen einsamen Spazierritte über Land wurden wieder aufgenommen. „Jeden Spazierritt, jede Reise," heißt es bei Kunisch, „benutzte er, wie er selbst erzählte, dazu, sein militärisches Auge zu schärfen und sich jenen schnellen Ueberblick eigen zu machen, der oft das Loos von Schlachten

entscheidet. Er suchte gewöhnlich den nächsten Hügel auf und fragte sich dann, wie er angreifen, wie er überhaupt den Platz benutzen würde, wenn er hier eine Armee anzuführen hätte." Nebenbei wurden die Abendstunden zu theoretischen Studien aller Art unermüdlich benutzt. Er las alle neueren landwirthschaftlichen Schriften, suchte die militärischen Schriftsteller der Alten zu studiren, soweit sie ihm durch Uebersetzungen zugänglich waren*), und sammelte mit unermüdlichem Eifer Kartenwerke, Schlachten- und Festungspläne, von denen er einen reichen Schatz besaß. In den achtziger Jahren begann er auch Kupferstiche zu sammeln. Auch die nach Gellerts Entwurf angelegte Bibliothek wurde fleißig vermehrt, das Schachspiel mit zunehmender Leidenschaft getrieben. Seine Partien haben oft wochenlang gedauert. Dabei war er bis in sein hohes Alter ein vortrefflicher Schütze.

Die militärwissenschaftlichen Studien, welche Loudon mehr aus Gewissenhaftigkeit und Interesse an der Sache, als in Aussicht auf praktische Verwerthung derselben getrieben, kamen indessen bald wieder zu ihrem Recht. Neun Jahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges starb der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern (30. December 1777). Oestreich trat mit seinen Ansprüchen auf Bayreuth hervor, und da Preußen in die Anerkennung derselben nicht willigen konnte, sondern den Einfall des Herzogs von Zweibrücken begünstigte, war der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich. Jetzt endlich, nachdem er achtzehn Jahre lang General-Feldzeugmeister geblieben, wurde Loudon durch Joseph zum Feldmarschall befördert (27. Februar 1778) und der Volksmund hatte nicht Unrecht, wenn er damals, wie Krsoritz erzählt, sagte: „Itzt wird er der Monarchie wieder nothwendig, darum machen sie ihn zum Feldmarschall."

Zu einem entscheidenden Streich ist es während des gesammten bayerischen Erbfolgekrieges (das Volk nennt ihn spöttisch den Kartoffelkrieg) bekanntlich nicht gekommen. Die Erwartungen, mit denen Europa dem neu entbrennenden Kampfe zwischen den beiden deutschen Großstaaten entgegensah, waren aber höher gespannt, als selbst beim Aus-

*) Loudon war nur der deutschen Sprache, in der er (in seiner Zeit eine Seltenheit) vortrefflich sprach und schrieb, vollkommen mächtig. Das Französische konnte er wohl lesen, der mündliche Ausdruck war ihm ungeläufig. Während der Jochjahre in Licca hatte er das Kroatische erlernt, und in dem letzten Kriege seines Lebens, dem türkischen, sprach er mit den Bosniaken und Serben sehr geläufig illyrisch. Die einzelnen officiellen Briefe und Berichte, welche sich in zeitgenössischen militärischen Schriften finden, sind sämmtlich deutsch, in reinem und correctem Style, abgefaßt.

bruch des siebenjährigen Krieges. Friedrich stand auf der Höhe seines Ruhmes; Prinz Heinrich, Möllendorf und General Wunsch, die ruhmreichen Gefährten seiner blutigen schlesischen Lorbeeren, sollten an seiner Seite fechten, ihm gegenüber standen Lascy und Loudon, schon damals neben dem Könige der populärste und beliebteste Feldherr in der gesammten civilisirten Welt. Beide Heere hatten die ruhmreichste Kriegsschule des Jahrhunderts durchgemacht und mit gespannter Erwartung sahen auch die nicht direct interessirten Völker und Regierungen dem Ausgang des Schauspiels entgegen, zu dessen glänzender Ausstattung man sich durch eine längere Reihe von Friedensjahren gerüstet hatte.

Die östreichischen Heere waren zu zwei großen Armeen zusammengezogen, die beide in Böhmen des hereinbrechenden Feindes harrten. An der schlesischen Grenze stand Kaiser Joseph, von dem Rathe Lascy's und des erfahrenen Hadik (desselben, der 1757 Berlin genommen und Loudon auf dem Zuge nach Frankfurt [1759] begleitet hatte) unterstützt. Weiter nach Westen, an den Grenzen Sachsens und der Lausitz, hatte Loudon die Armee aufgestellt, welche bestimmt war, den Angriff des von Sachsen hereinbrechenden 80,000 Mann starken Prinzen Heinrich zurückzuweisen; unter dem Prinzen commandirte Möllendorf, gleichfalls als erfahrener Kriegsmann bekannt.

Die beiden Gegner, beide über die Jahre heißblütiger Jugend hinaus und auf die Erhaltung des mühsam gewonnenen Ruhmes eifersüchtig, standen einander lange wie zwei Schachspieler gegenüber, Jeder des Andern Blöße erspähend und in dem Bewußtsein, daß er es mit einem Meister zu thun habe, vor einem entscheidenden Schritte zaudernd.

Prinz Heinrich lag, nachdem er die böhmischen Berge überschritten, in wohlverschanztem Lager unweit der Grenze und vergebens wandte Loudon alle erdenklichen Künste an, um ihn zum Verlassen desselben und zum Vorrücken auf Prag zu bewegen. Als er die Straße zu diesem wichtigen Punkt freigegeben, befahl der Prinz, die von Möllendorf geführte Vorhut vorrücken zu lassen. Der erfahrene General, der Loudon vom siebenjährigen Kriege her kannte, wurde aber bald gewahr, daß es sich um eine Falle handele, die der östreichische Feldmarschall ihm gestellt habe und das vorgeschobene Corps unter General Platen kehrte nach einigen Tagen wieder zur Hauptarmee zurück. Wiederum begann das frühere Manoeuvriren mit vorsichtigen Schachzügen, Loudons Armee wurde in verschiedene Corps aufgelöst, die fortwährend Bewegungen machten, ohne daß ihr Zweck sich absehen ließ. Endlich hatte Loudon sich dem preußischen Lager genähert und eine so günstige Position zu nehmen

gewußt, daß die militärischen Theoretiker seinen Sieg für gewiß hielten. Aber eben als er sich anschickte, den verbündeten Preußen und Sachsen eine Schlacht zu liefern, traf ein Courier aus Wien ein, der dem Feldmarschall im Namen der Kaiserin, die dringend die Wiederherstellung des Friedens wünschte, jede Offensive untersagte. — Unterdessen war dasselbe Spiel auch an der schlesischen Grenze geführt worden, wo der König und Joseph, dem, wie wir wissen, Lascy und Hadik beigegeben waren, an der Spitze ihrer Armee standen und dieselben die verschiedensten Manöver ausführen ließen, ohne daß es zu einer Schlacht kam. Joseph war von den aus Wien kommenden Vorschriften ebenso abhängig, wie Loudon; zu Anfang des Feldzugs waren beide auf einen Punkt des Böhmerwaldes zusammengetroffen, um Uebersicht über das Terrain zu gewinnen und geometrische Messungen der Umgegend vorzunehmen. Als die Instrumente, deren man sich zu diesen Operationen bedienen wollte, warten ließen, wurden Spaziergänge durch die ringsum von steilen Anhöhen umgebene Wildniß unternommen. „Die Welt vermuthet wohl nicht," sagte der Kaiser, der in seiner gewöhnlichen munteren Laune war, „daß jetzt ein Kaiser mit seinen Generalen auf diesem einsamen Platz im wilden Gebirge steht. Laßt uns ein Andenken unserer Gegenwart hier lassen und unsere Namen und Titel in die Bäume schneiden." Jeder sann darauf, seinen Namen und Rang in eine möglichst kurze Formel zusammenzufassen. Als Loudon an die Reihe kam, sagte der Kaiser: „Setzen Sie, lieber Loudon, nur Ihren Namen hin — das ist für die Nachwelt genug. Nur wir Andern haben zu unsern Namen noch Titel nöthig."

Das Jahr 1778 verging, ohne daß es auf dem einen oder dem andern Punkte zu einer entscheidenden Action kam. Loudon hatte nur noch die Befriedigung, die Vereinigung zwischen dem Prinzen Heinrich und dem bei Nachod stehenden Könige zu verhindern und diesen durch eine geschickte Bewegung seiner gesammten 50,000 Mann starken Armee zum schleunigen Rückzuge aus Böhmen und zur Hinterlassung eines nicht unbedeutenden Gepäcks zu nöthigen. Dadurch war ein weiteres Vorrücken der Preußen in das Herz Böhmens für das laufende Jahr unmöglich gemacht und beide Armeen mußten sich den Winter über begnügen, einander im kleinen Kriege zu necken. Im Mai 1779 wurde der Friede von Teschen geschlossen und Loudon kehrte in die Einsamkeit von Hadersdorf zurück. Er hatte der östreichischen Monarchie, ohne Blut zu vergießen, einen wichtigen Dienst geleistet, der dieses Mal glänzend belohnt wurde. Kaiser Joseph, dessen reiches enthusiastisches Gemüth von Dankbarkeit und Bewunderung für den verehrten Helden

überfloß, ließ ihm eine Denksäule errichten, die im Saale des Hofkriegsraths, später im Audienzsaale des Kriegsraths-Präsidenten aufgestellt wurde. Auf einer fünf Fuß hohen Säule von röthlichem Marmor steht das von Czeraki in weißem carrarischen Marmor gemeißelte Brustbild des Helden, mit antiker Gewandung geschmückt — die Säule trägt die nachstehende Inschrift:

GEDEONIS LAUDONI SUMMI CASTRORUM PRAEFECTI
SEMPER STRENUI FORTIS FELICIS MILITIS ET CIVIS
OPTIMI EXEMPLUM
QUOD DUCES MILITESQUE IMITENTUR
JOSEPHUS II AUG. IN EJUS EFFIGIE PROPONI VOLUIT
ANNO MDCCLXXXIII.

(Gideon Laudons, des Feldmarschalls, eines immer gestrengen, tapferen und glücklichen Kriegers und besten Bürgers Beispiel, hat Kaiser Joseph II. hier in diesem Bilde zur Nachahmung für Feldherren und Soldaten aufgestellt.) *)

Nach Hadersdorf zurückgekehrt, genoß Loudon noch ein Mal neun Jahre lang die Ruhe eines fast ununterbrochenen Landlebens. Erst 63 Jahre alt, glaubte er doch schon am Ausgang seiner Heldenlaufbahn zu stehen; Oestreich lebte in tiefstem Frieden mit seinen Nachbarn und ihn selbst gelüstete es nicht, das blutige Handwerk, dem er seine Jugend und sein bestes Mannesalter geopfert hatte, ohne zwingende Nothwendigkeit wieder aufzunehmen. Er, der seinen Weg vom Major zum Feldzeugmeister binnen zwei Jahren gemacht hatte, mußte, dem Lauf der Natur gemäß, erleben, daß die meisten seiner Zeitgenossen und Waffengefährten ins Grab gingen, während er selbst noch in rüstiger Kraft dastand, geehrt und geliebt von dem neuen Geschlecht, das inzwischen neben ihm herangewachsen war. Der treue Freund und Gönner seit dem Tage seines Eintritts in die östreichische Armee, Kaiser Franz war schon 1765 gestorben, Daun, der Zeuge und Nebenbuhler seiner glänzenden Thaten, im nächsten Jahre gefolgt, Wenzel Lichtenstein 1772,

*) Einige Jahre später ließ ein Privatmann Graf Sinzendorf zu Ernstbrunn Loudon in seinem Garten ein Denkmal errichten. Dasselbe besteht aus einem Obelisk aus Granit, in welchen des Gefeierten Brustbild mit der Unterschrift: Gideoni Laudono Borussico-Turcico *Πολιορκητῃ* (Gideon Laudon, dem Preußen- und Türkenbesieger) gemeißelt ist. (v. Wurzbach biogr. Logik des Kaiserth. Oestreich. Bd. XVI. p. 84.)

die Kaiserin 1780, der große König, dessen Bekämpfung den Inhalt seines Lebens ausgemacht hatte, 1786 gestorben; einsam stand er in einer neuen Welt von Epigonen da, denen seine Erlebnisse schon zur Geschichte geworden waren — nur seine Gemahlin war ihm aus der Zeit seiner schweren Kämpfe um die Existenz geblieben. So freundschaftlich das Verhältniß war, das Loudon mit dem jungen edlen und freigesinnten Herrscher verband, der auf dem Thron Franz' und Maria Theresia's saß, so ließ er sich doch nicht bewegen, die Landeinsamkeit, an welcher sein Herz hing, die mit seinen Gewohnheiten übereinstimmte und seinem ernsten melancholischen Sinn entsprach, mit dem Geräusch der Stadt und Hofburg zu vertauschen. Ueberdies mußte ihm, dem in der Tradition einer andern Zeit erwachsenen strengen Soldaten, die herrschende politische Richtung fremd sein, zumal wenn sie mit dem verzehrenden, unruhigen Eifer verfolgt wurde, welche fast allen Regierungshandlungen Kaiser Josephs II. eigenthümlich war. Obgleich er zur Zeit seines Lebens an der Militärgrenze entschiedenes organisatorisches Geschick bewiesen hatte, hielt er sich von jeder politischen Thätigkeit fern, selbst an der Armeeverwaltung nahm er zu Friedenszeiten keinen wesentlichen Antheil, um ganz seinen Lieblingsstudien, der Taktik und der Landwirthschaft leben und die Ausfüllung der Bildungslücken seiner Jugend ausfüllen zu können, auch darin von der Mehrzahl der Feldherren seiner Zeit verschieden. — Zwei Mal wurde sein Stillleben durch Zwischenfälle bewegt, auf die er selbst wenig Gewicht legen mochte, die seine Zeitgenossen aber in dem Glauben befestigten, er sei bestimmt, Oestreich noch einmal wichtige Dienste zu leisten, dem Staat, der, (wie Krsowitz sagt) in seiner Hut ebenso sicher war, wie Preußen, „so lange es von Friedrichs des Einzigen überwiegender Geisteskraft geschützt wurde." An einem lauen Sommertage war Loudon in seiner bei Schloß Hadersdorf belegenen Einsiedelei eingeschlafen; durch plötzliche Ueberschwemmung des Wienflusses war die Einsiedelei unterwaschen worden und Loudon wurde nur durch das Bellen des getreuen Hündchens, das ihn beständig begleitete, kurz bevor das leichtgezimmerte Bauwerk einstürzte, gerettet. Ein anderes Mal war sein Haus Nachts in Brand gerathen; schon drang der Rauch in das Schlafzimmer, in welchem der Feldmarschall fest und ruhig schlief, als dasselbe Hündchen, halb todt auf dem Boden kriechend wiederum durch Bellen sein Retter wurde.

Im Herbst 1787 wurde der Frieden, dessen die östreichischen Staaten sich seit dem Frieden von Teschen erfreut hatten, wiederum unterbrochen. Joseph, mit Catharina II. seit lange durch ein enges Bündniß verbunden, concentrirte, nachdem die Pforte Rußland den

Krieg erklärt hatte, in Ungarn eine starke Armee, um seine Bundesgenossin an der Donau zu unterstützen. Obgleich Volk und Armee kein Hehl daraus machten, daß sie Loudon an die Spitze der Armee gestellt zu sehen wünschten, wurde er noch ein Mal übergangen. Kaiser Joseph, der sonst Feind alles Schlendrians war, glaubte, der Feldzug gegen die Türken werde ein bloßer militärischer Spaziergang sein und hatte aus dieser Rücksicht dem Drängen der Hofaristokratie nachgegeben, welche geltend machte, daß Loudon einer der jüngeren Feldmarschälle sei und daß Lascy und Fürst Carl Joseph Lichtenstein nicht übergangen werden dürften, eine Zurücksetzung, die Loudon um so bitterer empfand, als er dieselbe nur als Fortsetzung des früher gegen ihn gesponnenen Intriguenspiels ansehen konnte, und er dem Kaiser persönlich warm ergeben war. Loudon erhielt nicht nur nicht den Oberbefehl, der Lascy übertragen worden war, sondern keines der vier Corps, welche unter Fürst Lichtenstein, dem Prinzen von Coburg und den Generalen Wartensleben und Fabris in Croatien, dem Banat und in Siebenbürgen aufgestellt wurden — ein Mißgriff, wie er nur in jenem alten Oestreich möglich war, das — wie Krsowitz rühmend hervorhebt, „immerdar darin ausgezeichnet war, daß es sich an die einmal angenommene Ordnung hielt."*)

Der Kaiser selbst ging zur Armee ab, um, wie zehn Jahre früher in Böhmen, an der Seite Lascys Zeuge der Thaten seiner Armee zu sein. Im Frühjahr 1788 wurden die Feindseligkeiten begonnen — aber Nichts ging von der Stelle. Lichtenstein, der das bis dazu von de Vins geführte Commando über die croatische Armee übernahm, wurde wiederholt geschlagen und von den Türken mit einem Feuer verfolgt, das alle Welt in Erstaunen setzte. Nachdem es de Vins endlich gelungen war, die Flecken Dresnick und Sturlich zu nehmen, wagte er einen Angriff auf Dubitza, der vollständig zurückgeschlagen wurde und den Oestreichern 500 Mann kostete, ohne daß sie um einen Schritt vorwärts gekommen waren. Kühner geworden setzten die Türken einige Tage später an der croatischen Grenze über die Donau, um die Flecken Kussaja und Klochoch in Brand zu stecken. — Ebenso unglücklich war Fürst Lichtenstein selbst (ein thätiger und kenntnißreicher Officier, der sich bei der Einnahme von Schweidnitz ausgezeichnet hatte und schon als Neffe des Fürsten Wenzel von Loudon ebenso geschätzt wurde, wie vom Kaiser), als er Dubitza cerniren und nach kurzer Belagerung

*) Außer Loudon war auch der verdienst- und talentvolle Hadik mit unbegreiflichem Unverstande übergangen worden.

stürmen ließ; sein Angriff wurde vollständig zurückgeschlagen, 800 Mann, 22 Officiere und 8 Generale blieben auf dem Platz. Es blieb Nichts übrig, als über die Unna auf östreichisches Gebiet zurückzukehren und das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten. Noch bevor die 10,000 Mann eingetroffen waren, welche zur Verstärkung der croatischen Armee bestimmt waren, erkrankte Lichtenstein so gefährlich, daß er nach Carlsstadt, später nach Wien gebracht werden mußte, wo er wenig später starb. Jetzt wandte der Kaiser sich in einem verbindlichen Schreiben an Loudon, und ersuchte ihn den Befehl über das croatische Armeecorps zu übernehmen. Der Feldmarschall leistete dem ihm gewordenen Rufe Folge, aber nicht bedingungslos: er wollte nicht von dem Lascy verbliebenen Oberbefehl abhängig und in seinen Unternehmungen gehemmt sein und verlangte unbeschränkte Disposition über sein Corps, dem Kaiser allein wollte er verantwortlich sein. Nach Annahme dieser Bedingung reiste er nach Wien, um sich bei Kaunitz zu verabschieden, und von dort Anfang August zur Armee.

Die bloße Nachricht, daß der populärste aller Feldherren, welche Oestreich seit Eugen von Savoyen besessen, zur Fortsetzung des Krieges berufen sei, hatte hingereicht, die Armee neu zu beleben. Die Truppen, welche noch kurz zuvor mißmüthig und kleinlaut gewesen waren, schienen wie von einem neuen Geist belebt und brannten vor Begierde, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen. „Es ist unglaublich," berichten Pezzl und der Zeitgenosse Krsowitz, „welch ein Jauchzen und Freudengeschrei über die Nachricht im Lager erscholl — itzt schien der Türk' nicht mehr fürchterlich." So groß war die Popularität, deren Loudon sich erfreute, daß General de Vins, der den Befehl interimistisch führte, den Enthusiasmus zu nutzen beschloß, der sich der Soldaten bemächtigt hatte, und noch vor des Feldmarschalls Eintreffen einen kühnen Handstreich unternahm. Am 9. August, demselben Tage, an welchem Loudon sich von dem Erz- und Staatskanzler verabschiedet hatte, um die Reise an die Donau anzutreten, ging der Generalmajor Brentano über diesen Strom, um das vor Dubitza liegende, festverschanzte Lager der Türken mit Sturm zu nehmen; gleichzeitig wagte der inzwischen zum Brigadier avancirte Neffe Loudons, Wilhelm von Klebeck einen Streifzug bis in die Vorstädte Novi's, nach deren Verbrennung er siegreich in das Lager zurückkehrte. Als der Feldmarschall am 18. desselben Monats vor Dubitza anlangte, wurde er mit einem Jubel empfangen, wie er noch nicht dagewesen war. Die Soldaten umringten ihn, küßten seine Hände, umklammerten seine Knie — „Vivat Vater Loudon — es lebe der heilige Loudon!" erscholl es jubelnd von allen Seiten. Dem strengen alten

Manne, dessen undurchdringliche Züge stets die gleiche melancholische Ruhe zeigten, der allen Affectionen unzugänglich schien, standen bei diesem unerwarteten Empfange einer Armee, die er ein Jahrzehnt lang nicht gesehen und die ihm zum großen Theil fremd geworden war, Freudenthränen in den Augen.*) Schon 36 Stunden später hatte er seinen Ruhm durch einen glänzenden Sieg erneuert. Gleichzeitig mit ihm war ein neuer türkischer Befehlshaber, der Pascha von Travnick mit frischen Truppen auf den Kriegsschauplatz gekommen; um die Oestreicher an der Wiederaufnahme der Belagerung von Dubitza zu verhindern, versuchten die Türken in der Nacht vom 19. auf den 20. August das Loudonsche Lager zu überfallen. Der Feldmarschall hatte sie erwartet und reichlich Geschütz auffahren lassen, um die Position zu decken und ein Handgemenge unmöglich zu machen. Als die Türken heranstürmten, wurden sie von einem Hagel von Kartätschen empfangen und in die Flucht geschlagen, ohne daß die Oestreicher auch nur ins Feuer kamen. Sechshundert Leichen wurden am andern Morgen auf dem Punkt gefunden, von dem aus der Pascha von Travnick sein vergebliches Wagestück unternommen hatte — wie Krsowitz versichert, hatten die Kaiserlichen einen einzigen Jäger verloren. Tags darauf begann die Beschießung von Dubitza, das von einer kleinen türkischen Garnison mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigt wurde; schon am 22. waren verschiedene Breschen in die Wälle gelegt, welche die Belagerten indeß rasch wieder verrammelten. Loudon ließ jetzt Bomben werfen, welche die Stadt sofort in Brand steckten und ging dann zu einer regelmäßigen Belagerung über. Aber noch bevor die Schanzarbeiten der Belagerer beendet waren, mußte die tapfere Besatzung, deren Reihen durch eine Seuche stark gelichtet waren, capituliren. Vierhundert vierzehn Türken, unter diesen zwei Beys, achtzehn Agas und 24 Bryaktars fielen in die Hände der Sieger, welche während der gesammten Belagerung nur dreizehn Gemeine und einen Offizier verloren hatten. Loudon ließ die Befestigungen nothdürftig ausbessern und marschirte nach Zurücklassung eines Bataillons weiter.

Auf die unerwartete Nachricht, daß die Festung, welche vor Loudons Ankunft zwei Stürme glänzend zurückgeschlagen hatte, nach fünftägiger Belagerung in die Hände des Feldmarschalls gefallen sei, übertrug der Kaiser diesem auch den Oberbefehl über das slavonische Truppencorps. Raschen Schritts ging Loudon über die Save, um Berbir (Türkisch-

*) Schon bei seiner Abreise von Wien war er Gegenstand einer glänzenden Ovation gewesen, als das Volk jubelnd seinen Reisewagen umdrängte.

Gradiska) anzugreifen. Am 2. September mußte der Commandeur des slawonischen Corps, Graf Mitrowsky vor Berbir sein Lager aufschlagen und den Feind aus dem seinigen vertreiben; reiche Beute fiel in die Hände des Obristen Kwosdanowitsch, der mit der Ausführung dieses Auftrags betraut war und so groß war der Schrecken gewesen, den diese Waffenthat bei den Türken erregte, daß der Pascha von Travnick sein bei Gellowatz aufgeschlagenes Lager in Flammen steckte und eilig retirirte. Am 10. September stand Loudon vor Novi, in dessen Umgegend sein tapferer Neffe Klebeck bereits seit vier Wochen umherschwärmte, um den festen Platz von dem Hinterlande abzuschneiden. Schon in der Nacht nach seiner Ankunft wurden die Laufgräben nach Novi eröffnet. Der Feldmarschall begab sich trotz des lebhaften Feuers, das die gut bediente türkische Artillerie unterhielt, am frühen Morgen des 20. September selbst in die Laufgräben und ließ sich mit Klebeck und dem General Schmackers in einer der exponirtesten Approchen nieder, um die Belagerungsarbeiten selbst zu leiten. Nachdem fünf Kanoniere an seiner Seite gefallen waren, trat ein Artilleriesoldat auf den Feldmarschall zu, faßte ihn an die Hand und bewegte ihn zum Fortgehen, indem er bittend sagte: „Dieser Platz gehört nur für Artilleristen, nicht für Ew. Excellenz."

Noch bevor Loudon die Laufgräben verlassen hatte, kam ein Adjutant herangesprengt, der wichtige Nachrichten brachte. 7000 Türken waren im Anmarsch gegen zwei kaiserliche Bataillone begriffen, welche am rechten Ufer der Sanne eine vorgeschobene Redoute decken sollten. Noch bevor die Herbstsonne aufgegangen war, traf ein zweiter Bote mit der Meldung ein, daß die Türken die vor der Redoute gemachten Verhacke bereits geöffnet und zerstört hätten; wenige Augenblicke später sah man die östreichischen Allarmstangen brennen.

Mit verhängtem Zügel jagte der Feldherr auf den bedrohten Punkt, eine Infanterie-Division mußte ihm folgen, um den schwachbesetzten Punkt wirksam zu vertheidigen. Mit furchtbarem Allahruf stürmten die Türken gegen die Redoute an, indessen ein in der Nähe aufgestellter Trupp ihrer leichten Reiter das Resultat dieses Angriffs abwartete. Die rechtzeitig eingetroffene, von Geschützen begleitete Infanterie-Division („von den Szluinern") begegnete den Angreifern mit so wirksamem Feuer, daß diese zurückweichen und die Flucht ergreifen mußten.

Dagegen mißlang ein am folgenden Tage unternommener Versuch, die Wälle von Novi mit Sturmleitern zu ersteigen, vollständig. Die freiwilligen croatischen Leiterträger ließen sich durch das heftige Feuer

der Besatzung verleiten, ihre schwere Bürde bei Seite zu werfen und gleichfalls von ihren Gewehren Gebrauch zu machen; dadurch waren die zur Benutzung der Leitern bestimmten Sturmcolonnen völlig außer Thätigkeit gesetzt und dem furchtbaren Feuer der Türken preisgegeben, welche Balken, Felsstücke und Gefäße mit siedendem Wasser in die Gräben schleuderten. Nachdem 300 Mann gefallen oder verwundet waren, ließ Loudon das Zeichen zum Rückzug geben, das Verhalten der Leiterträger hatte seinen ganzen Plan gekreuzt. Trotz unaufhörlicher Regengüsse, welche das Herannahen der rauhen Jahreszeit ankündigten, wurde die regelmäßige Belagerung wieder aufgenommen und nach einem am 3. October unternommenen zweiten Sturm, der mit siegreicher Ersteigung der Wälle endete, mußten die Führer der tapferen Besatzung, der Pascha von Dubno und der Bey von Novi sich ergeben.

Damit war der Feldzug von 1788 geschlossen, nur die vom Grafen Mitrowsky begonnene Belagerung von Berbir, das sich bis in das nächste Jahr hineinhielt, wurde fortgesetzt. Loudon aber ging nach Semlin, wo er gemeinsam mit Lascy ein Capitel des Theresien-Ordens abhielt und von da nach Wien zurückkehrte.

Im Mai des nächsten Jahres (1789) finden wir unsern Helden wieder an der Spitze seiner croatisch-slawonischen Armee. Während er noch mit der Einnahme des hartnäckig vertheidigten Berbir beschäftigt war, erhielt er die Nachricht, daß sein Freund Hadik, der zu Weißenkirchen die s. g. große Armee kommandirte (der Kaiser, bereits erkrankt, war in Wien zurückgeblieben) dem Tode nahe sei und daß der Kaiser ihn mit unbeschränkter Vollmacht zum Oberbefehlshaber über alle gegen die Türken aufgestellten Armeen ernannt habe. Sofort an den Schauplatz seiner neuen Thätigkeit geeilt, bereiste Loudon die gesammte neue Armee, die ihm untergeordnet worden und entschied, daß man sogleich nach Belgrad aufzubrechen und diese wichtigste Vormauer der türkischen Macht an der Donau, zu nehmen habe. Gleichzeitig erhielt General Clairfayt den Auftrag, die Türken aus dem Banat zu vertreiben.

An der Spitze der Belagerungsarmee stand der greise, jetzt dreiundsiebzigjährige Feldmarschall am 13. September vor Belgrad.

Die Einnahme dieser wichtigen und starken Festung, die schon am 6. October zu capituliren begann, und am 9. desselben Monats in seinen Händen war, sollte die letzte große That seines Lebens sein. Der Erzherzog Franz (später Kaiser Franz II.) war von Joseph an die Donau gesandt worden, um unter Loudons Leitung „den Krieg zu lernen"; von seiner Hand war der erste Schuß auf die stolze Feste gefallen. Die Siegesnachricht wurde durch Klebeck nach Wien gebracht und durch ein drei-

tägiges Siegesfest gefeiert, „dergleichen an Innigkeit, Allgemeinheit und stürmischem Entzücken noch Nichts hat verglichen werden können.“ Der Kaiser sandte Loudon aus dem Familienschatz seines Hauses, den großen Brillantstern des Theresienordens, den statutarisch nur er selbst als Großmeister des Ordens tragen sollte und ernannte ihn gleichzeitig zum Generallissimus aller seiner Armeen. Dieser Rang, der seit den Zeiten des Prinzen Eugen keinem östreichischen Feldherrn ertheilt worden war, machte ihn zum Vorgesetzten des Hofkriegsraths und gab ihm Vollmacht zu unbeschränkter Disposition, über welche er einzig dem Kaiser Rechenschaft abzulegen hatte. Als der Bote eintraf, der diese Auszeichnungen mitbrachte, war bereits ein neuer wichtiger Vortheil errungen worden: Loudons Avantgarde unter General Ott hatte Semendria, die damalige Hauptstadt Serbiens genommen. Nachdem er noch die Einleitungen zur Belagerung von Orsova getroffen, kehrte der Generalissimus über Belgrad, Semlin nach Wien zurück.

Die Tage, welche ganz Oesterreich mit Jubel erfüllt und ihn selbst auf die höchste Stufe seiner Laufbahn gehoben hatten, waren für unsern Helden zugleich von einer ernsten Prüfung begleitet gewesen. Vor Belgrad war sein tapfrer Neffe, des Kaisers Flügeladjutant Ernst Gideon Loudon schwer erkrankt und dann zu Semlin gestorben, das letzte Band zerrissen, das ihn mit der Heimath und den Seinen verknüpfte, der junge Mann vor ihm dahingegangen, der seit zwanzig Jahren sein Pflegesohn und der designirte Erbe seines Vermögens war. Dazu kam, daß der Kaiser, an dem er mit ganzer Seele hing, unrettbar hinsiechte, und wie man schon damals wußte, kaum darauf rechnen konnte, den Winter zu überleben. Diese Schläge lasteten schwer auf seiner Seele, der alte Mann mußte sich jetzt, wo die beiden Vertreter der jüngeren Generation, die ihn am meisten mit dem Leben verknüpften, aus dessen Reihen gestrichen waren, vollends allein fühlen. — Und doch war die Reise, welche ihn vom Sterbebett seines Neffen an das des Kaisers führen sollte, ein Triumphzug wie er ihn noch nie erlebt hatte. Es schien als ob die Welt ihm gerade jetzt zeigen wollte, wie schön und wie dankbar sie sein könne, wenn man nicht mit ihr die Geduld verloren, so lange es ihr beliebt, ein anderes Gesicht zu zeigen. Die Städte, welche er berührte, wetteiferten in glänzender und herzlicher Aufnahme des Siegers, namentlich Pesth strahlte in nie gesehenem Glanze. Diese ungarische Hauptstadt war aber die letzte, der er Gelegenheit zu festlicher Begrüßung gab. Es sah in seiner Seele zu düster aus, als daß er das Jubelgepränge und die Süßigkeit eines wahrhaft populären Triumphs noch ein Mal zu kosten, Lust gehabt hätte. Er umfuhr Wien

und kehrte in sein stilles Hadersdorf zurück, ohne die prangende Residenz berührt zu haben. Um nicht völlig verlassen unter Fremden zu sterben, ließ er einen dritten Neffen aus Livland kommen, den 27jährigen Sohn seines Bruders, Alexander v. Loudon, der bereits als Capitain in russischen Diensten stand und den er zum Oberstlieutenant seines Regiments und Flügeladjutanten machte.*)

Der Winter 1790 war der bewegteste, den der Greis seit vielen Jahren erlebt hatte. Preußen hatte mit der Türkei ein Bündniß geschlossen und ein neuer preußisch-österreichischer Krieg stand, wie man allgemein glaubte, für den Frühling 1790 vor der Thüre. Der sterbende Kaiser berief seinen Generalissimus nach Wien, um ihn zu den Berathungen zu ziehen, welche die nöthigen Dispositionen für den Kriegsfall treffen sollten, und um ihm noch ein Mal die Hand zu schütteln. Schweigend wie immer reichte der tieferschütterte Greis dem gütigen Fürsten, der mit der Ehrfurcht eines Sohnes an ihm gehangen, die Hand, schweigend verließ er das Gemach, in welchem Joseph am 20. Februar das Leben aushauchte, das in der Flamme seiner glühenden Humanitätsbegeisterung allzu rasch verbrannt war. Kaiser Leopold aber, als er zur Uebernahme der Regierung aus Italien angelangt war, stellte sich zwischen Loudon und Kaunitz und sagte: „Zwischen solchen Männern stehend, fürchte ich die Ränke von ganz Europa nicht.“

Das Frühjahr 1790 verging in geschäftiger, fast ununterbrochener Thätigkeit. In Böhmen, Mähren und Galizien waren drei große Armeen, zusammen 150,000 Mann stark, aufgestellt, um allen Eventualitäten eines preußischen Einfalls begegnen zu können; auch von einem Feldzuge in die rebellischen belgischen Provinzen war die Rede. Obgleich Loudon den ganzen Winter über leidend gewesen war und wiederholt über die Wiederkehr der alten Magen- und Hämorrhoidalbeschwerden geklagt hatte, ließ er sich nicht nehmen, eine große Inspectionsreise durch Mähren, Böhmen und Galizien anzutreten und sämmtliche in diesen Provinzen stationirte Truppentheile persönlich zu besichtigen; nur durch den dringenden Rath seines Arztes des Feldstabschirurgen Dr. Göpferth**) ließ er sich bewegen, vorher einige Wochen in Baden bei Wien die Kur zu brau-

*) Ueber diesen Alexander v. Loudon vgl. Nota a im Anhang.

**) Loudons Behandlung in seiner letzten Krankheit gab zu einer Controverse in der wissenschaftlichen Welt Veranlassung. Die Controverse veranlaßte eine Broschüre des Dr. Hartenkeil: „Loudons Krankheit und Tod“, welche viele interessante Einzelheiten enthält.

chen. Nach siebzehntägiger anstrengender Reise traf er am 28. Mai wieder in Wien ein, um nach kurzer Erholung auf seinem Gut am 18. Juni wieder nach Mähren und Böhmen zur Armee abzugehen. Obgleich er sich ziemlich angegriffen fühlte, war er wohlauf und bei vortrefflicher Laune Selbst Witzworte des sonst so verschlossenen Generalissimus coursirten in der Armee. Er hatte von der Möglichkeit gesprochen, in den Niederlanden Schlesien wiederzuerobern und ein anderes Mal gesagt: „Ich habe in Schlesien einen Hut verloren, den ich gerne wiederfände."

Ende Juni wurde Loudon nach einem Mittagsmahl, das er zu Grätz beim Fürsten Lichnowsky eingenommen und wo er seiner Gewohnheit gemäß viel und rasch gegessen, ernsthaft krank. Nichtsdestoweniger setzte er am 26. Juni nach einer übel verbrachten Nacht seine Reise nach Neutitschein fort, wo er liegen bleiben mußte. Mißtrauisch gegen die Heilkunst und kein Freund von Medicamenten, suchte er sich durch Schlaf und Diät selbst zu helfen. Als Dr. Göpferth am 27. in Dienstangelegenheiten mit ihm zu thun hatte, konnte er aber doch nicht umhin, über große Ermüdung durch die schlechten Wege zu klagen. Am 29. befand er sich zufolge eines heftigen nächtlichen Fieberanfalls noch schlechter, so daß er sich auf Zureden Gipferths Arznei zu nehmen bequemte und das Zimmer hütete, übrigens beständig mit seinen Arbeiten beschäftigt war. Daß er gefiebert hatte, wollte der Patient schlechterdings nicht wahr haben: „Es kommt Alles von den Fatiguen," wiederholte er mehrere Male. Nach viertägiger ernster Behandlung war der Feldmarschall wieder hergestellt; er schlief wieder ruhig, das Fieber hatte aufgehört, der Appetit war vortrefflich und die Geschäfte gingen ihm rasch und glücklich von der Hand, nur der Vorsicht wegen ließ er sich bereden, sein „Chinadecoct" weiter zu brauchen. Am Nachmittag des 5. Juli wurde dem Stabschirurgus berichtet, der Feldmarschall wolle ausreiten. Göpferth eilte sogleich zu seinem Patienten und bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Feldmarschall aber gab nicht nach und versprach, sich zu schonen; „der Ritt wird mir wohlthun", sagte er, „Sie können sich darauf verlassen, daß ich nur langsam auf die Höhe reite, um mich sehen zu lassen und bald wieder umkehre." Das geschah indessen nicht, der Feldmarschall blieb zwei Stunden lang fort, ritt in scharfem Trabe und wäre sogar über einen breiten Graben gesetzt, wenn das Beispiel seines Neffen, der in denselben stürzte, ihn nicht abgehalten hätte. Der nächste Tag verging erträglich, aber am 7. Juli trat ein Rückfall ein, dessen Folgen trotz aller Anstrengungen Göpferths und der übrigen zugezogenen Aerzte nicht mehr gebannt werden konnten. Die Schmerzen nahmen in so

unerträglichem Grade zu, daß der starke Mann stöhnte und um Linderung flehte. Daß sein Leben verrechnet sei, schien er schon am 7. Juli zu wissen. „Von dieser Krankheit, mein bester Göpferth, heilen Sie mich nicht; ich sterbe gewiß — aber lindern Sie mir die Schmerzen, die ich nicht ertragen kann," hatte er dem tröstenden Arzte gesagt. Obgleich am Abend des 8. Juli eine Wendung zum Besseren eingetreten war, blieb Loudon bei der Ueberzeugung, daß er nicht wieder aufstehen werde. In der Frühe des 9. Juli traf er einige häusliche Dispositionen, dann ließ er den Feldkaplan kommen, um zu beichten und das Sacrament zu empfangen. Nachher mußten die Feldmarschälle Marquis Botta und Graf Colloredo sein Testament unterschreiben. Als dieses geschehen, sammelte er sich, um seinen Abschied mit der Welt zu machen. Zuerst wandte er sich an Colloredo: „Excellenz, möchten Sie den österreichischen Armeen meinen Abschied bekannt machen. Ungern verlasse ich die Heere, die so oft Wunder der Tapferkeit gethan; an ihrer Seite zu fechten war mein Stolz, sie anzuführen mein Ruhm. Danken Sie allen Generalen, dem ganzen Officiercorps und vom Feldwebel abwärts allen Soldaten für die gegen mich getragene Bereitwilligkeit. Noch empfehle ich Ihnen, Excellenz, meine Gemahlin, sorgen Sie, daß der guten Frau nie eine Kränkung zustoße." Dann reichte er beiden Feldmarschällen ruhig die Hand zum letzten Abschied und „beurlaubte" sich von den anwesenden Stabsofficieren Obrist v. Heller und Oberstwachtmeister v. Stipschitz mit freundlichen Worten. An seinem Bette lag sein Neffe Alexander v. Loudon weinend auf den Knieen. Der Kranke wandte sich jetzt mit milden Trostesworten zu dem tiefbewegten jungen Manne. „Steh' auf und sei ein Mann und ein Christ — liebe Gott und beleidige nie einen Deiner Mitmenschen. Mich hat die Fürsehung aus dem Staube zu dieser Höhe geführt, die ich nicht gesucht habe. Immer habe ich nur getrachtet, meine Pflicht zu thun — nimm Dir daran ein Beispiel." Neben seinem Bett stand der Fürst Philibert Lichtenstein, zu dem inzwischen der soeben mit Depeschen aus Wien angelangte Obrist von Mack getreten war. Beide deuteten an, wie viel der Staat im Falle seines Todes verlieren würde. „Meine Herren," sagte Loudon mit vollständiger Ruhe, „wir haben einen gütigen Monarchen und werden Frieden behalten; um so weniger wird man meine Person vermissen." Noch vergingen einige Tage furchtbarer Qual, die der Kranke standhaft ertrug. Da er wußte, daß auch die Aerzte keine Rettung mehr für möglich hielten, verweigerte er weiter Arznei zu nehmen. Vergebens boten Obrist von Holler und Mack allen ihren Einfluß auf, um ihm Lebenshoffnung einzuflößen und ihn dadurch nachgiebig

zu machen. Mack, der ihm besonders nahe stand, sprach noch am 14. Juli von der Freude, die seine Genesung dem Kaiser, seiner Gemahlin, der gesammten Armee bereiten würde. „Halten Sie mich nicht für schwach und machen Sie mir Nichts weiß," lautete die Antwort des Helden, der stets gewohnt gewesen war, dem Tode grad' ins Auge zu sehen. Am Abend des 14. verlangte er höher aufgerichtet zu werden, dann sank er plötzlich zurück — und wenige Augenblicke später war Ernst Gideon Loudon, der Livländer, nächst Friedrich dem Großen der genialste Krieger seiner Zeit, neben Eugen von Savoyen der populärste Feldherr, den Oestreich je besessen, eine Leiche.

Seinem letzten Willen gemäß wurde Loudon in dem Garten zu Hadersdorf, an einem Platze, den er sich selbst zur letzten Ruhestätte ausgesucht hatte, begraben und zwar ohne alles militärische Gepränge. Aus Marmorsteinen, die er von Belgrad mitgebracht, hatte er bei seinen Lebzeiten das Gewölbe bauen lassen, das seinen Sarg aufnehmen sollte. — Sein aus dem Gute Hadersdorf und einigen Capitalien bestehendes übrigens sehr mäßiges Vermögen hatte er seiner Wittwe, nach deren Tode seinem Neffen Alexander bestimmt, seine Pferde sollten unter seine Adjutanten vertheilt werden. Seine ihn überlebende Schwester in Livland, das Invalidenhaus und seine Hausleute waren durch Legate bedacht, wie sie der Bescheidenheit seiner Hinterlassenschaft entsprachen. Den großen Theresienstern, den Kaiser Joseph ihm nach der Einnahme von Belgrad verliehen, löste Leopold von der Wittwe mit 50000 Gulden ein.

Loudons Andenken ist in Oesterreich bis heute nicht erloschen. In fast unabsehbarer Reihe werden uns die Volks- und Kriegslieder genannt, die sich an seinen Namen knüpfen, über die gesammte weite Monarchie verstreut giebt es Punkte, die noch gegenwärtig nach ihm genannt werden, seinem Andenken geweiht sind, und einer seiner Biographen, der die Geschichte dieses Heldenlebens inmitten der furchtbaren Schmach schrieb, die Oestreich im Juli 1866 erlitten, wußte der Angst um die Zukunft seines Vaterlandes keinen treffenderen Ausdruck zu geben, als indem er seine Darstellung mit dem Schmerzensruf schloß: „O daß uns doch wieder ein Loudon erstände, der Oestreich zu neuen Siegen führte." — Hormayr hat eine ausführliche Parallele zwischen Loudon und dem Römer Paulus Aemilius geschrieben, Andere haben ihn dem Marcellus und dem Cato verglichen und die Einfachheit seines Wesens, die Reinheit seiner Sitten, die hohe Uneigennützigkeit, die er sein ganzes Leben bewies, legen es in der That nahe, dem edeln und beschei-

denen Feldherrn das Ebenbild unter jenen Gestalten der antiken Welt zu suchen, welche die Musterbilder menschlicher Größe zu bleiben bestimmt scheinen.

Nota a.

Johann Ludwig Alexander v Loudon war 1762 zu Riga geboren. Bei dem Tode des Feldmarschalls war er bereits Obrist. Im Kriege gegen Frankreich fand Loudon öfter Gelegenheit sich auszuzeichnen. So bei der Einnahme der Weißenburger Linien, bei der Vorrückung auf Brumpt im Jahre 1793, bei Neuburg, wo er im December wiederholte Angriffe des Feindes zurückschlug, durch die Vertheidigung von Kassel (27. September 1725) und Koßheim (3. October) und wurde in Folge seines ausgezeichneten Verhaltens im Mai 1796 zum General-Major befördert. Loudon erhielt nun eine Brigade in Tirol. Feldmarschall Wurmser versuchte Anfangs September den Entsatz von Mantua; zur Deckung der Landesgrenze war der Feldmarschall-Lieutenant Davidovich mit einem Corps zurückgeblieben. Loudon commandirte eine schwache Brigade gegen Graubündten und den Veltlin und unterstützte durch seine Bewegungen den Feldmarschall-Lieutenant Davidovich so geschickt, daß dieser die Stellung bei Neumark so lange halten konnte, bis er Ende November die Cantonirungen bezog. Alsbald, nachdem die Operationen im nächsten Jahre begonnen hatten, unternahm Loudon eine Diversion gegen Brescia und Bergamo, um die Operationen der Hauptarmee von Rivoli in die Ebene gegen die Etsch zu unterstützen. Anfang März wurde Loudon mit seiner etwas über zweitausend Mann zählenden Brigade nach Val di Nos entsendet, mußte sich aber vor der feindlichen Uebermacht über Botzen nach Meran zurückziehen. Hier von der thätigen und muthvollen Landesvertheidigung unterstützt, konnte er Ende März bereits die Offensive ergreifen, schlug am 27. März den französischen General Serviez bei Glanig, nahm am 4. April Botzen ein, fiel den Franzosen in den Rücken und nöthigte sie zum Rückzuge in das Pusterthal, nach einem lebhaften Gefechte bemächtigte er sich der Stellung bei Lavis, verfolgte den Feind bis Trient, besetzte diese Stadt am 10. April, machte bei dieser Gelegenheit 200 Gefangene und nahm den Franzosen 2 Kanonen. Bald darauf vertrieb er die Franzosen auch aus Roveredo, Torbole, Riva, säuberte Tirol ganz vom Feinde, erbeutete mehrere Geschütze und machte viele hundert Gefangene. Für diese glücklichen Unternehmungen wurde er auf Lascy's Vorschlag außer Capitel am 8. Juli 1797 mit dem Ritterkreuze des Maria Theresien-Ordens ausgezeichnet. Im Jahre 1799 befehligte General-Major Loudon anfänglich wieder in Tirol, erhielt aber bald eine andere Bestimmung, indem er den Befehl einer Grenadier-Brigade im Armeecorps des Generals der Cavallerie Melas erhielt, der in Italien Massena gegenüber stand. Loudon zeichnete sich zuerst in der Schlacht bei Novi aus und dann im Gefechte bei Torbigo, 31. Mai 1800, in welchem er den Feind zurückwarf und am weiteren Vordringen hinderte. Nach geschlossenem Frieden wurde Loudon zum Feldmarschall-Lieutenant befördert und erhielt das Commando einer Division in Galizien, im Feldzuge des Jahres 1805 eines in Deutschland im Corps des Feldmarschall-Lieutenants Grafen

Riesch. Im Treffen bei Elchingen, am 14. Oktober, hielt er sich gegen den bei weitem stärkeren Feind längere Zeit, schlug zwei Angriffe des Generals Loison auf den Posten der Abtei zurück und erst als dieser mit neuer Verstärkung einen dritten Angriff unternahm, mußte Loudon der Uebermacht weichen. Im Jahre 1809 wurde Loudon bei der Reserve-Armee in Mähren eingetheilt. Nach dem Wiener Frieden trat er aus den activen Diensten und lebte auf dem von seinem Oheim ererbten Gute Hadersdorf bei Wien, wo er im Alter von 60 Jahren starb. (Vgl. v. Wurzbach a. a. O. B. 16 p. 92 ff.

Eine livländische Spukgeschichte von 1814.

Die großen und entscheidenden Katastrophen in der Menschheitsgeschichte sind in der Regel von Krankheitserscheinungen begleitet gewesen, welche sich epidemisch auf gewisse Kreise von den großen Geschicken betroffener kleiner Leute erstreckten und denen psychisch oder physisch schwächer geartete Individuen nicht selten in größerer Zahl zum Opfer fallen mußten. Der Familienzug dieser epidemischen Geisteskrankheiten bestand in dem Wahn, daß die eingetretene Krisis alle bisherigen Gesetze der Weltordnung aufgelöst und ein neues Reich begründet habe, welches einzig seinen eigenen Gesetzen zu gehorchen brauche. So ist es bei dem ersten Erscheinen des Christenthums gewesen, so zur Zeit der Reformation, in den Tagen der französischen Revolution, endlich denen der Restauration nach dem Zusammensturz der Napoleonischen Macht zugegangen.

Vielleicht weil wir dem Zeitalter des Restaurationstaumels näher stehen, als den übrigen erwähnten großen Umwälzungen, hauptsächlich aber weil seine Ausartungen minder ausschweifend verliefen als die in den Tagen der Gnostiker, der Wiedertäufer oder der tricoteuses de Robespierre, sind die geistigen Krankheitserscheinungen, welche die Ereignisse der Jahre 1814 bis 1817 begleiteten, minder bekannt geworden, als ihre älteren Vorgänger. Ist der Grad des psychologischen Interesses maßgebend, so verdienen die Opfer dieser letzten großen Katastrophe aber nicht mindere Theilnahme, als diejenigen, welche über älteren großen Umwälzungen ihrer Zeit den Verstand verloren. Schien doch gerade die am Wendepunkt des Jahrhunderts herrschende nüchtern verständige Richtung die sichersten Garantien gegen Alles, was irgend an Ueberspanntheit und Schwärmerei streifte, zu bieten: daß der Baum der Erkenntniß aber nicht der Baum des Lebens sei, hat sich gerade damals merkwürdig bewährt.

Die großen Ereignisse der Franzosenzeit, namentlich der gegen alles Erwarten in eine Niederlage des unbesiegten Kaisers ausmündende

Völkerzug von 1812 — hatten ein Geschlecht vorgefunden, das trotz des Besitzes seiner vielgerühmten Aufklärung die Wucht derselben nur mühsam ertrug. Die Leute, welche in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts geboren und erzogen worden waren, huldigten im Großen und Ganzen einem kühlen, optimistischen Rationalismus, der in ruhigen Verhältnissen wohl ausreichen konnte, seinen Jüngern den gehörigen sittlichen Halt zu bieten, gegenüber den ungeheuren Vorgängen, die zwischen 1789 und 1814 lagen, aber entschieden Banquerott machte. Der einseitige Cultus der praktischen Vernunft und die Philosophie der Aufklärungsperiode konnten gute Unterthanen, pünktliche Steuerzahler und fleißige Gelehrte erzeugen; Begeisterung und Patriotismus, Hingabe an große politische Ideen, kühnes Eingreifen in Verhältnisse, die außerhalb der gewöhnlichen bürgerlichen Sphäre lagen, standen nicht in seinem Katechismus. In den Massen fehlte ebenso die Neigung zu männlicher Auflehnung gegen das Joch, das ihnen aufgelegt wurde, wie die Fähigkeit inneren sittlichen Widerstandes gegen die Schläge, welche die furchtbar erregte Zeit führte. Entsprechend dem kosmopolitischen Zuge des Zeitalters galten Patriotismus und Nationalstolz für veraltete Schranken; der Bürgerstand war philiströs versumpft, in Egoismus erstarrt und kannte keine anderen öffentlichen Pflichten als die des Gehorsams gegen die in der Polizei verkörperte Obrigkeit und der Ruhe, der „ersten Bürgerpflicht". Die höheren Klassen huldigten der frivolen Philosophie des französischen Encyklopädismus, der die Religion als bloßen Pöbelpopanz ansah. Das Zeitalter, welches Goethe, Schiller, Napoleon u. s. w. vorfanden, zeichnete sich vor Allem durch einen religiösen Indifferentismus aus, der bei allen Klassen — das eigentliche Landvolk ausgenommen — gleich groß war; man war „vernünftig" und aufgeklärt", glaubte überall sehr gut Bescheid zu wissen und auf alle Wechselfälle des Lebens gerüstet zu sein.

Der furchtbare Ausgang der französischen Revolution, später der Druck, den die Franzosen in Deutschland ausübten, das dämonische Glück des korsischen Eroberers, der als zweiter Attila die Völker vor sich her trieb, der Anblick der Zertrümmerung gewohnter, durch die Zeit geheiligter Formen, die Gründung und Wiederaufhebung von Reichen und Dynastien, endlich der Zug nach Rußland, die wunderbare Rettung Europa's in dem Winter 1812—13, der Sturz und das tragische Ende des eben noch vergötterten Helden — all' diese ungeheuren in wenige Jahre zusammengedrängten Erlebnisse brachten eine Erschütterung und Aufregung der Gemüther zu Wege, von der man sich nur langsam und allmählich erholte. Die praktische Vernunft

hatte sich als ausschließlich herrschendes Princip nicht bewährt. War man an ihr schon irre geworden, als die in ihrem Namen unternommene französische Revolution zu den Gräueln von 1793 und 1794 geführt hatte, so mußte man vollends an ihrer Unfehlbarkeit verzweifeln, als im Jahre 1812 die Rettung gerade da eintrat, wo der menschliche Witz an seiner äußersten Grenze angelangt war. Im Gegensatz zu dem isolirenden Egoismus des 18. Jahrhunderts entwickelte sich aus den Zeiten der Noth, der Verzweiflung und der wunderbaren Rettung ein ernster, religiöser Sinn. Während das eigentliche Volk und die Mittelklassen den Ernst der Wandlung, welcher sich in ihnen vollzogen, sofort durch die begeisterte und opferfreudige Hingabe betheiligten, mit welcher sie zu den Waffen griffen, führte der plötzliche Umschwung in anderen Schichten der Gesellschaft zu Verirrungen und Excentricitäten der wunderlichsten Art. Nicht nur, daß bei denen, die aller Bildung bar waren, abergläubische Vorstellungen vielfach ihr Wesen trieben, auch in den Kreisen derer, welche sich als die Höchstgebildeten ansahen, krachte es eine Zeit lang in allen Fugen und verirrte der erregte Sinn sich in ein der bisherigen Richtung entgegengesetztes Extrem. Man glaubte sich mit einem Schlage aus dem Zustande völliger Indifferenz in den wunderbar begnadigter Heiligkeit versetzen zu können. Frivole Weltleute der vornehmen Gesellschaft, denen die Religion sonst nur als Zielscheibe des Witzes ihrer Philosophen bekannt gewesen war, gingen in sich und kehrten Angesichts der Wunder, welche sie gesehen hatten oder gesehen zu haben glaubten, zu den Quellen der Offenbarung zurück; die Irreligiosität war der Aristokratie schon zur Zeit der Revolution verdächtig geworden, jetzt brach man völlig mit ihr; schon daß die Retablirung des alten Glaubens als höchst brauchbare Waffe zur Restauration der alten Zustände verwendet werden konnte, erhöhte den Werth derselben in den Augen der exclusiven Gesellschaft und bald war nicht mehr zu unterscheiden, ob Egoismus oder Wahn den Hauptantheil an dieser Rival-Bewegung hatten. Ein allgemeiner Taumel religiöser Begeisterung bemächtigte sich der Culturvölker; gläubig horchte man zu, wenn die noch eben verspotteten „Stillen im Lande" verkündeten, die großen Ereignisse der Zeit seien ihnen schon früher offenbart worden, ihr Ausgang lasse sich aus Andeutungen der Bibel errathen. Man hatte zu viele Wunder erlebt, zu schlechte Geschäfte mit der kühlen Superklugheit der Aufklärung gemacht, um nicht endlich alle Wunder für möglich zu halten. Die Rückkehr zu dem alten Offenbarungs-Glauben der Väter wurde die allgemeine Parole; die Liebhaberei für das Mystische und Uebernatürliche, der man sonst und namentlich in der Blüthe der Auf-

klärungsperiode in Illuminatenorden und Swedenborgianergesellschaften heimlich gefröhnt hatte, wählte sich jetzt neue Objecte und suchte ihr altes Wesen in zeitgemäß gläubigen Formen weiter zu treiben. Das Bedürfniß, sich inmitten der Wirren der Zeit, des Strudels schwindelnder Verhältnisse an feste, objective Normen zu klammern, führte zu einem Umschwung des öffentlichen Geistes, wie er an gleich wichtigen Wendepunkten wohl schon früher dagewesen war. Die größten und stärksten Geister, die hochgestelltesten Staatsmänner konnten sich dem Zauber, der die verjüngte Welt beherrschte, nicht entziehen. Der Kaiser Alexander, eine trotz ihres Enthusiasmus wesentlich berechnende Natur, schien tief ergriffen und glaubte einen Augenblick an der Schwelle einer neuen christlichen Aera zu stehen. Schon im Jahre 1812, als die Wagschaale noch zwischen ihm und seinem großen Gegner schwankte, hatte er den geheimnißvollen Wahrsagungen seines Freundes, des Admiral Tschitschagow ein aufmerksames Ohr geliehen und gläubig zugehört, als ihm dieser eine aus lauter Bibelstellen zusammengesetzte Geschichte der bisherigen und der künftigen Kriegsereignisse vorgelegt hatte — jetzt neigte er sich mehr und mehr zu dem Glauben, daß die Mystagogen, welche das tausendjährige Reich proclamirten und dessen Beginn auf seinen Siegeszug zurückführten, nicht ganz Unrecht hätten. Insbesondere die Frauen der vornehmen Welt waren die Verkünderinnen des neuen Reichs, des Milleniums, das nach dem Sturz des „ange noir“, des „Thieres mit den sieben Hörnern“ u. s. w. anbrechen und durch die heilige Alliance eingeleitet werden sollte. In denselben Kreisen, die zwanzig Jahre früher keinen größeren Genuß als die Lecture der Pücelle und der Voltaire'schen Epistel „Les pours et les contres“ gekannt hatten, vertiefte man sich jetzt in mystische Traktätchen und Auslegungen der Apokalypse — religiöse Abenteurer und Betrüger fanden (wenn sie nur den rechten Ton zu treffen wußten) in den vornehmsten, frivolsten Kreisen Zutritt, Bewunderung und Jüngerschaft. Graubärte, die im Cultus Voltaire's und Diderot's alt geworden waren, mußten sich die Missionsversuche schöner und galanter Frauen gefallen lassen, denen man nichts abzuschlagen gewohnt war. Entging doch selbst der alte faunische Talleyrand dem allgemeinen Loos nicht; als seine schöne und vielgeliebte Nichte, die Herzogin von Dino, „innerlich erleuchtet wurde“, wurde auch er in's Gebet genommen und zur Sorge für sein Seelenheil gemahnt. In allen Kreisen der Gesellschaft, zumal den vornehmen, tauchten Propheten und Prophetinnen auf: „denn der blasirte Leichtsinn ist zwar für intellectuellen Ernst selten empfänglich, wohl aber für das Wunderbare und Phantastische, und so findet selbst in Kreisen, wo das

Alltägliche Gesetz, die vagste Auszeichnung verpönt ist, das vollkommen Abenteuerliche oft in überraschender Weise Geltung."

Diese Verwirrung der Gemüther und Köpfe war aber keineswegs auf die von den Zeitereignissen zunächst betroffenen gesellschaftlichen Schichten oder die Hauptbrennpunkte der damaligen geistigen und politischen Bewegung beschränkt. Ihr Hauptinteresse besteht gerade darin, daß dieselben Erscheinungen sich an den verschiedensten Orten und unter den abweichendsten Verhältnissen wiederholten. Daß die Köpfe derer ins Schwanken kamen, welche dem großen und unerwarteten Umschwung nahe standen, ohne ihn nach seinen inneren und äußeren Gründen zu verstehen und dem gespenstisch raschen Verlauf des Verhältnisses folgen zu können, das läßt sich allenfalls begreifen. Wahrhaft räthselhaft wird die Sache aber, wenn derselbe Irrwahn in Kreisen auftaucht, deren Dasein sich weitab von der Heerstraße des Lebens abspinnt und zu dem, was sich in der großen Welt begeben, kaum die oberflächlichsten Beziehungen hat. Dieselben krankhaften Vorstellungen, welche politische Abenteurerinnen vom Schlage der Frau von Krüdener zu einem angeblichen Prophetenberuf drängten, die den durch die merkwürdigsten Contraste aus dem Gleichgewicht gebrachten Kaiser Alexander einen Augenblick verwirrten und zum Opfer betrogener Betrüger zu machen drohten, finden wir unter elsässischen und schwäbischen Bauern, katholischen Kleinbürgern der altöstreichischen Länder und schließlich auf einem einsamen livländischen Landgut wieder. Die Fieberträume jener Schwärmer und Mystagogen, welche mit der Vernichtung Napoleons die letzten Zeiten und den Anbruch des tausendjährigen Reiches gekommen wähnen, — sind allenthalben von denselben Gestalten belebt, auf dieselben unsinnigen Combinationen zurückzuführen.

Ein wunderlicher Beitrag zur Geschichte und Topographie der Verirrungen in den Jahren der großen Befreiungskriege ist der Nachwelt in einem, der Rigaer Stadtbibliothek angehörigen Convolut alter Papiere erhalten worden, welches ein Zufall in die Hände des Herausgebers führte. Einer der würdigsten Repräsentanten des Aufklärungszeitalters und der Humanitätsbegeisterung im baltischen Norden, der seiner Zeit als liberaler Bauernfreund berühmte Landrath v. Y.*) hat dieses selbst erlebte Ereigniß mit allen zu demselben gehörigen Actenstücken in ein Manuscript niedergelegt, das er der Aufmerksamkeit künftiger Geschlechter empfiehlt. Was ihm und seiner nüchtern-verständigen Welt-

*) Aus nahe liegenden Gründen haben wir die Nennung der Namen, welche in dieser Geschichte mitspielen, unterlassen; zudem sind dieselben für das psychologische Interesse, welches die Sache an und für sich hat, völlig gleichgültig.

und Lebensauffassung völlig unbegreiflich und räthselhaft erschien, hoffte er vielleicht von der vorgeschrittenen Einsicht späterer glücklicherer Generationen erklärt zu sehen.

Ein kurzer Bericht über diese Spukgeschichte dürfte ganz besonders durch den Umstand gerechtfertigt erscheinen, daß die in derselben vorkommenden Personen schlechterdings keine directen Beziehungen zu den leitenden politischen Kreisen hatten und von den Ereignissen, welche ihre geistige Gesundheit erschütterten, nur sehr oberflächlich berührt worden waren. Weder waren die von Napoleon gegen Rußland angeführten Völkerschaaren in das Innere Livlands gedrungen, noch hatte auch nur eine der hier zu erwähnenden Persönlichkeiten unter dem Schrecken der voreiligen Abbrennung der Vorstädte Rigas gestanden, — der einzigen Folge des Krieges von 1812, von welcher Livland selbst betroffen worden. Gerade daraus kann auf die Stärke und Nachhaltigkeit der Erschütterung geschlossen werden, welche sich in den Gemüthern der Zuschauer des großen Kriegs vollzog. So wenig der Boden an und für sich für Excentricitäten dieser Art geeignet war, die Krankheit, welche in der Luft lag, trieb auch in livländischer Waldeinsamkeit ihr Wesen, und die dünnen Fäden, durch welche eine in provinzieller Beschränktheit verbliebene livländische Adelsfamilie mit einer in die große Welt übergegangenen Landsmännin (im vorliegenden Fall der Frau v. Krüdener) zusammenhing, genügten, um den von dieser getriebenen Spuk in das stille Thal der Treydner Aa zu leiten. —

Wir schließen uns in Bezug auf die Reihenfolge der zu berichtenden Thatsachen der von dem Zeugen derselben befolgten Ordnung an und beginnen mit der Wiedergabe eines Schreibens, welches auf der ersten Seite dieses „Religiöser Wahnsinn in Livland" überschriebenen Convoluts enthalten ist.

„Hochverehrter Gönner! Eben erhalte ich von meinem Gute die mich zerreißende Nachricht, daß mein Schwiegersohn Herr v. X. an einer völligen Geistesabwesenheit laborirt und allerlei tolle Streiche angiebt! Mein Amtmann bittet mich dringend, gleich hinzukommen, weil im Hause große Verwirrung herrschen soll. Ich reise sogleich dahin, denn der Marquis*) treibt mich.

Nun bitte ich Sie himmelhoch, mich und meinen unglücklichen

*) Es ist der damalige Generalgouverneur von Liv- und Kurland, Marquis Paulucci, gemeint.

Schwiegersohn nicht zu verlassen und doch gleich auf mein Gut hinauskommen zu wollen. Bringen Sie die etwa erforderlichen Medicamente mit, weil ich bei meiner langen Abwesenheit von Hause nicht weiß, wie dort meine Apotheke mag versehen sein. Ach eilen Sie bald auf mein Gut. Ihr herzlich ergebener Y.

P. S. Vielleicht liegt hier ein angehendes Nervenfieber zu Grunde."

Dieser Brief kam am 9. December 1814 in die Hände eines angesehenen und verdienten Rigaer Arztes, des seitdem längst verstorbenen Dr. med. und Collegienrath Huhn; der Absender desselben war der oben erwähnte livländische Landrath, ein Mann, der ebenso durch den Adel seiner Gesinnung wie durch die nüchterne Ruhe seines Geistes bekannt war. Der Arzt ließ nicht lange auf sich warten und am 10. December, dem folgenden Morgen, reisten die beiden alten würdigen Herren mit der Post ab, um durch den tiefen Sand der alten Riga-Petersburger Straße in das Innere des Landes auf das Gut des Landraths zu fahren und dort zu helfen. Schon auf der zweiten Station von Riga erfuhren die beiden Herren zu ihrem Schreck, daß nicht nur Herr v. X., sondern die gesammte Gutsherrschaft in eine an Wahnsinn grenzende religiöse Exaltation gerathen sei und daß das Uebel sich auch auf die Bauern auszudehnen drohe. Eine halbe Meile von dem Gute, auf welchem sie spät Abends anlangten, trafen sie auf den Gärtner, der seinem alten Herrn entgegengegangen war, um denselben auf die Ereignisse, deren Zeuge er sein sollte, vorzubereiten. Das Gerücht hatte nicht übertrieben, der Wahnsinn des Herrn v. X. hatte sich auf beinahe sämmtliche Bewohner des Hauses übertragen und ließ das Aergste fürchten.

Daß es mit Herrn v. X. nicht richtig sei, hatte der Landrath schon lange gemerkt; der Schwiegersohn, mit dem er bereits früher wegen dessen leidenschaftlichem Charakter manchen Conflict gehabt hatte, war seit einigen Monaten ein Kopfhänger geworden; er schrieb dem Landrath wunderliche Briefe, die mit falsch angebrachten Bibelstellen gespickt waren und den würdigen alten Herrn, der Zeit seines Lebens ein musterhaftes und wahrhaft fleckenloses öffentliches und privates Leben geführt hatte, u. A. ermahnten, seinen „ausschweifenden" Wandel zu bessern und Buße zu thun. In einem andern Brief hatte X. gefordert, der Schwiegervater möge ihm seine jüngste Tochter, „die in der Pension als in einem Exilium und Strafe" schmachte, zur Erziehung ausliefern, damit er (X) sie zur „wahren Gottesfurcht" erziehen könne. Aber nicht nur Herr v. X., auch verschiedene aus dem Nachbargute Y. und aus Riga angelangte Personen waren von demselben Wahn befallen worden! Es

schien, das bloße Betreten des Gutes und seiner Umgebung habe dazu hingereicht, die Sinne vernünftiger Leute zu verwirren und alles Lebende wie in einen magischen Zauberkreis zu ziehen.

Am Abend des 10. December waren der Landrath und der Collegienrath Dr. Huhn auf dem Gute eingetroffen; sie stiegen in der Herberge ab und ließen sich von dem Amtmann über das Vorgefallene berichten, während gleichzeitig ein Bote an den benachbarten Kirchspielprediger, Propst U., abgesandt wurde. Zunächst erfuhren der Landrath und der Doctor, daß außer Herrn v. X. und dessen Familie noch dessen Geschwister Frau v. B. (sammt ihrer 15jährigen Tochter) und Lieutenant v. X., sowie eine Rigasche Schustersfrau, Madame C. sammt ihrem Sohn, einem Schustergesellen, seit 14 Tagen auf dem Gute lebten und daß die eingetretene Verwirrung wenigstens zum größten Theil auf die beiden letztgenannten Personen zurückzuführen sei. — Eine Weile standen die verständigen alten Herren völlig rathlos da: religiöse Schwärmerei und excentrische Mysticismus hatten weder im Katechismus des aufgeklärten Landraths, noch in dem des Arztes gestanden, auch nicht im Collegienheft des Probsts, eines Schülers der Berliner Aufklärungsphilosophie. Der Landrath und der Doctor meinten, es handele sich wahrscheinlich um die Symptome eines ansteckenden Nervenfiebers, — der Propst erklärte, er habe schon vor einigen Tagen zur Anwendung kalter Bäder und Umschläge gegen die kranke Gesellschaft gerathen. — Nur der Marquis Paulucci, den der Landrath, wie wir wissen vor seiner Abreise aus Riga gesprochen, scheint auf richtigerer Fährte gewesen zu sein: er hatte die Sache schon nach den ersten, ihm gemachten Mittheilungen für nicht unwichtig gehalten und um genaue Berichte gebeten, da er Sr. Majestät dem Kaiser über die interessante Affaire rapportiren müsse.

Nach längerem fruchtlosen Deliberiren wurde ein eingehendes Verhör der zuverlässigsten Hofsbeamten und Knechte abgehalten und der Thatbestand festgestellt. Als Hauptzeugen bei diesem Verhör fungirten der Amtmann, der Gärtner und der Schmied des Gutes. Uebereinstimmend gaben diese Männer an, seit einigen Wochen hätten die Gutsherrschaft, die Geschwister des Herrn v. X. und die Rigaischen Schustersleute fast den ganzen Tag im Gartensalon zugebracht, die Bibel und andere Andachtsbücher gelesen und durch ein absonderliches und geheimnißvolles Wesen die Aufmerksamkeit der übrigen Gutsbewohner auf sich gezogen. Besonders auffallend sei es gewesen, daß die Herrschaften fast gar nicht geschlafen, sondern Nachts aufgestanden und sich in großer Aufregung unterredet, auch fast alle Speise von sich gewiesen

hätten. Vielfach sei der Name des Kaisers genannt und ein gewisses großes Ereigniß, über welches die Herrschaft sich nicht bisher ausgesprochen, erwartet worden. Was in den eigentlichen Andachtsstunden getrieben wurde, wüßten sie, die Zeugen, nicht; doch glaubten sie, daß daselbst das Abendmahl nach einem eigenthümlichen Ritus gespendet worden. Am 6. December seien diese Andachtsversammlungen in den Saal des großen herrschaftlichen Hauses verlegt worden. An demselben Tage habe die Gesellschaft einen engeren Ausschuß ihrer „Gemeinde" gewählt (in welchem Herr v. X., Frau v. B., Madame C. und deren Sohn, der Schustergeselle, die Hauptrolle gespielt), diesem ein besonderes Zimmer angewiesen, in welchem mit Dinte ein Kreis gezogen worden, innerhalb welches die gedachten Personen ihre Plätze eingenommen. Am Nachmittage habe Herr v. X. sodann das ganze Hofgesinde in dem großen Saal versammelt. Der engere Ausschuß habe inmitten dieses Gemachs in seltsamem Aufzuge dagesessen, Frau v. B. mit einem weißen Gewande bekleidet, sämmtliche Glieder der Gesellschaft mit dem aus kreuzweise um den Hals gebundenen Strümpfen bestehenden s. g. Orden geschmückt. Unter schwärmerischen Ausrufungen sei dann verkündet worden, die Glieder des Ausschusses seien mit wunderbaren Visionen beglückt worden und hätten den Himmel offen gesehen. Frau v. B. sei der wahre Christus, Madame C. die Mutter Gottes, der Schustergeselle der heilige Johannes, Herr v. X. aber der heilige Petrus. Bald mit Drohungen und Gewalt, bald mit Bitten und Wehklagen seien dann die Anwesenden zu Kniebeugungen und Huldigungen gezwungen worden.

Am folgenden Tage, dem 7. December, sei die kranke Gesellschaft von dem Wahn befangen gewesen, überall Schlangen und Teufel zu sehen. Als plötzlich die Taube der Frau v. B. aufgeflogen, sei diese von Herrn v. X. als Satan bezeichnet und zum Opfer bestimmt worden; später sei in demselben Glauben eine Katze durch den Schustergesellen getödtet worden. Den Küchenheerd habe man sodann in einen Brandaltar verwandelt und auf diesem die beiden todten Thiere unter wunderlichen Ceremonien verbrannt, wobei die anwesenden Kinder als Engel fungirt. Endlich seien noch verschiedene mit Blut befleckte Kleidungsstücke verbrannt worden, und nur das energische Einschreiten des Amtmanns habe die beabsichtigte Anzündung des ganzen Hauses verhindert. Fortan sei dem Schustergesellen noch der Name Moses zugelegt worden, ja es sei davon die Rede gewesen, denselben, göttlichem Rathschluß gemäß, mit einem der anwesenden herrschaftlichen Kinder zu verehelichen. In der folgenden Nacht hätten die Herrschaften wiederum

nicht geschlafen; Frau v. B. und Madame C. hätten Visionen gehabt, das Einschreiten der Obrigkeit, das rettende Erscheinen von Engeln u. s. w. vorhergesagt, Fenster und Thüren zerschlagen und sich dabei selbst verwundet, das Blut ihrer Wunden mit Wasser gemischt getrunken u. s. w. Endlich seien die Wiederkehr des in einen falschen Propheten oder Apostel verwandelten Napoleon, die Besiegung desselben, die Zurückführung der Juden in das gelobte Land, die Zerstörung Rigas und das Erscheinen des jüngsten Tages „von Sibirien bis Spanien" als nahe bevorstehend bezeichnet worden. — Auch habe man die Ankunft des Kaisers fortwährend erwartet. Bis zum Abend des 9. sei dann ununterbrochen gefastet und ähnlicher Unfug verrichtet worden. Verschiedene Bauersleute der Nachbarschaft seien zu diesen Ceremonien zugezogen worden, Weiber beschenkt und geweiht worden; den zur Arbeit versammelten Leuten seien Reden gehalten und große Getreide-Vorräthe geschenkt worden.

Die drei Männer, denen diese merkwürdigen Berichte von zuverlässigen, aber noch unter dem ersten Eindrucke des Schreckens stehenden Leuten gemacht worden waren, faßten noch in derselben Nacht einen energischen Entschluß. Der Landrath fühlte sich zu angegriffen und erschüttert, um selbst einschreiten zu können und ersuchte seine beiden bewährten Freunde, den Doctor und den Pastor, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Am andern Tage, Morgens um neun Uhr, begaben der Doctor und der Probst sich in das herrschaftliche Haus und verlangten Einlaß in das Zimmer, in welchem sich Herr v. X., Frau v. B. und die Schustersleute befanden. Als sie eintraten, wurde ihnen ein wunderlicher Anblick zu Theil: Frau v. B. saß halbbekleidet in weißem Gewande, mit einem schwarzen Gürtel und dem „Orden" geschmückt da; ihr Haar war aufgelöst, sie selbst sah blaß, erschöpft und krampfhaft aufgeregt aus; neben ihr stand Herr v. X. mit gezogenem Degen und in ähnlichem Aufzuge da; Madame C. und ihr Sohn hatten sich entfernt. Das Zimmer, das der „Ausschuß" bewohnt hatte, war völlig verwüstet; Fenster, Wände und Thüren waren beschädigt, auf dem Fußboden lag das Bild des Schultheißen Erlach von Bern, auf diesem ein zerrissenes und beschmutztes Exemplar der heiligen Schrift. Die Luft war abscheulich, weil man seit Tagen alle Ventilation unterlassen hatte. Frau v. B. trat dem Arzt feierlich entgegen und hielt ihm eine Bibel entgegen, aus welcher Herr v. X. folgende Worte vorlesen mußte: „Sie sandten Leute aus, die sie in ihren Worten fangen möchten, auf daß sie der Obrigkeit übergeben würden." Der Arzt fragte kurz und entschieden nach dem Schustergesellen und dessen Mutter; die beiden Kranken ver-

weigerten jede Auskunft, und als der Arzt das Zimmer verließ, um die Dienerschaft zu holen, wurde hinter ihm die Thür verschlossen. Fünf Mal klopfte Frau v. B. sodann mit dem Degenknopf an die Thür und übergab Herrn v. X. sodann das „feurige Schwert", damit dieser Petrus sie schütze. Begeistert ergriff Herr v. X. den Degen und hieb wüthend um sich. „Wann wird das endigen?" fragte er dann feierlich. „Gleich, gleich" — antwortete Frau v. B. in höchster Verzückung — und in demselben Augenblick sprang die Thür auf, die der Doctor von den Hausleuten hatte einschlagen lassen. Ruhig und fest verlangte der Doctor im Namen der Obrigkeit Herrn v. X. den Degen ab. Frau v. B. nahm denselben an sich, überreichte ihn dem Doctor und bat ihn, sie an „seiner Herzensseite" zum Kaiser Alexander zu führen. Der Arzt führte sie in ein anderes Zimmer und bewog sie durch ruhige Vorstellung dazu, auszuruhen, Nahrung zu nehmen und ihre gewöhnlichen Kleider anzulegen; auch Herr v. X. wurde beruhigt und von seiner kranken Schwester entfernt. Jetzt galt es nur noch der Schustersleute habhaft zu werden; die Thür des Zimmers, in welches sie sich geflüchtet hatten, wurde mit Gewalt erbrochen; der Arzt fand den Schustergesellen hinter dem Ofen versteckt und nahm ihn und seine Mutter gefangen. Bei der ferneren Durchsuchung des Hauses wurde auch der Lieutenant X. entdeckt und endlich ein Paquet Briefe gefunden, das die Jahre lang zwischen Herrn v. X. und Madame C. unterhaltene Correspondenz enthielt und sogleich mit Beschlag belegt wurde.

Das energische Einschreiten des Doctors, (von dem der Landrath v. Y. in den uns vorliegenden Papieren nur in den Ausdrücken der dankbarsten Verehrung spricht) hatte eine magische Wirkung.

Einmal von einander getrennt und zu Sammlung und Ruhe gekommen, zeigten die erkrankten Personen schon an dem folgenden Tage ein entschieden zum Besseren verändertes Wesen. Der Lieutenant und die X.'schen Kinder kamen sehr bald zu völliger Besinnung, Herr v. X. und Frau v. B. waren und blieben eine Zeit lang nervenkrank, verübten aber keine Extravaganzen mehr — der Arzt hoffte von Ruhe und vernünftiger Behandlung ihre baldige Genesung. Was Madame C. und ihren Sohn anlangt, so erwiesen sie sich als vollständig vernünftig; sie hatten, wie sich in der Folge zeigte, ihre vornehmen Bekannten mißbraucht, um von ihnen Vortheil zu ziehen und sorgenfrei zu leben; der Arzt arretirte sie im Namen des Landraths und sandte sie sofort unter Wache nach Riga, wo sie dem damaligen Civilgouverneur v. Duhamel überliefert wurden. Andern Tags wurde Frau v. B. in Begleitung einer zufällig anwesenden Dame zu ihrer auf einem benachbarten Gute

lebenden Mutter gesandt, wohin sich der Lieutenant schon früher begeben hatte. Herrn v. X. begleitete der Doctor selbst nach Riga, wo er ihn in sein Haus und seine Behandlung nahm. Der Kranke hatte ihm zuvor seine Documente, Briefschaften und die Schlüssel der Gutsgebäude bereitwillig als „irdischen Tand" übergeben; ob er auf der Reise gleich beständig von seiner Schwester als dem Heilande sprach, so gelang es dem Arzte doch, ihn schon unterwegs zu beruhigen und gegen das Treiben, an dem er noch Tags zuvor Theil genommen, mißtrauisch zu machen. In Riga angelangt, erfuhr der Arzt, daß Madame C. und ihr Sohn gegen Caution eines reichen Gutsbesitzers, Herrn v. G., bereits freigelassen worden seien. In der Folge wußte er ihre nochmalige Einziehung und eine förmliche Untersuchung zu bewirken.

Soweit sich den uns vorliegenden Papieren entnehmen läßt, gelang es der einsichtigen Behandlung des Dr. Huhn, seine Patienten, Herrn v. X. und Frau v. B., nach einiger Zeit vollständig und für immer herzustellen. Die Einzelheiten der Behandlungsmethode, welche dieser Arzt anwandte, gehören nicht hierher; von wirklichem Interesse sind aber die von dem Dr. Huhn zu Protocoll genommenen Geständnisse und Angaben des Herrn v. X. über die Entstehung und Entwickelung des religiösen Wahns, von dem er besessen gewesen.

Herr v. X. war ein eitler und unbedeutender Mensch, der den auf ihn wirkenden äußeren Einflüssen, mochten sie beschaffen sein wie sie wollten, niemals irgend welchen Widerstand zu leisten vermocht hatte. In gewöhnlichen Zeiten ein leicht aufgesetzter und flacher Weltmensch, war er zur Zeit der Napoleonischen Invasion in eine Exaltation gerathen, an welcher Furcht, Halt- und Gedankenlosigkeit und Anlehnungsbedürfniß gleich großen Antheil gehabt zu haben scheinen. Den Ausgangspunkt dieses Zustandes hatten — wie er selbst angab — „patriotische Gespräche" und aus denselben hervorgegangene „kosmopolitische Ideen" gebildet, die durch den im Winter 1812 zu Dorpat mit einem Freunde gepflogenen Verkehr veranlaßt worden waren. Von Dorpat war Herr v. X. im folgenden Frühjahr aufs Land gegangen, wo er längere Zeit hindurch sich selbst und den unreifen Ideen überlassen gewesen war, die er aus Dorpat mitgenommen. Nahrung für dieselben war nur allzuleicht zu finden.

Gerade daß der Rationalismus in dem damaligen Livland unbestrittene Herrschaft führte, kam dem Einfluß der einzelnen religiösen Mystiker zu Gute, welche um jene Zeit auftauchten. Von Alters her waren die Anschauungen der Brüdergemeinde im liv- und estländischen Adel weit verbreitet. Die Ueberreste ihres Einflusses hatten sich mit

der maßgebenden rationalistischen Weisheit vielfach zu einem wunderlichen Amalgama vermischt, innerhalb welches moralische Gemeinplätze und excentrische Vorstellungen von direct eingreifenden göttlichen Offenbarungen dicht neben einander lagen. Die von den Tummelplätzen des Lebens weitabliegenden adeligen Landsitze, deren Bewohner während der größeren Hälfte des Jahres sich selbst überlassen und nur sehr mäßig beschäftigt waren, mochten der unfruchtbaren Grübelei über die unerklärlichen Räthsel des menschlichen Daseins besonders günstigen Spielraum bieten. Hier, wo das Leben still zu stehen schien, ganze Monate ohne jedes äußere Ereigniß einförmig vergingen, konnte es leicht geschehen, daß ein durchreisender mährischer Bruder (und die Zahl derselben war nicht gering) nachhaltigen Einfluß ausübte, oder ein zufällig während der Wintersaison vernommener Ausspruch tagelang nachklang. Wir wissen, daß Frau v. Krüdener um dieselbe Zeit durch einen auf ihrem Gute Kosse lebenden böhmischen Schuster „erweckt" wurde und daß ein Graf Zaremba, der in Dorpat Diplomatie studirt hatte, in demselben Jahr zu Folge zufälliger Ereignisse plötzlich den Beruf fühlte, Missionar zu werden. Die Einflußlosigkeit der vielfach verweltlichten und eigentlich religiösen Interessen entfremdeten Geistlichkeit trug wesentlich dazu bei, die Bedeutung der einzelnen Schwärmer, die hie und da auftauchten, zu fördern: daß die Lehren derselben directe Beziehung zu den Zeitereignissen hatten und Vorgänge zu erklären schienen, für welche es der herkömmlichen Vernunftreligion an einem Schlüssel fehlte, machte sie besonders interessant.

Auf Herrn von X. sollten aber noch Verhältnisse anderer Art bestimmend einwirken. Sein Dorpater Freund machte ihn mit seiner Mutter, Frau Z., bekannt, die in gewissen erweckten Kreisen schon lange eine Rolle spielte und für eine Prophetin galt, die die Katastrophe von 1812 vorhergesagt hatte. Sie stand an der Spitze einer in Riga ziemlich verbreiteten Gemeinde „innerlich erleuchteter, evangelischer Christen", die sich in ihrem Hause versammelten, von der Predigt und der Kirche Nichts wissen wollten, gemeinsam die Bibel lasen und „innerem Bedürfniß gemäß" das Abendmahl feierten. Das Verzeichniß der Personen, welche an diesen Versammlungen Theil nahmen, sieht wunderlich genug aus; neben den Namen altadeliger Familien und angesehener Beamten werden einfache Handwerksleute genannt und nicht selten geschah es, daß die Herren von X., v. Z. und v. O. mit dem Diener ihres Bekannten, des Obristen von R. in der heimlichen Andachtsstunde zusammentrafen. Bald nachdem Herr von X. mit Madame Z. bekannt geworden war, verfiel er in eine schwere Krankheit, in welcher sich die

„kosmopolitischen Ideen" von dem „Umfangen der ganzen Schöpfung in der Jesusliebe" immer mehr befestigten. Während eines Concerts in der Domkirche kommt die Erweckung in ihm zum Durchbruch; er eilt zu Madame Z., die ihm sogleich das Abendmahl reicht und mehr und mehr in ihre Kreise zieht. Das „Wachsthum" dieser Ideen wird von Madame Z. und deren Sohn überwacht, und als Herr v. X. im folgenden Winter nach Dorpat reist, ist er bereits damit beschäftigt, die Dorpater Theologen und deren „Lauheit" zu bekämpfen. In dem Kreise der Madame Z. hatte X. den Theologen Oberlin, einen damals vielgenannten Mann, kennen gelernt und mit ihm eine eifrige Correspondenz über religiöse Gegenstände angeknüpft, die ihn tiefer in den einmal beschrittenen Ideenkreis zog. Ueber Oberlin selbst coursirten die verschiedensten Gerüchte. Sohn eines elsasser Pfarrers, war er 1812 als Hauslehrer nach Riga gekommen, wo er den Einen für einen Sendboten des neuen Evangeliums, den Anderen für einen französischen Spion galt. Als Herausgeber der Schrift „Etliche Worte über die Offenbarung Johannis, zunächst für das Rigasche und Pernausche Publikum in Liv- und Estland bestimmt, von einem unter ihnen lebenden Mitchristen" (Mitau 1813) spielte er in den Rigaer Conventikeln eine große Rolle. Daß er auf einen Mann wie Herrn v. X. großen Eindruck machte, erräth sich leicht. Immer häufiger besucht dieser die Versammlungen bei Frau Z., immer intimer werden die Beziehungen zu Oberlin: dieser und Frau Z. offenbaren sich endlich als Schüler der berühmten Prophetin Juliane von Krüdener, mit der sie seit Jahren Briefe wechseln. Frau von Krüdener lebte damals in Heidelberg und anderen badischen Orten, wo sie einen Kreis Gleichgesinnter um sich versammelt hatte; nach Riga, wo ein „in seinen Gott vergnügter" armer Herrenhuther ihrem weltlichen Sinn den ersten Stoß gegeben hatte, unterhielt sie eifrige Beziehungen; Madame Z. scheint das Haupt ihrer dortigen Jüngerschaar gewesen zu sein, die vor allem die Nothwendigkeit der Verinnerlichung des christlichen Lebens betonte und sich von allen Formen so vollständig befreite, daß z. B. das Abendmahl gefeiert wurde, ohne daß man dabei ein Wort sprach. Gelegentlich nahm auch ein angereister englischer Kaufmann an diesen Conventikeln Theil, um seine Traktate daselbst zu vertheilen.

Als Herr v. X. im Frühjahr 1813 auf das Land zog, befand er sich bereits im Zustande einer so gewaltigen Erregung, daß es ihn unabweislich zur Mittheilung seiner neugewonnenen Ueberzeugungen drängte. Nach einigen vergeblichen Missionsversuchen bei benachbarten Bauern, suchte er seine Schwester, Frau v. B., auf, eine kränkliche

Dame mit zerrütteten Nerven, die zudem durch den Tod ihres, dem Kriege zum Opfer gefallenen Sohnes tief erschüttert war; alsbald trat auch diese mit Madame Z. in Correspondenz und die beiden Geschwister regten sich fortan gegenseitig durch Betrachtungen über ihre geistlichen Zustände, Gespräche über das Erlösungswerk, die wunderbaren Zeichen der Zeit, das Herannahen des tausendjährigen Reichs u. s. w. in krankhafter Weise auf. Herr v. X. war im Herbst 1813 nicht mehr zurechnungsfähig, sobald er von religiösen Dingen sprach, bei Frau v. B. scheint der krankhafte Umschwung sich später und rapider vollzogen zu haben.

Hervorragende Mitglieder des Z.'schen Kreises waren die Schustersfrau C. und deren Sohn gewesen; für diesen letzteren interessirte sich die Gemeinde der Innerlichen ganz besonders, weil er „wenig Glauben hatte, in großem Kampfe stand, die heiligen Wahrheiten aber oft sehr tief empfand." Nach fortgesetztem Briefwechsel mit Herrn von X. wußte Madame C. es endlich dahin zu bringen, daß Herr v. X. sie und ihren Sohn auf sein Gut einlud, wo sie im Frühjahr und Herbst 1814 ganze Wochen zubrachte und alsbald ein entschiedenes Uebergewicht über die beiden bereits furchtbar erregten Geschwister gewann. Von allem gebildeten Umgang abgeschnitten, dem Prediger, der ihre gesammte Richtung als gefährlich getadelt hatte, entfremdet, ohne jeden inneren sittlichen Halt, fortwährend mit Andachtsübungen beschäftigt, von innerer Unruhe gefoltert, geriethen die beiden Kranken in so vollständige Abhängigkeit von Frau C. und dem Sohne derselben, daß diese Leute sie alsbald glauben machen konnten, sie hätten Visionen und seien besonders begünstigte Werkzeuge der göttlichen Gnade. Um sich ihre Stellung im X.'schen Hause zu sichern, sprach Madame C. endlich von einer Offenbarung, die die Verheirathung ihres Sohnes mit der Tochter der Frau v. B. gefordert habe, „um der Familie v. B. die rechte innere Demuth zu lehren." Jetzt begannen auch Herr v. X. und Frau v. B. Visionen zu haben und alsbald hatten sie sich in eine Aufregung gesteigert, mit welcher sie ihre gesammte Umgebung mit fortrissen; Frau C. und ihr Sohn glaubten sich jetzt nicht mehr zurückziehen zu können und nahmen an allen Excessen der Opfer ihres jahrelangen, schädlichen Einflusses Theil, indem sie die irrigen Vorstellungen derselben durch simulirte Visionen unterstützten. Die tollen Auftritte, welche wir oben schilderten, waren auf diese Weise Jahre lang vorbereitet worden; sie kamen zum Ausbruch, als sich eine große Gesellschaft von demselben Ideenkreise beherrschter Personen zusammengefunden, durch endlose Andachtsübungen, schlaflose Nächte und Tage lang fortgesetzte Fasten in den höchsten

Grad nervöser Aufregung versetzt hatte. Frau v. B. war so krank, daß der Arzt seine Verwunderung darüber aussprach, daß jene aufgeregten Tage ihr nicht das Leben gekostet. Die ansteckende Wirkung krankhafter seelischer Zustände ist eine bekannte Thatsache. Daß die genannten Personen, welche die Gutsherrschaft repräsentirten und auf ihre unwissende, abhängige Umgebung einen gefährlichen Einfluß ausübten, zuerst die Kinder, dann die Dienstleute in ihren Taumel mit fortrissen, bedarf somit kaum der Erklärung. Nur das plötzliche Erscheinen des energischen Arztes, der die Kranken daran verhinderte, ihre verkehrte Lebensweise fortzusetzen und sich gegenseitig in ihren verworrenen Vorstellungen zu bestärken, hatte der weiteren Verbreitung des Uebels Schranken gesetzt. Wenige Tage nach seinem Erscheinen, war der unheimliche Spuk, der die gesammte Umgebung des Gutes in Aufregung und Schrecken versetzt hatte, rasch wie er gekommen, wieder verschwunden.

Das Aufsehen, welches dieses Ereigniß in und außerhalb Livlands machte, war so bedeutend, daß die Rigaer Oberverwaltung eine Publication durch die öffentlichen Blätter für nothwendig hielt, so wenig Kundgebungen dieser Art in den Gewohnheiten der Zeit und des Landes auch sonst begründet waren. Die „Inländischen Nachrichten", ein kleines Localblatt, das sich bis dahin einzig mit dem Abdruck von Kriegsbulletins und Intelligenz-Anzeigen befaßt hatte, brachte eine kurze Darstellung des Vorgangs und versprach eingehendere Nachrichten nach Beschluß der eingeleiteten Untersuchung — ein Versprechen das in der Folge übrigens nicht gehalten worden zu sein scheint. Noch bevor Pauluccis Bericht an den Kaiser nach Paris gelangt war, hatte die Fama die Kunde von dem Vorgefallenen bis nach Petersburg und von dort weiter in die französische Hauptstadt verbreitet. Die ausführlichen Nachrichten, welche der Marquis durch eine eigens zu diesem Zweck niedergesetzte Untersuchungs-Commission erheben ließ, waren vorzugsweise bestimmt, das von dem Kaiser ausgesprochene Verlangen nach detaillirter Kenntniß von allen näheren Umständen zu befriedigen; in Mitten der großen, die Karte Europas umgestaltenden Plänen, welche den an der Seine weilenden Monarchen beschäftigten, erschien der mysteriöse Vorgang, der sich in der Einsamkeit eines livländischen Landguts zugetragen hatte, immer noch wichtig genug, um Gegenstand besonderer Anfragen und Berichte zu werden. Die Gedankenreihe, welche die in der französischen Hauptstadt versammelte restaurationslustige vornehme Gesellschaft bewegte, stand ihrem Inhalt nach den Ausgeburten der kranken Köpfe in Livland allerdings nah genug, um das Interesse zu erklären, welches

an den Berichten des baltischen General-Gouverneurs von Leuten genommen wurde, die von dem Schauplatz dieses Spuks vielleicht nie in ihrem Leben gehört hatten.

Die Papiere, denen diese Mittheilungen entlehnt sind, enthalten an ihrem Schluß eine Reihe „Beilagen", die der alte Sammler zusammenstellte, um sich durch analoge Ereignisse über sein eigenes Erlebniß zu beruhigen. Hat es doch zu allen Zeiten Leute gegeben, für welche „das Unglück in Zahlen" etwas Tröstliches hat. Diese Beilagen zählen nämlich verschiedene Fälle ähnlicher Ausbrüche religiösen Wahnsinns auf, die um dieselbe Zeit und in derselben Weise im westlichen Europa auftauchten. Vor Allem sind Baden, der Elsaß und der protestantische Theil der Schweiz Spielplätze wunderlicher Schwärmgeister und Secten, die das Millennium und den jüngsten Tag verkünden, Visionen haben, angeblich Wunder thun und sämmtlich die Ereignisse von 1812 und 1813 zum Ausgangspunkt und gewöhnlich den Kaiser Alexander und dessen theologische Aufgabe zum Gegenstand haben. Aber auch altkatholische Länder wie Oestreich (namentlich die Stadt Linz) und Baiern (München) liefern ihr Contingent; überall steht diese religiöse Schwärmerei mit den großen politischen Ereignissen in Zusammenhang. Das letzte Stück dieser Beilagen bildet wunderlicher Weise eine Nummer der Rigaschen Zeitung, welche die Ermordung Kotzebue's berichtet. Dem alten „aufgeklärten" Sammler dieser Notizen scheinen religiöser und politischer Wahnsinn identisch gewesen zu sein — denn beide ließen sich auf „Schwärmerey" zurückführen. Den Zusammenhang und die „Wirkungen in die Ferne" welche der damalige aufgeregte Zustand der Gesellschaft gehabt, zu erklären, hat unser Berichterstatter keinen Versuch gemacht.

Albert Hollander.

Es geschieht nur selten, daß ein Mann, der es auf rein private Thätigkeit abgesehen, durch die Treue, die er in dieser bewiesen, zum öffentlichen Charakter wird, daß ihm seine Zeitgenossen nachrühmen, er habe auf die Verhältnisse seines Landes nachhaltiger und segensreicher gewirkt, als Diejenigen, die amtlich berufen waren, an den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen reformatorisch zu arbeiten. Männer dieser Art sind an unserm baltischen Strande noch ungleich seltner vorgekommen, als anderswo und namentlich als in Deutschland, dem Vaterlande jener Reimer und Perthes, die durch stilles, patriotisches Wirken im engern Kreise von nachhaltigstem Einfluß auf die große geistige Revolution waren, welche sich im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in der deutschen Welt vollzog. Schon der ständische Charakter unseres öffentlichen Lebens, der Jedem in der Wiege den künftigen Wirkungskreis zuweist, trägt die Schuld daran, daß der Einzelne, wenn ihn nicht besonders günstige Verhältnisse unterstützen, innerhalb der engen Schranke seiner Standesgenossenschaft bleibt und in bestem Fall dieser von einigem Nutzen ist. Zu politischer Thätigkeit im vollen Sinne des Worts ist nur der Edelmann berufen, denn er allein bringt das angeborene Recht mit, in den Dingen mitzusprechen, welche die gesammte Provinz, in einzelnen Fällen wohl auch das ganze baltische Land betreffen; dem Rigaschen Bürgerssohn steht, wenn er in seiner Vaterstadt bleibt, wenigstens die Möglichkeit offen, einem großen und würdigen städtischen Gemeinwesen seine Kräfte zu widmen — aber das städtische Patrimonialgebiet bildet die unüberschreitbare Grenze, welche seinem Wollen und Denken gesteckt ist. So eng ist der Tummelplatz seiner Thätigkeit umfriedet, daß er nur mühsam zu einer deutlichen Vorstellung davon gelangen kann, welche Stellung und Aufgabe seiner Vaterstadt innerhalb des baltischen Gesammtlebens angewiesen ist; nur die besten Rigaer Patricierköpfe haben sich von dem Wahne frei gemacht, daß die alte Stadt an der Düna bloß um ihrer selbst willen da sei und die Er=

kenntniß, daß Riga große und schwierige Pflichten gegen die Mitstände zu erfüllen habe, ist zu allen Zeiten das Privilegium einzelner besonders erleuchteter Stadtpatrioten gewesen.

Am Schlimmsten ist der Bürgerliche auf dem flachen Lande daran, wenn er an der Krankheit laborirt, mit einer bloßen Privatexistenz nicht auskommen zu können. Höchstens als Prediger vermag er zu dem Bewußtsein zu gelangen, nicht bloß um seiner selbst willen da zu sein und auf den öffentlichen Zustand einzuwirken — in andern Lebensverhältnissen kann er selbst das Gefühl einer Art von Heimathlosigkeit kaum jemals los werden. Das flache Land gehört dem Adel und dem Bauern, die kleinen Städte zählen im Provinzialleben eigentlich gar nicht mit und in der Bürgerstadt Riga wird als Fremder angesehen, wer außerhalb des Patrimoniums seinen Sitz hat. Der bürgerliche Livländer (der Rigenser ist nicht Livländer sondern Rigenser), für den der Dorpater academische Senat keinen Platz hat, ist ein corporationsloser und als solcher ein heimathloser Mensch, denn das politische Livland besteht nur aus Corporationen. Selbst als kleinstädtischer Communalbeamter kann er nur ausnahmsweise zu vollem Bürgerrecht gelangen, denn die Gilden stehen blos Kaufleuten und Handwerkern, nicht auch Gelehrten offen; überdieß ist der Werth eines städtischen Bürgerthums, das keinerlei Antheil an den Angelegenheiten des gesammten Landes mit sich bringt, von ziemlich zweifelhaftem Werth und wenig geeignet, denen, die es erworben, auch nur annähernd das stolze Sicherheitsgefühl zu geben, dessen der als Pair geborene Edelmann und der geborene civis civitatis Rigensis sich erfreuen. Die Ausgeschlossenheit einer großen Zahl unserer tüchtigsten Landsleute von jeder Möglichkeit gesunder Bethätigung ihres Patriotismus ist nicht der letzte der Gründe, aus denen sich unsere Armuth an politischen Kräften und die Gleichgültigkeit der Massen erklären lassen.

Unter so bewandten Umständen wird der Werth derjenigen, welche trotz ihrer Beschränkung auf die enge Sphäre häuslicher und professioneller Thätigkeit, für das gesammte Land von Segen gewesen sind, unverhältnißmäßig im Preise steigen müssen. Ist das Maaß der zu überwindenden Schwierigkeiten doch in allen Verhältnissen der zuverlässigste Werthmesser für die Summe der sittlichen und geistigen Kräfte, welche von dem aufgewandt werden, der als Sieger aus dem Lebenskampf hervorgeht. Wo sich die Mehrzahl der Menschen an der Erfüllung der nächstliegendsten Ansprüche und des hergebrachten Pflichtenquantums genügen läßt, erwirbt der Einzelne, der für seine Thätigkeit nach einem Mehr verlangt, doppeltes Verdienst: dadurch, daß er selbst

mehr thut und dadurch, daß er den Andern die Augen darüber öffnet, daß bei ernstem Willen mehr gethan werden kann und mehr gethan werden muß.

Einem Manne dieses Schlages haben die Ostseeprovinzen vor wenigen Monaten die Siegespalme auf den Sarg gelegt. Weit abliegend von der Heerstraße des baltischen öffentlichen Lebens und den Haupttummelplätzen des Patriotismus wurde ein Patriot begraben, der ein halbes Jahrhundert lang in idyllischer Abgeschiedenheit vom Lärm des Tages gelebt und gewirkt hatte und dessen Namen doch bekannt war unter allen Liv-, Est- und Kurländern, welche sich gelobt hatten, der alten Fahne treu zu bleiben, „ob auch Alle untreu werden.“ Dieser Mann war ein schlichter Schullehrer, der nie mehr sein wollte, als ein treuer Arbeiter in dem Kreise der Thätigkeit, den er sich schon in der Jugend gesteckt hatte, dem Nichts ferner lag, als der Gedanke an eine „Landesstellung“ und an einen Platz im livländischen Pantheon, der seiner ganzen Natur nach nicht dazu angelegt war, mit den landläufigen Vorurtheilen, Neigungen und Traditionen zu capituliren, der stolz und einsam seinen Weg ging ohne nach Rechts oder nach Links zu schauen — und der doch dabei angelangt war, daß sein Name vom finnischen Meerbusen bis zur heiligen Aa nicht anders als mit Achtung genannt wurde und seit lange zu den besten zählte, die überhaupt in unserm Lande genannt werden konnten.

Als es an der Ostseeküste bekannt wurde, daß Albert Hollander, der Vorsteher der Schul- und Erziehungsanstalt zu Birkenruhe gestorben sei, waren Freund und Feind darüber einig, daß das Vaterland einen seiner besten Männer verloren habe, daß die Lücke, welche er offen gelassen, noch lange schmerzlich empfunden werden würde. Seine ehrwürdige Gestalt hatte sich Allen, die ihn gekannt, fest eingeprägt — er nahm seinen festen Platz in der livländischen Gesellschaft ein, bildete einen wichtigen Ring in der patriotischen Kette. Wer diesen tapferen, durch Charakterstärke, unermüdliche Arbeitslust und edle Gesinnung gleich ausgezeichneten Patrioten persönlich gekannt, konnte sich kaum vorstellen, daß derselbe nicht mehr an der Spitze der Anstalt stehe, welche er zu einer die gewöhnlichen Grenzen weit überragenden Bedeutung gehoben, daß der wetterfeste, unermüdliche Mann, der seit einem halben Jahrhundert und in guten wie in bösen Tagen dafür Sorge getragen, daß eine Stätte offen blieb, an der unsere Jugend für die Kämpfe der Zukunft das rechte Rüstzeug empfangen konnte — daß dieser nicht mehr jenem Landsturm der 30er und 40er Jahre angehörte, auf dessen ungebrochene Haltung das jüngere Geschlecht zurückzu-

sehen gewohnt war, wenn es sich Muth und Hoffnung für die schweren Kämpfe der Zeit holen wollte. Der Grabhügel, der sich über Albert Hollander geschlossen, begrub überdieß ein Stück des alten Livland, auf welches künftige Geschlechter um so sehnsüchtiger zurücksehen werden, als dasselbe von den Schatten und Uebelständen der früheren Gestaltung unseres Lebens stets frei geblieben war und an seinem Theil wesentlich dazu beigetragen hatte, daß Vieles im Lande anders und besser geworden.

Ob das Leben dieses Mannes gleich ohne besondere Katastrophe vergangen und scheinbar auf die Gleise livländisch-bürgerlicher Herkömmlichkeit beschränkt geblieben ist, wird eine flüchtige Skizze desselben nicht überflüssig erscheinen. Einmal bietet Hollanders Lebensgang durch seine Beziehungen zu der deutschen Erhebung von 1815 und den Führern derselben ein gewisses Interesse. Dem deutschen Leser dieser Blätter wird es eine erhebende Wahrnehmung sein, daß das edle Feuer, welches die Schleiermacher, Fichte, Steffens, Jahn u. s. w. in jener Jugend entzündet, welche „das Schwert an der Linken" zu ihren Füßen saß, bis in den kalten Norden hinüber erwärmend gewirkt hat, daß der geistige Anstoß, den sie gaben, auch außerhalb der deutschen Marken Wirkungen geübt hat, deren Segen sich auf ganze Generationen erstreckte. Daß von dem stolzen Strom, der sich damals über das deutsche Volk ergoß, ein einzelner Mann ein Bächlein abzudämmen wußte, dessen Wasser befruchtend und belebend durch ein fern abliegendes enges Thal rannen — das muß diejenigen mit besonderem Stolz erfüllen, die in dem Reichthum ihres vielgestaltigen Lebens diesen Strom nur als einen unter vielen angesehen und an die Zweige, welche von ihm angedämmt worden, nicht einmal gedacht haben. Für die Bewohner des Ostseelandes bedürfen diese Gedächtnißblätter keiner Erklärung oder Einführung, — gerade im gegenwärtigen Augenblick sind dieselben der Erinnerung daran besonders bedürftig, daß aus ihren Kämpfen auch Sieger hervorgegangen sind. Wenn es einem einzelnen Manne lediglich durch die Kraft seines Charakters und die zähe Energie seines Wesens möglich gewesen, dem Lande so große und bleibende Dienste zu erweisen, eine so stolze und geachtete Stellung zu gewinnen, wie die, welche Albert Hollander sich erobert, so kann nicht ausbleiben, daß Mancher, der verzagend in die kommenden Tage blickt, seine Kraft neu zusammenfaßt, auf's Neue die Hand an den Pflug legt und sich in der Stille gelobt zu wirken, so lange es noch Tag ist.

Albert Woldemar Hollander wurde am 10. September 1796 als Sohn eines altpatricischen Geschlechts zu Riga geboren. Sein

Vater, der Rathsherr und Kaufmann Johann Samuel Hollander, starb schon im Jahre 1799 und überließ die Sorge für die Erziehung seiner Kinder einer Mutter, welche dieser Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen gewesen zu sein scheint. Um ihren Söhnen die Vortheile rein deutscher Bildung zuzuwenden, zog Frau Hollander im Jahre 1809 nach Berlin, wo Albert Woldemar vier Jahre lang das Gymnasium zum grauen Kloster besuchte.

Es war eine merkwürdige Zeit, in der die beiden jungen Livländer in die Hauptstadt des künftigen Deutschlands kamen. Noch lag der Druck der Fremdherrschaft bleiern über Jungen und Alten, aber das Vorgefühl der kommenden großen Abrechnung mit dem Landesfeinde regte sich bereits im Schooß des Volkes und ganz besonders in der Jugend. Es waren die Tage, in denen Scharnhorst und Gneisenau durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht die Wehrfähigkeit der „modernen Spartaner" begründeten, und Jahn dem Turnschüler, der gedankenlos das Brandenburger Thor anstarrte, jene historische Ohrfeige gab, welche die Jugend an die Wiederaufrichtung der deutschen Victoria erinnern sollte. Die Anstalt, welche die beiden jungen Rigenser besuchten, war nicht die letzte, in der patriotischer Sinn und stolze Mannhaftigkeit gepflegt wurden; an der Spitze des grauen Klosters stand der Director Bornemann, neben diesem wirkte der alte Jahn als Turnlehrer und Erzieher. Der Einfluß, den dieser Letztere auf seinen Rigaer Zögling ausübte, muß ein besonders nachhaltiger gewesen sein, denn Zeit seines Lebens war Hollander ein eifriger Jünger der edlen Turnkunst und ein Anhänger des treuen und starken Mannes, dem trotz mancher Geziertheiten das Verdienst nicht abgesprochen werden konnte, in Zeiten der tiefsten deutschen Schmach und Erniedrigung den Sinn der Jugend wach erhalten und für die Ehre und Größe des zu befreienden Vaterlandes erwärmt zu haben. Der Rigorismus der Jahn'schen Richtung, welche, allem Luxus und aller Verweichlichung feind, bestrebt war, die Tugend der Entsagung und Opferbereitschaft für sittliche und patriotische Zwecke bei der Jugend zu erwecken und ein körperlich wie geistig kräftiges und streitbares Geschlecht zu erziehen, fand in der Seele des in patricischer Behaglichkeit aufgewachsenen Rigaer Rathsherrnsohnes einen besonders fruchtbaren Boden und wurde für die Richtung, welche der Mann dereinst nehmen sollte, in mehr wie einer Rücksicht entscheidend. Ein tiefer, ernster Idealismus, der den Reiz des Lebens in der Arbeit und in der Entwickelung zu männlicher Tugend sah, und den Werth des Charakters nach der Unabhängigkeit von den äußeren Verhältnissen bemaß, wurde Hollander schon früh eigenthümlich und traf mit den an=

geborenen Eigenschaften seiner Natur in glücklichster Weise zusammen. Mit derselben rücksichtslosen Energie für Bethätigung des einmal als richtig Erkannten, welche später von dem Manne bethätigt wurde, trat der 16jährige schwächliche Knabe im Jahre 1813 vor den Major von Lützow, um die Aufnahme unter die schwarzen Jäger des berühmten Freicorps zu verlangen, und nur die entschiedene Weigerung der Werbe-Officiere, seinem Wunsche zu willfahren, konnte ihn bewegen, auf seine Absicht zu verzichten.

Nach der Befreiung Preußens vom französischen Joch im Jahre 1813 kehrte Frau Hollander mit ihren Söhnen nach Riga zurück. Albert trat in die Secunda des Gymnasiums seiner Vaterstadt und wurde dann im Januar 1815 als Studiosus der Theologie in der Dorpater Universität immatriculirt, welcher er anderthalb Jahre angehörte, vorwiegend mit dem Studium der Philologie und Pädagogik beschäftigt. Daß einem Jüngling, der an dem Frühlingswehen der deutschen Erhebung von 1813 Theil genommen, die harmlose Behaglichkeit und Beschränktheit des alten Dorpater Lebens nicht genügen konnte, erscheint begreiflich. Dazu kam, daß Hollanders wissenschaftliche Ansprüche in einer Anstalt nicht befriedigt werden konnten, die damals eigentlich erst im Entstehen war und sich nur sehr langsam und allmählich zu der Bedeutung erhob, welche sie gegenwärtig einnimmt. Die sorglose Gemüthlichkeit des alt-livländischen Wesens, welches naturgemäß auf einen möglichst anstrengungslosen Lebensgenuß gerichtet war, stand in zu directem Gegensatz zu dem kräftigen und schwungvollen Idealismus, welchen Jahn in seine Schüler gepflanzt hatte, als daß Hollander in Dorpat dieselbe Befriedigung gefunden hätte, wie diejenigen, welche von der Welt nicht mehr gesehen, als den Landstrich zwischen Aa, Düna und Embach. So geschah es, daß er seine Studien in Deutschland fortsetzte. Im Sommer 1816 finden wir den Sohn des Rigaer Rathsherrn als Mitglied der neuerrichteten Burschenschaft zu Jena wieder. Dieser Gemeinschaft für die höchsten Lebensgüter begeisterter christlich-germanischer Jünglinge ist Hollander bis zum letzten Athemzuge treu geblieben — trotz aller Wandlungen der Zeit hat er sich immerdar als warmer Anhänger der burschenschaftlichen Ideale seiner Jugend bewährt. Die tiefe und innige Frömmigkeit, welche die deutsche Jugend der Freiheitskriege beseelte, entsprach seinem Wesen ebenso, wie der mannhafte Freiheitssinn, um welches willen die Theilnehmer des Wartburgfestes proscribirt wurden. Hollander, der zu dem engeren Kreise der Führer jenes Studentenbundes gehörte, war namentlich mit Karl Ludwig Sand eng befreundet gewesen. Bevor dieser nach Mannheim wanderte, um

durch die Ermordung Kotzebues nicht nur sich selbst, sondern einen großen Theil seiner unschuldigen Gefährten in Unheil und Verderben zu stürzen, war er nach Berlin gekommen, um von seinen dort lebenden Freunden Abschied zu nehmen. Von den Plänen, mit welchen der unglückliche Schwärmer sich trug, hat er bekanntlich keinem derselben etwas gesagt. Hollander erzählte oft, wie unbegreiflich ihm und Anderen die Erregung gewesen, welche Sand gezeigt, als er ihnen zum Abschied die Hand reichte und dann aus der Thür stürzte.

Ein Mann, der mit den Häuptern der Burschenschaft in so enger Beziehung stand, konnte den Zielen dieses Bundes unmöglich fremd bleiben. Obgleich er die Auswüchse derselben frühzeitig in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannte und verurtheilte, so konnte Hollander sich doch auch in späteren Jahren noch ereifern, wenn auf die Männer die Rede kam, welche „die junge grüne Saat" aus egoistischen Gründen „verleumdeten und verfluchten" und das Wartburgfest des idealen Charakters entkleidet hatten, welchen es ursprünglich getragen. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß mit Rücksicht auf Hollanders treue Anhänglichkeit an die Traditionen der Burschenschaft in der Anstalt zu Birkenruhe, welche ihren Director zu seinem Geburtstage regelmäßig mit einer Theater-Aufführung überraschte, niemals ein Kotzebue'sches Stück gegeben wurde: auch der jüngste Quintaner wußte warum!

Von Jena wandte Hollander sich nach Berlin, wo er Theologie und Pädagogik trieb und zu Schleiermachers vertrauten Schülern gehörte. Von dem Verkehr mit diesem verehrten Meister der modernen Theologie pflegte er, der sonst so ernste, zurückhaltende Mann, in guten Stunden oft und gern zu erzählen. Als besonders schöne Erinnerungen bezeichnete er die Fußreisen auf das Land, die Schleiermacher mit seinen Zuhörern von Zeit zu Zeit im Sommer-Semester zu unternehmen pflegte. Sonnabend Nachmittags rückte man unter dem Gesang froher Lieder aus, der Abend wurde bei einem frugalen Mahle und Glase Punsch heiter verplaudert, die Nacht auf freiem Felde campirt oder in einer Mühle oder Scheune verbracht. Den Sonntagmorgen bestieg Schleiermacher dann einen benachbarten Hügel, um seinen jungen Freunden aus der überströmenden Fülle seines Herzens eine Feldpredigt zu halten. So groß war die Anziehungskraft, welche die akademischen Vorträge des berühmten Theologen ausübten, daß derselbe im Winter-Semester, auch wenn er um 6 Uhr Morgens las, ein dicht besetztes Auditorium fand: „es war oft so dunkel, daß wir nur seine großen blitzenden Augen sehen konnten."

Bis zum Jahre 1820 blieb Hollander ununterbrochen in Deutsch-

land. So war ihm beschieden nicht nur Zeuge der nationalen Erhebung zu sein, welche den Freiheitskriegen folgte, sondern zugleich den Jammer der Demagogenhetze und der Herrschaft der Reaction mitzumachen, jene Tage, in denen Jahn und Arndt in Fesseln geschlagen wurden und Schleiermacher in einer seiner Predigten öffentlich aussprach, es sei eine Zeit gekommen, „wo gute und schuldlose Männer verfolgt werden, nicht nur wegen ihrer Handlungen, sondern weil man bei ihnen Absichten und Entwürfe voraussetzt. Der tapfere Christ aber soll nicht müde werden und trotz Gefahr und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben." Der Zahl dieser wahrhaft „tapferen Christen" gehörte auch unser Hollander an, dessen stolzes, unbeugsames Wesen bereits damals außer Stande war, die Ueberzeugungen, die ihn bewegten, zu verleugnen. Trotz der Warnungen ängstlicher Freunde, welche wohl wußten, daß auch Kaiser Alexander I. von dem allgemeinen Mißtrauen gegen die deutschen Universitäten nicht frei geblieben sei, kehrte er nach einem Besuch bei Pestalozzi im Jahre 1820 nach Livland zurück. Obgleich Sohn eines altpatricischen Geschlechts und als solcher zu größeren Ansprüchen an das äußere Leben berechtigt, hatte Hollander schon früh den Entschluß gefaßt, sich dem schwierigen Berufe eines Jugendlehrers zu widmen und auf dem flachen Lande oder in einer der kleineren Städte eine Privaterziehungsanstalt anzulegen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit einem akademischen Freunde, Leopold von Holst, und ließ sich mit diesem bald nach seiner Rückkehr aus Deutschland zu Fellin nieder. 1821 verheirathete sich der junge, erst 25jährige Lehrer mit Polly Rathlef und aus diesem Bündniß sollte ihm das Glück eines selten reichen Familienlebens erblühen. Die Gefährtin seines Lebens war zugleich die Genossin seines Berufes, seiner Kämpfe und Sorgen und das Band, welches ihn mit ihr vereinte, machte diese Ehe nicht nur zu einer Quelle reinsten Glückes für die Gatten, sondern zugleich zu einem Vorbilde, dessen leuchtendes Beispiel auf alle diejenigen gewirkt hat, welche mit ihr in Berührung kamen. Daß sich hier ein echter, aus einem Stücke gehauener Mann und ein echtes Weib in wahrer, auf gegenseitige Förderung abzielender Liebesgemeinschaft gefunden hatten, sollten die Hunderte von Jünglingen und Knaben, die ihnen anvertraut wurden, zu ihrem Segen erfahren.

Der Anfang des Lebensganges, den das junge Ehepaar unternahm, war nicht leicht. 1825 löste Hollander das Band, welches ihn an die Fellinsche Anstalt knüpfte, um im Mai desselben Jahres zu Alt-Wrangelshof bei Wolmar ein selbstständiges Institut zu begründen, das im October 1826 nach Birkenruhe bei Wenden verlegt wurde. „Herbe,

zum Theil selbst verschuldete Mißverhältnisse", so heißt es darüber in dem Bericht, den Hollander 1850 über seine pädagogische Wirksamkeit veröffentlichte, „die mir alle Freudigkeit an meinem bisherigen Wirkungskreise zu rauben drohten, bewogen mich, aus einem Verein von Männern auszutreten, in deren Kreise ich die glücklichsten Tage meines Lebens verbracht hatte, mit welchem ich zum Theil während meines Aufenthaltes in Fellin durch die engsten Familienbande, noch mehr durch die innigsten Freundschaftsverhältnisse verknüpft war und es stets geblieben bin."

Es war ein lieblicher Fleck Erde, den der junge Schulmann sich bei der Uebersiedelung von 1826 ausersehen hatte. Am Abhang eines romantischen Thal belegen, von himmelanstrebenden Birken, wie sie nur der Norden kennt, beschattet, sieht das Gütchen Birkenruhe auf die alte Stadt Wenden, einst Sitz der livländischen Landmeister, freundlich herüber, nach drei Seiten hin durch malerische Schluchten von der übrigen Welt geschieden. Die alte Burgruine, welche über dem Städtchen thront, gemahnt an längst vergangene Tage livländischer Größe; 1577 bei einer Belagerung durch die Russen war das Schloß, welches die gewöhnliche Residenz des Landmeisters bildete, mit seinen sämmtlichen Insassen in die Luft gesprengt worden — vom Fundament bis zum First geborsten, steht der finster blickende Thurm noch heute unbeweglich da, in welchem die Ordensleute zu frommer Abendmahlsfeier todesmuthig versammelt waren, während Hinrik Boismann (der einzig Ueberlebende aus dieser gräßlichen Katastrophe) die Lunte in die Pulverkeller schleuderte, um Freund und Feind in gemeinsamer Gruft zu begraben. Die Wendensche Kirche, zu welcher die Bewohner Birkenruhes sonntäglich wallfahrteten, ist eines der ältesten Denkmäler christlicher Baukunst in Livland; unter ihren Pfeilern schlummert eine lange Reihe ehrwürdiger Bischöfe, streitbarer Meister und Comthure den ewigen Schlaf und das zum Gedächtniß des großen Plettenberg in der Kirche errichtete Denkmal erinnert den Beschauer daran, daß er auf historischem Boden steht. Kaum eine halbe Stunde von diesem freundlichen Ort, der seiner romantischen Lage und seines bergigen Charakters wegen, der provinziellen Bescheidenheit für den ersten Punkt der „livländischen Schweiz" gilt, lag das große, früher zu einer Fabrik benutzte Gebäude, welches die junge Anstalt aufzunehmen bestimmt war.

Nichts lag Hollander bei Begründung seiner neuen Schule weiter als der Gedanke an die große Ausdehnung, welche dieselbe in der Folge gewinnen sollte. Seine Gewissenhaftigkeit ließ ihm vielmehr wünschenswerth erscheinen, dem Institut den Charakter eines erweiterten Familienkreises zu wahren. Der strenge Idealismus seiner Natur schloß Ge-

danken an pecuniären Gewinn oder Erwerb einer hervorragenden Stellung von selbst aus. Dazu kam, daß Hollander in seinem Wesen etwas hatte, das ihn der großen Masse der gewöhnlichen Menschen mehr entfremdete, als empfahl. Der Mann der strengen rücksichtslosen Pflichterfüllung, dem jedes weichliche „Sichgehenlassen" ein Gräuel war, der an sich und an Andere die höchsten Forderungen stellte und mit der Energie seines unbeugsamen Willens festhielt, paßte wenig zu der bequemen, genußsüchtigen Art des Altlivländerthums und jener eigenthümlichen echt-colonialen Weltanschauung, nach welcher „Fünf gerade gehen zu lassen" die Hauptbedingung der Gemüthlichkeit und des Behagens war. Von catonischer Sittenstrenge, beispielloser Einfachheit in seinen Gewohnheiten und Ansprüchen, machte Hollander kein Hehl daraus, daß er die aristokratische Gemächlichkeit und Breite des baltischen Lebenszuschnittes für eine moralische Krankheit ansah und bekämpfte, wo er ihr nur begegnete. Der Begriff der Rücksicht auf hergebrachte Vorurtheile und Gewohnheiten war ihm ebenso fremd, wie die Fähigkeit zu diplomatischer Berechnung und Gefügigkeit gegen hohen Rang, Reichthum oder Geburt. Er galt in den Kreisen des Adels und der Büreaukratie für einen Anhänger des vorgeschrittensten Liberalismus, für einen Jünger der „gefährlichen" Ideen von 1815 und 1817. Kurz angebunden, immer geradaus und ehrlich, machte er aus seinen Ueberzeugungen durchaus kein Geheimniß; obgleich von echt-christlicher Demuth erfüllt und ein strenger Richter gegen sich selbst, war er doch der Typus eines stolzen, unabhängigen, in sich selbst gefesteten Charakters — dabei von festem, unbeugsamen Willen, entschiedenem Herrschaftstalent und ohne Neigung zu Transactionen und Compromissen mit fremden Eigenthümlichkeiten.

Daß ein so gearteter Mann, der überdies lange Zeit hindurch bei der Obrigkeit als „Liberaler" verdächtigt war, nicht hoffen durfte, in weiteren Kreisen populär zu werden, lag nahe genug und daß es anders gekommen, stellt nicht nur ihm, sondern zugleich dem Lande, in welchem er wirkte, ein ehrenvolles Zeugniß aus und führt den Beweis dafür, daß eine wahrhaft tüchtige Natur, wenn sie einmal als solche erkannt worden, bei uns auf Anerkennung rechnen kann, auch wenn sie den Eigenthümlichkeiten der livländischen Natur so unbarmherzig den Krieg erklärt hat, wie es durch Albert Hollander geschehen.

Im Mai des Jahres 1825 hatte Hollander seine Schul- und Erziehungs-Anstalt mit einem einzigen Zögling eröffnet; bis zum Schluß desselben Jahres waren zu diesem noch drei andere Schüler gekommen. Es vergingen Jahre, ehe dieses Verhältniß sich in günstiger Weise

änderte, zumal der in Privatschulen beinahe unvermeidliche häufige Lehrerwechsel auch in die inneren Verhältnisse Birkenruhes vielfach störend eingriff. Dr. C. Bandau, der anfangs Theilnehmer der Anstalt gewesen war, trat im Jahre 1828 aus derselben wieder aus, in seinem 1850 veröffentlichten Bericht giebt Hollander ausdrücklich den ungünstigen Fortgang des Instituts als Grund dieser Trennung an. „Die beschränkten Mittel, über welche wir zu gebieten hatten," heißt es a. a. O., „reichten kaum hin, eine Familie, geschweige denn zwei zu erhalten." Größere und entscheidendere Fortschritte machte die Birkenruhesche Anstalt, wie das dem „Bericht" angehängte Schülerverzeichniß ausweist, erst in den 30er Jahren und zwar während der zweiten Hälfte derselben: seit 1840 beträgt die Durchschnittszahl der neu eintretenden Schüler bereits zwanzig im Jahre, eine Ziffer, die sich in noch späterer Zeit beinahe verdoppelte und die Anstalt so rasch vergrößerte, daß schließlich nur ein Theil der jährlich angemeldeten Aspiranten berücksichtigt werden konnte.

Dieser Entwickelungsgang ist um so merkwürdiger und interessanter, als die äußeren Zeitverhältnisse, unter welchen er sich vollzog, weder dem Erblühen von Privatschulen besonders günstig erschienen, noch auch Hollander der Mann war, diese Blüthe durch Concessionen an die herrschende Strömung zu erkaufen. 1836 war bekanntlich der General der Kavallerie v. Crafftström, ein alter Soldat, der keine Ahnung vom Wesen der Wissenschaft hatte und blinden Gehorsam für die höchste menschliche Eigenschaft ansah, zum Curator des Dorpater Lehrbezirks ernannt und ein neues, weder liberales noch specifisch deutsches System für das Unterrichtswesen adoptirt worden. Die öffentlichen Schulen wurden begünstigt, die dem russischen Unterricht gewidmete Stundenzahl vermehrt, die Disciplin verschärft, freisinnige und den Zeitideen zugewandte Lehrer mit Mißtrauen behandelt und entfernt. Man hätte glauben sollen, der Anstalt zu Birkenruhe werde es jetzt ans Leben gehen, zumal es nicht an Leuten fehlte, welche den Leiter derselben bei Herrn v. Crafftström als Liberalen und Deutschthümler zu verdächtigen suchten. Auch außerhalb der eigentlichen Regierungskreise herrschte damals ein bildungsfeindlicher Geist. Ein nicht geringer Theil des livländischen Adels war in angeblich „conservative" Ideen so tief verstrickt, daß er dem Stillstands- und Absperrungssystem, welchem die russische Regierung huldigte, entschieden zustimmte und in thörichter Abschließung gegen Alles, was aus Westeuropa kam, das Heil seines Standes und Landes suchte. Zu dem richtigen Conservativen jener Zeit gehörte, daß er ausschließlich die Kreuzzeitung las, die Frohne für das A. u. O. jedes gesunden wirthschaftlichen

Zustandes ansah, seine Söhne in eine Petersburger Militärlehranstalt oder in die Armee sandte*) und unter guten Freunden ehrlich bekannte, daß die Universität Dorpat ein gefährliches Brutnest revolutionärer Ideen sei, „welche für das Land nicht paßten." Als im Jahre 1850 die bekannten Ukase erlassen wurden, welche der Embach-Hochschule das Recht zu selbstständiger Rectorwahl entzogen und die Zahl der Studirenden auf ein unentbehrliches Minimum beschränkten, klatschte eine zahlreiche Adelscoterie diesen Maaßnahmen entschiedenen Beifall zu; die s. g. Solidarität der konservativen Interessen zählte nicht wenige Gläubige, nach deren Meinung der Militärabsolutismus alten Styls das festeste Bollwerk gegen die revolutionären Zeitideen war und dem baltischen Adel die heilige Pflicht oblag, sich diesem System bedingungslos anzuschließen. Deutsche und revolutionäre Gesinnung waren in diesen Kreisen, die zwar nicht den Ton angaben, aber doch eine bedeutende Rolle spielten, nahezu identische Begriffe. In Mitten des raschen Wechsels der Zeiten ist dem heute lebenden Geschlecht völlig außer Gedächtniß gekommen, daß es noch nicht zwanzig Jahre her ist, daß diejenigen, welche die livländischen Conservativen hießen, eigentlich den Namen der Servilen verdienten und mit Elementen coquettirten, deren Gemeinschaft in der Neuzeit von Jedem ängstlich gemieden wird, dem es um seinen politischen guten Namen irgend zu thun ist.

Wie man in diesen Kreisen von der Schulanstalt zu Birkenruhe und ihrem Leiter dachte, wußte Hollander ebenso gut, wie jeder andere. Und doch konnten selbst die livländischen Hochtories nicht umhin, zum Wachsthum und der Verbreitung dieser gefährlichen Schule beizutragen. Die Anziehungskraft der von dem strengen deutschen Ehrenmann geleiteten Erziehungs- und Pensions-Anstalt wuchs von Jahr zu Jahr,

---

*) Bei dieser Gelegenheit sei einer wenig bekannten, aber für die Zeiten und Verhältnisse, von denen hier die Rede ist, höchst charakteristischen, und dabei historisch verbürgten Anekdote Erwähnung gethan. Ein alter conservativer Edelmann, dessen Sohn in Dorpat zu studiren wünschte, zwang diesen im Anfang der 50er Jahre in die russische Armee zu treten, weil er seinen Erben um jeden Preis vor dem Gift der liberalen Ideen zu behüten wünschte, für deren Pflanzstätte er die Landeshochschule ansah. Nach 10jähriger Dienstzeit kehrte der Sohn als verabschiedeter Officier in die Heimath zurück. Wer beschreibt das Entsetzen des würdigen Vaters, als dieser gewahr wurde, sein Liebling sei zum ausgemachten Demokraten geworden! Die „revolutionären" Ideen hatten ihren Kreis um den Erdball gemacht und waren, Dank dem Herzenschen Einfluß, im Osten ebenso verbreitet wie im Westen. Die russische Armee hatte aufgehört eine „conservative" Institution zu sein und erzog schlimmere Revolutionäre als die gefährliche Universität Dorpat.

ohne daß dieser sich irgend um die Gunst des Publicums oder der officiellen Wortführer zu bemühen herbeigelassen hatte. Leute, die sich zu entschieden anderen Anschauungen bekannten und fortwährend auf den starren Schulmann schalten, der weder diplomatisirte noch Concessionen machte, sondern seine Schüler in der Furcht vor Gott und der Furchtlosigkeit vor Menschen erzog und einsam den geraden Weg ging, den sein Gewissen ihm vorgeschrieben, — dieselben Leute brachten ihre Söhne nach Birkenruhe und waren froh, wenn dieselben aufgenommen wurden.

Es ist oben bereits erwähnt worden, daß der „alte Hollander" (so wurde der theure, unvergeßliche Mann schon weit und breit genannt, ehe sein Haar noch von dem Schnee des Alters bedeckt war) von Hause aus auf strenge Zucht, angestrengte Thätigkeit und einfache Lebensgewohnheiten in seinem Hause hielt. Der alte Burschenschafter, der selbst im Winter unbedeckten Hauptes und ohne wärmende Hülle im Freien sichtbar war, erzog seine Schüler ebenso zu körperlicher, wie zu geistiger Gesundheit und Abhärtung: jene Neigung zur Bequemlichkeit, Unpünktlichkeit und zum Materialismus, welche von Alters her die Erbsünde unserer Landsleute ist, wurde von ihm mit unbarmherzigem Spott und eiserner Strenge verfolgt und manches in altväterischer Weichlichkeit aufgewachsene Bürschchen, das in Pelzen und Decken nach Birkenruhe kam, mußte sich's gefallen lassen, diese unnützen Dinge für immer bei Seite gelegt zu sehen. Wie tief diese Strenge in das Fleisch unserer alt-livländischen Gewohnheiten einschnitt, kann der Nichtprovinziale kaum ermessen: so groß aber war die Achtung vor Hollander's Lehrtalent und der Tüchtigkeit seiner Anstalt, daß die Eltern sich's gefallen ließen, wenn der „Alte" direct gegen die Untugenden ankämpfte, welche sie selbst in ihre Sprößlinge gepflanzt hatten. „In Birkenruhe lernt man arbeiten — in Birkenruhe werden die Jungen gesund", mit diesen unwiderleglichen Argumenten beruhigten sich selbst diejenigen, welche zu dem Treiben des Jahn'schen und Schleiermacher'schen Schülers lange das livländische Haupt geschüttelt hatten und selbst General v. Crafftström, der für die Anstalt durchaus kein günstiges Vorurtheil hatte, mußte anerkennen, daß dem sittlichen und wissenschaftlichen Geiste derselben schlechterdings nichts anzuhaben sei und stellte derselben ein treffliches Zeugniß aus, als er den Vorsteher derselben im Jahre 1850 Kaiserlicher Belohnung empfahl.

Schon 1837 hatte Hollander auf Andringen zahlloser Eltern, welche die Erziehung ihrer Söhne in Birkenruhe zum Abschluß bringen wollten, die Concession zur Errichtung höherer, den gesammten Gym-

nasialcursus umfassender Klassen erwerben müssen; wenig später mußten die Unterrichts- und Wohngebäude des Instituts so beträchtlich vermehrt werden, daß sie schließlich eine stattliche Colonie, eine kleine in sich abgeschlossene Welt bildeten. Es war ein rühriges und dabei streng eingetheiltes Pflichtenleben, das sich in derselben mit unwandelbarer Gleichmäßigkeit abspann. Früh um 5 Uhr mußte der „Ordnungshalter" für Quinta die Hausglocke rühren; sämmtliche Schüler, die das 14. Lebensjahr hinter sich hatten, sowie die dejourirenden Lehrer machten binnen 20 Minuten Toilette und begaben sich dann in die „Arbeitsstunde", welche bis 7 Uhr dauerte. Dann läutete dieselbe Glocke zum Gebet, welches alle Glieder der Anstalt sowie das Familien- und Hauspersonal in den großen Saal versammelte. Hollander selbst, der stets der erste war, der sein Lager verließ, verlas ein Capitel aus der Bibel, — dann folgte ein von hundert kräftigen Stimmen gesungener Choral, und man begab sich darauf zum ersten Frühstück. Die Lehrer sammelten sich um den von Mutter Polly geleiteten Kaffeetisch der Familie, die Schüler in einem anstoßenden Zimmer zur warmen (im Sommer kalten) Milch. Um 8 Uhr begann der Unterricht, der mit einstündiger Unterbrechung bis 1 Uhr dauerte. Dann wurde das Mittagsmahl verzehrt; an dem Haupttisch saßen, rings von jüngeren Schülern umgeben, der Director und dessen Familie, — über Alle waltete das Gesetz strenger Gleichheit. Nachmittags wurde ein Spaziergang unter Aufsicht der dejourirenden Lehrer unternommen; unvordenklichem Brauch gemäß vermieden die Schüler es, wärmere Kleidungsstücke anzulegen, als dringend nothwendig war, — männliche Abhärtung war das Ziel, dem Große und Kleine nachahmten, und Hollander selbst ging in Allem mit seinem Beispiel voran. Von 3—5 Uhr wurde der Unterricht fortgesetzt, von 5—6 Uhr wurde wiederum Milch getrunken, dann geturnt oder gesungen; bis 8 Uhr dauerte unter Aufsicht der Klassenlehrer die Arbeitsstunde, dann folgten Abendessen und Abendgebet — um 10 Uhr ging man zur Ruhe. Nur für die oberen Klassen fanden gewisse Begünstigungen statt; die Primaner und Secundaner arbeiteten ohne besondere Aufsicht und durften außerhalb der „Grenze" spazieren gehen — den Primanern war außerdem das Privilegium eines eigenen Thee- und Kaffeetisches zugestanden. Ein Tag glich genau dem anderen und Niemand im Hause übertraf den Director an Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten und strengen Gehorsam gegen die Satzungen des Hauses, das — die Insassen der Nebengebäude und die städtischen Schüler mit einbegriffen — in den fünfziger Jahren nahe an 200 Glieder umfaßte; die Zahl der Schüler hat zu Zeiten 160 betragen! — Ausnahmen

fanden nur zu den Schulfesten statt, deren Anzahl eine sehr bescheidene war und sich auf die Geburtstage des Hausherrn und seiner würdigen Gemahlin, die hohen Kirchenfeste und das Kartoffelfest beschränkte. Außerdem wurde der Unterricht noch ein Mal jährlich im Herbst unterbrochen, wenn der Director seine Jugend zu Fußwanderungen an schön gelegene Punkte des Landes anführte. Daß es sich dabei nicht um in kleine Rationen gemessene Spaziergänge, sondern um anstrengende und abhärtende Fußmärsche nach Art der Jahnschen Turnfahrten handelte, verstand sich für den alten Burschenschafter, der noch als Greis ein unermüdlicher Infanterist war, von selbst. Durch des „Alten" Beispiel angefeuert, suchten selbst die in Bequemlichkeit und Verzärtelung aufgewachsenen unter den Schülern einander an Abhärtung, Bedürfnißlosigkeit und Unermüdlichkeit zu übertreffen und die körperliche Frische der Birkenruheschen Zöglinge war bald ebenso landeskundig, wie ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit.

Daß es in diesem Stillleben an ernsten Prüfungen und trüben Tagen nicht fehlte, verstand sich leider von selbst. Wahrhaft epochemachend war in dieser Beziehung der Sommer 1847. Während der Ferien ertranken zwei erwachsene Töchter Hollanders beim Baden in der Aa und Frau Hollander selbst wurde nur mit Mühe gerettet. Der herbe, mit christlicher Ergebung getragene Schmerz, den dieses furchtbare Ereigniß der würdigen Familie schlug, ist eigentlich nie verwunden worden und hat — nach dem Zeugniß der Freunde des Hauses — die innerste Natur der Ehegatten getroffen. Zwar wahrte Hollander die stolze Kraft seines Geistes und Charakters und ging Mutter Polly ihrem schweren Berufe stets mit der gleichen Treue nach — aber sie, die bis dazu stets einen frischen Lebensmuth gezeigt hatten, wurden binnen wenigen Wochen zu alten Leuten, und als die Schüler sich im August 1847 wieder sammelten, trat ihnen der Herr des Hauses mit ergrautem Haar und einem Ernst entgegen, der seine sonst so freundlichen Züge kaum jemals wieder verließ. Auch Frau Hollander, deren liebenswürdige und geistreiche Laune sonst das ganze Haus belebt hatte, konnte dieselbe nach dem furchtbaren Seelenleiden, das sie durchgemacht, nicht wieder finden. Wohl gestalteten die äußeren Verhältnisse sich immer glänzender und breitete die Anstalt sich unaufhaltsam aus — aber der Geist des Hauses war ein anderer geworden und der Uebermuth der frischen Jugend, welche in demselben ihr Wesen trieb, vermochte nur noch ausnahmsweise den Ernst zu verscheuchen, der die Stirn des geprüften, früh gealterten Mannes durchfurcht hatte.

Den Höhepunkt des Birkenruher Schullebens bezeichnete das im

Mai 1850 gefeierte 25jährige Jubiläum der Anstalt. Die hohe Achtung, welche das Hollander'sche Ehepaar sich erworben, erweiterte dasselbe zu einem großartigen Fest, das ein Ereigniß für das ganze Land wurde und reiche Zeichen allgemeiner Verehrung und Anerkennung strömten von allen Seiten in das romantische Thal, in welchem Albert Hollander 25 Jahre früher sein stilles Haus gebaut hatte. Die Stadt Wenden ernannte den Mann, der durch seine großartige Wohlthätigkeit längst ein Hort aller Armen und Bedrängten geworden war, zu ihrem Ehrenbürger, der Curator des Lehrbezirks, die Gymnasien von Riga, Reval und Dorpat sandten Glückwunschschreiben, der Wendensche Schul-Inspector überreichte dem Director im Namen der Schulobrigkeit den St. Annen-Orden, die Universität Jena sandte ihrem alten Commilitonen den Doctorhut honoris causa. Denen, die an diesem unvergeßlichen Feste Theil genommen, wird noch der Augenblick erinnerlich sein, in welchem der Lehrer Keller aus Würtemberg ein Gedicht verlas, das mit den Worten „Wenn heut' ein Geist herniederstiege" begann und (in Anlehnung an den Grundgedanken des bekannten Uhland'schen Gedichts) die Eindrücke schilderte, die der abgeschiedene Geist des Gründers der deutschen Colonie empfangen würde, wenn er nach einer Rundschau über die baltischen Zustände der Gegenwart in den Kreis derer hinabstiege, die den deutschen Schulmann feierten, der im Schatten der alten heermeisterlichen Schloßruine, das Erbe der Väter treu gepflegt und gewahrt hatte. In dieses Gedicht war unübertrefflich zusammengefaßt, was das gesammte Land dachte, als es dem muthigen Manne seine Huldigungen dafür darbrachte, daß er es unternommen, in einer Zeit allgemeiner Verwirrung und Aengstlichkeit der Gemüther, still und demüthig, aber zugleich klar und fest die Wege zu gehen, welche sein Gewissen ihm vorschrieb.

Noch 11 Jahre lang führte Hollander die Zügel des Schulregiments unermüdlich weiter: dem 25jährigen folgte ein fünfunddreißigjähriges, endlich ein vierzigjähriges Jubiläum. An schweren Zeiten hatte es zu Folge der strengen Ordnungen, welche in den letzten Jahren des alten Systems Platz griffen, nicht gefehlt, Hollander aber war inmitten des Wechsels der Zeiten stets derselbe geblieben. Als er 1861 die Leitung seinem erprobten Arbeitsgenossen und Schwiegersohn übertrug, war er nur den Bitten seiner Familie gefolgt, der seine wankende Gesundheit ernste Sorgen bereitet hatte. Aber die alte Kraft stellte sich nach kurzer Ruhe wieder ein und mit dieser das alte Thätigkeitsbedürfniß. Hollander blieb als Lehrer bei seiner Schöpfung wirksam und gerade in den letzten Lebensjahren kehrte die frühere, von den Prüfungen

und Sorgen des Lebens überwucherte Frische und Heiterkeit bei dem stattlichen Greise wieder. Da trafen ihn zwei neue schwere Schläge: binnen weniger Jahre entriß ihm der Tod zwei erwachsene, auf der Höhe des Lebens stehende Kinder, seinen dritten Sohn und seine zweite, in glücklichster Ehe mit einem würdigen jungen Gelehrten verbundene Tochter. Den Sohn hat er nur um wenige Monate überlebt; in seinem Eifer für die Rettung einer halb erstarrten Bauersfrau war Hollander im März dieses Jahres Stunden lang bei strenger Kälte im Freien thätig gewesen. Rasch entwickelte sich der sogenannte Greisenbrand und an einem Morgen des Märzmonats 1868 war der starke Mann, der immer nur an Andere, niemals an sich gedacht hatte, eine Leiche.

Die Grundzüge der Welt- und Lebensanschauung, welche Albert Hollander in seinem reichen Leben bethätigt hat, sind bereits am Eingange dieser Zeilen angedeutet worden: tiefe, ernste, echt-christliche Frömmigkeit und mannhafter Freiheitssinn. Frei von den Fesseln eines bestimmten theologischen Systems war er ein gläubiger Christ, der aus dem Vertrauen in die Gnade und Liebe seines Gottes den besten Theil seiner Kraft schöpfte und dem es vor Allem darauf ankam, das Samenkorn *dieses* Glaubens in die Brust seiner Schüler zu pflanzen. In seinem „Bericht" sprach er direct aus, daß Bekämpfung des Materialismus und Egoismus durch den Glauben die Hauptziele seiner pädagogischen Thätigkeit gewesen seien. Diese religiöse Gesinnung wurde von einem eisernen Charakter getragen, der viel zu zäh und unbeugsam war, um jemals nach dem Urtheil der Menschen, dem eigenen Vortheil oder äußeren Rücksichten irgend welcher Art zu fragen. Hatte er mit seinem Gott abgerechnet, war er mit seinem Gewissen zur Ruhe gekommen, so focht ihn wenig an, was Vornehme oder Geringe von ihm dachten oder wollten. So hat Hollander sich selbst und seine Lebensanschauung trotz zahlloser Kämpfe und Schwierigkeiten durchgesetzt und einen Sieg erkämpft, wie er nur Wenigen zu Theil geworden. Der Mann, der den Untugenden seiner Landsleute vozn Hause aus den Krieg erklärte, niemals ein Hehl daraus machte, daß er Feind aller aristokratischen Ueberhebung und aller landläufigen Vorurtheile sei und in der politischen Freiheit die irdische Bestimmung des Menschen sehe, ist am Abend seines Lebens von allen Ständen und allen Parteien als einer der besten und verdientesten Söhne des Landes gefeiert und verehrt worden. Er war eben jeder Zoll ein *Mann* und als solcher hat er sich Achtung und Anerkennung erzwungen, so sie ihm nicht freiwillig entgegen getragen wurden. Gewohnt auf die äußeren Güter des Lebens keinen Werth zu legen, war er durchaus unzugänglich für die Lockungen

des Ehrgeizes und der Eitelkeit. Von wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit, kannte er keine Rücksicht, wo es zu helfen, edle oder patriotische Zwecke zu fördern galt. Nicht nur die Armen Wendens und seiner Umgebung priesen ihn als großmüthigen Freund jeder Noth, — sein Haus war eine Zufluchtsstätte Aller, die in Bedrängniß geriethen, und Niemand hat die Freischüler gezählt, die in seiner Anstalt Unterkunft und Bildung empfingen, ohne daß jemals an eine Entschädigung gedacht wurde.

Denen, die ihm näher standen, ein milder gütiger Freund und Vater, im engeren Kreise von bewältigender Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit, zeigte er der Außenwelt ein ernstes Gesicht; in seinem Hause hatte er nur selten nöthig Strafen zu dictiren, gefürchteter als Carcer und Züchtigung, war ein Wort aus seinem Munde, und ohne daß je ein Beispiel wirklicher Härte von ihm statuirt zu werden brauchte, entwich dem frechsten Burschen der Muth, wenn der „Alte" ihn in sein Cabinet rufen ließ. Ohne Uebertreibung kann gesagt werden, daß von den Tausenden von Menschen, die mit Hollander in Berührung kamen, nie Einer gewagt hat, den Respect vor dem imposanten Manne zu verletzen, dessen stille Würde Jedem Achtung abzwang, der ihm in die Augen sah. Wie reich an Liebe und Güte das Herz war, das unter dieser starken Brust schlug, haben von den Vielen, welche ihm zu Dank verpflichtet sind, vielleicht nicht Alle gewußt — wem ein Mal die Gelegenheit geworden, dem theueren Manne näher zu treten, der wird seiner nicht wieder vergessen.

Die Bedeutung der Birkenruheschen Anstalt für unser Provinzialleben wird sicher in der Zukunft noch mehr gewürdigt werden, als es bisher geschehen — sie ist namentlich in den Prüfungen der 40er und 50er Jahre von unschätzbarem Werthe gewesen. Als endlose Reglementirungen, Disciplinar- und Examinalvorschriften, jede gesunde Pädagogik in unseren öffentlichen Lehranstalten unmöglich zu machen schienen, die unaufhörlich vermehrte Anzahl russischer Unterrichtsstunden den wissenschaftlichen Sinn zu ersticken und die Thätigkeit der Lehrer und Schüler zu bloßer Scheinthuerei zu verwandeln drohte, — da war die Anstalt zu Birkenruhe eine der letzten festen Burgen, in welche der Geist deutscher Wissenschaftlichkeit sich zurückziehen konnte. Unbeirrt durch Chikane und Einschüchterungsversuche aller Art, blieb Hollander dem Satze treu, daß nicht die Abrichtung zu äußerlichen Fertigkeiten, sondern wahrhaft menschliche Bildung der Hauptzweck aller Pädagogik sei und der Muth, mit dem er sich zu dieser Ueberzeugung bekannte, war es hauptsächlich, der ihm das Vertrauen seiner Landsleute erwarb. Freudig dürfen wir bekennen, daß unser Land dem „alten Hollander" den Dank

nicht ganz schuldig geblieben ist, der ihm gebührte. Der Bürgerliche außerhalb Rigas bringt es nur selten dazu, in Livland eine allgemein anerkannte Ehrenstellung zu erwerben — Hollander ist sie von allen Ständen eingeräumt worden und sein Gedächtniß wird in Ehren bleiben, so lange die Sonne in das stille Thal scheint, in welchem der „Alte" ein Menschenalter zum Heil seiner Landsleute und zur Ehre seines Vaterlandes gewirkt hat.

II.

Artemy Petrowitsch Wolinski.

(Артемiй Петровичъ Волынскiй, соч. I. И. Шишкина.)

Zu den interessantesten und zugleich am Wenigsten bekannten Abschnitten der neuern Geschichte, gehört die Epoche der Reformbestrebungen Peters des Großen. Die Kehrseite der Culturzustände des 17. und 18. Jahrhunderts läßt sich vielleicht nirgend so bequem und übersichtlich studiren, als auf dem russischen Boden, in den dieselben ohne jede Rücksicht auf ihre Acclimatisationsfähigkeit verpflanzt wurden. Ihr letztes Wort hat die Geschichte über die petrinische Reformperiode noch nicht gesprochen; in der Zeit des politischen und historischen Rationalismus Gegenstand eines begeisterten, nicht selten höchst einseitigen und unkritischen Cultus in Ost und West, ist sie neuerdings Gegenstand der schärfsten und erbittersten Angriffe der russischen Nationalpartei geworden, welche Peters „unhistorischem, sprungweisem Verfahren", seinem Mangel an Verständniß und Pietät für die altrussische Eigenthümlichkeit endlich seiner Voreingenommenheit für holländische und deutsche Einrichtungen, alle Verantwortlichkeit dafür aufbürden will, daß das russische Volk in Knechtschaft und Unbildung verkommen, das russische Staatsleben zu einer bloßen Coulisse geworden war, hinter deren europäischen Anstrich sich altmoskowitische Barbarei und grenzenloses Elend verbargen.

Unter den Zeitgenossen und Mitarbeitern Peters des Großen nimmt Artemy Wolinski eine beachtenswerthe Stelle ein: in der Vorstellung der Russen spielte dieser Mann überdieß längere Zeit die Rolle des Vorläufers und Ahnherrn der nationalen Reaction gegen das eingedrungene fremde Element, des scharfsichtigen Patrioten, der die Spreu vom Waizen zu unterscheiden wußte und von den westeuropäischen Einrichtungen nur so viel importirt sehen wollte, als mit der Würde der eigenen Nationalität vereinbar war. Sein Name war von dem Glanz ehrwürdigen Märtyrerthums umgeben, — er galt für den einzigen mannhaften Feind Birons, dessen Herrschsucht er zum Opfer gefallen, und das undurchdringliche Geheimniß, welches die russische Staats-

und Hofgeschichte der letzten 150 Jahre bis vor Kurzem umgab, trug wesentlich dazu bei, ihn zum Gegenstande eines besondern Mythus zu machen.

Diesen romantischen Zauber zerstört und die Wahrheit wieder in ihr Recht eingesetzt zu haben, ist das Verdienst des ziemlich ausführlichen, nach neu erschlossenen Quellen bearbeiteten russischen Werks, welches zu dem vorliegenden Aufsatz Veranlassung gegeben. Das „Opfer seines nationalen Selbstgefühls", der „Feind des deutschen Tyrannen Biron" entpuppt sich als echter Sohn seiner Zeit, als Typus der Uebergangsperiode, in welcher der russische Hof- und Staatsmann die Untugenden des Westens und des Ostens in sich verbindet. Von dem Vorkämpfer für nationales Selbstgefühl und altrussische Eigenthümlichkeit bleibt Nichts übrig, als der brutale Haß gegen die deutschen Machthaber, welche besser unterrichtet sind und größeres Ansehen genießen, als ihre Nebenbuhler von bojarischer Abkunft. Nebenher wird der Beweis geführt, daß Wolinski nicht ein Mal der kühne altrussische Verschwörer war, zu welchem der Haß seiner Feinde ihn gemacht, sondern das Opfer seiner eigenen rohen Brutalität und der Eitelkeit Birons, den er durch ein unbedachtes Wort gereizt hatte. Die schätzenswerthen Ausführungen, welche das uns vorliegende russische Werk außerdem über Zustände und Personen des alten Rußland giebt, werden dazu beitragen, den nachstehenden Blättern ein gewisses Interesse zu geben.

Artemy Petrowitsch Wolinski, im Jahre 1682 geboren, stammte aus einer alten russischen Adelsfamilie, die im 14. Jahrhundert aus Wolhynien nach Rußland eingewandert war und deren Glieder als Führer mit Auszeichnung die Schlacht auf den Kulikowschen Feldern mitgefochten hatten; einer der Ahnherren unseres Helden hatte Anna, die Schwester des gefeierten Großfürsten Dimitri Donskoi zur Gattin gehabt und mit dieser zwei Söhne, Boris und David gezeugt, von denen der ältere der Stammvater der Familie Wolinski wurde, wie solches im russischen Adelsgeschlechtsbuch ausdrücklich vermerkt ist. Von den Nachkommen des Helden von Kulikowo ist eigentlich keiner in die Fußstapfen des tapfern Ahnherrn getreten oder sonst zu historischer Bedeutung gelangt, fast zu allen Zeiten hat die Familie Wolinski aber in näheren Beziehungen zum großfürstlichen Thron gestanden und als altes Bojarengeschlecht Theil an den höheren Hof- und Staatsämtern gehabt und ist Zeuge und Genosse der Schicksale gewesen, die Rußlands Fürsten in Leid und Lust erfuhren.

Artemy, der eine Schwägerin Peter's des Großen, Alexandra

Narüschkin, zur Frau hatte, that sich auf seine doppelte Verwandtschaft mit dem erlauchten Hause Romanow nicht wenig zu gute und sprach gern davon, daß er unter seinen Ahnherren Großfürsten von Moskau zähle.

Ueber die Kindheit und Jugend Wolinski's wissen wir nur wenig und dieses Wenige besteht fast ausschließlich in Vermuthungen, die sich auf Analogien mit dem Erziehungssystem des jungen russischen Adels der damaligen Zeit stützen. Ueber seine individuelle Entwicklung, die persönlichen Eigenschaften, die an dem Knaben und Jüngling hervortraten, den eigenthümlichen Bildungsgang seines Geistes ist nichts auf die Nachwelt gekommen.

Hat die Jugend Wolinskis dieselben Schicksale gehabt und denselben Entwicklungsgang genommen, wie die des übrigen jungen Bojaren-Adels jener Zeit, so ist anzunehmen, daß die Flur, in der er als Knabe spielte, auf dem Bojarensitz seiner Familie im Innern des gesegneten, fruchtbaren Russenlandes lag und in einem Herrenhause bestand, das an den Ufern eines kleinen Flusses gegenüber dem Dorfe lag, von einem reichen Obstgarten umgeben war und die Aussicht auf ein kleines, hölzernes Dorfkirchlein mit alterthümlichem, bunt bemaltem Glockenthurm hatte, während dunkle, undurchdringliche Forsten den Hintergrund bildeten. Die Existenz, die sich in einem solchen engbegrenzten Rahmen abspielte, hat für die weichherzigen und starrköpfigen Anhänger des Altrussenthums einen unbeschreiblichen Reiz. In den Vordergrund stellt sich der gestrenge Gebieter, der Herrscher des Hauses und des Dorfes, vor dem Alles, von der ehrwürdigen Hausfrau und Gattin bis zur tückischen Zofe hinab, in ehrerbietigem, athemlosem Schweigen starrt. Sein rauher, unerbittlicher Wille, sein gnädiges Belieben, seine oft etwas trunkfälligen Launen sind das oberste Gesetz des Hauses und Hofes und jede Abweichung von ihnen zieht unfehlbar Züchtigung nach sich. Erst in zweiter Reihe steht die ehrsame Hausfrau und Herrin in ihrer beschränkten und beschränkenden Existenz, stumm und gefügig vor dem Eheherrn, nur im Kinder- und Domestiken-Zimmer herrschend und gebietend. Ihr geistiger Horizont beschränkt sich auf die Herrschaft in Küche und Keller, auf Piroggenbacken und Quasbrauen und selbst Gästen gegenüber kommt ihr nur „Handreichung und Bewirthung" zu. Als unfehlbares Geleit und conditio sine qua non einer solchen Bojaren-Existenz taucht dann hinter dem herrschaftlichen Ehepaar das Heer leibeigener Lakaien und dienstbarer Mägde auf, die, von der Schließerin bis zum Stallbuben hinab, unzählige streng vorgeschriebene Einzelverpflichtungen haben, welche in ihrer vollen Eigenthümlichkeit nur von einem echt-russischen Kenner gewürdigt werden können.

Bei den Jugendspielen eines gnädigen jungen Herrn war es in Rußland von jeher auf eine zeitige Entwicklung der physischen Kräfte abgesehen und sollten dieselben vorzugsweise dazu dienen, in dem Bojaren-Sprößling frühzeitig kriegerische Neigungen zu wecken und zu nähren. Die geistige Natur wurde in jener Zeit wenig mit Bildungsansprüchen und gelehrtem Ballast angegriffen und belästigt. Der junge adelige Herr sollte vor allem frühzeitig zur Erkenntniß dessen kommen, was er war: ein Edelmann und zwar ein russischer, als solcher aber der einzige Erdensohn, der sich einer vollberechtigten und vollbürtigen Existenz erfreute. Die menschliche Natur der Deutschen und der übrigen „Nichtchristen" (von denen ihm überhaupt nur eine sehr ungewisse Kunde zukam), wurde ihm als mindestens sehr bestritten und zweifelhaft dargestellt; die übrigen nicht-adligen Russen galten ihm als Rechtgläubige und als Menschen, in Bezug auf die aber nicht außer Augen gesetzt werden durfte, daß sie vermöge directer göttlicher Einsetzung nur zum Dienst und zur Abhängigkeit vom Adel bestimmt waren.

Die Rechte und Vorzüge seines Bojaren-Standes lernte der junge Edelmann durch die Praxis und durch die thatsächlichen Erscheinungen des täglichen Lebens, im Gesellschafts- und Kinderzimmer, wie in der Küche und im Stall kennen; diese echte „Lancaster-Methode" der Jugend-Erziehung war gleichzeitig angenehm und nützlich und ermangelte darum auch nicht, die herrlichsten Früchte zu tragen. Der junge Mann erwuchs im Vollgefühl seines Standes und des Berufs, wie er ihn Vater und Mutter abgesehen hatte; er zeichnete sich in der Regel durch eine straffe, kraftvolle Haltung, ein blitzendes Auge, ein donnerähnliches, stets gebieterisches Organ und vor allem durch feste Nerven aus, die von Kindheit auf an Scenen des Jammers und der Qual gewöhnt waren, darum aber auch vor nichts erbebten. Seine geistige Bildung hatte an dem Studium eines Gebetbuchs ihren Ausgangspunkt genommen und schritt an der Hand des erfahrenen Dorfpriesters und des Herrn Küsters allmählich zu höheren Stufen fort, d. h. ging auf den Psalter und die Apostelgeschichte über, bis sie in Erlernung der Schreibekunst ihren Gipfel- und Ausgangspunkt fand; die letztere machte der nervigen Faust des Bojaren-Jünglings allerdings nicht geringe Schwierigkeiten, man nahm es darum mit den Resultaten derselben aber auch nicht allzu genau und wußte gebührend zu entschuldigen, wenn die Zahl der Schreibfehler mit der der geschriebenen Buchstaben zufällig zusammenfiel. Hatte der Jüngling auf diese Weise an Leib und Seele die gehörige Vorbildung erhalten, so trat er beim Eintritt seiner Volljährigkeit wohlgerüstet in die Welt.

Dieser harmlose Urzustand, in dem sich bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts nicht nur die Kinder, sondern auch die alten Leute in Rußland befunden hatten, dieser Zustand, der ebenso durch die nördlich-isolirte Lage des Landes, wie durch den in sich abgeschlossenen Geist der Nation bedingt worden war, erfuhr eine plötzliche und gewaltsame Erschütterung, als Peter der Große den alten Zaarenthron bestieg. Ein dumpfes, ängstliches Gerücht ging durch jene Ebenen, in denen jede Neuerung gleich verpönt und unerhört erschien, und erschreckte die Leute mit der Kunde von dem neuen jungen Herrscher, dem die bisherigen Zustände nicht genügten, der Ausländer in ganzen Schaaren in das heilige Moskau zog, den jungen Adel zu einer Beute der Wissenschaft machen wollte, von dem hochgeborenen Junker verlangte, er solle den Militärdienst in gleicher Weise wie der leibeigen geborene Knecht erlernen, der sogar wagte, die Blüthe des jungen Bojaren-Adels übers Meer in die Länder des ketzerischen Westen fortzusenden. Wankte die Welt in ihren Fugen? Erfahrene Greise schüttelten die grauen Häupter über dieses neumodische Gebahren und der großen Menge machte allen Ernstes der Gedanke zu schaffen, der jüngste Tag stehe vor der Thür und die Posaune des Gerichts werde nächstens die vom Brauch der Väter abgefallenen Enkel zur Rechenschaft laden. „Herr sei uns armen Sündern gnädig! Wachet und betet, denn der Tag seines Gerichts ist kommen!" Derlei Bekümmernisse und Aengste beschränkten sich nicht auf die unteren Volksclassen; das Haupt der griechischen Geistlichkeit, der Patriarch Hadrian, sprach in seinen noch heute erhaltenen Predigten seine Unzufriedenheit mit dem Bartscheeren und anderen Neuerungen aus und drohte mit dem Zorn des Himmels.

Diese Erschütterungen „der letzten Tage" sind es, in die die Jugendzeit und die Erziehungsperiode unseres Artemy Wolinski fällt und mag auch ihm mit ihren lästigen, anspruchsvollen Neuerungen höchst unerwünscht und unbequem gewesen sein.

Um seinen Ideen Jünger und Apostel zu schaffen, sandte Peter der Große zahlreiche Glieder des jüngeren Bojaren-Adels nach West-Europa, um der Cultur des Abendlandes theilhaft zu werden. Brachten viele dieser jungen Leute auch nicht mehr als die Unarten und Laster der civilisirten Welt in die Heimath zurück, und beschränkte sich ihre ganze Weisheit häufig auch nur auf französische Moden und Phrasen, so war doch, Dank dem gesunden Kern der russischen Natur, auch die Zahl derer nicht ganz gering, die eine gründlichere Bildung und gediegene wissenschaftliche und praktische Kenntnisse auf ihren Reisen erworben hatten. Der Generation dieser ersten europäisch gebildeten Jugend

Rußlands war es vorbehalten, das heranwachsende Geschlecht in die neuen Ideen des jugendlichen Herrschers einzuweihen, selbst aber die entscheidende Rolle in den Staats- und Hofsgeschicken der Nachfolger und Nachfolgerinnen Peters des Großen zu spielen.

Ob unser Artemy gleich vielen seiner Standes- und Zeitgenossen die übliche europäische Bildungsreise auf Wunsch des Zaaren gemacht hat, ist nicht bekannt geworden; jedenfalls gehörte er aber jener strebsamen Generation und ihrer Schule an. Früh in die Zahl der Haus- und Leibtruppen Peters eingereiht, hatte er Gelegenheit, den großen Herrscher und seine Reformen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er wurde deßhalb kein blinder Anhänger des Neuen und Ausländischen, er ließ sich aber auch nicht an der einseitigen und selbstgenügsamen Exclusivität alt-russischen Bojarenthums genügen. Er liebte die Deutschen nicht, er verfluchte sie aber auch nicht als „verruchte Ketzer", sondern wußte, daß sich von diesen Leuten außerordentlich viel lernen lasse. Ohne eine einzige fremde Sprache erlernt zu haben, erwarb er sich dennoch Verständniß und Interesse für die ausländische Literatur, ließ sich die hervorragenden Erscheinungen derselben eigens übersetzen, versuchte der fremden Denk- und Anschauungsweise nachzugehen, trieb eifrig Lectüre und besaß eine Bibliothek, in der man mehr als den Psalter und das Gebetbuch finden konnte. Dabei war er Autodidakt im strengsten Sinne des Worts, hatte nach seiner eigenen Angabe niemals eine Schule besucht, verdankte all seine Bildung sich selbst und unterschied sich auf diese Weise vortheilhaft von der langen Reihe seiner biedern Vorfahren, die ihren „gelehrten" Enkel mit nicht allzu günstigen Augen angesehen hätten, da er von der Reinheit altväterischer Bildungslosigkeit abgefallen war.

Dieser „gelehrte Enkel" stand allerdings unter den Fahnen der Reform und gehörte der Fortschrittspartei an, war aber darum noch lange kein Renegat; er blieb ein Sohn seines Vaterlandes und seines alten Geschlechts und das Bojarenblut floß rein und unvermischt in seinen Adern, seiner innerlichsten Natur nach blieb Artemy Wolinski ein Russe. Hatte er auch die Reformbewegungen der damaligen Zeit ausgebeutet, um das westliche Bildungselement in sich aufzunehmen und mancherlei Kenntnisse zu sammeln, so blieb seine selbstgewonnene Bildung immer ungeordnet und aphoristisch, wie sie gewöhnlich bleibt, wenn sie nicht auf systematischem Wege erworben ist. Mit Hülfe des Macchiavell und anderer derartiger Schriften wurde in ihm vorwiegend der Geist der Intrigue, der Hang zu weitsehenden, kühnen Planen und Projecten geweckt; die eigentliche Staatsweisheit war und blieb ihm

fremd, sie reducirte sich auf einige Phrasen über Vaterlandsliebe, äußere und innere Politik, es gebrach ihm aber sowohl an eigentlicher sittlicher Bildung als an gediegenen staatswissenschaftlichen Kenntnissen. Er war eben ein Kind seiner Zeit und diese war eine Uebergangsperiode, die die Gefahr der Halbbildung nur zu sehr mit sich brachte.

Während die jungen Bojaren in früherer Zeit „vor Einführung der ausländischen Mißbräuche" gleich nach Beendigung ihrer naturwüchsigen Erziehung in alle Rechte und Vortheile ihres Standes getreten waren und sich um die ernsten Anforderungen dieser Welt und dieses Lebens nur ausnahmsweise bekümmert hatten, war seit Peters Thronbesteigung an die Stelle dieses glücklichen Zustandes ungetrübter Muße eine Reihe von Verpflichtungen getreten, die unerbittlich durchgesetzt wurden und auch starke Schultern zuweilen schwer drückten. Durch ein kaiserliches Decret war jeder russische Edelmann, wenn er anders seiner Standesprivilegien nicht verlustig gehen wollte, gezwungen, eine Zeit lang (wo möglich im Militär) zu dienen — und das nicht zum Scherz, sondern im strengsten Sinne des Worts: zu dienen, wie der Zaar selbst diente, von dessen Händen die durch harte Arbeit erworbenen Schwielen niemals verschwanden. Aller Standesunterschied war für die Zeit dieses militärischen Noviciats aufgehoben, der hochgeborene Junker stand in Reih und Glied mit dem leibeigen geborenen Bauernsohn, trug dieselbe grobe Tuchuniform wie dieser und mußte für jede Uebertretung der „Kriegs-Artikel" der strengsten und empfindlichsten Rüge gewärtig sein, die der Zaar zuweilen gar höchsteigenhändig vollstreckte.

Es versteht sich von selbst, daß der Rang und die Familienverbindungen dieser jungen Rekruten factisch manche Modificationen in der Behandlung derselben mit sich bringen mußten, und war erst einmal die gesetzliche Zeit der harten Dienstpflicht überstanden, so stand es dem jungen Bojaren frei, sich auf dem väterlichen Stammsitz von den ausgestandenen Beschwerden zu erholen, oder, wenn er einige Jahre freiwillig weiter diente, als Gouverneur irgend einer vaterländischen Provinz das otium cum dignitate zu genießen.

Gleich den Meisten seiner Zeitgenossen trat Artemy Wolinski als gemeiner Soldat in die Garde, machte aber in kurzer Zeit eine glänzende Carrière; mit dem Jahre 1715 ging er im Range eines Obristlieutenants als außerordentlicher Gesandter nach Persien und war 1718 schon General-Adjutant und Gouverneur von Astrachan.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß diese raschen und glücklichen Erfolge Wolinskis durch seine hervorragenden geistigen Eigenschaften

bedingt waren, so dürfen wir uns dabei doch nicht verhehlen, daß jener Geist der Intrigue und des Ränkeschmiedens schon damals in unserem jungen Gardeofficier rege war und er gerade diesen seinen schlechten Eigenschaften einen wesentlichen Theil seiner Erfolge verdankte. Seinem Wahlspruch getreu, daß man zur Förderung seines Glückes ebenso mit der Zunge wie mit den Händen thätig sein müsse, nahm er es mit der Wahl seiner Mittel keineswegs genau.

Zu den Günstlingen und Vertrauensmännern Peters gehörte in jener Zeit der Baron Peter Schafirow; Wolinski verdankte dem Interesse, das er diesem Manne einzuflößen gewußt hatte, fast ausschließlich seine rasche Erhebung zum Officier. Nichtsdestoweniger ging sein Bestreben nunmehr direct darauf los, seinen Wohlthäter in den Schatten, sich selbst aber unter die Augen des Monarchen zu stellen, und diese Absicht erreichte er in kurzer Zeit: kaum 28 Jahre alt, wurde er, wie oben erwähnt, zum Gesandten in Persien ernannt und mit einer außerordentlichen Mission von hoher Wichtigkeit betraut.

Peters weitsehender und kühner Geist war längst mit dem Gedanken beschäftigt gewesen, dem russischen Handel über Persien einen Weg nach Indien zu eröffnen und gleichzeitig der russischen Politik einen bleibenden Einfluß auf die asiatischen Angelegenheiten zu erwerben. Für eine Einmischung in die Angelegenheiten Persiens und der von ihm abhängenden Staaten schien im Jahre 1715 die Gelegenheit besonders günstig zu sein. Der damalige Schah Hussein war ein unselbstständiger, beschränkter Regent, der nur seinem Serail lebte; die unruhigen Gebirgsvölker Afghanistans verbanden sich mit andern ihrer Stammesgenossen, beschlossen das persische Joch abzuwerfen und unter ihrem Führer Mirawis ein selbstständiges Staatsleben zu begründen. Der schwache Schah versäumte es, diesen Aufstand in seiner Geburt zu ersticken und bald loderte die Flamme des Aufruhrs auch in andern Theilen seines Reiches; durch das Beispiel der Afghanen ermuthigt, erhob der frühere Muschir Daud die Fahne der Rebellion in Derbent, verband sich mit dem Chan von Daghestan, nannte sich einen Propheten und Apostel Gottes, drang mit Feuer und Schwert bis an den Fuß des Kaukasus, überfiel Schemacha und ließ 300 daselbst ansässige russische Kaufleute niedermetzeln.

Die russische Regierung forderte sowohl vom Schah selbst als von Daud und seinen Verbündeten die gebührende Genugthuung; der ohnmächtige Schah war nicht im Stande, eine solche zu gewähren und bat den beleidigten Herrscher Rußlands um Hülfe und Unterstützung gegen die eigenen übermüthigen und rebellischen Vasallen. Dieser Hülferuf

war die Veranlassung zur Mission Wolinskis nach Ispahan; seine Instruction ging dahin, der persischen Regierung die Unterstützung Rußlands, das für den Augenblick zu sehr mit dem schwedisch-türkischen Kriege beschäftigt war, um Truppen entbehren zu können, wenigstens für die Zukunft in Aussicht zu stellen, gleichzeitig aber die Abschließung eines günstigen Handelsvertrages zu bewirken und möglichst genaue Auskünfte über die industriellen und militärischen Hülfsmittel Persiens, seine Festungen, Armee, Finanzen u. s. w. einzuziehen. Wolinski war vom Kaiser ganz an den rechten Platz gestellt und entledigte sich des ihm gewordenen Auftrags mit großem Geschick; am 14. März 1717 traf er in Ispahan ein, wurde mit hohen Ehren empfangen und hatte es nach drei Audienzen bereits soweit gebracht, daß am 30. Juli ein Handelsvertrag zwischen Rußland und Persien abgeschlossen wurde, der so günstig war, daß Peter ihn ratificirte und seine höchste Zufriedenheit aussprach. Bereits am 1. September desselben Jahres verließ Wolinski Ispahan und überreichte seinem Monarchen im December des folgenden Jahres ein eigenhändiges Schreiben des Schahs, in welchem derselbe in den erkenntlichsten Ausdrücken für die Gesandtschaft und den Gesandten dankte, die russische Unterstützung nochmals erbat und seinem mächtigen Nachbar ewige Freundschaft und Bundesgenossenschaft anbot. Seine eigene Berichterstattung an den Kaiser schloß Wolinski mit dem Vorschlag, ein russisches Heer über das kaspische Meer zur Besetzung der an dasselbe grenzenden persischen Provinzen abzusenden, und bereits im Januar 1719 wurde dem Flottlieutenant von Werden der kaiserliche Auftrag zu Theil, eine Karte der Wolga-Mündung bis nach Astrabad zu entwerfen.

Während seiner persischen Mission hatte Wolinskis intriguanter Geist aber neben den Plänen seines Herrn noch eigene Entwürfe ins Werk gesetzt und versucht, neben dem staatlichen Vortheil auch sein privates Interesse wahrzunehmen. Der scharfsichtige Diplomat hatte den schwachen Schah, ohne daß es großer Anstrengung bedurft hätte, bald durchschaut und mit Befriedigung wahrgenommen, daß es Hussein Schah allerdings darum zu thun war, gegen seine rebellischen Vasallen Unterstützung zu finden, daß er aber ängstlich besorgt war, Rußland möchte die wehrlose Lage Persiens benutzen und dessen Unabhängigkeit gefährden. Wolinski wußte diese Besorgniß zu nähren, sprach von gewissen Absichten des Kaisers, deren Ende sich noch nicht absehen lasse, ließ dabei aber durchblicken, wie er ganz der Mann sei, diese Absichten seines Monarchen im Interesse Persiens zu beeinflussen, wie es in Petersburg hauptsächlich auf die Berichte des russischen Gesandten

aus Ispahan ankäme und wie diese den allendlichen Ausschlag für die kaiserlichen Entschließungen geben würden. Reiche Geschenke belohnten diese gefällige Offenherzigkeit, machten Wolinskis Habsucht aber nur noch reger und das Resultat war, daß dieser dem Schah erklärte, für 100,000 Rbl. S. mache er sich anheischig, seinen Herrn von allen Anschlägen gegen Persien abzuhalten. Die für jene Zeit ungeheure Summe, die er forderte, versetzte den Schah in Verlegenheit; das Opfer schien zu groß, der Erfolg nur zweifelhaft; zum Schein willigte Hussein aber ein und kurze Zeit darauf machte Wolinski ihm die Mittheilung, die erforderliche beschwichtigende Depesche sei nach Petersburg abgegangen und nunmehr alle Gefahr vorüber. Jetzt hielt der Schah sich für sicher und übergab dem russischen Gesandten statt der gewünschten baaren Summe eine Anweisung an den Statthalter von Schirwan, der aber gleichzeitig die geheime Weisung erhielt, dem Gesandten, wenn er Schirwan berühre, alle möglichen Ehren zu erweisen, ihm aber unter keiner Bedingung auch nur das Geringste zu zahlen. Wolinski ging in die Falle und sah sich bald zu seinem Aerger von dem Schah, dem er sich für unendlich überlegen gehalten hatte, betrogen. Er schwor ihm tödtliche Rache und Wolinski war ganz der Mann, sein Wort zu halten und eine erlittene Schmach heimzugeben.

Wie bereits erwähnt, belohnte Peter seinen glücklichen, „außerordentlichen Gesandten in Ispahan" mit der Ernennung zum Gouverneur von Astrachan. Die Art und Weise der Verwaltung Wolinskis in diesen ihm anvertrauten südrussischen Provinzen entsprach durchaus seinem Verfahren am persischen Hofe; er war ein thätiger und unermüdlicher Statthalter, der sich nicht nur in kurzer Zeit das richtigste Verständniß für die Bedürfnisse seiner Provinzen erworben hatte, sondern auch alle Mittel in Bewegung setzte, um die Befriedigung derselben herbeizuführen und dabei doch willkürlich und despotisch wie ein persischer Satrap blieb, Knute und Peitsche unbarmherzig schwang, keine Persönlichkeit und keine Eigenthümlichkeit neben sich gelten ließ und wie die meisten seiner Zeitgenossen auch nicht entfernt ahnte, was unter Heiligkeit des Gesetzes zu verstehen sei. „Gott ist hoch und der Zaar weit" war der Wahlspruch dieser Herren, die ihr Gewissen Gott dem Herrn gegenüber mit Freitagsfasten und Weihekerzen, dem Kaiser gegenüber mit wörtlicher Erfüllung seiner Befehle und unermüdlichen Berichten rein zu halten bemüht waren.

Wir könnten füglich die einzelnen Thatsachen übergehen, die sich der Nachwelt über das ganze unbarmherzige Regiment Wolinskis in Südrußland erhalten haben, wenn dieselben den deutschen Lesern dieser

Skizze nicht als culturhistorische Beiträge zur Charakteristik russischer Zustände im vorigen Jahrhundert von Interesse sein müßten. Die Billigkeit macht uns übrigens zur Pflicht, den Leser daran zu erinnern, daß die hier geschilderten Zustände in eine Zeit fallen, in der Frankreich die heillose Regierung eines Philipp von Orleans und seiner berüchtigten Roué's erduldete, in Deutschland der Despotismus kleinerer und größerer Machthaber seinen Culminationspunkt erreicht hatte, ein Wüstling wie August der Starke die Kräfte Sachsens für ein halbes Jahrhundert untergrub und das rauhe, ja barbarische Soldatenregiment Friedrich Wilhelm I. von Preußen auf dem ganzen europäischen Continent als mustergültig gelten konnte. Auf die von diesen westeuropäischen Mustern abhängigen Kreise der europäisirten russischen Gesellschaft, wirkten diese Beispiele natürlich in verderblichster Art; ihnen wurden die Begriffe Cultur und Unabhängigkeit von allen sittlichen Rücksichten geradezu identisch. Dieselben russischen Magnaten, die dem Gange der Literatur in Frankreich mit Interesse folgten, deren Berichte und Correspondenzen an den Kaiser die Worte „Menschenliebe", „Patriotismus", „Aufklärung" u. s. w. mit den glänzendsten Phrasen verbrämten und bis zum Ueberdruß wiederholten — schienen gleichzeitig in Verachtung aller Menschenwürde, in Bedrückung und Mißhandlung des gemeinen Mannes zu wetteifern. Der größte Theil der Gouverneure in den entlegeneren Provinzen des Reichs ließ es sich vor allem angelegen sein, das System stummen Gehorsams und unbedingter Gefügigkeit unter den Untergebenen zum obersten Gesetz zu machen und dem Auge des Monarchen die Zustände der Wirklichkeit tief zu verhüllen, damit ihre Berichte das Einzige blieben, was nach Petersburg und in die Oeffentlichkeit gelangte. Zwei kleine Episoden aus der Zeit von Wolinskis Regierung in Astrachan zu geben, mögen den Uebergang zur Darstellung der öffentlichen und officiellen Verwaltungsmaßregeln dieses „vielgepriesenen", „echt russischen" Gegners Birons bilden.

In einem altehrwürdigen Kloster Astrachans befand sich ein prachtvolles, von reichen Edelsteinen blitzendes Meßgewand, das Johann der Schreckliche diesem Kloster zum Geschenk gemacht hatte, und dessen Werth auf mindestens 100,000 Rbl. S. geschätzt wurde. Dieser Eigenschaft und nicht seinem Alter verdankte dieses Weihgeschenk das Interesse, das ihm der General-Adjutant und Gouverneur Wolinski bald nach Antritt seiner hohen Function geschenkt hatte. Er beschloß, dasselbe um jeden Preis an sich zu bringen, ließ den Prior zu sich bescheiden und eröffnete demselben, er wünsche die Stickereien jenes Meßgewandes abzeichnen zu lassen und bäte ihn daher, ihm dasselbe auf einige Tage

zu leihen. Dies geschah, und nach Ablauf einiger Zeit stellte Wolinski dem Mönch, der mit der Aufbewahrung jenes Kleinods betraut war, dasselbe zurück. Am folgenden Tage erschien ein Lakai Wolinskis bei diesem Mönch und bat ihn im Namen des Gouverneurs, er möge das Gewand nochmals herausgeben, bei der Abzeichnung der Stickerei sei ein Fehler begangen worden. Arglos lieferte dieser seinen Schatz aus, war aber sehr erstaunt, als der Lakai an dem festgesetzten Tage nicht erschien. Er begab sich zum Gouverneur und bat in bescheidenem Tone, derselbe möge die Rücklieferung des Meßgewandes anordnen, er, der Bittsteller, könne sonst in Ungelegenheiten kommen. Wolinski sandte sogleich nach dem Lakaien, behauptete aber selbst von nichts zu wissen; der herbeigerufene Lakai wußte natürlich auch von nichts und stellte sämmtliche Angaben des bestürzten Geistlichen in Abrede. Wolinski rief seine Schergen herbei und ließ den verstockten Bedienten vor den Augen des Mönchs durchpeitschen; seiner Rolle getreu verharrte der Gepeitschte bei seinem Läugnen. Jetzt aber ging Wolinski dem Mönch zu Leibe: „Du bist der Dieb, elender Verleumder! Du hast das Vertrauen deines Klosters gemißbraucht und das kostbare Gewand selbst gestohlen! Fort mit dir, ins Gefängniß!" Der Mönch wurde wirklich in das Gefängniß geführt und hat in demselben geschmachtet, bis das fragliche Meßgewand nach Wolinskis Sturz in dessen Nachlaß gefunden wurde.

Ein Seitenstück zu dieser Infamie ist folgende Geschichte: Ein Wolinski mißliebiger Kaufmann in Astrachan war von einem Spion des Gouverneurs beschuldigt worden, sich über die Gemahlin desselben geringschätzig geäußert zu haben. Ohne sich irgend von der Wahrheit dieser Anschuldigung zu überzeugen, ließ Wolinski den Unglücklichen zu Tisch laden, dann überfallen und während er selbst dinirte, unausgesetzt peitschen. Als der Kaufmann blutbedeckt zu Boden stürzte, wurde er in den Hof des Palais geschleppt, die wilde Jagdmeute des Gouverneurs auf ihn gehetzt, sein blutiger Rücken mit Salz eingerieben, er selbst aber in völlig bewußlosem Zustande in den Schnee geworfen.

Wenn diese aus officiellen Quellen geschöpften Thatsachen nicht schon genügten, um die Härte und den Eigennutz des von uns geschilderten Mannes zu belegen, so ließen sich eine Menge ähnlicher Facta anführen, die von Freunden und Anhängern Wolinskis, wie Eichler, Saltikow, de la Suda &c. bezeugt und darum über allen Zweifel erhaben sind. Dergleichen barbarische Rohheiten kamen in jenen Tagen als Regel vor; untergeordnete Personen als völlig rechtlos

zu behandeln galt für vollkommen „gentlemanlike“ und that dem „guten Ton“, in dem man wetteiferte, durchaus keinen Abbruch. Selbst die edleren Erscheinungen jener Zeit, wie Münnich, sind von ähnlichen Unmenschlichkeiten nicht freizusprechen und in der Wahl ihrer Mittel wenig wählerisch gewesen, besonders wenn es auf Unkosten ihrer Gegner geschehen konnte.

Neben der Verwaltung der ihm anvertrauten Provinz, deren militärische Befestigung Wolinski sich vorwiegend angelegen sein ließ, wandte er sein Augenmerk beständig dem Gange der persischen Angelegenheiten zu. Die persische Monarchie schien ihrer Auflösung unaufhaltsam entgegen zu gehen; dem Beispiele der Afghanen und Derbentinen folgte allmählich der größte Theil der übrigen persischen Vasallen. Der Sohn und Nachfolger des Rebellenhäuptlings Mirawis, Mir Mahmud, übertraf seinen Vorgänger an Kühnheit und Unternehmungsgeist, bemächtigte sich in den Jahren 1719 und 1720 fast der gesammten Küste des kaspischen Meeres, eroberte Schemacha zum zweiten Mal, unterwarf sich dem türkischen Sultan und versuchte unter dessen Aegide den Kampf mit dem Schah in größerem Maßstabe fortzusetzen. Nach Beendigung des nordischen Krieges durch den Nystädter Frieden hatte Peter endlich freie Hand und begann er mit Ernst seine Rüstungen für den persischen Feldzug zu betreiben. Den Einzelheiten desselben zu folgen, verstattet die dieser Skizze gesteckte Grenze nicht, wir müssen uns darauf beschränken, die Resultate wiederzugeben. Der Kaiser begab sich mit seiner Gemahlin nach Astrachan, besiegte die Bundesgenossen Mir Mahmuds und Dauds, wurde aber durch die Herbststürme des Jahres 1722, die seine Proviantflottille zerstörten, am weiteren Vordringen nach Osten verhindert und kehrte mit der Kaiserin im November desselben Jahres wieder nach Moskau zurück. Wolinski hatte an dem persischen Feldzuge Anfangs Theil genommen, erwarb sich aber keine Lorbeeren, wahrscheinlich ist er nicht ein Mal im Feuer gewesen. Die Zeit der persönlichen Anwesenheit des Monarchen in Astrachan war überhaupt für Wolinskis Glück nicht besonders ersprießlich, da der thatsächliche Zustand dieser Provinzen nach Ansicht des Kaisers den Schilderungen, die der Gouverneur gemacht hatte, wenig entsprach. Das scharfe Auge Peters war nicht zu täuschen und mehrere Zeugnisse stimmen darin überein, daß Wolinskis Rücken in unsanfte Berührung mit dem allerhöchsten Stocke gekommen sei und die Kaiserin ihren vollen Einfluß aufbieten mußte, um das alte Einvernehmen ihres Gemahls mit dem Astrachanschen Gouverneur herzustellen. Ein glaubwürdiger Zeuge legt dem Kaiser die charakteristische Aeußerung in den Mund: „Wenn mein Stock Dir dieses Mal all' zu übel

mitgespielt hat, Artemy Petrowitsch, so kannst Du Dir die erhaltenen Schläge bei nächster Gelegenheit in Anrechnung bringen" — und, wie der Referent hinzufügt, Wolinski gab dem Kaiser später Gelegenheit, dieses Versprechens eingedenk zu sein.

Nichtsdestoweniger sehen wir unseren Helden bei der Krönung Katharinas, am 7. Mai 1724, in Moskau als General-Adjutanten fungiren und das Kaiserpaar beim Krönungsmahl bedienen. Schon im Januar des folgenden Jahres hauchte Peter sein Leben aus und Katharina, einst die Pflegetochter des Pastors Glück in Livland, bestieg am 28. Januar 1725 den Thron Rußlands; im Juli des folgenden Jahres wurde Wolinski, der sich von jeher der Gunst der Kaiserin erfreut hatte, mit dem Range eines Generalmajors zum Gouverneur Kasans ernannt.

Das Regiment Wolinskis in Kasan unterschied sich von dem in Astrachan nur durch die größere Frechheit, mit der er seine Räubereien und Grausamkeiten betrieb. Mit systematischer Kaltblütigkeit trat er jedes Gesetz, jeden Brauch und jedes ehrwürdige Herkommen mit Füßen und zwar mit völliger Offenheit: wußte er doch, daß das strenge Auge des großen Herrschers, der sich nicht durch officielle Berichte und glänzende Phrasen über geförderte Civilisation, gehobene Industrie und allgemeinen Wohlstand täuschen ließ, für immer geschlossen sei. Wenn Wolinski außerdem manche Verbesserungen einführte und manche nützliche Einrichtungen traf, so geschah das nicht aus Pflichtgefühl, sondern war das Resultat einer glücklichen Laune und wurde durch hundert Handlungen seiner Hab- und Rachsucht aufgewogen. Allen despotischen Neigungen des Gewalthabers in Kasan wurde durch die Ukase der Jahre 1727 (15. März) und 1728 (12. September) Thür und Thor geöffnet, da dieselben die ursprünglich noch einigermaßen in Schranken gehaltene Machtstellung der Gouverneure erweiterten und ein Verwaltungs-Prinzip, das hunderttausende von Menschen aller Stände von der Willkür eines Mannes abhängig machte, auf die Spitze trieben. Die Gouverneure und Befehlshaber wurden durch diese, „zur Erleichterung des Rechtsganges" erlassenen Befehle zu Vice-Königen und unbeschränkten kaiserlichen Stellvertretern, was sie bis dahin nicht gewesen waren.

Mit dieser neuen Machtvollkommenheit bekleidet, glaubte Wolinski die Stunde gekommen, in der er Alles vor sich niederwerfen dürfe, was im kasanischen Gouvernement noch einen Schein von Selbstständigkeit und Unverletzlichkeit hatte; seine angeborene Energie wandte er zur Durchführung persönlicher Interessen und Neigungen an und schien

gänzlich außer Augen zu setzen, daß ein Tag der Rechenschaft herannahen könne, der auch die Unthaten eines russischen Bojaren und Gouverneurs strafen werde. Er täuschte sich in seiner Beurtheilung der Verhältnisse übrigens nicht, denn es verging noch manches Jahr, bis seine Stunde schlug und ihm mit dem Maß gemessen wurde, mit dem er gemessen hatte.

Aber schon während der Zeit seiner Herrschaft in Kasan erhob sich *eine* klagende Stimme, die sich durch das bange Schweigen, das der übermüthige Fürstengünstling in seiner Umgebung erzwungen hatte, nicht beirren ließ und nicht glaubte, daß die Schwachen und Kleinen nur dazu geschaffen seien, von den Großen und Starken mißhandelt zu werden, wie das „in der guten alten Zeit" noch ziemlich allgemein angenommen war. Zu den Personen, die den rachsüchtigen Jähzorn und die eiserne Hand unseres Helden am schwersten gefühlt hatten, gehörte der ehrwürdige, friedliche Metropolit Sylvester von Kasan, der jahrelang das Opfer der schamlosesten Bedrückungen und Mißhandlungen des Gouverneurs gewesen war und sich, wenngleich die Hoffnung auf Erfolg nur schwach sein konnte, in einer aus 37 Punkten bestehenden Klageschrift an seine Oberbehörde, den dirigirenden Synod wandte. Das Original dieser Klage hat sich bis auf die Gegenwart erhalten und enthält allein 7 Beschwerden wegen grundloser Mißhandlung von Geistlichen, die in einzelnen Fällen deren Tod zur Folge gehabt hatte, verschiedene Beschwerden wegen gewaltsamer Entwendung von Werthgegenständen der Kirche, mehrere Fälle von gewaltsamer Besitznahme von der Geistlichkeit angehörigen Gebäuden und Grundstücken, Klagen wegen Verwüstung von Klostergärten, Jagdfreveln, widergesetzlicher Benutzung von Klosterbauern zu Arbeiten auf den Heuschlägen des Gouverneurs, nächtlichen Ueberfalls von Geistlichen u. s. w., die von Wolinski selbst oder auf seinen Befehl unternommen worden waren.

Wie sich voraussehen ließ, war der Erfolg dieser Beschwerde ihrer Veranlassung wenig entsprechend. Wolinski ging, ehe noch die Untersuchung gegen ihn eingeleitet war, selbst nach Petersburg, von der siegreichen und wie sich zeigen wird, nicht vergeblichen Hoffnung erfüllt, die Anschläge seiner Gegner zu vernichten und eine höhere Sprosse auf der Glücksleiter zu ersteigen. Die Schattengestalt Peters II. war nach kurzer, bald vergessener Herrschaft ins Grab gesunken und bald nach dem Hingang des jungen Regenten bestieg Anna Joannowna den russischen Thron. Ihre Thronbesteigung war von wichtigen, in Rußland bisher unerhört gewesenen Umständen begleitet gewesen, die zwar nicht im ganzen Reiche, aber doch in den Kreisen maßgebender Personen, „die

bei jedem Wechsel nur gewinnen konnten", mannigfache Umwälzungen zur Folge gehabt hatten. Das „geheime hohe Conseil", das sich zum ausschließlichen Theilnehmer der kaiserlichen Gewalt aufzuschwingen versucht hatte, war durch die freilich auch nur in selbstischem Interesse genommenen Maßregeln seiner politischen Gegner gestürzt worden; die Kaiserin hatte dem Leiter und Parteiführer der Conseils-Partei, dem Fürsten Wassily Lukitsch Dolgorukow am 24. Februar 1730 das bekannte Wort: „Du hast mich betrogen, Fürst Wassily Lukitsch!" zugerufen und die alte absolutistische Ordnung der Dinge war, um uns der Worte des kaiserlichen Manifestes zu bedienen, „durch Gottes allmächtigen und gnädigen Beistand" wieder hergestellt.

Diese Umwälzungen am kaiserlichen Hof waren es, auf die Wolinski gerechnet hatte; zu den einflußreichsten Persönlichkeiten der nunmehr herrschenden Partei gehörten zwei seiner Freunde, der General-Lieutenant Ssemen Saltykow, in gleicher Weise ihm wie der Kaiserin verwandt, und der Senator Fürst Tscherkassky. Wolinskis Gegner gehörten fast sämmtlich den Anhängern des gestürzten geheimen hohen Conseils an, waren unter dem gegenwärtigen Regime also allen Einflusses beraubt. Für den Augenblick zog sich zwar noch eine neue Wolke über Wolinskis Haupt zusammen, sie wurde aber durch die Sonne der kaiserlichen Gnade bald zerstreut. Die Häuptlinge der tributpflichtigen muhamedanischen Stämme im Kasanischen Gouvernement hatten angegeben und zur Evidenz dargethan, daß der Gouverneur einen kaiserlichen Befehl, der die Verwendung ihrer Stammesgenossen zu Schiffsbauten ausdrücklich untersagte, 3 Monate lang unterschlagen und sie gezwungen hatte, jene aufgehobene Verpflichtung durch einen Tribut von 2500 Rbl. S. abzulösen.

Wolinski erschien vor dem Senat und verantwortete sich, indem er die letztere Angabe einfach in Abrede stellte und vorgab, jene Summe sei ihm von den Muhamedanern zum Geschenk gemacht worden. Im Uebrigen und was namentlich die verspätete Publication des kaiserlichen Befehls sowie Erpressungen, die wir hier nicht näher ausführen, anlangte, unterwarf er sich „der Gnade der Kaiserin" und wußte durch seine Verbindungen sowohl eine Amnestie für sich als die schimpfliche Abweisung der Kläger durchzusetzen. Stolzer denn je erhob Wolinski nunmehr sein Haupt, seine Vergangenheit war durch die kaiserliche Gnade von allen Vergehungen gereinigt, seine Verdienste wußte er in das hellste Licht zu stellen und zuversichtlich ging er einer neuen glänzenden Laufbahn entgegen.

Es war eine der ersten Regierungshandlungen Anna's gewesen,

ihren Kammerjunker Ernst Johann Biron aus Mitau nach Moskau kommen zu lassen, und dieser Herr hatte natürlich keinen Augenblick länger als nöthig war auf sich warten lassen, ungeachtet die Deputirten des geheimen hohen Conseils es der Kaiserin zu einer der von ihr beim Thronwechsel ratificirten Bedingungen gemacht hatten, ihren Kammerjunker nicht nach Rußland kommen zu lassen. Nur ungern hatte die Kaiserin sich dieser Bedingung gefügt und so wurde denn der erste günstige Augenblick zur Aufhebung derselben benutzt; am 24. Februar 1730 wurden, wie oben erwähnt, mit Hülfe Saltikows die die absolute Gewalt beschränkenden Institutionen des geheimen Conseils feierlich und öffentlich aufgehoben, und bald darauf erschien Biron im vollen Glanz seiner Macht und seines Einflusses: er wurde sogleich in den Grafenstand erhoben, zum Oberkammerherrn ernannt und mit dem höchsten russischen Orden, dem Andreas-Stern, geschmückt. Stolz und Uebermuth bezeichneten alle seine Schritte und sein ganzes Gebahren; die Kaiserin wandte ihm ihre volle Huld zu und während sie ihrer ganzen übrigen Umgebung mit einer gewissen kalten Größe entgegentrat, war sie Biron gegenüber weich und hingebend; sie forderte von ihm nur, daß er sie mit seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, seinen gewandten Phrasen und unerschöpflichen Scherzen unterhielt und über die lästigen, mühsamen Staatsgeschäfte hinwegtrug.

Die Zeitgenossen und Augenzeugen des Hoflebens jener Zeit berichten eines Genaueren über all die interessanten Einzelheiten in den Beziehungen der Kaiserin zu ihrem Günstling; Graf Münnich der Sohn, der bei Biron erst als Kammerjunker, dann als Kammerherr diente, ist unser Hauptbürge für die vorliegende Schilderung der Verhältnisse jener Zeit. Biron herrschte fast unumschränkt, ein Lächeln oder ein freundlicher Händedruck von ihm entschied über „Sein oder Nichtsein" in den Hofkreisen; bejahrte Männer und stolze Magnaten beugten sich in Ehrfurcht vor ihm und hielten ihre Zukunft für gesichert, wenn er ihnen wohl wollte; eine finstere Miene auf seinem Gesicht machte die kühnsten Herzen stillstehen und erschreckte die Muthigsten bis in ihr Innerstes. Die Kaiserin kannte die Hof- und Staatsbeziehungen und Ereignisse nur aus seinen Darstellungen und meinte im Uebrigen aufrichtig, die Nation sei beglückt und erfreue sich des höchsten wirthschaftlichen Aufschwungs; sie sah „das Volk" nur bei prunkvollen Aufzügen und glänzenden Festen, im bunten Schein von Illuminationen, die die Sonne beschämten, beim Prasseln von Raketen, im magischen Licht zerstiebender Leuchtkugeln, wenn es rings um sie in buntem Gewimmel neugieriger Zuschauer wogte, die Lüfte von tausendstimmigem

Hurrah erschüttert wurden und gehörig instruirte Trabanten und Gardereiter dafür sorgten, daß kein Unberufener sich nahte, daß nichts die allgemeine Lust störte. Ueber die Zustände der Monarchie urtheilte sie nach officiellen Berichten, die ihr zufällig unter die Augen kamen, gewöhnlich in den vier Wänden einer stillen Kanzlei des kaiserlichen Palais das Licht der Welt erblickt hatten und aus den Phantasien der mit ihrer Abfassung betrauten Beamten bestanden; der allmächtige Oberkammerherr hatte dafür zu sorgen gewußt, daß die Kaiserin nur erfuhr, was er sie erfahren lassen wollte, und sie mochte kaum eine entfernte Ahnung davon haben, daß die Nation, wie sie ihr verkümmertes Dasein in den entfernten Gouvernements unter dem Scepter allmächtiger Gouverneure abspann, nicht identisch mit jener bunten Menge sei, die bei Illuminationen und Aufzügen auf den Straßen Petersburgs oder auf dem Wege nach Peterhof hin und her wogte. Selbst von dem, was in ihrer nächsten Nähe, in Petersburg selbst, vorfiel oder hinter den Mauern der geheimen Kanzlei und der Peter-Pauls-Festung sein geheimnißvolles Wesen trieb, gelangte fast nie eine Kunde an das kaiserliche Ohr, denn nicht umsonst wachte Biron und hatte er seine Späher und Wächter.

Bei einem solchen Stande der Dinge war es für Jeden, der sich den Weg zum Glücke bahnen oder Carrière machen wollte, unerläßlich, die Aufmerksamkeit des allmächtigen Oberkammerherrn und Andreasritters auf sich zu lenken; das hielt aber in jener Zeit nicht leicht; der wegen schlechter Führung relegirte Exstudent der Königsberger Universität hielt sich in der Wolke unnahbaren Hochmuths von jeder Berührung mit ihm mißliebigen oder unbekannten Personen fern. Den Weg zu seiner Person konnte man sich nur durch die Schaar seiner Günstlinge und Freunde bahnen, die ihn mit einem förmlichen Hofstaat, der sein eignes Ceremoniell und seine besondere Etiquette hatte, umgeben hielten.

Artemy Petrowitsch Wolinski hatte das längst erkannt und danach seine Maßregeln getroffen; kaum war die Wolke der kasanischen Beschwerden und Ungnaden vorüber, so setzte unser Held alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung, um eine Hof-Carrière zu machen und zum Zweck einer solchen mit Biron, dem Mann des Tages, in Verbindung zu treten. Den Mittelsmann für die Annäherung an diesen hatte Wolinski mit gewohntem Geschick gewählt. Zu den nächsten Freunden und Vertrauten des Allmächtigen gehörte der Graf Carl Gustav von Löwenwolde, Ihrer Majestät Oberstallmeister. Dieser Mann war, nach dem Zeugniß unseres russischen Referenten, der Typus eines Deutschen in russischen Diensten und das Bild, das im russischen

Original dieser Skizze von ihm entworfen wird, ist natürlich im höchsten Grade ungünstig, denn der deutsche, zumal baltische Aristokrat ist in den Augen des Russen das unleidlichste Geschöpf von der Welt, besonders wenn er eine höhere Stellung zu erreichen gewußt hat. „Er verstand es als echter Deutscher, mit einer vornehmen Miene in foro Ergebenheit für Vornehmere inter privatos parietes zu verbinden." Aus den gleichzeitigen baltischen Quellen wissen wir, daß Graf Löwenwolde ein gewöhnlicher Hofmann und Aristokrat war, nicht besser und nicht schlechter, als seine meisten Zeit- und Standesgenossen. In den Berichten der englischen und französischen Gesandten wird er als Muster des guten Tons gerühmt und bei der Thronbesteigung Elisabeths und der Austreibung aller Vertreter des deutschen Elements, war er es, von dem der englische Botschafter schrieb: Mit Löwenwolde ist die gute Lebensart vom russischen Hof verbannt worden. Zu Biron stand er in den besten Beziehungen und war dem mächtigen Günstling der Kaiserin gegenüber bedeutend liebenswürdiger als im Verhalten gegen niedrig stehende Personen. Außerdem wird ihm Habsucht vorgeworfen und berichtet, er sei, „wie jeder richtige Deutsche", ein leidenschaftlicher Kartenspieler gewesen, dem es beim Spiel mehr um den Gewinn als um das Amüsement zu thun war. Die englischen und französischen Zeitgenossen wissen von diesen Vorwürfen Nichts.

Wie Wolinski zu Werk gegangen, um sich mit Löwenwolde, der den altrussischen hohen Adel nicht gern begünstigte, in ein gutes Vernehmen zu setzen, vermögen wir nicht anzugeben; genug, es gelang ihm im Mai 1732 das Amt eines Militär-Inspectors, das er zuletzt bekleidet hatte, mit dem eines Gehülfen des Oberstallmeisters Löwenwolde zu vertauschen. Wolinski war mit diesem Tausch aus den verschiedensten Gründen höchst zufrieden; er bekleidete jetzt ein Hofamt, und um ein solches war es ihm vornehmlich zu thun gewesen; die Anstellung beim Stallwesen und bei der Person Löwenwoldes bot zudem die günstigste Gelegenheit, mit Biron in tägliche und nähere Berührung zu kommen. Die Leidenschaft für Pferde war bei dem Favoriten der Kaiserin Anna bekanntlich zur Manie geworden, die Haupttummelplätze des mächtigsten Mannes in Rußland waren der Marstall und die Manege, und darum galt es für einen besondern Vorzug, bei dem Stallwesen angestellt zu sein. Die Kaiserin begnügte sich in den ersten Jahren ihrer Herrschaft, in der Manege den Reiterkünsten ihres Lieblings zuzusehen, bald aber begann sie, trotz ihres bereits ziemlich unjugendlichen Alters, selbst das Roß zu besteigen und brachte es wenigstens so weit, im Sommer durch die Parks von Peterhof sprengen zu können. Von nun an brachte

Anna in der guten Jahreszeit den größten Theil des Tages an der Seite Birons zu Pferde und in traulichem Gespräch mit ihm zu; auf diese Weise war es natürlich, daß sie mit den Stall- und Manege-Beamten in fortwährende Berührung kam und die Bedeutung dieser von Tage zu Tage wuchs.

Biron gegenüber, der die vornehmen Russen mit Argwohn betrachtete und jeder Zeit besorgt war, aus seiner Machtstellung verdrängt zu werden, mag unser Artemy Petrowitsch einen schweren Stand gehabt haben, denn der Hochmuth und die rauhe Rücksichtslosigkeit jenes Mannes war im Anfang der Bekanntschaft mit ihm besonders unerträglich und es bedurfte eines so feinen, gewandten und verschmitzten Kopfes wie Wolinski, um mit dem hochmüthigen Parvenu auf guten Fuß zu kommen und zu bleiben. Er wußte aber so geschickt zu agiren, daß, nachdem der erste Schritt einmal gethan war, seine Erfolge ihn selbst in Erstaunen setzen mußten.

Schon im December 1734 wurde Wolinski Generallieutenant und General-Adjutant, am 27. Januar 1736, dem Geburtstag der Kaiserin, ernannte diese ihn bereits zum General-en-Chef und Oberjägermeister; hatte er es ja nicht nur verstanden, Biron täglich in der Manege zu unterhalten und mit Scherzen zu belustigen, sondern sich, wie es in dem betreffenden Ukas heißt, ein Verdienst dadurch erworben, daß er nur tüchtige, wohlgebaute Pferde ausgesucht, dafür gesorgt hatte, daß sich unter ihnen keine hartmäuligen, dickknochigen u. s. w. vorfanden und daß die ausländischen Racepferde die rechte Wartung und Pflege fanden.

Während Wolinski sich bereits auf die ersten Sprossen der Freundschaft oder wenigstens des guten Vernehmens mit Biron geschwungen hatte, verabsäumte er es keineswegs, sich auch der Kaiserin selbst von der besten Seite zu zeigen, und dazu bot ihm seine neue Stellung als Oberjägermeister die erwünschteste Gelegenheit, da diese in den Augen Annas mehr und mehr gewann.

Wie die meisten kränklichen Personen, war die Kaiserin in ihrem Geschmack, ihren Vergnügungen und Liebhabereien ziemlich veränderlicher Natur. Der Bälle, Illuminationen und Feuerwerke, mit denen sie es im Anfang ihrer Regierung versucht hatte, ihren Hof zum glänzendsten in Europa zu machen, war sie überdrüssig geworden; was sie gewollt, hatte sie errungen und als die Eigenliebe der Kaiserin befriedigt war, wurde ihr das Gedränge, die Hitze und der Lärm täglicher Feste, trotz der Huldigungen bewundernder fremder Gesandten bei rauschender Musik, blendenden Kerzen und feenartigen Illuminationen höchst lang-

weilig; das fröhliche Lächeln verschwand von ihren Lippen und kaum, daß sie es über sich vermochte, einem Ball über seinen Beginn hinaus beizuwohnen. Dazu kam noch, daß ihr Aeußeres sich mit den zunehmenden Jahren für die elegante Toilette nicht mehr recht eignete. Die hohe und kräftige Gestalt der Kaiserin, der es an weiblicher Eleganz und Anmuth mangelte, nahm sich vortrefflich in halb-männlicher Kleidung zu Pferde aus und schien an der Spitze eines Garderegiments, das sie selbst commandirte, weit mehr an ihrem Platz zu sein, als wenn sie sich einer eleganten Ball-Conversation hingab. Der Bälle und Feste müde, begann die Kaiserin zu spielen; da sie immer verlor, der Gewinn auch keinen Reiz für sie haben konnte, warf sie die Karten bald bei Seite und aufs Neue gähnte ihr die unerbittliche Langeweile entgegen; für eine Zeit lang hielten jetzt Spaßmacher und Possenreißer vor, aber auch diese wurden bald als lästig bei Seite geschoben.

An einem Hof finden sich immer Leute, die sichs angelegen sein lassen, keine fürstliche Langeweile aufkommen zu lassen; so verstand man es auch am Petersburger Hof, für die Kaiserin ein neues Vergnügen zu entdecken: die Jagd und das Scheibenschießen. Anna hatte es bald so weit gebracht, ihres Ziels zuweilen nicht mehr zu fehlen; jetzt verbrachte sie ganze Tage auf der Jagd oder an der Zielscheibe, die kaiserlichen Gemächer gewannen das Ansehen eines kleinen Arsenals, es wimmelte förmlich von geladenen Büchsen, Vogelflinten und Stutzen, und aus den Fenstern schoß man auf Krähen und Raben. Es mußte zu allen Jahres- und Tageszeiten geschossen werden; in den kaiserlichen Parks wurden Wildhäuser gebaut und mit Gethier und Gevögel aller Art, aller Zonen angefüllt, die Umgegend von Petersburg und Peterhof wurde zum ausschließlichen Jagdrevier des Hofs gemacht, Privatpersonen war es bei Strafe untersagt, durch ihre Jagd die Lustbarkeit der Monarchin zu schmälern oder zu stören.

Wolinski war als Oberjägermeister eine vielbeschäftigte, überall gesuchte Persönlichkeit; alle Arrangements, die in das Gebiet der neuen allerhöchsten Liebhaberei schlugen, gingen von ihm aus und wurden von ihm geleitet. Er war ganz der Mann dazu, für stets neue Raffinements zu sorgen, keine Eintönigkeit aufkommen zu lassen, mit einem Wort sich unentbehrlich zu machen. Auf die Summen, die dabei verausgabt wurden, kam es in jener glücklichen Zeit noch nicht an, und unser Held verstand es trefflich, seinen persönlichen Vortheil wahrzunehmen. Er selbst klagte zwar beständig über die Mittellosigkeit seiner Lage; er besaß nur 2000 leibeigene Bauern, große Branntweinbrennereien im Kasanischen Gouvernement, vier Häuser in Petersburg und ein

Hôtel in Moskau. Alle diese Häuser waren mit aristokratischem Luxus en grand seigneur eingerichtet; weite Säle waren mit feinen Meublen und Kostbarkeiten aller Art angefüllt, gold- und silberumrahmte Spiegel zeigten dem Oberjägermeister sein eigenes Bildniß in Lebensgröße, unzählige Lakaien standen jeden Winks gewärtig und in den Ställen stampften Rosse von russischem, deutschem, neapolitanischem, türkischem und grusinischem Geblüt. In dem Hause, das Artemy Petrowisch selbst bewohnte, gab es freilich nur 18 herrschaftliche Wohnzimmer, aber diese waren mit Atlasmeublen reich ausgestattet, an den Wänden prangten treffliche Gemälde, unter ihnen die Portraits Peters des Großen, Annas und Birons, 60 Bediente, unter ihnen Indier, Perser und Kalmücken, starrten in rothen, goldgestickten Livreen. Bei der Confiscation von Wolinskis Vermögen fanden sich allein 25 Galacostüme und 27 nicht minder prächtige Anzüge. All dieser Aufwand mußte von leibeigenen Bauern bezahlt werden; auch hatten die Wolinski anvertrauten Ressorts ihr reichliches Contingent an Geld und Naturalien zu liefern. Nach Löwenwoldes 1735 erfolgtem Ableben kam das ganze Departement der Marstall-Angelegenheiten unter des Oberjägermeisters ausschließliche Leitung.

Wolinskis rastlose Thätigkeit ließ sich aber an dem Hoftreiben keineswegs genügen; das thätige und männliche Element in ihm verlangte nach staatsmännischer Thätigkeit, und für einen so brauchbaren Diplomaten wie ihn, fanden sich immer Aufträge und Missionen. Im Jahre 1737 wurde er mit einer Angelegenheit von hoher Wichtigkeit betraut. In Gemeinschaft mit dem Baron Schafirow und dem Geheimerath Neplujew wurde er als zweiter Gesandter der Kaiserin zu einem Congreß mit den Vertretern Oestreichs und der Pforte in das polnische Städtchen Nemirow gesandt; zwei Monate dauerten die Verhandlungen, es wurde außerordentlich viel gesprochen und geschrieben, Couriere flogen hin und her, aber ohne irgend welches Resultat kehrten die verschiedenen Gesandten wieder nach Hause. Im März 1738 traf Artemy Petrowitsch wieder in Petersburg ein und wurde am 5. April desselben Jahres „in Ansehung seiner vielfachen und außerordentlichen Verdienste" (wie die Petersburger Zeitung besagte) zum Cabinetsminister der Kaiserin ernannt.

Unsere Leser kennen bereits „die vielfachen und außerordentlichen Verdienste" Wolinskis zu genau, als daß wir nöthig hätten ihnen zu sagen, daß dieselben sich darauf beschränkten, dem Herzog Biron von Curland angenehm und bequem zu sein. Geniale Leute brauchte und suchte der Herzog nicht, er wollte nur gefügige Werkzeuge und brauch-

bare Handlanger seiner Launen im Rath und der Umgebung der Kaiserin wissen.

Die Collegen, die der neue Minister im kaiserlichen Cabinet vorfand, waren der Graf Andreas Ostermann und der bereits erwähnte Fürst Tscherkassky. Mit dem Ersteren stand Wolinski von Hause aus im feindlichsten Verhältniß: Ostermann war Deutscher, Artemy Petrowitsch echter, exclusiver Russe, und sein Gegner zudem eine thätige, rastlose Natur, von der Wolinski nicht beeinflußt werden wollte, die er zu beeinflußen nicht im Stande war; ein fortwährender Antagonismus, der allmählich in die erbittertste Feindschaft übergehen mußte, war das natürliche Resultat des Nebeneinandergehens der beiden Staatsmänner. Mit dem andern Collegen, dem Fürsten Tscherkassky, war Wolinski Anfangs befreundet, die apathische, völlig charakterlose Natur dieses Mannes, an der jeder äußere Einfluß, jede fremde Meinung wie an Wachs ihre Spuren abdrückte, die selbst zu schwach war, um sich auch nur Einem völlig hinzugeben, wurde ihm allmählich unerträglich. „Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, äußerte einst der neue Minister, der eine meiner Collegen schweigt immer, der andere hintergeht mich jeden Augenblick.“ Mit dem Herzog stand Wolinski in einem ziemlich geschraubt-freundschaftlichen Verhältniß. Er empfand seine völlige Abhängigkeit von dem verhaßten „Deutschen“ zu bitter, um ihn nicht gründlich zu hassen; und doch mußte er diesen Haß unter dem Anschein warmer Ergebenheit ängstlich verbergen. Biron dagegen kannte seinen Günstling zu gut, um ihm blindlings zu trauen, er ahnte in ihm den kühnen gefährlichen Rivalen in der kaiserlichen Gunst; in seinem grenzenlosen Hochmuth und seiner siegestrunkenen Eigenliebe hielt er aber Niemanden für fähig, mit ihm in die Schranken zu treten und blickte auf seine gesammte Umgebung mit der tiefsten Verachtung herab. „Ich weiß sehr wohl,“ hatte der Herzog gesagt, „daß Wolinski von sich reden macht; ich kenne ihn mit allen seinen Fehlern und Mängeln, wo soll ich aber unter diesen Russen einen Tüchtigeren und Fähigeren auftreiben? Sind sie doch Alle mit einander zu nichts brauchbar und dermaßen untüchtig, daß man gar nicht wählen kann, sondern die nehmen muß, die gerade da sind.“ Wolinski scheint unter seinen Standes- und Zeitgenossen überhaupt wenig Liebe und Anhang gehabt zu haben, die Zahl seiner Gegner war und blieb beträchtlich; an der Spitze derselben standen der Fürst Alexander Kurakin, der Graf Golowin und Jagushinsky, die jeder Zeit nach Kräften bemüht waren ihm zu schaden; hatte der letztere der Kaiserin doch einst gesagt, er halte den Artemy Petrowitsch für einen solchen Spitzbuben, daß er es sich gern 30,000 Ducaten kosten

lassen wolle, ihn zu stürzen; und auf seinem Todbette (1736) äußerte er: „Ich fühle es wohl, Wolinski bringt es noch zum Minister, aber in zwei Jahren ist es gewiß mit ihm zu Ende."

Den gefährlichsten Gegner hatte Wolinski aber an Ostermann, der in feindseliger Gesinnung gegen ihn Jagushinsky doppelt ersetzte. Wolinskis Feinde waren übrigens weit davon entfernt ihm seine Bestechlichkeit, Unredlichkeit und Ränkesucht mit sittlicher Entrüstung vorzuwerfen; in diesen Eigenschaften excellirten ja all die leitenden Staatsmänner der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, sie schienen von einer hohen, einflußreichen Stellung völlig untrennbar zu sein. Gefährlich und verhaßt war er ihnen nur wegen seines rastlosen Ehrgeizes; unermüdlich legte er der Kaiserin Pläne und Projecte vor, hatte immer und für alles Rathschläge bei der Hand und ließ es nie außer Augen, mit ihnen seinen politischen Gegnern zu schaden oder doch zu zeigen, er sei besser, redlicher und geschickter als sie alle. Charakteristisch für diese ganze Zeit, wie für Wolinski selbst ist, was er einst dem Fürsten Urussow schrieb: „Wir Russen haben kein Brod nöthig, wir fressen einander gegenseitig auf und werden davon satt."

Wenn Wolinski auch den größten Theil der hohen Würdenträger zu Feinden hatte und neutrale Persönlichkeiten nur zu oft durch sein hochfahrendes Wesen und sein Prahlen mit den doppelten verwandtschaftlichen Beziehungen zum kaiserlichen Hause verletzte und verstimmte, so verfuhr er doch in der Wahl seiner Freunde und Partisanen mit großem Geschick. Seine alten Gönner, die das Kasanische Ungewitter so glücklich beschworen hatten, Graf Mussin-Puschkin und der Senateur Ssoimonow, blieben ihm zugeneigt; zu seinem Anhang gehörten ferner Jeropkin, der Erbauer des Alexander-Newsky-Klosters, der Cabinetssecretär Eichler, ein gewandter und kenntnißreicher Deutsch-Russe und de la Suda, der Secretär des Ministeriums oder, wie es damals hieß, Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten. Mit Ssoimonow arbeitete Wolinski gewöhnlich an seinen Entwürfen und Berichten, welche de la Suda durchzusehn und mit seinen feinen und treffenden Bemerkungen zu begleiten pflegte. Mit diesen und andern Genossen arbeitete und schwelgte er gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein. Zu den Resultaten jener Conferenzen gehörten mannigfache Vorschläge zu Reformen und Umbildungen im Staatsorganismus. In seinem Nachlaß haben sich Abhandlungen vom verschiedenartigsten Inhalt vorgefunden, vor allem ein Memoire unter dem Titel: „General-Ueberblick über die Verwaltung der inneren Angelegenheiten." Dieser „General-Ueberblick" war erst im Concept fertig und eben wurde die letzte Hand an ihn gelegt, als

der Grimm des Herzogs gegen den Autor zum Ausbruch kam, seine schöpferischen Phantasien unterbrach und mit eherner Gewalt die Feder aus der Hand des betroffenen Schreibers schlug, welcher sein letztes Werk nicht mehr beschließen sollte. Ein phrasenreicher Eingang, der von Patriotismus und Menschenliebe überfloß, war zu dem Zweck geschrieben, daß „das Gute nicht durch Interpretation schlecht werde.“ Dann folgte ein historischer Ueberblick über das öffentliche Leben und die Politik Rußlands, der mit einem Panegyrikus auf die bestehende Ordnung der Dinge schloß. Der Kern der Abhandlung bestand in einer Aufzählung der Verpflichtungen, die einem Cabinetsminister obliegen und enthielt sechs Capitel: über die Befestigung der Grenzen und der Armee, über die kirchlichen Würden, über den niederen Adel, über den Kaufmannsstand, über die Justiz und die Oekonomie.

Heutzutage würde Jeder sich lächerlich machen, der in einem kurzen Memoire fast sämmtliche innere Angelegenheiten einer Monarchie von 60 Millionen Einwohnern besprechen wollte; damals war das anders. Gemeinplätze und allgemeine Redensarten wie: „die Civil- und Militär-Befehlshaberstellen sollen mit gebildeten Leuten besetzt werden“, „die Ausgaben des Staats müssen beschränkt werden, damit keine drückenden Schulden entstehen“, „die Grenzen müssen befestigt werden“, &c. waren in jener harmlosen Zeit weniger verbraucht als jetzt, und fanden nicht nur ihr aufmerksames Publikum, sondern wurden mit hohen Staatsämtern, Schenkungen und Decorationen reichlich belohnt. Aus Wolinskis Arbeit, die neben manchem glücklichen Gedanken fast ausschließlich ein Gewebe solcher allgemeinen Phrasen ist, nirgend auf Specialitäten eingeht, in der man vergebens nach Andeutungen sucht, durch welche Mittel die als wünschenswerth bezeichneten Zustände erreicht werden sollen — aus ihr wollen wir nur Anfang und Schluß erwähnen. Im Eingang heißt es: der Autor habe nicht aus egoistischen Nebengedanken, sondern einzig im Interesse des Vaterlandes die Feder ergriffen; am Schluß ist der Verfasser von der Nützlichkeit und Vortrefflichkeit seiner Vorschläge so tief durchdrungen, daß er es nicht über sich vermag, die Belohnungen, auf die er und seine Kinder Anspruch hätten, mit Stillschweigen zu übergehen.

Da wir eben von den schriftstellerischen Bestrebungen Wolinskis sprechen, so möchte es von Interesse sein, noch die Titel der übrigen Abhandlungen aufzuführen, die sich im Nachlaß unseres Helden vorfanden: „Vorschläge zur Verminderung der Armee“; „Von der Freundschaft zwischen Menschen“, „Vom Bürgerthum“; „Ist zwischen Männern

und Frauen Freundschaft möglich?" „Wie haben die Herrscher gleichzeitig Schrecken und Gnade zu verbreiten?"

Je mehr Wolinskis Machtstellung wuchs und er an Ansehen und Einfluß gewann, desto unerträglicher schien ihm seine Lage zu sein; täglich wurde ihm die Abhängigkeit vom Herzog drückender, täglich wuchs sein Groll gegen Ostermann, mit dessen Ueberlegenheit er im Cabinet einen vergeblichen Kampf kämpfte. Seinem Ehrgeiz erschien Macht und ausschließliche Herrschaft im Cabinet und am Hofe im verführerischesten Zauberglanz; er schloß sich enger an seine Freunde, ihre Zusammenkünfte wurden häufiger, das Gespräch drehte sich Anfangs um Angelegenheiten des Hofs und Cabinets, hatte zuletzt aber nur ein stehendes Thema: den Haß und die Verachtung gegen die Deutschen und ihren gegenwärtig überwiegenden Einfluß bei der Kaiserin. Bei Mussin-Puschkin war der Haß gegen die Deutschen, nach Wolinskis eigenem Ausdruck, zum Fanatismus geworden.

Nächte lang wurden die verschiedensten Möglichkeiten abgewogen, Anschläge zur Vernichtung Birons und Ostermanns geschmiedet, die angestrebten künftigen Zustände in glänzenden Farben geschildert. Wolinski selbst war, wenn er in Feuer gebracht wurde, unermüdlich in dergleichen Reden und Träumereien: seine Ausfälle auf die deutschen Parvenüs des Tages beschloß er gewöhnlich mit einem wehmüthig-stolzen Rückblick auf die lange Reihe der eigenen trefflichen Ahnen, unterließ nie, seiner hohen Ahnfrau, der Schwester Dmitri Donskois Erwähnung zu thun, schilderte sie, wie sie in ihrer zaarischen Herrlichkeit es nicht verschmäht habe, einem Sprossen seines Hauses die Hand zu reichen, und es mag seiner von Ehrgeiz und Haß erhitzten Phantasie wohl zuweilen der Gedanke vorgeschwebt haben, wie der General en chef, Minister ꝛc. Artemy Petrowitsch, der Enkel einer Zaarin, der Schwager eines Zaaren, dem Thron Rußlands nicht zu fern stände und ihn dereinst noch zieren könne.

Vor der Hand blieb es bei derartigen Redensarten; Wolinski und seine Freunde spielten wenn auch heimlich die Mißvergnügten bei Hof, waren mit allem unzufrieden, sprachen das aber nur unter sich im Freundeskreise aus. Aber der Glaube an eine höhere Bestimmung, der Haß gegen alles Bestehende wurden in Wolinski zur zweiten Natur, die Gedanken an das, was er noch werden könne, ließen ihm keine Ruhe und verkümmerten ihm jeden Genuß. Und doch fehlte ihm der Muth, den Schritt vom Wort zur That zu thun. Im 18. Jahrhundert, zumal zur Zeit der Kaiserin Anna, war der erste tägliche Gedanke eines russischen Hofmanns: „Was wird heute Abend aus mir geworden sein?"; die stete

nnd allgemeine Furcht davor, durch ein einziges Wort des allmächtigen Herzogs gestürzt und nach Sibirien versandt zu werden, lähmte auch den kühnsten Arm. Dieselben Genossen, an deren Spitze Wolinski die Nacht vorher allen Deutschen Haß und Untergang geschworen, sahen ihn am andern Morgen zur Früh-Audienz bei Biron erscheinen und manchen unfreundlichen Gruß in stiller Demuth hinnehmen. „O welch ein System ist hier!" klagte er dann im Freundeskreise „in Polen wagt der König es nicht, dem kleinsten Lumpen von Edelmann an den Leib zu gehen, jeder Senator ist dort ein freier Mann — hier zittern wir Alle insgesammt!" Die gereizte Stimmung Wolinskis steigerte sich noch bedeutend, als er von zwei untergeordneten Stallmeistern, die er weggejagt hatte, auf Anstiften seiner Gegner bei der Kaiserin wegen Unterschleifs angeklagt wurde. Er vertheidigte sich anscheinend ziemlich glücklich in einer längeren Schrift, auf die wir noch weiter unten zurückkommen; sein gutes Vernehmen mit Biron erlitt durch diese Klage aber den ersten Stoß. Diese Sache war „die schwarze Katze, die zwischen ihnen über den Weg lief" und alsbald zum grimmen Tiger wurde, der den einen der beiden Gegner verschlingen sollte.

Wolinski hatte es für angemessen gehalten, seine eigene Vertheidigungsschrift mit Ausfällen gegen seine Gegner, namentlich gegen Golowin und Ostermann, auszustatten und die Politik dieser Männer „heimtückisch und gewissenlos" genannt. Vorsichtige Freunde, denen er das Actenstück zur Begutachtung gegeben hatte, riethen ab und sprachen sich warnend aus; Artemy Petrowitsch schlug die gutgemeinten Winke seiner Freunde in den Wind, strich einige zu starke, um nicht zu sagen pöbelhafte Ausdrücke, fertigte Biron eine deutsche Uebersetzung der Schrift zu und übergab das russische Original der Kaiserin. Biron war mit dieser Kühnheit unzufrieden, er verhinderte sie nicht, ließ der Monarchin gegenüber aber einige mißgünstige Worte fallen.

Anna beschied den kecken Autor vor sich und fragte ihn, wen er unter den „schädlichen Elementen und Urhebern der heimtückischen, gewissenlosen Politik" gemeint habe; Wolinski bat Ihre Majestät, die fragliche Vertheidigungsschrift außer dem Minister Tscherkassky, seinem uns bekannten „schlafenden" Collegen, Niemandem mitzutheilen, fügte aber hinzu: „Ich habe Kurakin und Golowin gemeint, und auch Ostermann, wenn ich das gleich kaum zu sagen wage." Die Kaiserin erwiderte ihm in ungnädigem Ton, er habe sich erlaubt, ihr zu schreiben, als wenn sie eine junge unerfahrene Fürstin sei, und entließ ihn.

Wolinski war in großer Unruhe; er wußte, daß Ostermann nicht

ermangeln würde, mit gewohnter Gewandtheit und Feinheit gegen ihn zu intriguiren. Der Herzog war schon seit einiger Zeit auffallend kühl und ablehnend, Ihre Majestät schien den Herrn Cabinetsminister keines gnädigen Lächelns mehr zu würdigen, die Bücklinge der Hofleute wurden minder devot als sie gewesen — und in höheren wie in entfernteren Kreisen war einige Tage lang von etwas die Rede, das einer Ungnade wenigstens sehr ähnlich sah. Vorsichtige Freunde erschienen nicht mehr zu den gewohnten nächtlichen Arbeiten und Berathungen, Chruschtschow behauptete sogar aus guter Quelle erfahren zu haben, die nächtlichen Conferenzen in Wolinskis Hause würden beobachtet und erlitten Auslegungen höchst eigenthümlicher und keineswegs freundlicher Art. Artemy Petrowitsch selbst war nachdenklicher und stiller als sonst. Aber auch dieses Mal schien das Glück ihm hold, der Herzog wurde allmählich freundlicher, die Kaiserin redete ihn wieder an, die bösen Gerüchte verstummten, denn zwei wichtige Angelegenheiten höchst peinlicher Natur begannen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Der schwedische Major Sinclair, der mit geheimen Depeschen von Constantinopel nach Stockholm gegangen war und von dem man wußte, daß er einen Vertrag mit sich führe, in welchem Schweden sich der Pforte gegenüber verpflichtet hatte, die russischen Truppen im Norden zu beschäftigen und dadurch der Pforte freie Hand zu machen — war auf der Reise überfallen und ermordet worden. Das Gerücht bezeichnete Münnich als den Anstifter, der zwar nur den Ueberfall angeordnet haben sollte, dessen Ordre aber von den betrauten Militärpersonen überschritten zu sein schien. Der schwedische Gesandte forderte Genugthuung, seine Regierung schien die Sache mit dem nachdrücklichsten Ernst zu betreiben und das blutige Ereigniß drohte einige Zeit lang zum Casus belli zu werden.

Die andere Angelegenheit betraf das Schicksal der Familie Dolgorukow, die bereits durch den Staatsstreich vom 24. Februar 1730 gestürzt worden war, von ihrem unversöhnlichen Feinde, dem Herzog, aber mit einem, wahrscheinlich höchst frivol und böswillig angezettelten Hochverraths-Proceß bedroht wurde. Wolinski that seinerseits das Mögliche, um das Loos der Beklagten zu verschlimmern, er hoffte auf diese Weise die halbeingebüßte Hofgunst wieder erlangen zu können. Mannstein in seinen bekannten „Mémoires historiques“ mißt es vornehmlich dem Einfluß dieses Mannes zu, daß das Urtheil mit unerhörter Strenge gefällt und vollzogen wurde. Im November 1739 wurden drei Glieder der fürstlichen Familie enthauptet, der Fürst Iwan Alexejewitsch geviertheilt. Der betreffende Ukas war von Münnich, Ostermann, Tscherkassky, Wolinski und Uschakow unterzeichnet.

Die grauenhafte Episode dieser Hinrichtungen war bald vergessen, ein Fest höchst eigenthümlicher und scherzhafter Art beschäftigte den Hof und trug dazu bei, den halb bei Seite geschobenen Oberjägermeister und Staatsminister wieder zu Ehren zu bringen. Auf Anregung des Kammerherrn Tatitschtschew hatte die Kaiserin beschlossen, eine sogenannte „curiose Hochzeit", die Vermählung des 50jährigen Pagen und Hofnarren Fürsten Golizyn (den man zum Hofnarren creirt hatte, weil er in Rom katholisch geworden war) mit der „Hofkalmückin", zu feiern. Eine eigene Commission zur Anordnung dieser Festlichkeit, die in einem aus Eis künstlich gebauten Hause vollzogen werden sollte, wurde niedergesetzt, und zu dieser gehörte auch der hochbeglückte Oberjägermeister. Vertreter aller nordischen Völker des asiatischen und europäischen Rußlands wurden in ihren Nationaltrachten mit den entsprechenden Pferden, Hunden, Rennthieren, ihrer eigenen Musik &c. verschrieben. Das Eishaus, das mit großer Kunst auf der Newa in der Nähe des kaiserlichen Palais hergestellt war, bestand aus reinem Newa-Eise, und war mit einem gleichfalls aus Eis gefertigten Mobiliar, das sogar einen Ofen und verschiedene Wanduhren enthielt, auf das prächtigste ausgestattet, Eiscandelaber mit Naphta gefüllt sorgten für die Beleuchtung. Durch Marmor consolidirte Eispfeiler trugen das Dach; die Fenster, das Frontispice u. s. w. alles war von Eis und sollte am Hochzeitstage des unglücklichen Paares durch zahllose bunte Laternen glänzend illuminirt werden. Eisige Delphine starrten vor den Thoren des merkwürdigen Gebäudes den Zuschauer an und sollten gleichfalls am Festtage Feuer speien, ein riesiger aus Eis construirter Elephant, in welchem ein Mensch saß, der die Stimme des Thiers nachahmte, bildete den Gipfelpunkt dieser originellen Schöpfung, die für ein Kunstwerk „ächt russischer" Erfindung galt und ihr Entstehen zum guten Theil der Rührigkeit Artemys verdankte. Das Festprogramm hatte bestimmt, daß das Brautpaar an der Spitze eines langen Zuges der Vertreter nordischer Stämme, die in ihren eigenthümlichen Trachten auf Kameelen, Pferden, Rennthieren, Hunden, ja auf Schweinen und Ziegenböcken sich eigenthümlich genug ausnahmen, durch die Hauptstraßen der Residenz reiten sollte; dann sollte in der Manege Birons das Festmahl mit den nordischen Gästen, die jeder ihre Nationalspeise erhielten, folgen und durch die Anwesenheit der Kaiserin und des ganzen Hofes celebrirt werden. Beim Anbruch der Dunkelheit begab sich der ganze Zug auf die Newa, das junge Paar wurde in sein eisiges Brautgemach geleitet, Wachen vor die Thür gestellt, damit es erst am andern Morgen herauskäme, und zur Belustigung des Hofs und der unzählbaren Zuschauermenge

das Eishaus, seine Umgebung, die aus Eis geformten Thiere, Pyramiden ꝛc. prachtvoll erleuchtet.

So wenig diese barbarische Festlichkeit der Würde eines großen Hofs entsprach, so ungetheilt war das Interesse und der Beifall, den sie sich bei den Zeitgenossen und Zuschauern erwarb.

Im 18. Jahrhundert ging es bei keiner größeren oder kleineren Feier ohne Verse oder allegorische Festspiele ab. Auch die „curiose Hochzeit" bedurfte einer Weihe durch die Musen. Wolinski ließ daher einige Tage vor der eigentlichen Feier den Secretär der Akademie Tredjakowsky durch einen Kadetten zu sich bescheiden, um ihm die poetische Verherrlichung des Hochzeitsfestes aufzutragen. Als der Kadett bei dem Akademie-Secretär erschien und diesen in das kaiserliche Cabinet beschied, überfiel diesen „ein gewaltiges Zittern." Der Kadett befahl ihm mit barschen Worten, ihm zu folgen, sagte dem erschreckten Poeten aber unterwegs, es gehe nicht in das allerhöchste Cabinet, sondern in das Elephantenhaus an der Fontanka, in welchem Wolinski eben mit Anordnungen für den asiatischen Festzug, der von hier seinen Ausgang nehmen sollte, beschäftigt sei. Der Poet athmete zwar leichter auf, warf seinem jungen Führer aber vor, mit der anfänglichen Erwähnung des kaiserlichen Cabinets einen höchst unpassenden Scherz getrieben zu haben, „der einem Menschen das Leben kosten oder ihn wenigstens seiner Besinnung berauben könne"; der Kadett replicirte in unverschämtem Ton und die beiden Gefährten langten unter dem heftigsten Wortwechsel im Elephantenhause an. Der Secretär der Akademie stellte sich „Sr. Excellenz mit dem gebührenden Respect" (wie es in dem betreffenden Bericht Tredjakowskys an die Akademie heißt) vor und beklagte sich über den unverschämten jungen Menschen. Ohne den Kläger auch nur des Gehörs zu würdigen, gab Se. Excellenz dem unglücklichen Dichter ein Paar Faustschläge ins Gesicht und trug dem Kadetten dann auf, sein Müthchen an dem wehrlosen Gegner zu kühlen. Hunderte von Menschen sahen diese Brutalitäten gegen den armen Gelehrten lautlos an — Se. Excellenz der Herr Cabinetsminister hatte ja geruht, dieselbe anzuordnen. Nachdem die Mißhandlungen ihr Ende erreicht hatten, eröffnete Se. Excellenz dem Akademie-Secretär, daß er ein Festcarmen in continenti zu verfassen und am andern Tage in der Bironschen Manege während des Festbanquets vorzutragen habe.

Da der hier geschilderte Auftritt einen ominösen Einfluß auf das Geschick unseres Freundes und Helden haben sollte, so wollen wir im Folgenden an den noch heute existirenden Bericht Tredjakowskys anknüpfen und ein Bruchstück aus demselben wörtlich mittheilen:

„Ich begab mich nach Hause, verfaßte die mir aufgetragenen Verse, dachte an den mir zugefügten Schimpf und beschloß am andern Morgen einen Fußfall bei Sr. Durchlaucht dem Herzog zu thun, und über Se. Excellenz Klage zu führen. Am andern Morgen fuhr ich in meiner Galauniform mit Hut und Degen in das herzogliche Palais, um das feierliche Erscheinen Sr. Durchlaucht abzuwarten. Zu meinem Schrecken traf aber bald nach mir Se. Excellenz ein, fragte mich, was ich hier zu suchen hätte, begann, als ich schwieg, mich aufs Neue zu schlagen, packte mich an den Hals, übergab mich dem dejourirenden Sergeanten und befahl, mich unter arrestlicher Begleitung in das Local der Festcommission zu führen. Bald darauf folgten mir Se. Excellenz dahin, ließen mir Hut und Degen abnehmen, schalten mich und ließen mich fürchterlich und unbarmherzig mit Stockschlägen auf den bloßen Rücken prügeln; ich erhielt 70 Streiche. Hierauf begannen Se. Excellenz wiederum zu schelten und mich zu inquiriren; ich war aber zu erschöpft, um verstehen oder antworten zu können. Sogleich wurde ich auf Se. Excellenz Anordnung zu Boden geworfen und wiederum geprügelt, ich erhielt 30 neue Streiche; dann wurde ich ohnmächtig weggetragen und verblieb bis zum Abend des folgenden Tages unter Bewachung in einem anstoßenden Saal."

Am Morgen des 6. Februar 1740 war die ganze Bevölkerung Petersburgs auf den Beinen, um den Festzug zu sehen, der „die curiose Hochzeit" eröffnete und in der angedeuteten Ordnung die Straßen durchzog. Beim Banquet in der Bironschen Manege, dem Ihre Majestät selbst präsidirte, erschien der unglückliche Dichter, verlas sein Festcarmen und wurde dann wiederum der Wache übergeben, die ihn in sein improvisirtes Gefängniß zurückführte, wo er bis zum folgenden Morgen verblieb, während in der Manege ein Ball stattfand, der durch die Nationaltänze der versammelten Kalmücken, Jakuten, Kamtschadalen, Tscheremissen und Mordwinen beim Schall nationaler Instrumente einen höchst eigenthümlichen Charakter erhielt. „Am Donnerstag früh" — fährt Tredjakowsky in seinem Schmerzensbericht fort — wurde ich wieder zu Se. Excellenz beschieden und mit drohenden Scheltworten empfangen; ich warf mich ihm weinend zu Füßen und bat um Gnade, es gelang mir aber nicht, diese zu erwirken, Se. Excellenz befahlen vielmehr dem wachthabenden Korporal mir 10 Stockschläge zu appliciren, nach deren Erhalt ich endlich Hut und Degen wiedererhielt und unter grauenhaften Drohungen des Herrn Ministers entlassen wurde." Durch den Dr. Duvernois erfuhr Wolinski, daß sein unglückliches Schlachtopfer mit Blut bedeckt nach Hause gekommen und das linke

Auge eingebüßt habe. Diese Nachricht machte ihm so wenig Eindruck, daß er sein barbarisches Benehmen durch einige Scherze ins Komische zu ziehen suchte. Tredjakowsky theilte in der erwähnten Klageschrift den ganzen Vorfall der Akademie mit, wußte Biron und andere Feinde Wolinskis von dem Sachverhalt in Kenntniß zu setzen und wandte sich später mit einer Bittschrift direct an die Kaiserin.

Da für den Augenblick keine weiteren Schritte erfolgten, hatte Wolinski den ganzen Handel bald vergessen, die Nachricht der glücklichen Beendigung des Türkenkrieges bewegte im Augenblick Aller Herzen und sollte durch großartige Feierlichkeiten und Gnadenverleihungen festlich begangen werden. Dieses Intermezzo sollte aber nur „Frist den siechen Tagen sein."

Die Beschreibung der drei Tage lang dauernden großartigen Friedensfeier, wie sie im russischen Original vorliegt, können wir füglich übergehen; sie bestanden in einem großen Manoeuvre der Truppen, Dankgottesdiensten, Ehrenpforten, einem Gala-Ball bei Hof und allgemeiner festlicher Beleuchtung der Stadt. Die größte Wichtigkeit für Wolinski und die übrigen hohen Beamten hatte der letzte Festtag, an welchem die lang erwarteten Belohnungen und Gnadenerweise stattfanden. An der Spitze der Beschenkten stand selbstverständlich der Herzog Biron, der einen goldnen mit Diamanten besetzten Pokal erhielt, die Herzogin wurde mit dem St. Katharinen-Orden geschmückt, die Prinzen erhielten Andreassterne, Münnich und Ostermann goldne Degen und Brillantringe, der Feldmarschall Lacy wurde General-Gouverneur von Livland, der Minister Tscherkassky erhielt ein Silberservice, Wolinski die Summe von 20,000 Rbl. S.

Unterdessen hatten seine Feinde thätig agirt und den Herzog für Wolinski möglichst ungünstig gestimmt, indem sie ihm den in seinen Sälen vorgefallenen Auftritt mit dem Secretären der Akademie als persönliche Beleidigung seines Hauses und seiner Würde darstellten. Unvermuthet bot sich aber eine neue Gelegenheit, die durch Wolinskis Ungeschicklichkeit den Zorn des Herzogs in wüthenden, unversöhnlichen Haß verwandelte.

Die glückliche Beendigung des russisch-türkischen Krieges hatte die polnische Regierung, der ein andrer Ausgang erwünschter gewesen wäre, höchlichst verstimmt; um Rußland neue Ungelegenheiten zu bereiten, erschien daher in der Person des Grafen Oginsky in Petersburg ein außerordentlicher Botschafter der erlauchten Republik und forderte wegen verschiedener, von der russischen Armee begangener Grenzverletzungen und Vergewaltigungen einen unverhältnißmäßig großen Schaden-

ersatz. Biron, der als Herzog von Curland von Polen abhängig war, wußte es durch seinen Einfluß und seine Intriguen im Cabinet dahin zu bringen, daß man auf dem Punkt war, den Forderungen des polnischen Gesandten in weitester Ausdehnung nachzugeben. Wolinski allein widersetzte sich mit Eifer und Hartnäckigkeit. Er machte geltend, daß Polen immer versucht habe Rußland zu schaden, daß die in Rede stehenden Grenzverletzungen übertrieben und noch gar nicht untersucht seien; seine gewohnte Heftigkeit verleitete ihn, seinen ganzen, dem Herzog ohnehin feindlichen Antrag mit den Worten zu schließen: „Ich bin kein polnischer Magnat und kein Vasall der Republik, ich sehe daher nicht ab, zu welchem Ende wir dieser, uns immer feindlich gewesenen Nation schmeicheln und ihren Wünschen zuvorkommen sollen.“ Biron war polnischer Vasall und bezog — mit Recht oder Unrecht — diesen Ausfall Wolinskis auf sich. Tödtlich verletzt, beschloß er den Verwegnen, der seiner herzoglichen Würde gespottet hatte, zu vernichten und den erlittenen Schimpf blutig heimzugeben. Noch an demselben Tage erschien er vor der Kaiserin, übergab ihr ein langes Sündenregister Wolinskis und verlangte, daß sie zwischen ihm und dem Minister richte. „Er oder ich!“ von dieser Alternative ging Biron nicht mehr ab und damit war Wolinskis Urtheil gesprochen, ehe noch der Criminal-Proceß gegen den unglücklichen Minister eingeleitet war.

Die weitläufige Klageschrift des Herzogs geben wir nur in der Kürze wieder, sie enthält lauter uns bereits bekannte Thatsachen. Zuvörderst wird des Vertheidigungs-Memoires gedacht, das der Cabinetsminister sich unterfangen der Kaiserin einzureichen, in welchem ihre weise Regierung geschmäht, ihre Politik beschimpft, ihrer Weisheit gute Lehren gegeben worden. Der zweite Klagepunkt betrifft den Vorfall zwischen Wolinski und Tredjakowsky in dem herzoglichen Palais, welches Ihrer Majestät Gemächern beigezählt werde u. s. w. Die mehrgedachte Vertheidigungsschrift Wolinskis, die der Herzog jetzt zum Verbrechen stempelte, wurde nunmehr von der Kaiserin dem Grafen Ostermann zur Begutachtung übergeben; mit der ihm eigenthümlichen Ruhe und Feinheit erwiderte der Graf: Es sei ihm nicht entgangen, daß die in dem Actenstück enthaltenen Ausfälle gegen seine Person gemünzt seien; er sei sich allerdings bewußt, zum öfteren mit dem Oberjägermeister in Meinungsverschiedenheit gestanden zu haben, solches aber sei im Geschäfts- und Staatsleben unvermeidlich und durch die menschliche Mangelhaftigkeit bedingt. Groll hege er darum nicht gegen Wolinski und wünsche, daß solches sich bei diesem ebenso verhalte. Was die gegen ihn enthaltenen Anschuldigungen und Verdächtigungen betreffe, so

bitte er, den Autor zu genaueren und präciseren Angaben zu veranlassen, die ihm, dem Angeschuldigten, die Möglichkeit einer eingehenderen Vertheidigung geben könnten.

Die ihrer innersten Natur nach gutmüthige und schwache Kaiserin konnte sich trotz der Klageschrift des Herzogs und der Meinungsäußerung Ostermanns nicht sogleich entschließen, den Wünschen ihres Favoriten Folge zu leisten. Weinend bat sie den Herzog, er möge sie zu keinem schrecklichen Entschluß drängen. Biron aber warf sich auf die Knie und als die Wiederholung der von ihm bereits ausgesprochenen Phrase: „Er oder ich“ nicht gleich die gewünschte Wirkung zu haben schien, erhob er sich heftig und drohte mit seiner schleunigen Abreise und sofortigem Ausscheiden aus dem russischen Staatsdienst.

Diese Drohung gab den Ausschlag und wurde zu gleicher Zeit zum entscheidenden Moment wider den unglücklichen Oberjägermeister. Am folgenden Morgen erschien der stete Hiobsbote kaiserlicher Ungnaden, der General-Adjutant Uschakow, im Wolinskischen Hotel und verbot ihm im Namen Ihrer Majestät, fürder bei Hof zu erscheinen. Wolinski wußte sogleich, daß der Herzog die Hand im Spiele haben müsse und begab sich sofort zu diesem, um ihn zu begütigen, wurde aber nicht vorgelassen. Er wandte sich an den Feldmarschall Münnich, auf dessen Feindschaft gegen Ostermann und den Herzog von Kurland re rechnen zu dürfen glaubte, fand aber auch bei diesem kein Gehör. Nunmehr entsank dem sonst kühnen und entschlossenen Manne der Muth, er und seine Familie saßen gebrochen und in bangem Harren da. Die Freunde und Vertrauten des gestürzten Ministers versuchten zu trösten, waren aber selbst von der verzweifelten Lage ihres Genossen zu sehr überzeugt, um an die eigenen Trostgründe zu glauben; die vorsichtigeren und charakterlosen machten sich von ihm los und mieden jedes Zusammentreffen mit ihm. Nur der Fürst Schachowskoi, Lapuchin, de la Suda und Eichler schienen sich zu bewähren und suchten ihn nach wie vor auf. Eichler versicherte sogar aus guter Quelle zu wissen, „Ihre Majestät würden für dieses Mal noch durch die Finger sehen“, der General Bruce ließ Wolinski sogar durch seinen Adjutanten die Mittheilung machen, dic Kaiserin habe sich vortheilhaft über die Begabung des Ministers zu „Dokladen“ (mündlichen Berichten) ausgesprochen. Wolinski war ein zu alter und zu erfahrener Hofmann, um sich über seine Lage täuschen zu können, er ließ sich durch diese guten Nachrichten nicht mehr beruhigen und sagte traurig: „Gott will mich für meine Sünden strafen — die jetzige Ungnade ist nur ein Vorwand“! Alle seine Gegner bestürmten die Monarchin nunmehr mit

Beschwerden wider den gestürzten Hofmann und am 12. April erhielt Wolinski Hausarrest; zwei Grenadiere mußten fortan vor seinem Hauf Wache stehen.

Für außerordentliche Criminalfälle, namentlich wenn das Verbrechen des Hochverraths vorzuliegen scheint, ist es in Rußland üblich, daß nicht die gewöhnlichen Gerichtshöfe mit der Untersuchung betraut werden, sondern daß der Kaiser eine aus Vertrauensmännern vom höchsten Rang zusammengesetzte Commission zur Untersuchung und Aburtheilung niedersetzt. Einer solchen Commission wurde nunmehr auch Wolinski übergeben; sie bestand aus den Generalen Rumänzow, Grigory Tschernitschew, den Fürsten Uschakow, Trubetzkoy und Repnin, dem Geheimrath Neplujew und mehreren anderen vornehmen Civil- und Militair-Beamten; geschäftsführender Secretär war der gefürchtete Assessor der geheimen Canzelei Chruschtschow.*) Die übrigen, meist völlig unbedeutenden Namen übergehen wir. Der Instructions-Ukas befahl der Commission, den Oberjägermeister und Cabinetsminister A. P. Wolinski über die unehrerbietigen Rathschläge und beunruhigenden Angaben in seiner, Ihrer Majestät überreichten Vertheidigungsschrift zu inquiriren und wegen der von demselben in einem kaiserlichen Palais (der Wohnung Biron's) vollführten Vergewaltigung und Mißhandlung zur Rechenschaft zu ziehen. Diese Klagepunkte scheinen dem Unbefangenen ziemlich geringfügige Vergehungen zu betreffen; sie hatten in den Augen der Richter aber jetzt schon eine hohe Bedeutung und sollten durch später hinzukommende Beschwerden zu wahren Lavinen anwachsen.

Ein Gardelieutenant mit mehreren Soldaten wurde in Wolinskis Hause postirt, er selbst mußte sich auf ein einziges Zimmer beschränken, durfte mit Niemand verkehren und selbst den ihn behandelnden Hofarzt Sanchez nur im Beisein des dejourirenden Officiers sprechen.

Die erste Sitzung der Untersuchungs-Commission fand am 15. April statt und dauerte von 7 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags. Wolinski wurde vorgeführt und befragt, wen er in seinem mehrgenannten Vertheidigungs-Memoire unter den „gewissenlosen Politikern, die sich dämonischer Kanäle zu ihren Zwecken bedienten", verstanden habe. „Den Grafen Jagushinsky, die Fürsten Trubetzkoi und Golizyn und die Grafen Golowin und Kurakin" lautete die Antwort, „auch Ostermann, der Andere vorschiebt, sich selbst aber im Hintergrunde hält, habe ich als

*) Dieser Michael Chruschtschow ist von einem Mitangeklagten Andreas Chruschtschow wohl zu unterscheiden.

einen verdächtigen Mann bezeichnet." Er gab übrigens zu, diese Ausdrücke in zorniger Aufwallung gebraucht zu haben; seine Angaben stütze er auf die Mittheilungen seines Collegen Tscherkaßky, Löwenwolde's, Schafirow's und Jagushinsky's und auf eigne Beobachtungen; endlich lieferten ihm, seiner Meinung nach die Denunciationen der von ihm entlassenen und von seinen Feinden aufgewiegelten Stallmeister den besten Beweis für die Falschheit und Unredlichkeit seiner Gegner. Seine Heftigkeit im Biron'schen Palais gestand der Angeklagte reuig zu, er räumte weiter ein, sein Memoire an die Kaiserin einigen Freunden, wie Nowossilzow, Eichler, Mussin-Puschkin rc. gezeigt zu haben, wollte dasselbe aber ohne jede fremde Beihülfe abgefaßt haben. Die Fragen waren von den Richtern in barschem, verletzendem Ton gethan, von Wolinski fest und männlich beantwortet worden; zum Schluß empfahl er sich der Gnade der Kaiserin.

Schon das erste Verhör hatte Wolinski von der verzweifelten Lage seiner Angelegenheit überzeugt; an den folgenden Tagen war er völlig gebrochen: „Gott wollte mich strafen, und der Teufel hat meinen Verstand umdunkelt und mich zu unbedachtsamer Heftigkeit verführt", sagte er dem Fürsten Uschakow bei Gelegenheit des dritten Verhörs, das immer wieder die in dem unseligen Memoire vorkommenden Ausdrücke betraf.

Eine bedeutende Verschlimmerung gewann der Proceß durch die Angaben eines untergeordneten Beamten Wolinski's, Namens Kubanez. den er in sein volles Vertrauen gezogen hatte und der, als ihm für den Fall eines offenherzigen Geständnisses Begnadigung zugesichert worden war, immer neue, gravirende Beschuldigungen und selbst Entstellungen und Verleumdungen wider seinen unglücklichen Herrn vorbrachte. Vor allem nannte er sämmtliche Freunde und Genossen des Angeklagten und bezeichnete Eichler, de la Suda, Mussin-Puschkin, Jeropkin, Andr. Chruschtschow, Narüschkin u. A. als besonders gefährlich Er deutete auf geheime Beziehungen Artemy's zu einer Hofdame der Großfürstin Anna hin und gab an, derselbe habe sich durch diese Dame der Großfürstin nähern und dieselbe für seine Zwecke ausbeuten wollen. Endlich wurde berichtet, daß Wolinski seine Ahnentafel mit dem kaiserlichen Wappen geschmückt und einen Säbel vom Kulikowschen Schlachtfelde geheimnißvoll aufbewahrt habe, bestechlich gewesen sei, ihm anvertraute Cassen veruntreut habe u. s. w. Kubanez schloß seine Denunciation mit der Angabe, daß er gehört, wie dem Angeklagten durch einen Hofbeamten, Smirnow, mitgetheilt worden, der ganze Proceß sei ohne persönliche Erbitterung seitens Ihrer Majestät nur auf Antrieb des erzürnten Herzogs instruirt worden.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß von Wolinskis Feinden aus diesen Angaben ohne große Mühe eine Anschuldigung auf Hochverrath, geheime Verschwörung u. dgl. geschmiedet wurde. Nunmehr wurde jedes im Freundeskreise unbedacht gesprochene Wort auf die Goldwage gelegt. Ein Secretär des Cabinets, dessen Entlassung der Angeklagte gleich nach seiner Ernennung zum Minister, bewirkt hatte, wurde zur Stelle geschafft und als Zeuge benutzt; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als die alten, halbvergessenen Beschwerden, die vor Jahren aus Kasan und von den ungerechterweise besteuerten Kalmücken anhängig gemacht worden waren, aufzurühren, Kubanez wurde zu immer neuen Angaben gedrängt und war mit diesen nicht sparsam oder ängstlich: Jeropkin, Eichler, de la Suda und der allzu offenherzig gewesene Hofbeamte Smirnow wurden sogleich arretirt, Ssoimonow und Graf Mussin-Puschkin blieben ihrer hohen Stellung wegen vor der Hand unangefochten. Kubanez schrieb direct an die Kaiserin, um ihr eine geheime Mittheilung zu machen: Wolinski besitze eine Abschrift des streng verbotenen Werkes des Justus Lipsius und habe bei einer in demselben enthaltenen Notiz über die Königin von Neapel und die berüchtigte Messalina verfängliche Randglossen gemacht und lachend ausgerufen: „Solch ein Buch sollte man heutzutage nicht mehr lesen"! Als davon die Rede gewesen, daß die Großfürstin Anna vielleicht den Sohn des Herzogs Biron heirathen werde, habe Wolinski ausgerufen: „Die Zeiten Boris Godunow's kehren wieder"! und sich dahin geäußert, daß ihm eine Verbindung dieser Prinzessin mit dem Herzoge von Braunschweig viel angemessener erschiene, da Peter Biron, der Sohn des Herzogs von Kurland, ein heftiger und jähzorniger Mensch sei.

Diese hochwichtige Mittheilung hatte auf den Gang des Processes den nachhaltigsten Einfluß: der Angeklagte und seine Schicksalsgenossen wurden sogleich in das Admiralitätsgefängniß und bald darauf in die Festung abgeführt. Ueber die letztaufgeführten Punkte sollte das Verhör ausschließlich durch den Fürsten Uschakow und Neplujew geführt werden; der Proceß wurde zu einer Angelegenheit der geheimen Kanzelei und Wolinskis gesammtes Vermögen mit Beschlag belegt.

In dem folgenden Verhör wurden alle die aufgeführten Beschuldigungen dem Angeklagten vorgelegt und bestand dessen Vertheidigung, (die wir aber nur sehr fragmentarisch wiedergeben können, da eine ausführliche Darstellung des gesammten Proceßganges, die dieser Skizze gesteckte Grenze überschreiten müßte) in Folgendem: Wolinski gestand zu, das Werk des Justus Lipsius zu besitzen und „aus Dummheit"

Anderen aus demselben vorgelesen zu haben, gab aber an, mehrere hochgestellte Beamte, unter ihnen der Minister Tscherkaßky, besäßen dasselbe gleichfalls; bei der Lectüre desselben habe er zwar Kubanez gegenüber geäußert: „Solch ein Buch sollte man nicht heutzutage lesen", aber auch hinzugefügt: es enthält Verleumdungen gegen das ganze weibliche Geschlecht und verbirgt unter einer heitern Maske wilden Grimm. Darum sei es auch seine Absicht gewesen dieses Werk zu verbrennen. Was die Beziehungen zu dem Hoffräulein anbetreffe, so habe er sich nur erkundigen wollen, ob Ihre Kaiserliche Hoheit die Prinzessin Anna mit den von ihm besorgten Pferden zufrieden sei; er gestehe auch zu, daran gedacht zu haben, sich Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu nähern, habe diesen Gedanken aber auf den Rath Eichler's, der Mißdeutungen gefürchtet, bald aufgegeben und niemals in Ausführung gebracht. Was die unter seinen Papieren gefundenen Projecte über die Lage der inneren Verhältnisse Rußlands und „über eine etwanige Verminderung des Bestandes der Armee" betreffe, so habe er dieselben auf Befehl der Kaiserin ausgearbeitet und einigen Freunden, wie Ssoimonow, Eichler &c. zur Begutachtung vertraulich mitgetheilt.

Ueber die Ahnentafel seiner Familie und die Aufbewahrung des alten Säbels gab Wolinski an, er habe sie aus Pietät gegen seine Familie, nach dem Beispiel anderer Edelleute, namentlich des Grafen Scheremetjew, ohne alle Nebengedanken abfassen und aufbewahren lassen. Daß er sich habe bestechen lassen, leugnete der Angeklagte vollständig, Geschenke habe er dann und wann, durch die Mittellosigkeit seiner Lage gezwungen, annehmen müssen. Geld aus ihm anvertrauten Kassen habe er nur ein Mal genommen und bald darauf restituirt.

Selbst die feindseligsteBöswilligkeit vermochte nicht, aus diesen Antworten allein den Beklagten hochverrätherischer Absichten zu zeihen. Sie wurden zwar entstellt und auf die absurdeste Weise ausgebeutet, der thätige Kubanez mußte aber noch neues, reichhaltigeres Material auf den Wunsch und das Andrängen der Commission herbeischaffen:

Wolinski hatte seinen „General-Ueberblick", wie wir wissen, mit einem Abriß der russischen Geschichte eingeleitet; in diesem hatte er den Zaaren Iwan Wassiljewitsch den Schrecklichen einen „Tyrannen" genannt. Andere „grobe Ausdrücke" wurden aus demselben Memoire herausgezogen und dem Angeklagten als „Unehrerbietigkeiten" zur Last gelegt, die Beziehungen desselben zur Prinzessin Anna aufs Neue in ihrer Verdächtigkeit dargestellt und Wolinski endlich zu dem Geständniß gebracht: Er habe allerdings die Freundschaft Ihrer Kaiserlichen Hoheit gewünscht, ihr auch ein Mal zur Verbindung mit dem Herzog von Braun-

schweig gerathen und denselben möglichst günstig geschildert. Die abgeschmacktesten Folgerungen zog man aber aus dem oben erwähnten Schlußsatz des „General-Ueberblicks", in welchem Wolinski gesagt hatte, „er und seine Nachkommen hätten wegen desselben Anspruch auf Belohnungen". Man folgerte nämlich, er hätte gemeint, seine Söhne müßten dereinst Erben des russischen Thrones werden! Dieser Ausspruch bildete neben dem kaiserlichen Wappen, das Jeropkin auf den Wunsch Wolinskis unter dessen Stammbaum gezeichnet hatte, der Lectüre des Justus Lipsius und den Aeußerungen von der Wiederkehr der Zeiten Godunows den Mittelpunkt der Hochverraths-Bezichtigung; nunmehr wurden die nächtlichen Conferenzen und Arbeiten der Freunde Wolinskis als Verschwörungs-Gelage aufgefaßt. In Moskau sollte nach Jeropkins Zeugniß der Angeklagte vor Jahren geäußert haben, die Ausschließung der Großfürstin (späteren Kaiserin) Elisabeth, der Tochter Peters des Großen, erinnere ihn daran, daß auch Godunow eine Großfürstin ins Kloster gesperrt habe, jetzt leugnete er dies. Sein Eingeständniß, er habe die Befürchtung ausgesprochen, der Einfluß Birons und die projectirte Heirath von dessen Sohn mit der Prinzessin Anna würde die Russen um allen Einfluß bei Hof bringen, wurde den übrigen „höchst gefährlichen" Aeußerungen als mitgravirend zugezählt. Auch daß er eingestandenermaßen im Zorn dem Bischofe von Pskow gesagt: „Ich lebe schlechter als ein Hund", wurde als wichtig zu Protokoll genommen. Alle diese Indicien, sowie der Umstand, daß der Angeklagte einen Theil seiner Correspondenz vor seiner Gefangennehmung verbrannt habe, wurden Chruschtschow und Gladkow vorgelegt und dieselben inquirirt. Chruschtschow sagte aus: 1) Wolinski habe sich factisch der kaiserlichen Familie zugezählt; 2) derselbe habe an seinem Stammbaum das kaiserliche Wappen angebracht und in Rußland und im Auslande verbreiten wollen; 3) auch habe er gesagt, er besitze Verstand genug, um das Reich zu regieren; 4) Wolinski habe den Plan gehabt, sich durch einen Aufstand zum Herrscher Rußlands zu machen.

Gladkow, der Secretär Wolinskis, war nicht so leicht zu beugen. Er gab nur zu gehört zu haben, wie der Hofbeamte Smirnow dem Angeklagten mitgetheilt, Biron habe der Kaiserin auf den Knien gesagt: „Er oder ich"! und dadurch den ganzen Proceß durchgesetzt. Für dieses „verstockte Leugnen" wurde der allzu gewissenhafte Angeklagte mit zehn Knutenhieben gestraft und auf die Folter gespannt.

Vergebens stellte Wolinski den größten Theil der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen in Abrede und bat er um Confrontation mit den einzelnen Denuncianten. Dieselbe wurde ihm nur sehr unzureichend nach-

gegeben; vergebens führte er an, die Schwägerschaft seiner Frau mi Peter dem Großen gebe wenigstens dieser ein Anrecht darauf, mit der kaiserlichen Familie verwandt zu sein. Die Kaiserin befahl auf Andringen Birons, daß der Angeklagte wegen seiner hochverrätherischen Aeußerungen peinlich befragt werden solle, zumal da der Minister Tscherkassky als Zeuge für die Wolinski, seiner Behauptung nach, untergeschobene Aeußerung über das Schicksal der Großfürstin Elisabeth auftrat. Schon vorher war der vor Jahren niedergeschlagene Proceß, den der Metropolit von Kasan gegen den Angeklagten erhoben hatte, neu entamirt und fortgeführt worden.

Das peinliche Verhör begann: Wolinski wiederholte, bevor er auf die Folter gespannt wurde, seine bisherigen Geständnisse über die Erpressungen in Kasan, über seine Absicht, durch den „General-Ueberblick" manche Umgestaltungen in der inneren Organisation zu bewirken, gestand nochmals zu, den Justus Lipsius gelesen und in der angegebenen Weise commentirt, endlich seinen Stammbaum mit dem kaiserlichen Wappen geschmückt zu haben, leugnete aber aufs Bestimmteste, Abschriften desselben vertheilt oder je irgend welche hochverrätherische Absichten verfolgt zu haben. „Chruschtschow, Jeropkin und Kubanez, Deine Vertrauten, haben das alles schon eingestanden", herrschte der Richter dem Unglücklichen zu. „Mögen sie mit mir confrontirt werden und mir gegenüber ihre Angaben wiederholen", war die Antwort.

Nicht die gewünschte Confrontation, sondern eine halbstündige Tortur war die Folge, die man Wolinskis Ansuchen gab. Der Tortur folgten 8 fürchterliche Knutenhiebe, die so wohlgezielt waren, daß der Unglückliche des Gebrauchs seines rechten Arms beraubt wurde und keines der folgenden Protokolle mehr zu unterschreiben im Stande war. Aber er blieb fest bei seinen bisherigen Angaben und ließ sich kein weiteres Geständniß abpressen.

Man schritt nunmehr zu nochmaliger Vernehmung der Mitangeklagten, dieselbe wurde aber auf sehr verschiedenartige Weise bewerkstelligt. Während man die mißliebigen Personen, wie Jeropkin, Eichler und Ssoimonow, aus dem Festungsgefängniß vorführte und abhörte, und den kranken Grafen Mussin-Puschkin, der nur Wolinskis „General-Ueberblick" gelesen und von der Eingabe desselben abgerathen haben wollte, zudem die Aeußerungen des Angeklagten über die Gefahr, die Birons Heirathspläne mit seinen Söhnen nach sich ziehen könnten, angehört hatte, ohne Rücksicht auf seinen Zustand in die Festung abführte, wurde Nowossilzow auf seine einfache Behauptung hin, das Memoire zwar gesehen, aber nicht durchgelesen zu haben, ohne

Weiteres freigelassen. Der Fürst Trubetzkoi sollte nach Wolinskis Angabe an der Lectüre des Justus Lipsius Theil genommen haben, auf Befehl der Kaiserin wurde jedoch der geheimen Kanzlei vorgeschrieben, dieser Angabe des Angeklagten nicht zu glauben, da der Fürst der Kaiserin gegenüber seine Unschuld betheuert habe. Das ganze Verhör des Ministers Tscherkassky (der, wie wir wissen, von Artemy Petrowitsch des Besitzes der Justus Lipsius bezichtigt und in Beziehung auf andere Beschuldigungen als Zeuge und Mitwisser genannt worden war) bestand in einer Unterredung mit der Kaiserin, fernere Nachforschungen bei dem Minister wurden untersagt.

Diese Verhöre versprachen keine erhebliche Ausbeute mehr, besonders seitdem Eichler und de la Suda ausgesagt hatten, Wolinski habe sie zwar dazu vermocht, seine Projecte durchzulesen und zu begutachten, befreundet seien sie aber niemals mit ihm gewesen, ihr Abhängigkeit von ihm, dem mächtigen Minister, habe sie nur dazu gezwungen, seinen Wünschen und Aufträgen nachzukommen, da sie sonst unfehlbar seinen Zorn auf sich geladen hätten.

Neplujew und Uschakow wußten wohl, daß ihnen ihre Opfer nicht entgehen könnten, sie waren von den Ergebnissen der Untersuchung über ihres Feindes hochverrätherische Pläne aber keineswegs befriedigt. Noch lag aber ein reichhaltiges Material von Klagen vor; die Untersuchungen über die Kasanischen Klagen, die Beschwerde des Akademie-Secretärs Tredjakowsky, die Denunciationen der entlassenen Stallmeister u. s. w. waren noch nicht geschlossen, zum Theil noch nicht eingeleitet. Diese wirklichen Verbrechen Wolinskis versprachen seinen Feinden aber keinen genügenden Erfolg, sie schienen ihnen wahrscheinlich zu geringfügig, der Hochverrath war es, auf den sie immer wieder zurückkommen wollten. Demgemäß erfolgte im Juni ein allerhöchster Befehl, „neue Untersuchungen nicht mehr einzuleiten oder fortzuführen, die entdeckten Verbrechen aber in einer umfassenden Darlegung zusammenzustellen und Ihrer Majestät zu unterlegen."

Bis zum 16. Juni wurde die aufgegebene „Darlegung und Zusammenstellung" beendet und der Kaiserin am 17. Juni zu Peterhof von Uschakow und Neplujew feierlich unterbreitet. Sie enthielt folgende „Verbrechen" Wolinskis:

1) Er habe eine „freche und betrügerische" Unterlegung (die Vertheidigungsschrift) Ihrer Majestät zu unterlegen sich unterstanden, in derselben ergebene Diener angeschwärzt und Ihre Majestät zu gefährlicher Kriegszeit zu beunruhigen sich unterfangen.

2) er habe die Unverletzlichkeit eines kaiserlichen Palais durch die Mißhandlung Tredjakowskys gebrochen.

3) Ihre Majestät durch den Vergleich mit einer Schilderung des Justus Lipsius auf das Abscheulichste beleidigt.

4) die gegenwärtige Regierung eine wahre Zeit von Godunows Regiment genannt.

5) in mehreren verbrecherischen Schriftstücken die frühere und die gegenwärtige Regierung des Reichs absichtlich entstellt und seinen Freunden solche Verleumdungen mitgetheilt, dieselben auch noch weiter verbreiten wollen.

6) sich in einem anonymen Vorwort zu einem solchen Memoire an die Leser und an den Staat gewandt.

7) ein Project über Verminderung des Bestandes der Armee abgefaßt.

8) seinen Freunden gegenüber verbrecherische Reden in Bezug auf die Vermählung und die etwanigen Freier der Prinzessin Anna geführt.

9) versucht unter die Glieder der kaiserlichen Familie Zwietracht zu säen.

10) sich der kaiserlichen Familie zuzuzählen gewagt und seine Ahnentafel mit dem Wappen derselben geziert.

10) den Gedanken ausgesprochen, seine Söhne könnten Erben des kaiserlichen Thrones werden.

Diese „Darlegung der Verbrechen" Wolinskis, zum Theil böswillige Auslegungen der Worte und Handlungen des Angeklagten, zum Theil juristisch unerwiesene Beschuldigungen enthaltend, gewann eine außerordentliche Wichtigkeit und wurde der Ausgangspunkt für den Fortgang und Abschluß des Hochverraths-Processes wider Wolinski und seine Unglücksgenossen. Zwei Tage nach Unterbreitung dieses Actenstücks, am 19. Juni 1740, trat auf allerhöchsten Befehl ein Comité zur Urtheilsfällung zusammen, an dessen Spitze der Feldmarschall Trubetzkoi stand und unter dessen Gliedern wir unerhörter Weise drei Personen finden, die in den Proceß mitverwickelt gewesen waren und gegen den Angeklagten gezeugt hatten: Nikita Trubetzkoi und den Minister Tscherkassky, die von Wolinski der Mitwissenschaft um den Besitz und die Lectüre des Justus Lipsius geziehen worden waren, und Nowossilzow, dem er seinen „General-Ueberblick" vorgelegt haben wollte.

Das Urtheil wurde mit einer unglaublichen Geschwindigkeit gefällt, ob es gleich nicht nur Wolinski und seine drei unschuldigen Kinder, sondern auch die angeblichen sechs Mitschuldigen des Hochverräthers treffen sollte; bereits am Tage nach der ersten Sitzung, am 20. Juni, wurde es gesprochen und durch den Assessor der geheimen Kanzlei, Michail

Chruschtschow, der wiederum als Secretär fungirte, sofort abgefaßt. Die Richter hatten sich einstimmig dafür ausgesprochen:

„daß dem Angeklagten Wolinski wegen seiner eidbrüchigen, empörerischen und verrätherischen Absichten und anderen verbrecherischen Handlungen die Zunge auszureißen und lebendig zu pfählen sei. Seine Mitschuldigen Chruschtschow, Mussin-Puschkin, Ssoimonow und Jeropkin sollten wegen ihrer Theilnahme an seinen verbrecherischen Schriften und Absichten geviertheilt und dann enthauptet, Eichler gerädert und enthauptet, de la Suda einfach enthauptet werden. Die Kinder sollten auf ewig nach Sibirien verschickt werden, weil ihr Vater sie als künftige Thronerben bezeichnet habe. Das sämmtliche Vermögen Wolinskis und der übrigen Verurtheilten endlich sollte confiscirt werden.“

Sieben und zwanzig der höchsten Staatsbeamten hatten das furchtbare Urtheil unterschrieben, unter ihnen die ersten russischen Namen. Kein Einziger hatte seine Stimme gegen eine Entscheidung erhoben, die man schon zwanzig Jahre später nur mit Entsetzen las und die heutzutage das Herz des rohsten Menschen mit Schauder erfüllt.

Nur die Kaiserin zauderte, die Blutsentenz zu unterzeichnen. Wenn sie auch weit davon entfernt war, die Gerechtigkeit des gesprochenen Urtheils in Zweifel zu ziehen, ihr Herz konnte es nicht über sich gewinnen, ihren Oberjägermeister und Minister, wie schwer er sich auch verschuldet haben mochte, einem martervollen Tode zu überantworten. Biron aber kannte kein Erbarmen. Er stellte der Monarchin noch ein Mal die Alternative, sein Todesurtheil oder das seines Feindes zu unterzeichnen — und jetzt war das Loos Wolinskis gefallen: mit Thränen in den Augen setzte die Kaiserin wenigstens die Milderung der Todesart für ihren früheren Minister, Jeropkin und Andreas Chruschtschow durch; an den übrigen Mitschuldigen sollte die Todesstrafe gar nicht zur Ausführung kommen, indessen publicirt werden.

Die kaiserliche Entscheidung wurde Wolinski an dem Tage ihrer Abfassung eröffnet; als besondere Gnade Ihrer Majestät wurde den sämmtlichen Verurtheilten verstattet, durch einen griechischen Geistlichen, Feodor, der Tröstungen der Religion theilhaft zu werden. Eichler, als Protestant, wurde durch einen Prediger seiner Confession zum Tode vorbereitet. Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich der Seele Wolinskis, sein phantastisches Gemüth wurde durch Erscheinungen seiner Einbildungskraft geängstigt. Als ihn der Priester nach tröstendem Zuspruch verlassen hatte, sagte Wolinski dem wachthabenden Officier, er habe die Nacht zuvor geträumt, in einer großen, aber finstern Kirche gewesen zu sein; da sei derselbe Priester Feodor, der ihn jetzt verlassen

und den er heute zum ersten Mal in seinem Leben gesehen, in demselben Gewande zu ihm getreten und habe ihm Licht versprochen. Bei der am 24. Juni stattgefundenen Beichte betete er das „Vater unser", sagte dabei aber seinem Beichtvater: „Wie soll ich beten: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! wie soll ich meinen Schuldigern vergeben, mir ist auch nicht vergeben! Nach einem kurzen Schweigen bedachte er sich eines Besseren und sagte: „Ich bin so sündig, daß ich zu beten pflegte: Herr gieb, daß ich meinen Schuldigern vergebe!"

Dumpfe Verzweiflung wechselte in der Seele des Unglücklichen mit frivolem Cynismus, der Ernst seiner Lage gewann die Ueberhand in seinem Herzen. Von dem Grafen Golowin sagte er nur: „In jener Welt will ich mit ihm rechten", Neplujew und Uschakow ließ er zu sich bitten, und bat sie, der Kaiserin seine Reue für das Verbrochene zu schildern und sich seiner Kinder anzunehmen. Die Heiligenbilder und ein goldenes Kreuz, das er ihnen vermachen wollte, sind übrigens nicht in ihre Hände gekommen.

Der Morgen des 27. Juni 1740 sah auf ein Blutgerüst, das in der Mitte des Heumarktes in St. Petersburg errichtet worden war, herab. Trommelschlag hatte den Bewohnern der Residenz Tags vorher die Kunde gebracht, daß die Hinrichtung und Bestrafung der Hochverräther in der Frühe des folgenden Morgens vor sich gehen solle. Um 8 Uhr bestieg Artemy Petrowitsch Wolinski das Schaffot; ihm wurde die rechte Hand und dann das Haupt abgeschlagen, gleich darauf fielen die Häupter seiner angeblichen Mitschuldigen Andreas Chruschtschow und Jeropkin. Ssoimonow und Eichler wurden mit der Knute, de la Suda mit der Plette gestraft. Das schrecklichste Loos traf den unglücklichen Grafen Mussin-Puschkin; während der Hinrichtung seiner Genossen lag er krank in der Festung. Uschakow und Neplujew erschienen bei ihm, eröffneten ihm das Todesurtheil, dann die Begnadigung und ließen ihm dann die Zunge ausreißen. Am 7. Juli desselben Jahres erließ die Kaiserin ein Manifest, das die Kunde von den Verbrechen und der Hinrichtung Wolinskis und seiner Freunde zur allgemeinen Kenntniß brachte.

Die Rache Birons ging über das Grab Wolinskis hinaus; der kleine Sohn des Hingerichteten wurde nach Sselenginsk in Sibirien verschickt und war auf Lebenszeit zum gemeinen Soldaten gemacht, die beiden Töchter Wolinskis, Anna und Marianne, in sibirische Klöster gesteckt.

Die schaurige Tragödie, die sich vor unseren Augen abgesponnen

hat, entbehrt nicht jeder Versöhnung. Schon im folgenden Jahre befahl die Regentin Anna, die unglücklichen Kinder Wolinskis dem Leben wiederzugeben, die Töchter des Klostergelübdes, den Sohn der Militärpflicht zu entbinden und die Geschwister in Moskau im Hause des Geheimraths Narüschkin erziehen zu lassen. Eichler, Ssoimonow und de la Suda wurden aus dem sibirischen Asyl zurückgerufen und auf freien Fuß gesetzt, der unglückliche Mussin-Puschkin wurde völlig rehabilitirt und ihm sein Vermögen zurückgegeben. Die glänzendste Genugthuung wurde aber allen Unglücksgenossen, freilich als sie längst begraben waren, durch den Befehl der Kaiserin Katharina II. zu Theil, die ihrem Sohn und ihren sämmtlichen Nachfolgern durch testamentarische Verfügung Folgendes vorschrieb:

„Meinem Sohn und allen meinen Nachkommen rathe ich und ermahne sie, den Proceß Wolinskis von Anfang bis zu Ende durchzulesen, auf daß sie hier ein Beispiel völliger Gesetzlosigkeit sehen und sich davor hüten mögen. Die Kaiserin hatte ihrem Cabinetsminister Artemy Wolinski aufgetragen, ein Project zur Reform der inneren Verwaltung des Reiches anzufertigen, welches er ihr denn auch überreichte; es war ihr anheimgestellt, das Brauchbare anzuwenden, das Unbrauchbare bei Seite zu lassen. Aber seine Feinde, denen sein Project mißfiel, zogen den Gedanken des Hochverraths gewissermaßen bei den Haaren herbei und bürdeten Wolinski die falsche Beschuldigung auf, als habe er sich kaiserliche Gewalt anmaßen wollen, wofür in der That nicht der geringste Beweis vorliegt. Man ersieht zugleich aus der Sache, wie wenig auf Geständnisse zu geben ist, die durch die Folter erpreßt sind, denn vor der Folter betheuerten alle diese Unglücklichen die Unschuld Wolinskis, aber auf der Folter sagten sie alles, was ihre Feinde wollten. Es ist sonderbar, wie das Menschengeschlecht darauf gekommen, den Worten eines Fieberkranken mehr Glauben zu schenken als denen eines Kaltblütigen. Wer auf der Folter ist, ist ein Fieberkranker und weiß nicht was er spricht. Und so stelle ich es der Erwägung jedes halbwegs vernünftigen Menschen anheim, ob man den Geständnissen auf der Folter Glauben schenken und sich auf dieselben mit gutem Gewissen verlassen könne. Wolinski war ein stolzer und hochfahrender Mann, aber kein Verräther, sondern im Gegentheil ein guter und eifriger Patriot und Eiferer für nützliche Reformen in seinem Vaterlande. So hat er denn, ein Schuldloser, die Todesstrafe erlitten. Und hätte er auch wirklich die anstößigen Aeußerungen über die Kaiserin Anna gemacht, von denen in den Acten die Rede ist, so wäre sie, als eine züchtige Herrin, immer in der Lage gewesen, zu beweisen, wie man

solche geringfügige Dinge in ihr Nichts auflösen müsse, die ihr nicht einen Zoll von ihrer Größe nehmen und ihre persönlichen Eigenschaften nicht im mindesten verringern konnten. Jedem Monarchen stehen unzählige gelinde Mittel zu Gebote, seine Unterthanen in der Ehrerbietung für sich zu erhalten. Hätte Wolinski zu meiner Zeit gelebt und ich hätte in ihm Fähigkeit zu Staatsgeschäften und einige Unehrerbietigkeit gegen mich entdeckt, so hätte ich mich auf jede für ihn nicht verletzende Weise bemüht, ihn auf den Weg der Wahrheit zu leiten; hätte ich aber erkannt, daß er für die Geschäfte untauglich sei, so würde ich ihm gesagt haben, ohne ihn zu kränken: „Sei glücklich und zufrieden, aber ich kann dich nicht brauchen." Immer trägt der Monarch die Schuld, wenn die Unterthanen gegen ihn erbittert sind. An diesem Maße möge sich jeder messen. Wenn aber Einer von Euch, meine theuren Nachkommen, diese Lehren liest und mit Mißachtung, so mag ihm in der Welt, zumal der russischen, mehr Glück gewünscht als prophezeit werden."

Katharina.

Ein polnischer Parteigänger aus den letzten Zeiten der Republik.

Die Memoiren des Bartholomäus Michailowski, herausgegeben von Rzewuski.

Die nachstehenden Beiträge zur Geschichte des Unterganges der königlichen Republik Polen sind zum größten Theil den Aufzeichnungen eines unbedeutenden polnischen Parteigängers entnommen, welche wenige Jahre vor dem Ausbruch des letzten Aufstandes zu Warschau durch den Historiker Rzewuski herausgegeben wurden und rasche Verbreitung fanden, weil sie den Leser in das Leben und Treiben des kleinen Adels einführten, der trotz der unseligen Rolle, welche er in der Geschichte der Selbstvernichtung Polens gespielt, historisch sehr viel weniger bekannt geworden war, als der hohe Magnatenadel. Die Naivität und Offenheit, mit welcher der Memoirenschreiber von dem sinnlosen Parteitreiben, in das er hineingezogen worden war, berichtet, giebt seinen Schilderungen ihren charakteristischen Werth und bezeichnet den damaligen Bildungsstandpunkt des niederen polnischen Adels in so prägnanter Weise, daß wir uns aller weiteren Ausführungen über denselben begeben und direct medias in res treten können.

Bartholomäus Michailowski, im Jahre 1733 geboren, gehörte einer adeligen, aber weder einflußreichen noch vermögenden Familie an. Von den Jesuiten erzogen, tritt er 17 Jahre alt, auf Wunsch seines Taufvaters, des k. k. Generals Szabilski, in die östreichische Armee ein, um den bald darauf entbrennenden siebenjährigen Krieg mitzumachen. Als junger Officier folgt er dem Gange der Ereignisse nur im Allgemeinen, hat er weder Zeit noch Gelegenheit zu eingehenden Schlachtschilderungen; bei Hohenfriedberg schwer verwundet, bringt er mehrere Monate im Hospital zu und gelingt es ihm endlich eine kaiserliche Unterstützung zu erlangen, die ihn in den Stand setzt, in den Bädern von Barège Heilung zu suchen. Die einmal gewonnene Unabhängigkeit

sucht der junge Invalide nach verschiedenen Seiten hin auszubeuten; zunächst geht er nach Frankreich: in Lüneville sucht er den früheren König von Polen, Stanislaus Lesczinski auf, der als Schwiegervater Ludwigs XV. einen Hof im Kleinen hält. In Straßburg lernt Michailowski den littauischen Truchseß (Stolnik) Stanislaus Poniatowski, späteren König Polens in der Zeit tiefsten Verfalls, kennen. Die Berührungen zwischen den beiden Landsleuten waren freundlicher, aber keineswegs sympathischer Natur. Poniatowski, ein bildschöner, höchst eleganter und feingebildeter Mann, dessen ganze Erscheinung darauf berechnet war, zu gewinnen, kommt aus Wien. Er hat sich Maria Theresia vorstellen lassen, weiß von Kaunitz und Metastasio zu erzählen, hat sich um die militärischen Angelegenheiten der östreichischen Monarchie aber wenig gekümmert und diese gerade nehmen vorzugsweise Michailowskis Interesse in Anspruch. Die bürgerliche Stellung der beiden jungen Männer ist eine ziemlich gleiche: in Poniatowski konnte Niemand — heißt es bei Michailowski — den künftigen König ahnen. Sein Vater war zwar ein Liebling Carls XII., ein tüchtiger Soldat und später Senator der Republik gewesen, seine Mutter eine Fürstin aus dem Hause der Czartoriski. Höher hinauf vermochte die Poniatowskische Familie aber keine berühmten oder hochgestellten Ahnen aufzuweisen. Auch das mütterlicherseits ererbte Vermögen der Poniatowskis war erst ein neuerlich erworbenes und spielten die Czartoriski neben den Familien der Lubomirski, Radziwill und Potocki eine blos secundäre Rolle.

Nachdem er einen Sommer in Paris zugebracht und in den Bädern von Barège die Heilung seiner Wunden gefunden, geht Michailowski nach Wien, um seinen Abschied aus der östreichischen Armee zu nehmen und dann in die Heimath zurückzukehren. In Warschau findet unser Held in dem Grafen Hohenthal, einem Neffen des Grafen Brühl, einen alten Bekannten und einflußreichen Freund. Er erzählt uns, wie Graf Brühl, der allmächtige Minister Augusts III., in Polen so lange ohne Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten geblieben war, als er nicht Mitglied des polnischen Adels geworden. Um diesen Zweck zu erreichen, verschmähte der berufene Minister nach Michailowkis Mittheilung es nicht, seine Nationalität auf erniedrigende Weise zu verleugnen. Er kaufte das einem armen polnischen Edelmann Brüchl gehörige Gut Wojcieszyna, indem er vorgab, mit diesem nahe verwandt zu sein und das Familiengut mittelst eines Erbvertrages erhalten zu haben. Fortan nannte der Liebling König Augusts sich nicht mehr Brühl, sondern Brüchl z Wojcieszyna. Seinen Zweck hatte der geschmeidige Mann aber erreicht, er wurde als polnischer Magnat zu den Berathungen

über die Angelegenheiten der Republik zugezogen und gelang es ihm in der Folge auch, seine vier Söhne mit Erbinnen aus den hervorragendsten polnischen Geschlechtern zu verheirathen.

Durch seine Verbindungen mit Hohenthal und Brühl in die Hofkreise gezogen, hatte Michailowski Gelegenheit, den König und das diesen umgebende Treiben kennen zu lernen. August III. war — den Angaben unseres Berichterstatters nach — ein wortkarger, verschlossener Herr, der es mit der Etiquette peinlich genau nahm und einen hohen Begriff von der Würde seines königlichen Amtes hatte. Eigentlich vertraut war der König mit Niemandem, selbst mit Brühl nicht, wenngleich er ihm in Staatsgeschäften ein unbedingtes Vertrauen erwies, seitdem der frühere königliche Günstling, Fürst Sulkowski, in Ungnade gefallen war. Im directen Gegensatz zur Leutseligkeit seines Vaters verschmähte August III. es, jemals der Gast seiner Unterthanen zu sein. Er erhob sich früh um 7 Uhr, hörte eine Messe und begab sich sodann in sein Cabinet, um Brühls Vorträge entgegenzunehmen. Nur sehr selten unterbrach der König seinen Minister, gewöhnlich hörte er schweigend den Berichten desselben zu, indem er sich damit beschäftigte, Papierfiguren auszuschneiden. Galt es eine Entscheidung zu treffen, so erfolgte dieselbe mit einer gewissen Selbstständigkeit, die häufig an Eigensinn grenzte. Um eilf Uhr pflegte August sein zweites Frühstück einzunehmen und sodann die Personen zu empfangen, die sich ihm vorstellen lassen wollten. Dem Mittagsmahl, das um halb drei im Schooße der königlichen Familie eingenommen wurde, ging eine zweistündige in Begleitung des dejourirenden Kammerherrn unternommene Spazierfahrt voraus. Während des Nachmittagskaffees ließ sich der König von seinen drei Hofnarren unterhalten, um später aus dem Fenster in die Scheibe zu schießen. Um sieben Uhr begann der aus polnischen Magnaten und dem diplomatischen Corps zusammengesetzte petit cercle sich zu versammeln; um zehn Uhr begab die königliche Familie sich bereits zur Ruhe.

Wenn es sich aus dieser Schilderung ziemlich unzweideutig ergiebt, daß Augusts III. Theilnahme an den Staatsgeschäften der beiden von ihm beherrschten Staaten eine nur sehr ungenügende sein konnte, so erschien der polnisch-sächsische Regent vielen seiner Zeitgenossen dennoch als ein Herrscher, der seine Stellung ausfüllte. Die beiden nächsten Nachbarn Polens, die Kaiserin Katharina von Rußland und Friedrich der Große, waren mit den Verhältnissen des Warschauer Hofes allerdings zu genau bekannt und von ihrem eigenen Herrscherberuf zu sehr durchdrungen, um eine dauernde Herrschaft der sächsischen Dynastie in

Polen für möglich zu halten, oder gar zu glauben, August III. sei der Mann, den morschen Staatsorganismus der Republik zu kräftigen. In Michailowskis Augen saß der sächsische Kurfürst aber fest und sicher auf seinem einzig durch die Gunst Katharinas und durch mehrfache Verwandtschaften mit einflußreichen Potentaten gestützten Thron. In der polnischen Aristokratie zählte der König wenigstens zeitweilig zahlreiche Anhänger. Nicht das Alter des Stammbaums, noch die Verdienste der Vorfahren, sondern einzig Vermögen und persönliches Ansehen entschieden in Polen darüber, ob man zur Aristokratie gehörte oder nicht. Die zur Zeit herrschenden Familien der Mniszek, Zamoiski, Malachowski, Potocki konnten sich alle keines hohen Alters rühmen, sie waren daher in der Zahl der Kronprätendenten niemals aufgetreten und dem regierenden König sämmtlich zugethan.

Zu den bedeutendsten Gegnern Augusts III. gehörte das Haus der Czartoriski, obgleich dessen Größe erst durch die Fürsten aus dem sächsischen Stamm begründet worden war. Wie erwähnt, war Poniatowskis Mutter eine Fürstin Czartoriski und müssen wir auf die Geschichte dieser Familie, die unter den beiden letzten polnischen Königen eine so verhängnißvolle Rolle zu spielen bestimmt war, zurückgehen.

Bis in die Zeit Augusts des Starken hinein, der den Großvater Stanislaus Poniatowskis, den Castellan von Wilna, zum Senator erhob, hatten die Czartoriskis, obgleich sie sich der Abstammung von Gedimin, dem Begründer Littauens rühmten, keine politisch bedeutende Rolle gespielt. Die drei Söhne des alten Senators erhielten, obgleich sie ziemlich unbegütert waren, eine sorgfältige, den niederen Ansprüchen ihrer Zeit nach sogar ausgezeichnete Erziehung. Ihre Schwester Constantia heirathete den durch seine Tapferkeit rühmlich bekannten, aber weder reichen noch vornehmen Castellan Poniatowski, der als Anhänger Lesczinskis und Carls XII. viele Jahre gegen das sächsische Kurhaus gefochten, sich aber endlich mit August II. ausgesöhnt hatte und von diesem großmüthig beschenkt worden war. Poniatowskis drei Schwäger, die Fürsten August, Florian und Michael Czartoriski erfreuten sich gleichfalls der königlichen Gunst in hohem Grade. Den ältesten Bruder Michael erhob der König zum littauischen Kanzler, den zweiten zum Bischof, den dritten, August, zum Commandeur des Ordens St. Johannis von Jerusalem. Dieser Letzte war eine durchweg ausgezeichnete Erscheinung, ein Mann, bei dem sich Schönheit, Geist und Bildung in seltener Weise vereinigt fanden. Aufgemuntert durch den König selbst, bewarb er sich um die Hand der reichsten Erbin der Republik, der Wittwe des littauischen Hetmans Dönhof. Der König hatte seine besonderen Zwecke

gehabt, als er seinen Günstling zu einer Bewerbung, die diesen zu einem der reichsten Magnaten der Republik machte, ermuthigte. Es war ihm darum zu thun gewesen, die Hand der schönen Wittwe nicht ihrem eifrigsten Bewerber, dem Fürsten Radziwill zu Theil werden zu lassen, dessen ausgedehnte Besitzungen durch die Erwerbung der Dönhofschen Güter fast zur Hälfte des Flächeninhalts des gesammten Königreichs angewachsen wären. Dem gewandten feingebildeten Johannisritter war es bald gelungen, seinen rohen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen. An die Stelle Radziwills trat aber ein neuer Bewerber, Potocki, Wojewode von Kiew, gleichfalls einer der reichsten Männer Polens und hochangesehen als vornehmer, verschwenderischer und eben darum populärer Magnat, der stets von einem ganzen Troß armer Edelleute, die in seinen Diensten standen, umgeben war. Die beiden Bewerber schienen den Gegensatz zwischen der jungen und der alten Generation des polnischen Adels in treffender Weise darzustellen. Potocki war ein polnischer Magnat nach dem alten Zuschnitt, der ausschließlich seine Muttersprache sprach und es verschmähte, eine andere Tracht als den nationalen Schnürrock zu tragen. Pracht und Verschwendung sollten den Mangel an Geschmack und Bildung verdecken. Czartoriski drückte sich im Salon selten anders als französisch aus, kleidete sich à la Louis XV. und war Kenner der Künste und Wissenschaften. Es konnte Potocki nicht entgehen, daß er einem solchen Rivalen gegenüber schweren Stand haben müsse, denn die vielumworbene Wittwe Dönhof hatte gleichfalls eine französische Erziehung genossen und stand ihrem ganzen Bildungsgange nach dem Fürsten August näher als dem rohen Wojewoden von Kiew. Dieser ließ kein Mittel unversucht, um seinen modischen Nebenbuhler lächerlich zu machen; er kleidete seine zahlreiche Dienerschaft in das französische Hofcostüm, das jener zu tragen pflegte. Um an den Tag zu legen, wie geringen Werth der Fürstentitel in den Augen eines Potocki habe, wußte der eifersüchtige Freier es dahin zu bringen, daß ein armer polnischer Fürst sein Haushofmeister wurde; und diesem kaufte er den Hubertusorden, den Czartoriski zu tragen pflegte. Alle diese Mittel, die Potocki unter den Augen der Dönhof versuchte und die er bei jeder Gelegenheit geltend machte, um seine Verachtung gegen den Parvenü in französischer Modetracht auszudrücken, verfehlten ihres Zweckes aber gänzlich; Czartoriski führte die Braut heim und wurde vom Könige sogleich nach seiner Hochzeit zum Wojewoden von Polnisch-Rußland*) ernannt. Kaum zu Macht und Einfluß gelangt, fiel August

*) Podolien und Galizien.

Czartoriski aber von der königlichen Partei ab und zur Zeit Augusts III. finden wir ihn und seine Familie bereits unter den erklärten Gegnern der sächsischen Hofpartei.

Dieser Hofpartei hatte sich unser Bartholomäus Michailowski inzwischen völlig angeschlossen, der König hatte ihn zum Kammerherrn ernannt und auf verschiedene Weise ausgezeichnet. Als treuer Anhänger seines Monarchen ist unser Berichterstatter ein entschiedener Gegner der Czartoriski, mit dem noch immer grollenden Potocki dagegen in freundschaftlicher Beziehung. Er besucht den mächtigen Wojewoden auf seinem Residenzschloß Kristinopol und berichtet uns von dem dortigen Leben und Treiben manchen charakteristischen Zug. Potocki spielt den beschäftigten Staats- und Geschäftsmann; jeden Morgen erscheint sein Secretär und liest ihm in Gegenwart sämmtlicher Gäste die eingelaufenen Briefe vor. „Wir müssen antworten", sagt Potocki mit lauter Stimme — „ich werde dictiren". „Hochverehrter werthgeschätzter Herr und Bruder!" Auf diesen deutlich gesprochenen Eingang folgt ein völlig unverständliches Gemurmel weniger unzusammenhängender Worte. Der erfahrene Secretär schreibt von sich aus das Erforderliche und liest es sodann vor. „Richtig, so habe ich es gemeint", fuhr der Wojewode dann regelmäßig fort — „schreiben Sie nun weiter: Meines hochverehrten vielgeliebten Herrn Bruders ergebenster Diener. So recht! jetzt werde ich unterschreiben!" Auf diese Weise besorgte Potocki seine ausgebreitete Correspondenz, indem derselbe Auftritt sich bei jedem einzelnen Briefe wiederholte und täglich den Gästen und Vasallen zum Besten gegeben wurde.

Längere Zeit hindurch hatten die Czartoriskis mit ihrer Opposition gegen das sächsische Königshaus ziemlich isolirt dagestanden, erst durch den Anschluß des Kanzlers Malachowski, der sich ihnen zuwandte, weil er sich mit einem bei Hofe hochangesehenen Mann, dem Kronmarschall Mniszek überworfen*), gewann ihre Coterie aber den Charakter einer politischen Partei. Bald brach der Hader zwischen den Anhängern der beiden Parteien in offene Fehde aus, die sich über sämmtliche Wojewodschaften der Republik verbreitete. Jede Partei wählte auf den Provinzial-Landtagen (Seimik) ihre Deputirten für den bevorstehenden Reichstag, ihre Beisitzer für die localen Tribunale, indem sie dieselben für die allein berechtigten erklärte. Statt zweier Deputirter wurden auf diese Weise in den meisten Wojewodschaften vier gewählt,

*) Den Grund des Hasses zwischen den beiden bisher befreundeten Magnaten hatte ein Proceß gegeben, den Mniszek durch des Kanzlers Einfluß in erster Instanz verloren.

denn keine Partei wollte der andern weichen. Selbstverständlich blieb es nicht bei gegenseitigen Demonstrationen, ein förmlicher Bürgerkrieg schien heraufbeschworen zu sein. Nach Michailowskis Meinung war die Furcht vor einem solchen und der mit ihm verbundenen Anarchie in der großen Mehrheit der Nation so stark ausgesprochen, daß es einem energischen Regenten wohl möglich gewesen wäre, die Zügel der Regierung fester zu fassen und eine starke einheitliche Staatsgewalt an die Stelle des Parteitreibens zu setzen, das unter dem Deckmantel einer freien Verfassung zum Unheil der Republik sein Wesen trieb. Nach Michailowski, dem, wie oben erwähnt, jede tiefer gehende politische Bildung fehlte, bestand das Programm der Czartoriskischen Partei einzig in dem Satz: des Vaterlandes Heil sei nur dann möglich, wenn ein „Piaste" die Zügel der Regierung ergriffe. Thatsächlich verfolgten die Czartoriskis einen sehr viel weiter gehenden Plan: der letzte Zweck ihrer politischen Bestrebungen ging darauf hin, die königliche Macht auf Unkosten der aristokratischen Oligarchie zu stärken. Die große Masse der politischen Freunde und Anhänger Czartoriskis hatte selbstverständlich keine Ahnung von den Zwecken ihres Führers, war ihre Anhänglichkeit doch lediglich durch Familienbeziehungen, Ehrgeiz oder Eigennutz bedingt — höchstens die nächste Umgebung des Fürsten war in seine Ansichten und Pläne eingeweiht. August Czartoriski und seine Brüder folgten in ihren Ansichten von der Nothwendigkeit einer Kräftigung der obersten Staatsgewalt einzig der Richtung ihrer Zeit. Ihnen, die in Frankreich ihre Bildung empfangen, war Ludwig XIV. das Ideal eines Monarchen, das auf dem gesammten europäischen Continent mustergiltig und unerreichbar dastand. Für keinen europäischen Staat des vorigen Jahrhunderts schien die absolute Staatsgewalt größere Vortheile zu versprechen als für Polen, wo es eigentlich gar keine Staatsgewalt gab und ein unbotmäßiger Adel den politischen Ideen einer Zeitrichtung reiche Nahrung gab, die in dem Feudalismus die principielle Verneinung der Staatsidee verfolgte. Es kann daher das Bestreben der Fürsten Czartoriski, eine Umgestaltung der Verfassungsverhältnisse Polens zu bewirken, nicht anders als ein patriotisches genannt werden. Immer mehr gewann ihre Partei an Einfluß, als auch der Erzbischof-Primas Wladislaus Lubenski mit der Hofpartei brach und sich ihnen und dem Kronkanzler mehr und mehr anschloß. Merkwürdig genug, auch der Primas war durch den König und die sächsische Partei zu Macht und Ansehen gelangt, auch er hatte sich gleich dem Kronkanzler Malachowski aus Feindschaft gegen den Marschall Mniszek den Czartoriskis und der Oppo-

sition gegen die herrschende Dynastie, die durch sie vertreten war, angeschlossen.

Michailowski war zum großen Theil Zeuge jener Parteikämpfe, die in großen und kleinen Kreisen bald durch die Waffe des Wortes, bald mit blankem Säbel ausgefochten wurden. Der König selbst befand sich in Dresden; Michailowski mußte mit Depeschen Mniszeks an den Monarchen dahin seinen Weg aus Warschau nehmen; er machte einen Theil der Reise mit diesem, der nach Piotrkow (Petrikau) reiste, um dort seinen Gegnern eine Wahlschlacht zu liefern. Nach Michailowskis Beschreibung sah die Stadt einem Feldlager ähnlich und wimmelte förmlich von bewaffneten Edelleuten beider Parteien, die durch Cocarden ihrer verschiedenen politischen Parteinahme Ausdruck gegeben hatten. Jede der beiden streitenden Parteien hatte einen Theil der Stadt besetzt und befestigt, wo die Gegner sich trafen, gab es Wunden und — Leichen. Das Resultat der Piotrkower Wahlschlacht war genau dasselbe, wie in den meisten übrigen Wojewodschaften der Republik, jede Partei wählte ihre eigenen Reichstagsboten, ihr eigenes Gerichtstribunal — wer mochte entscheiden, welches das legale war? Nach mehrtägigem Aufenthalt setzte Michailowski seine Reise nach Dresden weiter fort. In Wszowa (Fraustadt) traf er den Grafen Flemming, einen der reichsten Männer seiner Zeit, der, obgleich von Geburt Sachse und kaum der polnischen Sprache mächtig, sich dennoch eines bedeutenden Einflusses unter den Großen der Republik erfreute. Der Graf war Schwelger und Weichling von Profession und kannte außer der ängstlichen Sorge für seine Gesundheit kein anderes Interesse. Obgleich den Czartoriskis nahe verwandt, hatte er es als guter Diplomat und Hofmann doch verstanden, mit dem Könige und Brühl in gutem Vernehmen zu bleiben. Auf des letzteren Veranlassung war er nach Piotrkow geeilt, um Versuche zur Aussöhnung der hadernden Parteien zu unternehmen. Aber das bloße Geräusch von Waffen hatte den weichlichen Egoisten zurückgeschreckt; kaum an dem Ort seiner Bestimmung angelangt, hatte er sogleich umgewandt, um, wie er sagte, seine untergrabene Gesundheit in den Bädern Deutschlands wiederherzustellen. Um der Langeweile einer einsamen Reise zu entgehen, schlug er unserem Michailowski vor, die Reise nach Dresden gemeinschaftlich zu machen, was dieser gern annahm, da er Flemming als feinen, liebenswürdigen Gesellschafter kannte. „Dergleichen Händel — sagte Flemming seinem neuen Reisegefährten, als sie das unruhige Städtchen verlassen hatten — sind meiner Gesundheit höchst nachtheilig. Herr Jesus! ich bin ein friedliebender Mann, habe mich nie auch nur mit

einem meiner Nachbarn gezankt — ich suche es Jedermann recht zu machen."

In Dresden angelangt, stellte Michailowski sich sogleich dem Könige vor und übergab die Briefe des Kronmarschalls. Der König hörte den Schilderungen, die sein Kammerherr von den Wahlkämpfen und Händeln in Piotrkow entwarf, mit gespanntestem Interesse zu und sagte bei der Erwähnung Flemmings und dessen eiliger Entfernung aus Polen lächelnd: „Ding ding (nach Michailowskis Bericht die Lieblingsredensart Augusts) — der Flemming ist ein echter Sachse, er liebt wie ich Ruhe und Frieden."

Flemming war hocherfreut, als Michailowski ihm Abends die Mittheilung über diese „gnädige Aeußerung Sr. Majestät" machen konnte. Er fand sich sogleich am folgenden Tage zum Empfang bei Hof ein und wurde ihm auch „gnädigste Aufnahme" seitens des Königs zu Theil. An demselben Tage fungirte Michailowski in seiner Eigenschaft als dienstthuender Kammerherr bei Hofe und befand sich bis in die Nacht hinein in der unmittelbaren Umgebung des Königs, in dessen Vorzimmer er auch die Nacht über zubringen mußte. August III. war den ganzen Tag über in der besten Stimmung. Bei Tische speiste er inmitten seiner zahlreichen Familie und war gegen seine sonstige Gewohnheit munter und gesprächig; in neckischem Ton sagte er seiner jüngsten, unverheiratheten Tochter, der Prinzessin Kunigunde, er werde sie mit dem Könige Theodor I. von Corsika (Baron Neuhof) vermählen.

Abends war bei Hof Gesellschaft und fiel es auf, daß der König sich schon um neun Uhr in sein Gemach zurückzog, ob er gleich heiter und aufgeräumt gewesen war. Nach der Abendmesse begann August III. sich in Gegenwart Michailowskis und anderer Hofleute zu entkleiden. Plötzlich wurde er nachdenklich, setzte sich in seinen Lehnstuhl und saß, den Kopf in die Hand gestützt, ungefähr eine Viertelstunde regungslos da; dann fuhr er heftig auf, näherte sich seinem Bett und fiel der Länge nach auf einen Diwan nieder. Als die bestürzte Umgebung hinzutrat, hatte der König bereits die Besinnung verloren. Den Bemühungen der herbeigerufenen Aerzte gelang es nur für einen Augenblick, ihn zum Bewußtsein zu bringen; noch ein Mal rief er aus: „Ding, ding — ach mein Gott!" dann begann der Todeskampf. Der herbeigeeilte königliche Beichtvater gab seinem sterbenden Herrn noch die letzte Oelung und ließ ihm die Absolution zu Theil werden — um halb 3 Uhr Nachts war der König verschieden.

Schon bei Lebzeiten des Königs galt es für ausgemacht, daß der kränkliche und schwache Kurprinz August wenig Aussichten habe die

polnische Krone seines Vaters zu erben, selbst die ergebensten Anhänger der sächsischen Dynastie waren darauf vorbereitet, bei Augusts Ableben alle Wirren einer neuen Königswahl heraufbeschworen zu sehen, waren sie auch entschlossen mit der Candidatur des Kurprinzen einen Versuch zu machen. Die große Majorität der Nation hielt es für nothwendig, irgend einen bereits regierenden Fürsten auf den Thron der Piasten zu berufen. „Die Erfahrung — heißt es bei Michailowski — hatte die Nation davon überzeugt, daß sie eines Regenten bedürfe, der außer der polnischen Krone noch Herr einer Erbmonarchie war, die ihn in den Stand setzte, jeder Zeit über eine bewaffnete Macht zu gebieten. Ein polnisches Heer aufzubieten, war mit unzähligen Schwierigkeiten verbunden, da es hierzu verfassungsmäßig der Zustimmung mehrerer hundert Personen bedurfte, von denen jede ihre eignen Ansichten und Wünsche hatte und jede eine entscheidende Stimme abgab."

Mit dem Bekanntwerden des Todes Augusts III. stellten nach altem Brauch alle polnischen Gerichtsbehörden ihre Thätigkeit ein, und traten an ihre Stelle „interimistische Gerichtshöfe" — der herrschenden Anschauung nach handelten die Tribunale der Republik nur in königlicher Vollmacht und erlosch diese mit dem Ableben des Monarchen. Die executive Gewalt lag in den Händen des Primas Lubenski, der dieselbe im Einverständniß mit dem Kanzler und den Czartoriskis, deren Interessen er lebhaft unterstützte, verwaltete; allenthalben errang die bisher in der Minorität gewesene Czartoriskische Partei nunmehr Vortheile und wurde es dadurch möglich, daß die Wahlen zu dem jetzt einberufenen Reichstage, der den neuen König zu wählen bestimmt war, zum größten Theil in ihrem Sinn ausfielen.

Michailowski hatte bald nach des Königs Tode Dresden verlassen und sich nach Wien gewandt, wo er verschiedene einflußreiche Landsleute, wie Potocki, Plater, Joseph Radziwill u. A. vorfand, die es gleich ihm vorgezogen hatten, den Wirren der heimischen Parteikämpfe zu entgehen — ein Brief seines Bruders rief ihn indeß bald in das Vaterland zurück. War die peinliche Kunde von dem Siege der Czartoriskischen Partei und von der Verbannung seines Gönners Radziwill auch nicht geeignet, ihm die Heimkehr zu erleichtern, so bewog doch ein anderer Umstand unseren Michailowski zu schleunigem Aufbruch: der Starost von Rosow war gestorben und dessen, schon in früherer Zeit Michailowski versprochene Starostei ad interim von einem Anderen in Besitz genommen worden. „Unordnungen brauchst Du nicht zu fürchten, hatte der Bruder hinzugefügt, denn die gesammte Ukraine

(zu der die genannte Starostei gehörte) ist von den Truppen der Kaiserin Catharina besetzt.

Ueber die Beschreibungen, die Michailowski uns von seiner Reise entwirft, können wir flüchtig hinweggehen. Er schildert die Zustände der Ukraine in jener Zeit und giebt ein Bild der fast ausschließlich von Juden bewohnten Stadt Berditschew, in der sich die Handelsbeziehungen des ganzen ausgedehnten Landstrichs concentrirten. In kleinen schmutzigen Läden und Scheunen lagen Waaren von unermeßlichem Werth aufgehäuft, die von ihren Eigenthümern sorgfältig den Augen des kriegerischen Gesindels, das hier sein Wesen trieb, entzogen wurden. Die Juden standen in engster Gemeinschaft unter einander, und bestand eine Art Assecuranz unter ihnen, vermöge welcher die Gemeinde sich verpflichtete, die Verluste, die den Einzelnen betrafen, zu decken; mit dem benachbarten Adel wußten die gewandten Handelsleute ein gutes Vernehmen zu erhalten. Michailowski wohnte während der Zeit seines Aufenthalts zu Berditschew in einem reichen Karmeliter-Kloster, das eine eigene Druckerei, verschiedene Fabriken, ein Convict und zum Schutz seiner Reichthümer eine aus zweihundert Soldaten bestehende Garnison unterhielt. Nach kurzem Aufenthalt ging Michailowski nach Shitomir und erfuhr hier von einem Advocaten, daß ein Neffe des früheren Starosten dessen einstweiliger Nachfolger geworden und als Anhänger der herrschenden Partei vor der Hand unangreifbar sei. Auf den Rath einiger Freunde wandte Michailowski sich nunmehr an den Befehlshaber der russischen Occupations-Truppen, den Fürsten Repnin, in dessen Händen sich augenblicklich alle Macht befand. Der Canzlei-Director des Fürsten, Solomka, verschaffte dem Bittsteller eine Audienz und wurde Michailowski durch den dejourirenden General, einem Herrn von Vietinghof, vorgestellt. An der Uniform und dem Ordenskreuz, das Michailowski trug, erkannte der russische Oberbefehlshaber, der auf unseren Berichterstatter durch seine vornehme und dabei leutselige Erscheinung einen höchst angenehmen Eindruck machte, sogleich den östreichischen Officier, behandelte ihn mit Auszeichnung und fragte ihn, welcher politischen Partei er angehöre. Michailowski gab eine ausweichende Antwort, ließ aber durchblicken, daß er dem sächsischen Kurhause durch mannigfache genossene Wohlthaten verpflichtet sei. Zu seinem Erstaunen erfuhr er aber aus dem Munde Repnins, daß der junge Kurfürst gestorben sei, von einer sächsischen Candidatur also füglich nicht die Rede sein könne: „die beiden feindlichen Parteien müssen sich nunmehr vereinigen, fuhr der Fürst fort, und gemeinsam einen Piasten, Blut von ihrem Blut und Bein von ihrem Bein, zum König wählen."

Nachdem Michailowski sein Gesuch vorgebracht hatte, wurde er mit einer Einladung zum Mittagessen, „das das Fernere ergeben würde," entlassen. Er ermangelte nicht, der empfangenen Einladung zu folgen und fand eine aus dreißig Personen bestehende Tischgesellschaft vor, bei der Alles nach französischem Schnitt zuging. Nach einigen einleitenden Gesprächen allgemeinen Inhalts wandte Repnin sich mit der Frage an Michailowski, ob ihm der Stolnik Poniatowski bekannt sei.

„Ich habe ihn in Straßburg und Luneville in der Umgebung des Königs Stanislaus Lesczinski als einen gebildeten, umgänglichen Mann kennen gelernt," war die Antwort.

„Das freut mich aufrichtig. Ich habe ihn in Petersburg, wo er längere Zeit als Gesandter Ihrer Republik lebte, kennen und schätzen gelernt. Er hat sich dort allgemeine Anerkennung erworben und ich würde Ihrer Nation wahrhaft Glück wünschen, wenn sie ihn zu ihrem Könige wählte. Halten Sie das für möglich?"

„Das liegt völlig in den Händen Ihrer Allergnädigsten Kaiserin; seit dem Tode des Kurfürsten möchte sich ihrem Willen kaum mehr Jemand widersetzen."

„Meine Monarchin wünscht nur, daß die Wahl auf keinen fremden Fürsten falle, und das ist bereits durch den Beschluß der General-Conföderation festgesetzt worden. Im Uebrigen will die Kaiserin Ihnen Niemanden zum König aufdrängen, sie will im Gegentheil eine völlig freie Wahl. Ich habe Sie nur fragen wollen, ob Poniatowski, wenn er mit seiner Candidatur aufträte, auf Ihre Stimme rechnen dürfte?"

„Ich meines Theils, Durchlaucht, hätte nichts dawider. Nur zweifle ich, daß eine Stimmenmehrheit zu Gunsten des Stolniks erzielt werden kann und halte seine Candidatur für hoffnungslos."

„Und warum?"

„Ew. Durchlaucht wissen, wie bei uns alle Macht in den Händen der Magnaten liegt. Es giebt unter ihnen mehrere, die über ganze Palatinate fast unumschränkt zu verfügen haben. Zwar sind sie bereit, die Oberherrschaft irgend eines Fürsten aus königlichem Blut über sich anzuerkennen, sie werden sich aber, wie ich glaube, niemals dazu verstehen, einen ihres Gleichen oder gar einen niedriger Stehenden als Herrscher anzuerkennen. Die persönlichen Vorzüge des Stolnik Poniatowski werden gewiß von Jedermann anerkannt; er kann sich aber weder in Hinsicht auf Vermögen noch durch vornehme Geburt oder zahlreichen Anhang mit den „ersten Leuten" vergleichen, die ihn immer für einen Parvenu halten werden. Hat es doch ein Mann wie der Fürst Kanzler, (Michael Czartoriski, der älteste Oheim Poniatowskis)

der durch seinen glänzenden Geist und die glückliche Partie, die sein Bruder geschlossen, au niveau mit den übrigen Magnaten steht, bei Lebzeiten des seligen Königs hinnehmen müssen, daß der junge Fürst Carl Radziwill seinem Bruder, dem Wojewoden von Rußland, vorwarf, er lebe nicht von seinem väterlichen, sondern vom mütterlichen Vermögen, und hat dieser doch solchen Vorwurf hinnehmen müssen, weil die Zuschauer dieses Auftritts Radziwills Ansicht theilten; wie wäre es unter solchen Umständen anzunehmen, daß Leute ähnlichen Schlages sich vor einem Mann wie Poniatowski beugen sollten."

Repnin, dem die Wendung, welche das Gespräch genommen, unangenehm zu sein schien, brach ab, und bald darauf wurde die Tafel gehoben.

Michailowski erhielt noch verschiedene Einladungen zum Fürsten und wurde schließlich mit einem Schreiben an den Commandirenden zu Shitomir entlassen, in welchem dieser den Befehl erhielt, dem Ueberbringer zur Erlangung der ihm zustehenden Starostei behilflich zu sein. Bei der Abschiedsaudienz kam Repnin wieder auf die Königswahl zurück und sagte unserem Berichterstatter unter Anderem: „Sie haben es für zweifelhaft gehalten, daß Poniatowski in Polen herrschen könne, weil Ihre Magnaten sich Ihrer Ansicht nach nicht dazu verstehen könnten, einem Manne zu gehorchen, der unter ihnen steht. Auch ich glaube Polen zu kennen, theile aber Ihre Ansicht nicht. Wenn der polnische Magnat sich schon Ihrer eigenen Meinung nach leichter einem Fremden als einem Landsmann unterordnet, so glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, er werde lieber einen armen Edelmann zum Könige machen als einen mit ihm rivalisirenden Standesgenossen. Im Uebrigen wiederhole ich nochmals, die Kaiserin will die Freiheit Ihrer Wahl in keiner Weise beeinträchtigt wissen; ob Ihre Majestät gleich die Wahl Poniatowskis, den sie kennt und schätzt, für höchst wünschenswerth erachtet, so hat sie doch befohlen, daß das der allgemeinen Sicherheit wegen in Warschau aufgestellte Armeecorps, Wola*) nicht berühre; es ist der Wille Ihrer Majestät, daß der Wahlact auf ruhigem und gesetzmäßigem Wege vor sich gehe. Da es indessen feststeht, daß nur ein Piaste König werden darf, so können, wenn Poniatowski nicht durchdringen sollte, nur August Czartoriski oder sein Sohn Adam, der General von Podolien, gewählt werden, da von den übrigen Magnaten keiner an eine Candidatur denkt. Uns kann das gleichgiltig sein; in

*) Wola ist ein bei Warschau belegener Ort, auf welchem seit dem Jahre 157 die Wahlen der polnischen Könige vorgenommen wurden.

Ihrem Interesse rathe ich aber zu Poniatowski, denn der polnische Adel wird mit diesem leichter als mit einem Andern auskommen; da die Stimme jedes einzelnen Edelmannes bei der Königswahl von Bedeutung ist, so rechne ich darauf, daß Sie Ihre Stimme lieber einem Bekannten als einem Fremden oder Halbfremden geben werden."

Michailowski, der später durch Repnins Empfehlungsbrief unterstützt die Rosowsche Starostei wirklich zum Besitz erhielt, ermangelte nicht seinem Protector zu versichern, daß er, da der Kurfürst von Sachsen gestorben, einzig dem Stolnik von Littauen seine Stimme geben werde; wie es bei Männern, deren politische Richtung nicht Resultat einer bestimmten ethischen Anschauung ist, gewöhnlich zu geschehen pflegt, ließ Michailowski, ohne eigentlich käuflich zu sein, die Verhältnisse auf sich wirken und gestaltete, je nachdem diese ihm freundlich oder feindlich gegenüberstanden, seine Ansichten nach seiner persönlichen Lebensstellung, glaubte aber, eben weil er unbewußt zu Werke ging, ein überzeugungstreuer Patriot zu sein. Davon, daß der politische Standpunkt nur das Resultat der sittlichen Stellung zum Leben sein könne, war zu jener Zeit und in jenem Lande, in dem man nicht Principien, sondern Instincten zu folgen gewohnt war, natürlich nicht die Rede. Jene Stufe der Halbcultur, die für Zeit und Ort unserer Skizze charakteristisch ist, war nach der politischen Seite ebenso gefährlich wie nach der sittlich-socialen. Den Eingebungen jener natürlichen Sittlichkeit, die bei allen culturfähigen Völkern in ihrem Kindesalter unleugbar, wenn auch häufig und besonders im „philosophischen Jahrhundert" überschätzt, vorkommt, hatte man zu gehorchen aufgehört, von der Cultur hatte man nur eine jesuitische Sophistik gelernt, die für die höchste Weisheit in staatlichen wie socialen Fragen galt.

Ehe wir Michailowskis ferneren Geschicken und seiner Betheiligung an der letzten polnischen Königswahl folgen, müssen wir uns in Kürze einer zweiten, denselben Zeitabschnitt behandelnden Schrift, den von dem Russen Karnowitsch mitgetheilten Bildern altpolnischen Lebens zuwenden, um einige Lücken in der Michailowskischen Darstellung zu ergänzen. Auf Grund handschriftlicher Quellen veröffentlichte der genannte Autor, drei culturgeschichtlich merkwürdige Skizzen aus dem Leben und Treiben der verschiedenen Classen der polnischen Gesellschaft, welche — weil vor dem Aufstande von 1863 geschrieben — als unparteiische Zeugnisse für den damaligen Zustand des unglücklichen Landes gelten müssen. Die zweite dieser Skizzen entwirft in flüchtigen, aber charakteristischen Zügen ein Lebensbild Poniatowskis, das wir mit um so größerer Zuversicht herbeiziehen können, als es in seinen Grundzügen

mit unseres bisherigen Berichterstatters Beobachtungen übereinstimmt, nur daß Michailowski es unterlassen hat, uns mit den Geschicken Poniatowskis seit dem Zusammentreffen in Luneville bekannt zu machen. Nach kurzem Aufenthalt in der Umgebung Lesczinskis war der „Stolnik" nach Paris und später nach London gegangen, um seine weltmännische Ausbildung zu vollenden. In Paris hatte Poniatowski die Freuden der eleganten Welt mit einem Aufenthalt im Schuldthurm bezahlen müssen, aus dem der schöne Pole nur durch den Einfluß vornehmer Gönnerinnen, deren Herzen er gewonnen, befreit worden war. Im Jahre 1756 war er nach London gegangen und hatte sich dort den Ruhm erworben, allen Heldinnen der Salons gleich gefährlich gewesen zu sein. Nach Polen zurückgekehrt, erwarb er sich durch seine Schönheit, seine feine Bildung und diplomatische Geschmeidigkeit eine so allgemeine Anerkennung, daß er schon im folgenden Jahre (1757) als Gesandter der Republik nach Petersburg geschickt wurde; seine Annäherung an den Kanzler Bestuschew, die Gunst Katharinas und das Zusammenwirken anderer Umstände zwangen den Grafen Brühl zwar, Poniatowski vom Petersburger Hof abzuberufen, aber bald nach Katharinas Thronbesteigung wurde er zum zweiten Mal der Vertreter Polens am russischen Hof. Fast unmittelbar nach dem Tode König Augusts berief die Kaiserin ihn zum dritten Mal an ihren Hof und überraschte den Günstling des Glücks und der Frauen mit der Mittheilung, sie habe ihn zum Könige von Polen und Littauen ausersehen. Das Einrücken eines Armeecorps unter Repnin und das gleichzeitige Erscheinen von 40,000 Preußen gab dem Willen der Kaiserin Nachdruck und entschied zu Poniatowskis Gunsten.

Unterdessen hatte, wie wir oben gesehen, die Czartoriskische Partei, der Poniatowski durch die Bande nächster Blutsverwandtschaft und gemeinsamer Interessen angehörte, in der Republik die Oberhand gewonnen. Die allgemeine Beliebtheit, deren Stanislaus sich erfreute, schaffte ihm in kurzer Zeit eine Menge Freunde, stand er doch besonders „bei der Jugend und den Frauen" obenan. Die polnische Jugend sah in ihm den Vertreter der französischen Bildung und Staatsweisheit, von der sie das alleinige Heil für die decentralisirte Republik erwartete; sie übersah dabei, daß es bei der Rettung des Vaterlandes ebenso darauf ankomme, einen Mann von geistigem Verständniß für die politische Lage der Republik zu finden, als einen sittlich-festen Charakter auszuersehen, der das Gewollte consequent und energisch durchzuführen verstand — und ein solcher Charakter war Poniatowski nicht; er war mehr Diplomat als Staatsmann, verstand es mehr den Mittelpunkt

eines glänzenden Hofstaats abzugeben, als im Cabinet oder unter den Wirren eines rebellischen Reichstags die Autorität des Herrschers zu wahren. Ihm fehlte jene selbstverleugnende Hingebung an die als richtig erkannte Idee, die allein den wahren Staatsmann, den großen Menschen macht.

Bei seiner Rückkehr aus Petersburg nach Warschau mußte Poniatowski unangenehm davon berührt werden, daß all die persönlichen Sympathien, die er sich zu gewinnen gewußt, durch das unliebenswürdige, hochfahrende und intrigante Wesen seiner Mutter, einer Fürstin Czartoriski, und seiner Brüder gefährdet worden war. Constantia Poniatowska galt allgemein für eine hochmüthige Intrigantin und hieß in der Warschauer Gesellschaft nur „die Hagelwolke;" ihre Söhne führten ein mehr als lockeres Leben, lagen mit ihren Gläubigern im beständigen Kriege und waren öfter hinter den Coulissen der Oper als in der guten Gesellschaft zu finden; ungestraft trieben sie mit der Zügellosigkeit hochgestellter Roués ihr wüstes, allerdings im Geiste der Zeit liegendes Wesen. Die allgemeine Abneigung gegen Frau Constantia und ihre Söhne war zudem noch durch einen allbekannten Vorfall gesteigert worden: auf einem Ball bei dem Wojewoden von Sandomir, Marschall Belinski, wurde die allgemeine Lust durch einen heftigen, aus geringfügiger Ursache entstandenen Auftritt zwischen einem Magnaten, Tarlo und Casimir Poniatowski, Stanislaus' ältestem Bruder, unterbrochen. Poniatowski forderte seinen Gegner und einige Tage später standen die beiden Gegner, umgeben von ihren bewaffneten Freunden, Verwandten und Clienten, sich in der Nähe Warschaus gegenüber; es schien nicht außer dem Bereich des Möglichen zu liegen, daß aus dem Zweikampf eine Schlacht erwüchse! Halb Warschau war an den Marimontschen Schlagbaum, in dessen Nähe der Wahlplatz lag, geströmt: Weiber hatten ihre Kinder, Männer ihre Beschäftigungen, Schüler ihre Schulbänke verlassen, um dem interessanten Schauspiele zuzusehen. Dem Aergerniß zu steuern hatte die Geistlichkeit erklärt, sie werde den Zuschauern des Duells die Kirche verbieten, aber ihre Drohung war ohne die gewünschte Wirkung geblieben. Tarlo, der allgemeine Liebling Warschaus, fiel; wie man sich zuraunte, war er auf illoyale Weise getödtet worden. Der Haß, den Casimir Poniatowski sich durch diesen Ausgang des Duells zugezogen, wurde durch den Zweifel an der Ritterlichkeit seines Kampfes gesteigert und fast in Verachtung verwandelt.

Stanislaus' Erscheinen in Warschau gelang es indessen bald, die Erinnerung an diesen durch die Zeit bereits abgeblaßten Vorfall zu verwischen. Ein bedeutsames Hinderniß galt es jedoch noch zu über-

steigen: in der Czartoriskischen Partei war man keineswegs darüber einig, Poniatowskis Candidatur zu unterstützen. Ein gefährlicher Mitbewerber, gegen den Poniatowski nicht einmal offen auftreten durfte, war ihm in seinem Vetter Adam Czartoriski, dem Sohn des eigentlichen Parteihaupts, des Fürsten August und der Dönhof, erwachsen. Als Michailowski seinen Freunden und Verwandten gegenüber der von Repnin empfohlenen Candidatur des „littauischen Stolnik“ Erwähnung that, wurde ihm mit Achselzucken und völlig abweisend geantwortet. Die Sicherheit aber, mit der der junge Czartoriski auf die Realisirung seiner stolzen Pläne rechnete, wurde diesem zum Verderben, sie entfremdete ihm die Protection des Generals Benz, der als Gesandter Friedrichs des Großen von bedeutendem Einfluß war und ihn anfangs unterstützt hatte. Der gekränkte Diplomat rieth seinem Herrscher, mit der russischen Regierung Hand in Hand zu gehen und unterstützte von Stund an die Candidatur Poniatowskis.

Inzwischen hatte der gesammte hohe und niedere Adel sich in Warschau versammelt; am Wahltage gab Lubenski, der Erzbischof und Fürst-Primas, den Würdenträgern der Republik, den Magnaten und dem gesammten diplomatischen Corps ein Gala-Diner in der „Szopa“ dem bei Wola gelegenen Pavillon, in welchem sich während des eigentlichen Wahlacts die Senatoren versammelten), bei welchem selbstverständlich auch Stanislaus erschienen war. Alle Geladenen hatten sich bereits versammelt, nur der Gesandte Preußens fehlte noch. Schon begann man über das lange Ausbleiben desselben zu murren, als Benz mit einem Paquet in der Hand hastig eintrat und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er entschuldigte sein Zögern mit dem plötzlichen Eintreffen eines Cabinets-Couriers aus Berlin, der ihm die Insignien des schwarzen Adlerordens zur Uebergabe an den Stolnik Poniatowski mitgebracht. „Mein allergnädigster Monarch“ wandte Benz sich an den erstaunten Stanislaus „hat mir befohlen, Ihnen den Orden als Zeichen seiner Hochachtung, Huld und Freundschaft zu überreichen und Ihnen auszudrücken, wie innig er es wünsche, Sie als seinen Bruder begrüßen zu können. Im Namen Sr. Majestät ersuche ich gleichzeitig den hochwürdigen Fürsten-Primas, den Herrn Stolnik in die Listen der Candidaten einzutragen.“

Der Eindruck, den diese Worte machten, wurde noch durch die Zustimmung des russischen Gesandten erhöht. Niemand war auf einen solchen Ausgang gefaßt gewesen und Alles stand noch in sprachlosem Erstaunen da, als der Primas mit sichtlicher Erregung das Wort nahm:

„Ich war Willens gewesen“ sagte er, „die Candidatur des

Generals von Podolien (Adam Czartoriski) zu proclamiren. Nunmehr sehe ich mich genöthigt, auch die seines edlen Vetters auszusprechen. Erlaubt, meine Herren, daß die Vettern sich zuvor unter einander berathen."

Czartoriski unterbrach ihn lebhaft: „Hochwürdiger Primas, das ist nicht nöthig. Ich bin gern bereit, meine Candidatur gegenüber meinem Vetter aufzugeben und meine Stimme mit der seiner Freunde und Anhänger zu vereinigen. Ich werde mich glücklich schätzen, meinen Freund und Verwandten König nennen zu dürfen, denn ich bin davon überzeugt, daß das Vaterland keinen besseren und aufgeklärteren Herrscher finden kann."

Die Entschlossenheit, mit der der junge Fürst diese Worte sprach, steigerte das Erstaunen der Anwesenden auf das Aeußerste, die nicht wußten, ob sie diese Entsagung Adam Czartoriskis auf Rechnung seiner Großmuth oder seiner Ueberraschung setzen sollten. Genug, dieses eine Wort entschied das Schicksal des Tages, denn nunmehr stimmte die gesammte Czartoriskische Partei für Stanislaus.

Zur Stunde der Wahl erschien der Primas Lubenski in seinem reichvergoldeten Wagen, umgeben von einer glänzenden Suite, auf der Ebene von Wola. Nach altpolnischem Brauch hätte er eigentlich hoch zu Roß erscheinen müssen. Dem Greise, der nicht mehr im Stande war ein Pferd zu besteigen, sah man es nach, daß er von der Väter Sitte abgewichen.

Vor der „Szopa" wurde der Primas von den Senatoren der beiden vereinigten Republiken feierlich empfangen und in ihrer Mitte stimmte er das feierliche: „Veni creator" an. Nach Beendigung der religiösen Ceremonie bestieg Lubenski wiederum seinen Wagen und fuhr unter den Gruppen der feierlich versammelten Edelleute umher, die nach Palatinaten gesondert dastanden. „Herren und Brüder" so wandte der höchste Würdenträger der Republik sich sodann an die Versammelten, „seid mir willkommen auf diesem Felde. Ich frage Euch, wen erwählt Ihr zum Könige?"

Dreimal wandte sich der Erzbischof mit solcher Frage an die verschiedenen Adelsgruppen, dreimal war die Antwort: „Stanislaus Poniatowski."

Anderen Tages verkündete der Primas dem wiederum auf dem Blachfelde von Wola versammelten Adel, wie Herr Stanislaus Poniatowski, Stolnik von Littauen, zum König von Polen und Littauen erwählt sei. Sodann warf der Greis sich mit allem Volk auf die Knie und intonirte unter freiem Himmel ein feierliches Te Deum laudamus, in das Pauken und Trompeten mit mächtigem Schall einstimmten.

Nachdem der Primas, von den Senatoren und Großen des Reichs umgeben, Stanislaus zu seiner neuen Würde Glück gewünscht hatte, begab man sich, den Primas an der Spitze, in festlichem Zuge zu Pferde in die Stadt zur Cathedrale des heiligen Johannes. An der Thüre des Gotteshauses wurde der neugewählte Herrscher von dem Primas in feierlicher Rede begrüßt und legte in dessen Hände den Herrscherschwur auf die „Pacta conventa" ab.

Die vorliegende Darstellung der Thronbesteigungsgeschichte des letzten Polenkönigs, wie wir sie den Mittheilungen Michailowskis und Karnowitschs entnommen, bedarf, um vor irriger Auffassung gesichert zu sein, einer Vervollständigung. Nach Art eines einseitigen Parteimannes und befangenen oberflächlichen Memoirenschreibers hat Michailowski uns Nichts von den vorbereitenden Ereignissen gesagt, die den eigentlichen Ausschlag bei der Wahl Poniatowskis gaben. Er berichtet über das, was er selbst gesehen und gehört, und hat keine Vorstellung davon, daß das Thun und Lassen der verschiedenen Adelsparteien, die er für die Träger der polnischen Geschicke ansah, längst aufgehört hatte, selbstständig zu sein, daß dieselben lediglich die Coulissen waren, hinter denen sich die bereits damals auf die Theilung der unglücklichen Republik bedachten Regierungen der Nachbarstaaten versteckten.

Während die Czartoriskis und die mit ihnen verbundenen diplomatischen Vertreter Rußlands und Preußens alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung gesetzt, um die Wahl ihnen zugethaner Reichstagsdeputirten durchzusetzen, waren auch ihre Gegner nicht unthätig gewesen. An der Spitze der Gegenpartei standen der greise Hetman Branicki und der allbeliebte ritterliche Fürst Karl Radziwill, thätig unterstützt von dem Duc de Broglie, Gesandten Ludwigs XV. von Frankreich; kurz vor Eröffnung des Reichstages war der Kanzler Malachowski, beim Beginn des Interregnums ein neugewonnener Freund der Czartoriski, von diesen abgefallen und zu ihren Gegnern übergegangen. Die Zeitgenossen nannten diese unter dem niederen Adel zahlreiche, wenn auch durch die Czartoriskis niedergehaltene Partei die republikanische, denn ihr war es grundsätzlich darum zu thun, die Centralisationspläne ihrer Gegner nicht aufkommen zu lassen und jeder Verfassungsänderung entgegenzutreten. Eine solche war insbesondere von dem ältesten Oheim Stanislaus', dem littauischen Kanzler Michael Czartoriski, angestrebt worden, einem gebildeten und geistreichen, aber unpraktischen Mann, der in dem Glauben an die heilende Kraft geschriebener Gesetze sein Leben lang an einer neuen Constitution der

Republik gearbeitet hatte. Der Marschall Branicki, den seine Anhänger zum republikanischen Gegencandidaten designirt hatten, war ein redlicher, aber schwacher Patriot, der die gefährliche Ehre der ihm zugedachten polnisch-littauischen Königskrone scheute und vor energischen Plänen zu ihrer Erlangung zurückbebte. Carl Radziwill gebrach es zwar nicht an Muth und Entschlossenheit, wohl aber an staatsmännischer Umsicht und Besonnenheit, und so wußte er auch nicht aus der Popularität, die ihm zu Theil geworden, den gehörigen Vortheil zu ziehen. In Littauen und der Ukraine hielt die Armee Repnins alle Oppositionsversuche wider die Czartoriskische Politik nieder, im Groß- und Klein-Polen errang die national-republikanische Partei mannigfache Vortheile. In den jetzigen preußisch-polnischen Provinzen protestirte der Provinzial-Landtag energisch gegen die Occupation polnischen Territoriums durch fremde (d. h. preußische und russische) Truppen. Das Centrum der Republik war aber völlig dem Einfluß der herrschenden Partei preisgegeben. In Warschau unterhielten die Czartoriskis eine 8000 Mann starke Armee, die durch russische Truppen noch bedeutend verstärkt war und am 7. Mai, dem Tage der Eröffnung des Reichstages, der der Königswahl vorherging, das Versammlungsgebäude förmlich cernirte. Die republikanische Partei erhob einen unwirksamen Protest gegen diese constitutionswidrige Herbeiziehung einer bewaffneten Macht und verließ, wenigstens theilweise, noch an demselben Tage Warschau. Der Kanzler Malachowski war Marschall des Reichstages, seine Anhänger hofften von ihm aber nur vergebens eine Wiederbelebung ihres, wenn auch noch nicht völlig erloschenen, so doch sinkenden Einflusses. Der Sitte nach sollte der Marschall durch feierliches Aufheben seines Stabes den Reichstag eröffnen; der greise Kanzler blieb mit gesenktem Stabe stehen und maß mit ernstem, trüben Blick die Versammlung. Sogleich trat ein Landbote der republikanischen Partei vor ihn hin, legte Protest ein und rief mit lauter Stimme sein „Veto“ in den Saal hinein. Die wenigen Republikaner, die noch in Warschau geblieben waren, sahen die Sache durch dieses Veto für beendet an und verließen die Hauptstadt.

Verfassungsmäßig war der Reichstag in der That aufgelöst; die Czartoriskis waren aber längst entschlossen, sich von der Fessel des Gesetzes zu befreien. Sie erwählten sogleich einen neuen Marschall und ließen den Reichstag aufs Neue eröffnen. Der erste Beschluß desselben erklärte die Häupter der Gegenpartei, die Potocki, Branicki und Karl Radziwill ihrer Aemter verlustig, ein zweiter setzte an deren Stelle Anhänger der Majorität in die erledigten Würden ein, ein dritter Beschluß decretirte die Lesung und Annahme der vom littauischen

Kanzler entworfenen Verfassung. Nach fruchtlosen Versuchen, einen Aufstand zu erregen und sich durch östreichisch-französische Hülfe zu verstärken, verließen der Marschall Branicki und Radziwill das Vaterland. Der Letztere war unter dem Schutz seiner zahlreichen Anhänger kühn genug gewesen, am Tage der Reichstagseröffnung Poniatowski, dem er in der Nähe von Warschau begegnete, als dieser, von russischen Truppen umgeben, einen Spazierritt machte, mit der Faust zu drohen und ihm in unzweideutigen Worten seine volle Verachtung zu erkennen zu geben. Die Potocki dagegen versöhnten sich noch in der eilften Stunde mit ihren mächtigen Gegnern und versprachen ihre volle Mitbethätigung bei der bevorstehenden Königswahl.

Was die von Michailowski mitgetheilten Einzelheiten über die Königswahl anbetrifft, so gewinnen dieselben durch das oben gegebene Referat über die vorhergegangenen Umwälzungen eine wesentlich veränderte Gestalt. Mag auch der von dem preußischen Gesandten gethane Schritt in den weiteren Kreisen maßgebend gewesen sein, in dem leitenden Centrum der Czartoriskischen Partei hatte man sich ohne Zweifel schon früher über eine Entscheidung zu Gunsten Poniatowskis geeinigt, war diese doch die Bedingung gewesen, unter welcher die drei Brüder Czartoriski sich die Unterstützung der russischen Politik gesichert hatten. Bereits zur Zeit des oben erwähnten Reichstages war es Poniatowski möglich gewesen, eine hervorragende Rolle zu spielen und hatten seine Oheime die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu richten gewußt, die Königswahl war durch die auf dem Reichstage erfochtenen Siege der herrschenden Partei so gut wie entschieden und wurde zur Zeit der Wahlversammlung von den leitenden Personen einfach in Scene gesetzt; selbst nach russischen Angaben betrug die Zahl der versammelten Wähler blos 3500, während auf früheren Reichstagen, z. B. noch im Jahre 1733, die Zahl der Wähler gegen 60,000 betragen haben soll! Das uns von Bartholomäus Michailowski angepriesene Resultat einer fast einstimmig zu Poniatowskis Gunsten ausgefallenen Abstimmung wird hierdurch also auf sein richtiges Maß zurückgeführt, nicht der gesammte zur Wahl berechtigte Adel der beiden Republiken, sondern nur eine augenblicklich herrschende Partei hatte den Günstling der mächtigen Nachbarmonarchin auf den Schild erhoben, damit aber die unheilvolle Saat zu endlosen Bürgerkriegen gelegt und den König von vorn herein in eine falsche Stellung zur Nation gebracht.

Eine russische Kronprätendentin des 18. Jahrhunderts.

Was man bis vor zehn Jahren von der russischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts gewußt hat, beruhte beinahe ausschließlich auf den Aufzeichnungen außerrussischer Zeitgenossen, theils solcher, welche an den abenteuerlichen Vorgängen des russischen Staats- und Hoflebens jener wildbewegten Zeit persönlich Theil genommen, theils solcher, welche ihnen aus der Ferne gefolgt waren. Bis zur Thronbesteigung Alexanders II. waren die Staats-Archive und sonstigen officiellen Quellen der neueren russischen Geschichte der wissenschaftlichen Forschung verschlossen und wenn sie je geöffnet wurden, so geschah es zu Gunsten höfischer Historiographen, deren Darstellungen die blutigen Palastrevolutionen und officiellen Gräuelthaten dieses merkwürdigen Zeitabschnitts entweder vollständig übergingen oder durch willkürliche Auslassungen und Entstellungen in usum Delphini zurichteten. Karamsins, des kaiserlichen Reichshistoriographen bekannter Ausspruch, daß des Volks Geschichte des Herrschers Eigenthum sei, erklärt es, warum die früheren russischen Geschichtschreiber nur die alte, vor Peter dem Großen liegende Epoche der russischen Vergangenheit mit einem gewissen Ernst behandelten, ihre Arbeiten entweder mit dem Tode Peters abbrachen oder doch von diesem Zeitpunkt ab verwässerten. Kein Wunder, daß die abenteuerlichsten und an Skandalgeschichten reichsten Darstellungen der achtzig Jahre, welche zwischen der Thronbesteigung Katharinas I. und dem Tode Kaiser Pauls liegen, den meisten Glauben fanden und es für die beste Empfehlung eines Buches über russische Geschichte galt, wenn dasselbe in möglichster Entfernung von den Stätten entstanden war, welche die reichsten Schätze an actenmäßigen Quellen enthielten.

Dieses Verhältniß hat sich neuerdings geändert. Die „liberale" Richtung, welche der gegenwärtige Beherrscher Rußlands eingeschlagen, kam in erster Reihe der historischen Forschung zu Gute; die Siegel, welche bis dahin auf den archivalischen Schätzen gelastet, wurden erbrochen und die Vergangenheit Rußlands und seiner Beherrscher wurde

zunächst unter gewissen Einschränkungen der Oeffentlichkeit preisgegeben. Von den Vorgängern der zweiten Katharina durfte man erzählen, was sich irgend beweisen ließ, erst diesseits des Jahres 1763 sollten politische Rücksichten das Maß des Mittheilbaren beschränken. Von dieser Freiheit ist seitens russischer Schriftsteller und Publicisten ein ziemlich umfangreicher Gebrauch gemacht worden und wenn dieser auch nicht immer im Dienst der strengen Muse stand, vielmehr häufig zu tendenziöser Parteischriftstellerei mißbraucht wurde, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er bereits zu interessanten und wichtigen Resultaten geführt hat. Größere historische Werke sind seit den letzten zehn Jahren allerdings nur wenige in Rußland erschienen. Desto bedeutender aber ist die Zahl der historischen Monographien, welche seitdem erschienen sind und namentlich über die Regierungszeit Katharinas I. und Annas, den Pugatschew'schen Aufstand und die verschiedenen großen Sectirerverfolgungen interessante Aufschlüsse gewährt haben. Kaum eines der größeren russischen Journale und Revuen, das nicht lesenswerthe Arbeiten dieser Art gebracht, Anregung zu weiteren archivalischen Studien geboten hätte; gleichzeitig wurde die Mehrzahl der in früherer Zeit verpönten Memoirenwerke (Mannstein, Berkholz) und deutscher oder französischer Schriften über die russische Geschichte übersetzt oder im Auszug mitgetheilt.

Während der letzten Jahre haben sich verschiedene Forscher, unter ihnen der Schriftsteller Michael Longinow und der frühere Justizminister Graf Victor Panin, der Geschichte einer geheimnißvollen Frau zugewendet, jener Fürstin Tarakanow, der man in verschiedenen Geschichts- und Memoirenwerken des vorigen Jahrhunderts begegnet, in der Regel, um nicht mehr zu erfahren, als daß dieselbe sich für eine Tochter der Kaiserin Elisabeth Petrowna ausgab, vom Grafen Alexei Orlow auf ein russisches, bei Livorno ankerndes Schiff gelockt und nach Petersburg gebracht wurde, woselbst sie im Gefängniß verstarb, oder nach einer andern Version bei einer Ueberschwemmung der Kasematten ertrank. Ueber diese Gefangene, die sich selbst die Fürstin Wladimirski (princesse de Volodomir) nannte und der spätere Historiker den Namen Tarakanow nur in Folge einer Verwechselung beigelegt haben, sind vorzugsweise durch die Arbeiten der beiden obengenannten Männer zum ersten Mal aus officiellen Actenstücken geschöpfte, zusammenhängende und ausführliche Nachrichten aufgefunden worden, welche neuerdings der in Moskau erscheinende „Russische Bote" herausgegeben und zu einer ausführlichen Abhandlung zusammengestellt hat. Dies sind die Quellen der folgenden Mittheilungen.

Was selbst ein großer Theil des ungelehrten russischen Volks längst gewußt hatte, daß Elisabeth Petrowna, die Tochter Peters I., mit verschiedenen Männern in Verbindung gestanden, schließlich mit dem Grafen Rasumowski verheirathet gewesen und mehrere Kinder geboren, wird auch in Rußland nicht mehr officiell geleugnet. Unsere Quelle beginnt mit einer ausführlichen Erzählung über die verschiedenen Liebesverhältnisse, welche diese Fürstin, die Erbin der Leidenschaften, aber nicht des Genius ihres großen Vaters, in jungen und alten Tagen gepflogen. Gleich ihren Geschwistern, wuchs Elisabeth unter dem Einfluß ihrer ungebildeten und sittenlosen Mutter auf, jener Katharina I., die Peter zu seiner Gemahlin erhob, nachdem sie der Reihe nach die Geliebte seiner vornehmsten Günstlinge gewesen war. Der Hof Peters verband alt-moskowitische Rohheit und Wildheit mit der Frivolität eines französischen Hofes, und so waren die ersten Eindrücke, welche die junge Kaisertochter empfing, nicht geeignet, den Samen moralischer oder geistiger Bildung in derselben zu befestigen. Schon als Kind mit dem Bischof von Lübeck, dem Prinzen Karl August von Holstein, verlobt, verlor sie rasch hintereinander Vater, Mutter und Bräutigam. Nach der Vermählung ihrer Schwester Anna mit dem Herzog von Holstein-Gottorp, blieb sie, erst 18 Jahre alt, vollends einsam, ohne Rath und Stütze an einem Hof zurück, der, von den Intriguen mächtiger Bojaren und Staatsmänner zerrissen, das Bild trauriger Zerfahrenheit und Verwahrlosung bot. Zu der überlebenden ersten Gemahlin ihres Vaters, wie zu seiner ehrgeizigen Schwester Natalie stand Elisabeth in peinlich gespanntem Verhältniß, ihre Cousinen, die Töchter Iwans, lebten in Moskau und waren ihr stets fremd geblieben. Die maßgebenden Würdenträger und Günstlinge ihres Neffen, Peters II., behandelten sie mit geringschätziger Gleichgültigkeit, Niemand fragte nach ihr und nahm an ihrem Thun und Treiben wirklichen Antheil; die verschiedenen Heirathsprojecte, mit denen Ostermann von Zeit zu Zeit hervortrat und die sich bald auf den regierenden Kaiser, bald auf den Marschall von Sachsen bezogen, der damals als kurländischer Thronprätendent eine gewisse Rolle spielte, kamen nicht zu Stande, es war natürlich, daß Elisabeth sich in ihrem nähern Umgange auf ihr Gefolge, ja auf ihre Dienerschaft beschränkte. Während der letzten Regierungszeit Peters II. und der ersten Jahre der Herrschaft der Kaiserin Anna lebte Elisabeth vergessen und vernachlässigt, fast immer in dem bei Moskau gelegenen Gute Pokrowsk, inmitten einer Umgebung, deren Sitten und niedrige Anschauungen sich ihr allmählich mittheilten. Erst als der vertraute Verkehr der jungen Fürstin mit dem niederen Volk und den Grenadieren der Garde für

politisch gefährlich zu gelten begann, wurde sie wieder in die Residenzen und an den Hof berufen. Schön, anmuthig und von heißblütigem Temperament, war sie schon früh in Liebeshändel verstrickt gewesen, die erste, leidenschaftliche Liebe, deren Reize sie vollständig genossen, hatte sie einem unbedeutenden jungen Lieutenant des Semenowschen Garderegiments, Alexei Schubin zugewandt. Anna ließ den jungen Mann aufgreifen und nach Kamtschatka bringen, wo er später, nachdem die Geliebte seiner Jugend auf den Thron gekommen, nur mit Mühe ermittelt werden konnte, da ihm die Nennung seines Namens bei Todesstrafe untersagt worden war. Schubins Nachfolger in der Gunst der Prinzessin wurde bald darauf der Graf Alexei Grigorjewitsch Rasumowski, damals ein einfacher Sänger der Hofkirche, aus Kleinrußland gebürtig, wo sein Vater Grigory Rasum als gemeiner Kosack lebte. Die kräftige Stimme und das blühende Aussehen des jungen Rasum erweckten Elisabeths Theilnahme, sie gab ihm den vornehmer klingenden Namen Rasumowsky, machte ihn zum Verwalter ihrer Güter, und bald darauf zu ihrem erklärten Liebhaber. Da der junge Mann beschränkten Geistes war, galt er für ungefährlich und Anna hielt es für unnöthig, ihn von ihrer Cousine zu trennen. Kurze Zeit darauf starb sie und als Elisabeth nach dem kurzen Intermezzo der Bironschen, später Münnichschen Regentschaft den Thron bestieg, ernannte sie den Geliebten zum Oberkammerherrn, zum Oberjägermeister, zum Grafen und schließlich zum General-Feldmarschall, obgleich er niemals Soldat gewesen war. Eine politische Rolle hat Alexei Grigorjewitsch Rasumowsky niemals gespielt, die Zeitgenossen schildern ihn übereinstimmend als einen gutmüthigen, bescheidenen, wohlthätigen Mann, dessen einzige Schwäche darin bestand, daß er zuweilen ein Glas Branntwein über den Durst trank — für den Ruhm der Familie sorgte sein begabterer Bruder, der Kosackenhetman Graf Kyrill Rasumowsky. Nachdem aus der Verbindung Elisabeths mit dem Grafen ein Sohn und eine Tochter geboren worden waren, ließ sie sich heimlich mit ihm trauen. Aber schon vier Jahre später erkaltete die Neigung der Kaiserin zu ihrem Gemahl, an dessen Stelle Nikita Beketow, ein junger Gardeofficier, trat, den Elisabeth noch im Kadettenhause kennen gelernt hatte; auf Beketow, den eine Intrigue stürzte, folgte der Graf Iwan Schuwalow. Rasumowsky machte keinen Versuch, die Freiheit seiner Gemahlin zu beeinträchtigen und blieb bis zuletzt mit ihr wie mit seinen Nebenbuhlern auf dem freundschaftlichsten Fuß. Während der zweiten Hälfte der Regierungszeit Elisabeths zog Rasumowsky sich freiwillig vom Hof zurück, den er nur noch bei festlichen Gelegenheiten besuchte. In dem für ihn erbauten

prächtigen Anitschkin-Palais lebte er einsam und zurückgezogen und ausschließlich mit Andachtsübungen beschäftigt, zu deren öffentlicher Verrichtung man ihn täglich in die Kirche fahren sah. Er überlebte seine Gemahlin um viele Jahre, wies aber alle Anerbietungen, die ihm von deren Nachfolgern, namentlich von der Kaiserin Katharina II. behufs Anerkennung seines Verhältnisses gemacht wurden, ebenso bescheiden wie hartnäckig zurück.

Wie erwähnt, hinterließ Elisabeth zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn, der den Familiennamen Sakrewski führte und im Anfang dieses Jahrhunderts in einem Kloster zu Pereslowl starb, in das man ihn — wie es heißt, gewaltsam — gesteckt hatte. Genauere Nachrichten über sein Geschick, sowie über die Jugendjahre seiner Schwester, der Fürstin Tarakanow, sind trotz der eifrigsten Nachforschungen bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Was man von dem Sohn der Kaiserin, dem als Mönch verstorbenen Sakrewski weiß, beruht auf mündlichen Mittheilungen des verstorbenen langjährigen Reichsrathspräsidenten Grafen Bljudow, der schon zur Zeit Alexanders I. in die intimsten Staatsgeheimnisse eingeweiht worden war. Die Fürstin Tarakanow, deren Portrait noch heute in einem Moskauer Nonnenkloster aufbewahrt wird, war auf den Namen Augusta getauft; wo sie bis zum Jahre 1785 gelebt, ist vollständig unbekannt, und die Andeutungen, welche Helbich (russische Günstlinge) und Duclos (Mémoires secrets sur la France) über eine Erziehung in Italien machen, entbehren bis jetzt jeder Bestätigung. Ebenso unbewiesen ist die Behauptung, Auguste Tarakanow sei nicht die Tochter Rasumowskys gewesen, sondern habe den Grafen Iwan Schuwalow zum Vater gehabt. Thatsache ist dagegen, daß dieselbe auf Befehl Katharinas II. in das bei Moskau belegene Nonnenkloster Iwanowo gesteckt wurde, als Nonne den Namen Schwester Dossithea annahm und daselbst bis an das Ende ihres Lebens blieb. Sie genoß gewisser Auszeichnungen, bewohnte ein eigenes Häuschen, wurde mit reichlichen Geldsendungen unterstützt, speiste allein, verkehrte ausschließlich mit dem Geistlichen des Orts, wurde aber streng überwacht und von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Anfangs heftig und ungeduldig, in Erwartung einer Katastrophe, soll sie sich im Alter gefaßt und in ihr Schicksal ergeben haben — wie der erst vor einigen Jahren verstorbene Küster des Klosters erzählte, hat sie in ihren letzten Lebensjahren zuweilen vornehme Gäste empfangen, mit denen sie sich in einer „fremden" Sprache unterhielt. Als Auguste Tarakanow 64 Jahre alt, am 4. Februar 1810 in ihrer Zelle verstorben war, mußte darüber nach Moskau berichtet werden, zu ihrer Beisetzung, welche in dem Nowo-Spaßkikloster, der Grabstätte der Romanows des 17. Jahrhunderts,

stattfand, erschienen der General Graf Gudowitsch, dessen Gemahlin, eine Nichte Alexei Rasumowskys, der Vicar des Metropoliten von Moskau und zahlreiche andere Würdenträger und Magnaten der altrussischen Hauptstadt, sämmtlich in Gallauniform. Das, links von der Nowo-Spaßkikirche liegende Grab (Nr. 122, wie in der russischen Quelle genau angegeben ist) ist noch heute zu sehen und trägt die einfache Inschrift: „Unter diesem Stein ruht die im Herrn entschlafene Nonne Dossithea, welche als Bewohnerin des Iwanow-Kloster 25 Jahre lang gelebt und im Alter von 64 Jahren am 4. Februar 1810 verstorben ist. Herr, nimm sie unter deine Seligen auf."

Auf diese ziemlich dürftigen Notizen beschränkt sich Alles, was bis jetzt über die wahre Fürstin Tarakanow, die echte Tochter der Kaiserin Elisabeth und des General-Feldmarschalls Grafen Alexei Rasumowsky zuverlässig festgestellt worden ist. Dieselbe ist wohl zu unterscheiden von der abenteuerlichen Frau, welche unter dem Namen einer Tochter Elisabeths eine Zeit lang eine Rolle gespielt und in jüngeren Jahren als russische Staatsgefangene gestorben ist. So streng ist ihr Geheimniß gewahrt worden, daß selbst Alexei Orlow, der in der Geschichte der falschen Kaisertochter eine so verhängnißvolle Rolle gespielt hat, des Glaubens gewesen sein soll, seine frühere Gefangene sei mit der Nonne Dossithea identisch. Als er in späteren Jahren nach Moskau zog, um hier den Abend seines Lebens zuzubringen, vermied er, wie die Tradition wissen will, je in die Umgegend des Klosters zu kommen, in welchem Dossithea ebte. Umgekehrt waren viele Zeitgenossen des Glaubens, die Kronprätendentin, welche sich Prinzesse de Volodimir nannte, sei in der That die echte Enkelin Peters des Großen gewesen. Beide Personen sind scharf von einander zu scheiden und haben in Wahrheit Nichts mit einander gemein. Was wir in der Folge von der Prätendentin mittheilen werden, beruht auf den zahlreichen Actenstücken, welche über den Proceß derselben erhalten und neuerdings aufgefunden worden sind.

Die Prätendentin, welche bald nach der ersten Theilung Polens, zur Zeit des Pugatschewschen Aufstandes, unter dem Schutz eines der Häupter der polnischen Konföderation von Bar, des Fürsten Karl Radziwill, Palatinus von Wilna, in Deutschland auftauchte und als Tochter der Kaiserin Elisabeth Ansprüche auf den russischen Thron erhob, war von dem Recht ihrer Sache und der Echtheit ihrer Geburt wenigstens zeitweise überzeugt. Wie sie dem mit der Untersuchung gegen sie betrauten Feldmarschall Fürsten Galyzin erklärte, hat sie von ihrer Abstammung aus dem russischen Kaiserhause vor dem Jahre 1771 Nichts gewußt und von derselben erst durch Radziwill und andere polnische

Emigranten Kunde erhalten. „Wo ich geboren bin", so sagte sie in dem letzten, kurz vor ihrem Tode gehaltenen Verhör in Gegenwart Galyzins und des ihr als Beichtvater beigegebenen Geistlichen aus, „weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß meine alte Wärterin, Katharina, mir häufig gesagt hat, der Arithmetiklehrer Schmidt und der Marschall Lord Keith, dessen Bruder in russischen Diensten stand und gegen die Türken focht, seien mit meiner Herkunft bekannt gewesen. Diesen Marschall Keith habe ich nur einmal flüchtig in der Schweiz gesehen, in welche ich, während meiner Kindheit, aus Kiel gebracht wurde; von ihm erhielt ich damals einen Paß zur Rückreise nach Kiel. Ich weiß noch, daß Keith eine Türkin mit sich herumführte, welche sein Bruder ihm aus Otschakow oder aus Kaukasien gesandt hatte. Diese Türkin erzog mehrere kleine Mädchen, welche gleichzeitig mit ihr gefangen worden waren und welche ich noch später bei ihr gesehen habe, als sie mir nach dem Tode Keiths in Berlin begegnete. Obgleich ich genau weiß, daß ich zu diesen Mädchen nie gehört habe, wäre es doch möglich daß ich in Tscherkessien geboren worden." Weiter gab sie an, sie habe ihre Jugend zum größten Theil in Kiel verlebt; als Bekannte damaliger Zeit bezeichnete sie einen Baron Stern und dessen Frau, einen Danziger Kaufmann Namens Schumann, der die Ausgaben für ihre Erziehung bestritt, und den Arithmetiklehrer Schmidt. „Ueber meine Eltern hat man mich stets in Ungewißheit gehalten und ich habe mich mit Erkundigungen nach denselben nicht beschäftigt, da ich mir keinen Vortheil davon versprechen konnte." Aus den Papieren, welche diese Frau zur Zeit ihrer Gefangennahme bei sich führte, ging hervor, daß sie unter den Namen Demoiselle Frank, später Scheel, endlich Tremouille in Kiel, Berlin, Gent und London gelebt hatte.

Die genauere Kunde über die Geschicke Alinens (so nannte diese neue „Königin von Golconda" sich während der ersten Hälfte ihres öffentlichen Lebens) beginnt erst in Gent. Hier lernte sie den Sohn eines angesehenen Handlungshauses, Herrn van Toers kennen, der sich in die durch Schönheit, Munterkeit und lebhaften Geist hervorragende Fremde so leidenschaftlich verliebte, daß er sein Geschäft und seine Frau vergaß und mit Alinen nach London floh, wo sie unter dem Namen Madame Tremouille, er als Baron Embs, ein lustiges Leben führten. Bald in Schulden verstrickt, floh das Paar mit einem gemeinschaftlichen Freunde, Herrn von Schenk, im Herbst 1772 nach Paris. Auch hier traten bald Geldverlegenheiten ein, da Aline, die eine bedeutende Rente bezog, welche ihr, ihrer Angabe nach, von einem vornehmen Oheim in Persien ausgesetzt war, in verschwenderischster Weise lebte und nicht

daran dachte, je ein Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgaben einzuhalten. In Paris gab sie, die zwar deutsch, französisch, englisch und italienisch mit Fertigkeit sprach, aber nicht ein Wort russisch oder polnisch kannte, sich zum ersten Mal für eine Russin aus. Sie nannte sich princesse de Volodimir, behauptete aus einem alten Fürstengeschlecht abzustammen und in Persien ihre Erziehung erhalten zu haben — von einer Verwandtschaft mit dem russischen Kaiserhause war damals noch nicht die Rede. Sie verkehrte fast ausschließlich mit der vornehmen Welt, war mit dem polnischen Gesandten Grafen Michael Oginski genau bekannt, zählte den Marquis de Marin zu ihren leidenschaftlichsten und ergebensten Anbetern und verlobte sich im Anfang des Jahres 1772 mit dem Hofmarschall des Fürsten von Limburg, dem Grafen Rochefort de Valcour. Immer heftiger von Gläubigern gedrängt, verließ sie im Mai desselben Jahres in Begleitung Marins, Schenks und des sogenannten Barons Embs (sie hatte Herrn van Toers durch Oginskis Vermittelung einen polnischen Paß verschafft, in welchem derselbe als littauischer Capitain bezeichnet war) die französische Hauptstadt, um nach Frankfurt am Main zu flüchten. Als Wechselschuldnerin von Paris aus verfolgt, sollte sie mit ihrem Gefolge eben in Haft genommen werden, als ihr Verlobter, der Graf Rochefort in Begleitung seines Landesherrn, des Fürsten Philipp Ferdinand, Grafen von Limburg, Styrum und Oberstein, Prätendenten von Schleswig-Holstein, in Frankfurt eintraf. Der Fürst, ein lebenslustiger und dabei beschränkter Hagestolz von 42 Jahren entflammte sogleich in heftiger Leidenschaft für die schöne und geistreiche Braut seines Hofmarschalls, er bezahlte ihre und ihrer Freunde Frankfurter Schulden, beauftragte seinen „Gesandten" am Pariser Hofe, Herrn de Boury, die französischen Gläubiger seiner Schönen durch die Verleihung limburgischer Orden zu begütigen und lud diese selbst ein, ihn auf sein Schloß Neuseß in Franken, wo sie vor allen Verfolgern sicher sein werde, zu begleiten. Aline hatte dem verliebten Drängen des vornehmen und freigebigen neuen Bewerbers bald so vollständig nachgegeben, daß ihr Bräutigam Gefährdung seiner Rechte zu fürchten begann und Einsprache that. Der erzürnte Souverän von Limburg ließ den eifersüchtigen Hofmarschall sofort als Beleidiger der Majestät verhaften und auf längere Zeit einschließen. Er und seine Geliebte begannen alsbald in Neuseß Hof zu halten und glänzende Feste nach Versailler Mustern zu geben, zu welchen sich der benachbarte Adel neugierig hinzudrängte. Aline begann jetzt sich Sultanin oder Fürstin von Asof zu nennen und stiftete einen eigenen Orden, dessen Verkauf ihr beträchtliche Summen einbrachte, mit welchen

sie die Prunksucht ihres Geliebten unterstützte. Glänzende Bälle wechselten mit phantastischen Idyllen, bei welchen der 42jährige Fürst als „Telemaque“ auftrat, Aline die Rolle der Calypso spielte und der Kur-Triersche Conferenz-Minister von Hornstein, ein neuer Verehrer der schönen „Orientalin“, den Mentor übernahm. Der Marquis de Marin wurde zum Intendanten, Baron Embs zum Frankfurter Chargé d'affaires der Prinzessin von Asof ernannt und als diese von ihrem geheimnißvollen „persischen“ Oheim wirklich eine neue Geldsendung erhielt, streckte sie dieselbe dem Fürsten zur Einlösung der verpfändeten Herrschaft Oberstein vor, welche auf ihren Namen verschrieben werden sollte. Um den Souverän von Limburg noch fester an sich zu knüpfen, gab Aline an, sie fühle sich Mutter, sei aber durch Briefe aus Persien genöthigt, in ihr Vaterland zurückzukehren. Jetzt bot Philipp Ferdinand ihr seine fürstliche Hand an, ja erbot sich, ihr in den Orient zu folgen und seine europäischen Besitzungen einem jüngeren Bruder zu übertragen. Aline gab ihre Einwilligung, schob die Vollziehung ihrer Verbindung aber hinaus, weil ihr bereits neue Sterne winkten: mit Oginski war sie stets in brieflicher Verbindung gewesen (diese Briefe sind zu Moskau im Original zum Theil noch jetzt vorhanden), jetzt hatte sich der Fürst Karl Radziwill durch einen Unterhändler mit ihr in Beziehung gesetzt, um ihr, wie er sagte, Mittheilungen von der höchsten Wichtigkeit zu machen.

Im Sommer 1772 war Polen zum ersten Male getheilt worden; Stanislaus Poniatowski behauptete sich nur mühsam auf dem Throne der Piasten, da er mit der Conföderation von Bar, der Vereinigung der von Frankreich unterstützten anti-russischen Patriotenpartei, in harter Fehde lag, Sultan Mustafa III., der Alliirte Frankreichs und der Conföderation, war von Rumjänzow, Repnin und Alexei Orlow, dem Sieger von Tschesme, wiederholt aufs Haupt geschlagen worden und unterhandelte über den später bei Kutschuk-Kaynardschisk abgeschlossenen Frieden. Dem Namen nach mit Katharina verbündet, ließ Poniatowski durch seinen Gesandten Oginski in Paris um Unterstützung gegen Rußland bitten, was gleichzeitig auch seine Gegner, die Patrioten von Bar, thaten. In Rußland, dessen Kräfte durch die fortwährenden Kriege mit Polen und der Pforte erschöpft waren, wüthete der von Pugatschew, dem angeblichen Peter III., geführte Kosackenaufstand, die östliche Hälfte des großen Reichs war bereits in den Händen des muthigen, wahrscheinlich von Polen aus unterstützten Rebellen, der längere Zeit hindurch unbesiegbar schien und namentlich unter den russischen Sectirern, den Altgläubigen, zahlreiche, offene und geheime Anhänger zählte. Angesichts der Verlegenheiten, in welcher die Regierung Katharinas II.

sich bereits befand, hofften die polnischen Patrioten, die Theilung ihres Vaterlandes rückgängig machen, vor Allem den Sultan zur Fortsetzung der Feindseligkeiten bewegen zu können. Karl Radziwill, eines der reichsten und mächtigsten Häupter der Conföderation von Bar, war auf dem Wege nach Paris, um Choiseuls Unterstützung für diese Pläne und Aussichten zu gewinnen. Es schien nicht unangemessen, der russischen Kaiserin, welche im Osten mit Pugatschew kämpfen mußte, auch im Westen eine Kronprätendentin entgegen zu stellen und dadurch die Unzufriedenheit eines großen Theils der russischen Gesellschaft, die allgemein bekannt war, zu schüren. Da man in Polen von der heimlichen Ehe und der Nachkommenschaft Elisabeths Kunde hatte und sehr wohl wußte, daß Katharina beim russischen Adel vielfach noch immer für eine Usurpatorin galt, lag es nahe, eine Tochter Elisabeths ausfindig zu machen und diese als die rechtmäßige Erbin des russischen Reichs zu proclamiren: zu dieser Rolle war die schöne, geistreiche und kecke Aline, die „Prinzessin von Volodomir" oder „Sultanin von Asof" auserlesen.

Im Herbst des Jahres 1773, während Philipp Ferdinand von Limburg in Geschäften verreist war und Aline auf ihrem neu erworbenen Besitzthum Oberstein residirte, empfing sie wiederholt den Besuch eines zeitweilig in Moosbach lebenden jungen Mannes, der ihrer Dienerschaft nur unter dem Namen des „Unbekannten von Moosbach" bekannt war, hinter dem sich aber ein im Dienst Radziwills stehender polnischer Parteigänger, Namens Michael Domanski versteckte, der bereits früher als diplomatischer Agent wichtige Dienste geleistet hatte. Radziwill selbst, der einen eigenen Bevollmächtigten in Constantinopel, Namens Kossakowski unterhielt, um gegen den beabsichtigten türkisch-russischen Frieden zu intriguiren, hatte längere Zeit in Straßburg residirt und war dann nach Paris gegangen, um in Frankreich wirksame Unterstützung seiner Pläne zu erhalten; Oginski, der als Gesandter des den Conföderirten feindlichen Königs für einen Gegner Radziwills galt, unterstützte denselben nach Kräften. Unterdessen war Domanski, der Unbekannte von Moosbach, in engere Beziehungen zu Aline getreten; ob dieselben ausschließlich politischer, oder wie der Souverän von Limburg argwöhnte, privater Natur gewesen, wissen wir nicht, Thatsache ist, daß um diese Zeit an den Ufern des Rheins und bis nach Frankreich hinüber das Gerücht verbreitet wurde, auf Schloß Oberstein residire im tiefsten Incognito eine russische Großfürstin, die Tochter der Kaiserin Elisabeth und Enkelin Peters des Großen. Auf des erstaunten Limburgers Frage erklärte Aline, daß dem in Wirklichkeit so sei. Der Palatinus von Wilna, Fürst Karl Radziwill habe ihr nachgewiesen, daß sie eine Tochter

der verstorbenen Kaiserin von Rußland sei, und ihr versprochen, sie in das Reich ihrer Väter mit Hülfe Frankreichs und der Türkei einzusetzen. Limburgs Erstaunen war ebenso groß, wie das Entzücken darüber, daß seine schöne Geliebte nicht abgeneigt schien, ihr früheres Eheversprechen zu halten. Um Neujahr 1774 reiste die angebliche „Großfürstin Elisabeth von Rußland" — so nannte Aline sich fortan, wenn sie als Prätendentin auftrat — nach Zweibrücken, wo Radziwill sich ihr persönlich vorstellte; es wurde ausgemacht, daß sie nach eingeholter Zustimmung Choiseuls gemeinsam mit dem Palatinus nach Constantinopel reisen, unter Benutzung der durch den Pugatschewschen Aufstand hervorgerufenen Wirren eine Proclamation an alle russischen Unterthanen erlassen und mit Hülfe einer polnisch-türkischen Armee nach Kleinrußland einfallen, dort ihre Getreuen und die polnischen Patrioten sammeln, die alten Grenzen Polens herstellen und erobernd nach Nordosten vorrücken sollte. Ob Radziwill an die Ausführbarkeit dieses kühnen Planes glaubte oder denselben nur vorspiegelte, um sich Alinens zu bemächtigen und mit ihrer Hülfe eine Bewegung unter den russischen Unzufriedenen zu erregen, mag dahin gestellt bleiben — genug, daß Aline sich einverstanden erklärte und von jetzt ab mit Radziwill, der von Paris zurückkehrte, in eifrigen Briefwechsel trat. Ein Theil dieser Briefe wurde später bei ihr gefunden; in einem der Schreiben Radziwills heißt es u. A.: „Durch das Unternehmen Eurer Hoheit sehe ich wie auf ein Wunder der Vorsehung, welche über meinem unglücklichen Vaterlande wacht. Sie hat demselben in Ihnen eine große Heldin (grande heroïne) zu Hülfe geschickt." Auch Oginski schien in das Geheimniß eingeweiht zu sein, er versprach Alinen eine Zusammenkunft am Rhein, konnte indessen, da Ludwig XV. plötzlich schwer erkrankte, nicht persönlich erscheinen, sondern ließ sich durch den Abbé Bernardy, den Erzieher im Hause seines Schwagers Wielehorski, des littauischen Oberküchenmeisters (Oberhofmarschalls) vertreten. Einige Wochen später erklärte Aline, es sei ihr von der Fürstin Sangusko aus Paris mitgetheilt worden, daß die französische Regierung mit ihrem Plan, über Venedig nach Constantinopel zu gehen, einverstanden sei und daß sie beabsichtige, sich demnächst in Begleitung Radziwills auf den Weg zu machen.

Mit rührender Aufopferung raffte Limburg die letzten ihm zu Gebote stehenden Mittel zusammen, um die Unternehmung Alinens zu unterstützen, denn deren „persische Rente" war seit längerer Zeit versiegt. Er versah sie mit einer Geldsumme, die er eben zum Behuf einer Reise nach Wien aufgetrieben hatte, wo er seine holsteinischen Erbansprüche

geltend machen wollte, und mit einer Empfehlung an seinen in Augsburg residirenden Freund von Hornstein und gab ihr bis Zweibrücken das Geleit, in der Abschiedsstunde machte er sich sogar verbindlich, ihr nach Venedig zu folgen und sie weiter in die Türkei zu geleiten, ein Unternehmen, von dem der vorsichtigere und erfahrenere Hornstein ihn später nur mit Mühe zurückbrachte. In Susmarhausen traf Aline dann mit Hornstein zusammen, der ihr zwar für Rechnung Limburgs 200 Dukaten vorschoß, sie aber beschwor, von ihrem waghalsigen Unternehmen und der Gemeinschaft mit der polnischen Emigration abzustehen. Aline versprach, nur kurze Zeit in Venedig zu bleiben und dann nach Deutschland zurückzukehren. Aber schon in Botzen, wo sie mit Domanski und anderen Polen zusammentraf, änderte sie ihren Entschluß; wenig später wurde sie durch den Fürsten von Limburg von dem Tode Ludwigs XV., sowie davon unterrichtet, daß der neue König Frankreichs das Radziwillsche Unternehmen vollständig billige. Jetzt schwanden alle Zweifel aus der Seele der unternehmungslustigen Frau und wenige Tage später traf sie in Venedig ein, wo Karl Radziwill sie bereits seit zwei Monaten mit Ungeduld erwartete.

Trotzdem daß Radziwill in Venedig die Nachricht von der Confiscation des größten Theils seiner Güter erhalten hatte, ließ sich Anfangs Alles vortrefflich an. Unter dem Namen einer Gräfin von Pinneberg in der alten Dogenstadt angelangt, wurde Aline von ihren Verbündeten mit Jubel empfangen und im Palais des französischen Gesandten einquartiert; sie wurde von einem förmlichen Hofstaat, an dessen Spitze ein Baron Knorr als Hofmarschall stand, umgeben, mit fürstlichen Ehren begrüßt und empfing ehrfurchtsvolle Besuche der verschiedenen in Venedig anwesenden Fürsten Radziwill, des Grafen Potocki, des Grafen Prschesdeçki, Czarnowskis, des Starosten von Pinsk, und anderer vornehmer Polen; auch zahlreiche französische Officiere und Abenteurer, ferner der englische Orientreisende Edward Wortley Montagu verfehlten nicht, der schönen Frau ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und nur der empfindliche Geldmangel, der sich von Zeit zu Zeit einstellte, unterbrach dieses lustige Treiben. Die Nachrichten aus Rußland lauteten so günstig, als man nur irgend wünschen konnte. Pugatschew, auf dessen Bundesgenossenschaft man zuversichtlich rechnete, drang mit unwiderstehlicher Gewalt gegen Westen vor, nachdem Bibikow, der einzige General Katharinas, der ihm widerstanden, am 9. April 1774 verstorben war. Es kam Alles darauf an, den glücklichen Moment nicht zu versäumen; zwei Barbareskenschiffe von den Korsaren Hassan und Mehemed, geführt, waren gemiethet worden und am 16. Juni 1774

stach die künftige Kaiserin von Rußland, von ihrem Hofstaate, den Radziwills und einer Anzahl polnischer und französischer Abenteurer und Officiere begleitet, in See. Bis Korfu ging die Reise glücklich von Statten, hier aber brachen widrige Winde aus, die zur Umkehr zwangen; das eine, von Hassan geführte Schiff, auf welchem sich Karl Radziwills Oheim, dessen Schwester die Generalin Morowski und andere Polen befanden, kehrte nach Venedig zurück. — Der Palatin aber, Aline und ihre Officiere versuchten den Weg nach Constantinopel fortzusetzen; von feindlichen Stürmen umhergetrieben, legte das Schiff Ende Juli in Ragusa an, wo die Reisenden ans Land stiegen, um einen längeren Aufenthalt zu nehmen, als sie ursprünglich beabsichtigten. Da die Ragusaner durch das von Orlow geführte russische Geschwader wiederholt geschädigt worden waren, kamen sie der Nebenbuhlerin Katharinas mit offenen Armen entgegen. Ihr wurde im Hause des französischen Consuls eine glänzende Wohnung eingerichtet, neue Anhänger und Schmarotzer fanden sich zu den alten und die fröhlichen venetianischen Tage und Nächte schienen sich in unabsehbarer Reihe fortzusetzen. Man beschloß fürs Erste in Ragusa zu bleiben und von hier aus mit dem Sultan in Verbindung zu treten, dem Aline als „Großfürstin Elisabeth" einen eigenhändigen Brief schrieb, in welchem sie ihr Erbrecht, ihre Ansprüche und Hoffnungen ausführlich auseinandersetzte und vor Allem vor dem Abschluß eines Friedens mit ihrer Feindin abmahnte. Gleichzeitig ging ein Schreiben an den Oberbefehlshaber des bei Livorno liegenden russischen Geschwaders ab, in welchem Aline diesen, den Grafen Alexei Orlow, zum Anschluß an ihre gerechte Sache aufforderte. Wir werden Gelegenheit haben, auf dieses Schreiben ausführlich zurück zu kommen.

In Ragusa, wo die Gesellschaft vier Monate lang verweilte, tauchen zum ersten Male die Dokumente auf, auf welche die Prätendentin ihre Ansprüche stützte und in deren Besitz sie sich noch zur Zeit ihrer Gefangennehmung befand. Diese sämmtlich gefälschten, wahrscheinlich im Auftrage Radziwills zusammengestellten Actenstücke bestanden aus untergeschobenen Testamenten Peters I. und Elisabeths und aus einem Auszug des echten Testaments Katharinas I. In dem angeblichen Testament Peters war bestimmt, daß nach dem Tode seiner Gemahlin Katharina I., sein Enkel Peter Alexejewitsch den Thron besteigen, die Provinzen Livland und Esthland, sowie die Insel Oesel aber den Schwestern seines Vaters abtreten sollte; für den Fall, daß Peter ohne Nachkommenschaft bleibe, sollten Anna Petrowna und deren Descendenz erbberechtigt sein, nach deren Erlöschen aber Elisabeth und deren Kinder

den Thron erben. Die Descendenz Iwans (also die Kaiserin Anna und der s. g. Iwan IV.) war somit ausgeschlossen. In ähnlicher Weise war das „Testament Elisabeths" gefälscht und bestimmte zunächst, daß ihr, der Kaiserin Elisabeth, ihre Tochter „Elisabeth Petrowna" folgen solle. Schon dieser Name ist, da Aline doch keinen Vater Namens Peter nachweisen konnte, ein arger Verstoß. Dagegen sind andere Paragraphen sehr geschickt abgefaßt, um Volk und Bojaren für die Prinzessin zu gewinnen und zu begeistern.

Nachdem diese Urkunden veröffentlicht worden waren, trat die Pseudo-Großfürstin auch mit einer zusammenhängenden Erzählung ihrer Lebensschicksale hervor. Dieselbe beruhte zum Theil auf den ihr durch Radziwill gewordenen Mittheilungen, zum Theil auf eigenen „freien" Erfindungen. „Ich bin", so erzählte Aline den um sie versammelten Ragusanern, Franzosen und Polen, „die Tochter der Kaiserin Elisabeth, aus deren Ehe mit dem Hetman aller Kosacken, dem Fürsten Rasumowsky. (Wir wissen, daß der Gemahl der Kaiserin weder Hetman war, noch den Fürstentitel führte.) Ich bin im Jahre 1753 geboren und bis zum neunten Jahre bei meiner Mutter erzogen worden. Als sie starb, übernahm ihr Neffe, der Prinz von Holstein-Gottorp, die Regierung, nachdem er, gemäß dem Testament meiner Mutter als Kaiser Peter III. proclamirt worden war; ich sollte erst nach Erlangung der Volljährigkeit auf den Thron kommen. Aber ein halbes Jahr darauf wurde er von Katharina gestürzt, welche sich zur Kaiserin ausrufen und mit der mir zugehörigen alten Krone der Zaaren von Moskau und ganz Rußland krönen ließ. Der Krone beraubt, kam mein Vormund, Kaiser Peter um, ich wurde als neunjähriges Kind nach Sibirien geschickt, woselbst ich ein Jahr lang blieb. Ein Priester erbarmte sich meines Geschicks, befreite mich und führte mich in die Hauptstadt der Kosacken. Freunde meines Vaters versteckten mich in dessen Hause; man entdeckte mich aber und gab mir Gift. Durch Gegengifte wurde ich wieder zum Leben gebracht und zur Sicherung vor neuen Gefahren, von meinem Vater, dem Fürsten Rasumowsky, nach Persien zu dessen Verwandten, dem Schah gesandt. Der Schah nahm mich gütig auf, ließ zu meiner Erziehung aus Europa Lehrer kommen und ich erlernte mehrere europäische und orientalische Sprachen. Bis zu meinem 17. Lebensjahre war ich mit meiner Herkunft unbekannt, dann entdeckte mir der Schah das Geheimniß derselben, indem er mir zugleich seine Hand anbot. So schmeichelhaft dieser Vorschlag des reichsten und mächtigsten asiatischen Fürsten für mich war, so lehnte ich ihn ab, da ich mich nicht entschließen konnte von dem Christenthum

und der griechisch-orthodoxen Kirche*) abzufallen. Der Schah entließ mich mit reichen Geschenken nach Europa, indem er mir den weisen und gelehrten Hali mitgab. In Männerkleidern reiste ich durch Rußland und besuchte alle meine christlichen und nichtchristlichen Völker; in Petersburg lernte ich verschiedene vornehme Freunde meines Vaters kennen. Von dort ging ich unter Wahrung des strengsten Incognito nach Berlin, wo ich von Friedrich II. empfangen wurde, und hier, wo Hali starb, nannte ich mich zum ersten Mal Prinzessin. Dann ging ich nach London und Paris, endlich nach Deutschland, wo ich die Grafschaft Oberstein kaufte. Hier beschloß ich in Begleitung des Fürsten Radziwill nach Konstantinopel zu gehen und die Bundesgenossenschaft des Sultans zu suchen."

An diesen Roman, den Aline wiederholt erzählte und der einige Zeit darauf in der „Frankfurter Zeitung" und der „Gazette d'Utrecht" abgedruckt wurde, und namentlich in Paris ein gewisses Aufsehen machte, knüpfte sich dann ein zweiter, der die angeblichen Beziehungen der Prätendentin zu Pugatschew zum Gegenstande hatte. Sie nannte diesen, der sich selbst als Peter III. bezeichnete, ihren leiblichen Bruder, behauptete, er sei am Hofe ihrer Mutter Page gewesen und dann zur Vollendung seiner Studien nach Berlin gegangen. Da Peter zum Regenten und Vormund seiner Schwester ernannt worden, habe er dessen Namen angenommen, um der Sache der legitimen Thronerbin desto erfolgreicher zu dienen; der von ihm erregte Aufstand habe zahlreiche Anhänger ihrer gerechten Sache aus den Fesseln, in welche diese von Katharina geschlagen worden, befreit und ihren Anhang vermehrt; der Schah von Persien sei Pugatschews Verbündeter und habe seine Handelsverbindungen nach Rußland dazu benutzt, für seine ehemaligen Mündel in wirksamster Weise Propaganda zu machen. So könne sie (Elisabeth II.) darauf rechnen, sofort nach ihrem Erscheinen auf russischer Erde von einem großen Theil des Volks und der Truppen sofort mit Jubel aufgenommen zu werden und ihre Feindin Katharina ohne große Mühe zu entthronen.

Durch den Senat von Ragusa, der Rußlands Rache wegen der Aufnahme fürchtete, die er der Prätendentin hatte zu Theil werden lassen, erhielt Katharina die erste Kunde von der neuen Feindin, welche gegen sie aufgetreten. Sie legte indessen kein Gewicht auf die Sache und ließ die Ragusaner beruhigen. Aline schrieb unterdessen wiederholt an

*) In Paris hatte Aline sich zum ersten Male für ein Glied der griechischen Kirche ausgegeben; wenn sie überhaupt eine Kirche besuchte, ging sie indessen in die lutherische.

den Sultan und dessen Minister, warnte vor einem Friedensschluß, wies auf ihre mächtigen Verbündeten hin, bat um Unterstützung ihres Bruders „Monsieur de Puhaszew" und um einen Firman zur Reise nach Konstantinopel. Das Schreiben an den Sultan trug die charakteristische Unterschrift: De votre Majesté impériale la fidèle amie et voisine Elisabeth. Aber noch bevor diese Briefe abgingen, hatten die Verhältnisse eine für die Sache der Prätendentin höchst ungünstige Wendung genommen. Von den russischen Waffen gedrängt, war der Sultan genöthigt gewesen, in friedlichere Bahnen zu lenken und die ins Stocken gerathenen Friedensverhandlungen mit Katharina neu aufzunehmen, Pugatschew aber, auf den Aline den größten Theil ihrer Hoffnungen setzte, war vom General Michelson geschlagen worden und irrte als verfehmter und vereinsamter Flüchtling durch die Wolgasteppen. Am schlimmsten war es, daß Radziwill Angesichts dieser Ereignisse und der zunehmenden Geldnoth, in welcher er sich wegen der Confiscation seiner littauischen Güter befand, alle Lust und alle Zuversicht zu seinem kühnen Unternehmen verlor, die „Großfürstin" mit steigender Zurückhaltung und Kälte behandelte und seine türkischen Agenten heimlich anwies, die ihnen zugesandten Briefe Alinens nicht an ihre Adresse gelangen zu lassen. Die Prätendentin, die bereits anfing, in ihren nach Limburg gerichteten Briefen über die veränderte Haltung des Palatinus zu klagen, den Nachrichten über Pugatschews Niederwerfung indessen keinen Glauben schenkte und sicher auf einen Firman zur Reise nach Stambul rechnete, ließ den Muth nicht sinken. Mit tollkühner Zuversicht auf das Recht ihrer Ansprüche, schrieb sie an den Grafen Panin nach St. Petersburg, der als Erzieher Pauls für das Haupt der frondirenden Adelspartei galt, und an Orlow nach Livorno. Sie wußte wohl, daß die einst am Hofe Katharinas allmächtigen Brüder Orlow gestürzt waren und sich in stillem Groll über den Verlust ihres Einflusses verzehrten; Graf Alexei, der Oberbefehlshaber des an der italienischen Küste liegenden Geschwaders, lebte seit Jahren in Italien, verbrachte seine Winter in Pisa, wo er fürstlichen Aufwand trieb, fuhr während der Sommermonate mit seinen Schiffen auf dem Mittelmeer umher und übte, trotzdem er halbwegs ein Verbannter war, einen unbeschränkten Einfluß auf die Besatzung seiner Flotille. Ihn nun forderte Aline zu einer Schilderhebung für ihre Sache und zum Erlaß eines Manifestes auf; er sollte nach Ragusa kommen, sie an Bord seines Schiffes nehmen und mit ihr in Rußland landen.

Das Schreiben, in welchem dieser kühne Plan entwickelt war, ist

uns erhalten worden, es lautet in genauer Uebersetzung des französischen Originals wie folgt: „Die Prinzessin Elisabeth von Rußland wünscht zu wissen, welche Partei Sie, Herr Graf, bei den bevorstehenden Verwickelungen ergreifen werden. Das Testament der Kaiserin Elisabeth gesegneten Andenkens, in welchem diese ihre Tochter zur Thronerbin einsetzt, ist vollständig erhalten und befindet sich in sicheren Händen. Fürst Rasumowsky, gewöhnlich Pugatschew genannt, steht an der Spitze Unserer Partei und hat, Dank der allgemeinen Ergebenheit des russischen Volkes gegen seine legitimen Thronerben, glänzende Siege erfochten. Ermuthigt durch dieselben, haben Wir beschlossen, mit Unseren Ansprüchen hervorzutreten und Unsere gegenwärtige traurige Lage zu verlassen. Allem Volk ist bekannt, daß die Prinzessin Elisabeth nach Sibirien verbannt wurde und seitdem viele Drangsale erlitten hat. Nachdem sie sich vor den Nachstellungen der Leute, welche ihr Leben bedrohten, gerettet, befindet sie sich gegenwärtig in vollständiger Sicherheit, da viele Monarchen sie unterstützen und ihr Beihülfe zugesagt haben. Nachdem sie ihre Rechte und Ansprüche feierlich proclamirt hat, wendet die Prinzessin Elisabeth sich an Sie, Herr Graf. Pflicht, Ehre und Heil laden Sie ein, in die Reihe der Anhänger der Prinzessin zu treten. Angesichts des Krieges, welcher das Vaterland zerreißt und täglich an Umfang gewinnt, eines Krieges, der wenn er auch beendet werden sollte, binnen Kurzem wieder aufflammen wird, und gedrängt von den Bitten zahlreicher Anhänger, welche unter dem ehernen Joch schmachten, ist die Prinzessin nicht nur durch ihr gutes Recht, sondern auch durch die Gefühle ihres Herzens zu ihrem Unternehmen bewogen worden. Sie wünscht zu wissen, ob Sie, Herr Graf, an demselben Theil nehmen werden. Wünschen Sie auf Unsere Seite zu treten, so erlassen Sie ein Manifest auf Grund des beiliegenden Entwurfs. Aber auch wenn Sie nicht für Uns eintreten sollten, werden Wir es nicht bedauern, Sie von Unsern Ansichten unterrichtet zu haben. Sie werden daraus ersehen, daß Wir an Ihrem Geschick Antheil nehmen. Ihr gerader Charakter und Ihr weitsehender Geist haben in Uns den Wunsch rege gemacht, Sie in den Reihen der Unsrigen zu erblicken. Dieser Wunsch, Herr Graf, ist ein aufrichtiger; er muß Ihnen um so schmeichelhafter sein, da er nicht von Intriganten ausgeht, welche Unschuldige verfolgen. Wir stehen im Bunde mit dem Osmanischen Reich. Indem Wir in die Einzelnheiten Unseres Plans nicht weiter eingehen, erklären Wir frei und vor aller Welt, daß man Uns der Krone beraubte, daß man Uns nachgestellt hat und daß nur Gott der Gerechte Uns durch ein Wunder aus den Händen Unserer Feinde befreit hat, welche Unser

Leben bedrohten. Hinzuzufügen haben Wir noch, daß alle Pläne, welche Unsere Feinde gegenwärtig wider Uns im Schilde führen, zersplittern müssen, da Wir Uns in Sicherheit befinden, unter türkischer Hoheit und auf dem Geschwader Seiner Majestät des Sultans. Welchen Entschluß der Herr Graf fassen werden, werden Wir aus den Publicationen ersehen, welche Sie erlassen werden. Es hängt von Ihnen ab, ob Sie die eine oder die andere Partei ergreifen werden, Sie werden sich aber vorstellen können, wie hoch Wir Ihre Verdienste schätzen werden, wenn Sie in die Reihen Unserer Anhänger treten. Wir hätten Uns nie dazu entschlossen, nach der Krone zu trachten, wenn die Freunde der verstorbenen Kaiserin Elisabeth Petrowna Uns nicht darum gebeten hätten. Indem Wir Uns auf Grund der Gesetze zu diesem Unternehmen berechtigt glaubten, sehen wir Uns zur Ausführung desselben verpflichtet, da Wir das Unheil gewahr werden, in welches die gesammte Nation seit dem Tode der Kaiserin Elisabeth Petrowna gestürzt worden ist. Sie werden wissen, Herr Graf, daß Wir zu einer so offenen Sprache gegen Sie nicht verpflichtet sind, aber Wir rechnen auf die Reinheit ihrer Gesinnungen und auf die Richtigkeit Ihres Urtheils. Dieselben werden Sie davon überzeugen, daß die Gründe Unseres Handelns durchaus gesetzliche sind und dazu hinreichen, alle Russen zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen das Vaterland und gegen sich selbst aufzurufen: ihre heilige Pflicht wird es sein, die Rechte der gesetzlichen Erbin des russischen Thrones zu vertheidigen, welche denselben nur in der Absicht beansprucht, ihr schwer geprüftes Volk zu beglücken. Wir rechnen mit Sicherheit auf den Erfolg Unseres Unternehmens. — Die Hauptsache ist gethan, es kommt nur noch darauf an, daß Wir feierlich vor Uns Zeugniß ablegen.

„Von Ihrer Ehrenhaftigkeit überzeugt, Herr Graf, hatten Wir die Absicht, selbst nach Livorno zu kommen, widrige Verhältnisse haben Uns daran verhindert. Die Ehrenhaftigkeit, welche Sie bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen haben, bezeugt die Güte Ihres Herzens. Ziehen Sie die Sache wohl in Ueberlegung, Herr Graf, erwägen Sie sie reiflich. Ist Unsere Anwesenheit in Livorno, Ihrer Ansicht nach, erforderlich, so benachrichtigen Sie den Ueberbringer dieses Briefes davon. Er weiß weder von wem, noch woher dieser Brief geschrieben worden, darum können Sie ihm Ihre Antwort anvertrauen; um keine Neugier zu erregen, adressiren Sie ihn einfach „Herrn Flotiran" es ist das der Name meines Sekretärs.

„Das Testament Elisabeth Petrownas ist allein zu Gunsten der Tochter derselben abgefaßt worden und gedenkt Meines Bruders nirgend.

Es würde zu weit führen, wollten Wir Gründe dafür jetzt ausführlich entwickeln, — es genügt, daß er gegenwärtig an der Spitze eines Stammes steht, der stets den Gesetzen seines Herrschers gehorcht hat und gegenwärtig die Rechte Elisabeths II. vertritt. Die Zeit ist kostbar. Es muß schnell ans Werk gegangen werden, wenn das russische Volk nicht zu Grunde gehen soll, Unser mitfühlendes Herz kann bei dem Anblick seiner Leiden nicht ruhig schlagen. Nicht der Glanz der Krone treibt Uns zur That, sondern das Blut, das durch Unsere Adern strömt. Unser Leben, reich an Leiden und Unglücksfällen, dient als Beweis dafür, im Lauf Unserer Regierungshandlungen werden wir das noch reichlicher zu beweisen Gelegenheit haben. Ihre richtige Beurtheilung der Verhältnisse, Herr Graf, wird im Stande sein, die Bedeutung dieser Worte zu schätzen. Wir versichern Sie, Herr Graf, daß Sie unter allen Verhältnissen und zu jeder Zeit auf Unsern Schutz und Unsere Hülfe rechnen können. Es wäre überflüssig, von Unserer Erkenntlichkeit gegen Sie zu reden — sie ist von den Eigenschaften eines gefühlvollen Herzens untrennbar. Wir ersuchen Sie an die Echtheit der Gefühle zu glauben."

Dieses vom 18. August 1774 datirte Schreiben wurde durch den Barbaresken-Capitain Hussan an die Adresse Edward Montagu's nach Venedig und von diesem weiter nach Livorno befördert. Erst Ende September kam es in die Hände Orlows. So vollständig derselbe auch durch seinen langjährigen Aufenthalt in Italien den russischen Verhältnissen entfremdet war, so unzufrieden er mit seiner Entfernung von den Regierungsgeschäften sein mochte, er schwankte keinen Augenblick, sondern berichtete umgehend nach Petersburg: „Es scheint mir, Allergnädigste Gebieterin, wünschenswerth," heißt es in seinem, vom 27. September datirten, direct an die Person der Kaiserin gerichteten Bericht, „daß Pugatschew vernichtet werde, besser noch wäre es aber, wenn man ihn lebendig fangen könnte, um durch ihn die volle Wahrheit zu erfahren. Ich habe Verdacht, daß die Franzosen sich in die Sache eingemischt haben: in diesem Verdacht bin ich durch einen Brief bestärkt worden, den ich von einer unbekannten Person erhalten habe. Ob es eine Tochter der Kaiserin Elisabeth giebt oder nicht, weiß ich nicht; gäbe es eine solche und dieselbe maßte sich an, was ihr nicht zukommt, ich würde ihr einen Stein um den Hals hängen und sie ins Wasser werfen. Ich füge diesen Brief hinzu, da die Absicht aus demselben klar zu ersehen ist. Aus dem Archipelagus wird auch noch gemeldet, daß ein Frauenzimmer von Constantinopel nach Paros gekommen sei, daselbst seit länger als vier Monaten auf einem englischen

Schiffe lebe und den Leuten erzähle, daß sie auf mich warte; ich habe einen zuverlässigen Officier hingesandt, der mit ihr reden und ihr, falls sich etwas Verdächtiges zeigen sollte, meine Dienste versprechen soll, um sie hieher nach Livorno zu bringen. Meine Meinung ist, daß ich, falls es eine solche Wahnsinnige giebt, dieselbe auf ein Schiff bringen und direct nach Kronstadt schicken will: ich erwarte darüber eine Vorschrift." Orlow sandte sogleich zwei Officiere aus, um die Unbekannte, die ihm geschrieben, aufsuchen zu lassen; einer derselben, Graf Marcus Woyewitsch, ging nach Paros, wo er indessen nur eine türkische Kaufmannsfrau fand, welche für das Serail des Sultans Geschäfte betrieb und gelegentlich mit vornehmen Bekanntschaften groß that, der andere, jener Spanier Ribas, der später als Begründer Odessas berühmt geworden, durchreiste ganz Italien, ohne eine Spur der Prätendentin entdecken zu können. Als er endlich in Venedig erfuhr, daß die sogenannte Großfürstin, frühere Gräfin Pinneberg nach Ragusa gegangen sei, hatte Aline (November 1771) diesen Ort bereits verlassen und sich nach Neapel gewandt.

Wochen und Monate vergingen und Aline wartete noch immer auf die Beantwortung der Briefe, die sie nach Petersburg an den Grafen Panin, nach Livorno und nach Constantinopel gesandt hatte: von den letzteren wissen wir, daß sie in Radziwills Auftrag unterschlagen worden waren. Unterdessen wurde das Verhältniß zwischen Radziwill und Alinen täglich peinlicher; ihr lockeres Leben gab ihm zu Beschwerden Veranlassung, sie klagte über Mangel am Nothwendigsten, die Briefe, in welchen sie ihre Freunde Hornstein und Montagu um neue Vorschüsse anging, blieben unbeantwortet und ihre Verlegenheiten nahmen täglich zu. Obgleich der Fürst von Limburg ihrer noch immer mit Liebe gedachte und sie von Zeit zu Zeit brieflich aufforderte, von ihren hochfliegenden Plänen zu lassen und zu ihm nach Oberstein zurückzukehren, blieb sie hartnäckig auf ihrem Sinn.*) Da trafen endlich Nachrichten ein, die Radziwill, der längst schwankend geworden war, zu einem völligen Aufgeben seiner Pläne veranlaßten: seine Agenten meldeten ihm, daß Pugatschew gefangen genommen, der russisch-türkische Frieden von Kutschuck-Kaynardschisk ratificirt worden sei und daß Frankreich von einer ferneren Unterstützung seiner Angelegenheit Nichts

*) Die letzten an „Ihre Hoheit die Prinzessin Elisabeth" gerichteten Briefe Limburgs trafen in Ragusa Ende December ein, als Aline diese Stadt längst verlassen hatte; nur mit schwerem Herzen und nachdem eine Reihe seiner Schreiben unbeantwortet geblieben, hatte er in dem letzten derselben seiner schönen Geliebten die Treue aufgekündigt.

wissen wolle; der Fürst wurde zugleich dringend aufgefordert, von seinem phantastischen Plan abzustehen, nach Deutschland zu kommen und sich hier in seiner Eigenschaft als Reichsfürst (er war Herzog von Olyka) niederzulassen, ehe Rußland wider ihn bei dem Wiener Kabinet Klage erhoben. Ende October reiste Radziwill nach einem heftigen Auftritt, den er mit seiner Gefährtin gehabt, nach Venedig ab, Aline blieb krank, verlassen und vollständig mittellos in Ragusa zurück.

Einige Tage später verließ auch sie, noch immer leidend auf dem Schiff des Barbaresken Hassan die Stadt, welche sie vier Monate früher mit so stolzen Hoffnungen betreten hatte; nur drei ihrer Anhänger, Czarnowsky, der Exjesuit P. Ganecki und Domanski „der Unbekannte von Moosbach", waren ihr treu geblieben. Der Glaube an eine große Zukunft, in welchen sie von Radziwill und Potocki eingegewiegt worden, war in dem phantastischen jungen Weibe zur fixen Idee geworden, von welcher sie nicht mehr lassen konnte: sie beschloß, nach Rom zu gehen und den Vatikan zur Beihülfe bei Durchsetzung ihrer Ansprüche aufzufordern. Mit einem neapolitanischen Paß versehen, landete sie im November in Barletta und ging von hier nach Neapel, wo sie sich eine Zeitlang aufhielt, um ihre ernsthaft gefährdete Gesundheit zu kräftigen: es zeigten sich Spuren der Schwindsucht. Durch Vermittelung des englischen Gesandten Hamilton gelang es ihr, einen Paß nach Rom zu erhalten, und hier traf sie mit ihren drei Gefährten in den ersten Tagen des December 1774 ein. Da sie allein von dem Gelde existirte, das der P. Ganecki erborgte, und ihr Gesundheitszustand die höchste Vorsicht und Schonung erheischte, lebte die bis dahin leichtfertige, genußsüchtige und üppige Aline fortan außerordentlich still und eingezogen.

Die „Prinzessin" war nach Rom gekommen, um den Papst für ihre Pläne zu gewinnen. Unglücklicher Weise gab es zur Zeit ihrer Ankunft in der ewigen Stadt keinen Papst: Clemens XIV. war gestorben und, trotz wochenlanger Berathungen konnte das Conclave sich nicht über seinen Nachfolger einigen. Im Vatikan eingeschlossen, waren die Kardinäle für die Außenwelt unzugänglich, und vergeblich bemühte Aline sich um eine Zusammenkunft mit Giovanni Alessandro Albani, dem Kardinal-Protector von Polen, auf welchen sie ganz besondere Hoffnungen gesetzt hatte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihr, dem Kirchenfürsten ein Billet zukommen zu lassen, in welchem sie denselben von ihrer Ankunft in der ewigen Stadt, ihren hohen Plänen und der Nothwendigkeit einer Berathung benachrichtigte. Da Albani den Vatikan nicht verlassen konnte, verwies er die Unbekannte

an einen seiner Vertrauten, den Abbé Roccotano, der seine polnische Korrespondenz besorgte, und mit diesem hielt Aline verschiedene Zusammenkünfte. Sie theilte ihm mit, daß sie, da ihr Stellvertreter Pugatschew gestorben sei, selbst nach Rußland gehen, mit Hülfe ihrer zahlreichen Anhänger die Regierung an sich reißen, der Kaiserin Katharina übrigens St. Petersburg und die Ostseeprovinzen überlassen wolle, „womit diese wohl zufrieden sein werde." Was die polnischen Angelegenheiten anlangte, so erklärte die „Prinzessin", sie wolle es mit Poniatowski halten — dieser wurde von der Kurie unterstützt — und habe sich vergeblich bemüht, ihn mit dem Fürsten Karl Radziwill auszusöhnen; schließlich ließ sie durchblicken, daß sie nicht abgeneigt sei, für den Fall römischer Unterstützung dereinst die Vereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche herbeizuführen. Der Abbé, auf den die Schönheit und Gewandtheit der unternehmenden Frau einen gewissen Eindruck machte, der sich aber des Verdachts nicht entschlagen konnte, es sei mit der ganzen Angelegenheit hauptsächlich auf eine Anleihe aus der Kasse seines Protectors abgesehen, war schwankend, was er diesem berichten sollte. Ein P. Lindey, der früher in Rußland Officier gewesen war und behauptete, die Prinzessin im Winterpalais gesehen zu haben, beseitigte indessen seine Bedenken, Roccotani stattete Alinen wiederholte Besuche ab und übernahm schließlich die Besorgung eines längeren Schreibens an den Kardinal, welchem Abschriften der an den Sultan gerichteten Briefe beigelegt waren. „Sobald ich mein Ziel erreicht und den Thron bestiegen haben werde", heißt es in jenem Schreiben, „beabsichtige ich mit der Kurie in Verbindung zu treten und das Möglichste zu thun, um mein Volk dem heiligen Vater zu unterwerfen. Ihnen allein wage ich dieses Geheimniß anzuvertrauen. Ziehen Sie selbst in Erwägung, wie gefährlich meine Lage ist und wie sehr ich Ihrer Hülfe und Unterstützung bedarf. Gerade im gegenwärtigen Augenblick, in welchem es von der höchsten Wichtigkeit ist, daß ich nach Polen und Rußland reise, leide ich empfindlichen Mangel an baarem Gelde. Ich gebe die Hoffnung aber nicht auf und tröste mich mit dem Gedanken, daß Ew. Eminenz zum Papst gewählt werden." Nachdem Aline einmal den Beschluß gefaßt, mit Hülfe der Kurie und der Partei Poniatowskis das Ziel zu erreichen, bei dessen Verfolgung sie von den Conföderirten von Bar im Stiche gelassen worden, wendete sie ihre letzten Kräfte auf, um den Kardinal Albani und den polnischen Gesandten d'Antigi an sich zu fesseln. Dem Ersteren theilte sie zur Feststellung ihrer Identität Briefe Hornsteins und des Fürsten von Limburg mit, dem Letzteren entwickelte sie in zahlreichen Briefen ihre

Pläne zur Wiederherstellung Polens und zur Beglückung Rußlands. Aber all' diese Bemühungen waren vergeblich. Albani blieb zurückhaltend und schob unter verschiedenen Vorwänden die erbetene Audienz immer wieder hinaus, während d'Antigi der Prinzessin freundschaftlich rieth, sich nicht weiter mit Politik zu befassen, sondern ein vergnügliches Stillleben aufzusuchen. Zu diesen Enttäuschungen kamen körperliche Leiden, Zwistigkeiten mit dem P. Ganecki, den Aline schließlich entließ, endlich neue Geldverlegenheiten, denen durch den Verkauf von Orden nur mühsam und auf kurze Zeit abgeholfen werden konnte. Sie wandte sich jetzt in einem ausführlichen Brief, der eine umständliche Darstellung der Verhandlungen mit Radziwill, sowie der venetianischen und Ragusaner Abenteuer enthielt, an den englischen Gesandten in Neapel, Hamilton, und bat ihn um einen Vorschuß: das Schreiben war „Prinzessin" Elisabeth unterzeichnet.

Hamilton, der bis dahin kaum gewußt hatte, wer die Gräfin Pinneberg gewesen, der er einen Paß gegeben, gerieth in peinliche Bestürzung, als er gewahr wurde, daß es eine russische Kronprätendentin gewesen, der er seine Unterstützung geliehen. Er fürchtete, seine diplomatische Stellung compromittirt zu haben, und schrieb sogleich an Orlow, dem er das vorgefallene Mißverständniß offen darlegte und das Original des Schreibens der Prinzessin übersandte.

Kurz bevor dieser, der eben in Pisa war, die Depesche Hamiltons durch Vermittelung eines gemeinschaftlichen Freundes, des englischen Generalconsuls in Livorno, Sir John Dick erhielt, war Ribas aus Ragusa unverrichteter Sache zurückgekehrt: nirgend war die Abenteurerin, nach welcher er fahnden sollte, zu finden gewesen. Sofort nach Eingang der Nachricht aus Neapel, am 16. Januar 1775, sandte der Graf Orlow seinen Adjutanten Iwan Christenek nach Rom mit dem Auftrage, das Vertrauen der Prätendentin zu gewinnen und dieselbe nach Pisa zu bringen; gleichzeitig sandte er einen Courier mit nachstehendem an die Kaiserin gerichteten Bericht nach Petersburg ab.

„Allergnädigste Gebieterin! Nach Abgang meiner letzten an Ew. kaiserliche Majestät gesandten Berichte erhielt ich von dem von mir ausgesandten Officier die Nachricht, daß die Betrügerin nicht mehr in Ragusa weile, daß sie aber wahrscheinlich mit dem Fürsten Radziwill nach Venedig gegangen sei. Er war ohne Aufenthalt nach Venedig gereist, hatte hier aber nur Radziwill gefunden, die Betrügerin war nicht mit ihm gekommen; was man über Radziwill gewußt, war schwankend gewesen. Die Einen behaupteten, er wolle nach Frankreich gehen, Andere meinten, er werde in sein Vaterland zurückkehren. Von der Be-

trügerin verlautete, sie sei nach Neapel gegangen. Tags darauf erhielt ich ein Schreiben des englischen Gesandten in Neapel, Hamilton, in welchem dieser mir mittheilte, daselbst sei eine Frau gewesen, der er auf ihr Gesuch einen Paß nach Rom verschafft; aus Rom habe dieselbe Frau ihm geschrieben und sich in ihrem Briefe Prinzessin genannt. Die mir im Original vorliegenden Briefe derselben sende ich Ew. Majestät zur Durchsicht. Meinerseits habe ich sogleich den Adjutanten Iwan Christenek nach Rom gesandt, damit er genauere Auskunft über jene Frau einziehe und mit derselben in Verbindung trete. Ich habe ihn bevollmächtigt, ihr zu sagen, daß sie sich meiner Unterstützung gewärtigen könne, und ihn angewiesen, sie hieher nach Pisa zu bringen. Dem englischen Minister habe ich geschrieben, daß diese Frau vollkommen unsinnig sein müsse und daß ich sie aus Neugier kennen lernen wolle; zugleich habe ich ihn ersucht, daß er ihr seinerseits den Rath ertheile, zu mir zu kommen. Den Ritter Dick habe ich bewogen, zuverlässigen Leuten nach Rom zu schreiben, welche der Betrügerin rathen sollen, hierher zu kommen, da sie auf meine Unterstützung rechnen könne. Ich werde nicht ermangeln, Eurer Majestät über Alles, was sich weiter zuträgt, Bericht zu erstatten und mir alle Mühe geben, um jener Frau habhaft zu werden oder wenigstens ihren Aufenthaltsort in Erfahrung zu bringen. Ich werfe mich zu Ew. Majestät geheiligten Füßen und verbleibe für immer meiner Allergnädigsten Gebieterin allerunterthänigster Knecht Graf Alexei Orlow."

Zwei Tage später traf Christenek bereits in Rom ein.

Als der russische Agent in Rom ankam, hatte die Geldverlegenheit, in welcher Aline sich befand, den höchsten Grad erreicht. Da die gehoffte Antwort Hamiltons ausblieb und Niemand von den römischen Bekannten zu einem Vorschuß zu bewegen war, wurden die Gläubiger Alinens ungeduldig und drohten mit Verhaftung. Diesen Zeitpunkt benutzte Orlows Abgesandter, um sein Opfer in die Falle zu locken. Er stellte sich Alinen vor, versicherte, daß sein Chef bereit sei, sich der Sache seiner rechtmäßigen Gebieterin anzuschließen, erbot sich zur Bezahlung ihrer Schulden und forderte sie dringend auf, sogleich in Orlows Hauptquartier nach Pisa zu reisen. Lange schwankte die Unglückliche, erst als sich kein anderes Auskunftsmittel zeigte, griff sie zu. Christenek ließ ihr durch den Bankier Jenkins die Summe von 11,000 Ducaten auszahlen, mit denen sie ihre sämmtlichen Schulden in Venedig, Neapel und Rom bezahlte. Dann reiste sie in Begleitung ihrer beiden polnischen Freunde, eines Dieners und einer Zofe nach Pisa ab, wo sie am 15. Februar 1775 eintraf. Christenek war ihr in einem zweiten Wagen gefolgt.

Was weiter geschah, ist der Hauptsache nach aus den Schriften de Casteras und Hermanns bekannt. Orlow empfing Aline und ihre Begleiter mit vieler Zuvorkommenheit, indem er ihr Unterstützung ihrer hochfliegenden Pläne versprach. Nach der Versicherung des englischen Consuls in Livorno, Sir John Dick, ist die unglückliche junge Frau sogar die Geliebte ihres Verderbers geworden; ein Brief Orlows, der sich später unter ihren Papieren fand, macht diese Angabe mindestens höchst wahrscheinlich. Nach mehrtägigem Zusammenleben in Pisa reisten Orlow und Aline nach Livorno, wo ihr zu Ehren ein großes Manöver der russischen Escadre abgehalten werden sollte. Nach einem glänzenden Diner im Gebäude des englischen Consulats, begab man sich auf das Admiralschiff, das Aline mit Salutschüssen begrüßte. Während sie in den Anblick der manövrirenden Schiffe versunken dastand, entfernten Orlow und der zweite Commandeur des Geschwaders, Admiral Greigh, sich unbemerkt von dem Admiralschiff: wenige Augenblicke später war Aline die Gefangene des Capitains Litwinow. Um die Täuschung vollständig zu machen, mußte auch Christenek seinen Degen abgeben, und wurde Alinen erzählt, Orlow sei gleichfalls auf Befehl der Kaiserin verhaftet und nach Rußland abgeführt worden. Unbeschreiblich, aber vergeblich waren das Entsetzen und die Wuth Alinens. Zwei Monate später, am 11. Mai. traf das von Greigh geführte Escadre bereits in Kronstadt ein, wo die Gefangene von dem mit der Untersuchung ihrer Angelegenheit beauftragten Feldmarschall Fürsten Galizin in Empfang genommen und auf dessen Anordnung in die St. Petersburger Peter-Paulsfestung abgeführt wurde. Hier traf Aline bereits schwer erkrankt ein; die furchtbare Veränderung ihres Looses, verbunden mit den Strapazen einer mehrwöchentlichen Seereise in rauher Jahreszeit, hatten das Lungenübel, an dem sie bereits in Ragusa und Neapel gelitten, rasch entwickelt; die Kasematte, welche zu ihrem Gefängniß bestimmt war, wurde nach wenigen Monaten ihr Sterbegemach. Nichtsdestoweniger setzte sie der von Galizin geführten Untersuchung hartnäckige Lügen entgegen. Da die Orlow von Ragusa aus gesandten Briefe und Actenstücke die einzigen unwidersprechlichen Beweise bildeten, welche ihre Richter in Händen hatten, um sie des Verbrechens der Verschwörung gegen Katharina II. zu überführen, so stellte sie in Abrede, von dem Inhalt dieser in russischer Sprache geschriebenen Papiere etwas gewußt zu haben. Sie berief sich auf ihre Unkenntniß des Russischen und behauptete, das bei Orlow gefundene Packet sei ihr anonym aus Venedig mit der Bitte um Beförderung an die Adresse zugegangen. Was ihre Herkunft anlange, so wisse sie nichts Genaueres über dieselbe anzugeben,

da sie ihre Eltern niemals gekannt. In Kiel erzogen, sei sie später nach Persien gebracht, dort von dem Fürsten Haly unterrichtet worden und später nach Europa zurückgekehrt. Daß sie eine Tochter der Kaiserin Elisabeth sei, hätten ihr verschiedene Personen, namentlich der Perser Haly und später der Palatinus Fürst Radziwill, so positiv versichert, daß sie keinen Anstand genommen, diesen Angaben zu glauben; jedoch habe sie von dieser ihrer kaiserlichen Abkunft niemals irgend welchen Gebrauch gemacht oder zu machen beabsichtigt, vielmehr das Mögliche gethan, um dieselbe auf sich beruhen zu lassen. Nach Ragusa sei sie nur gegangen, weil Radziwill versprochen, sie über Constantinopel nach Persien zu bringen, wohin sie die Sehnsucht nach ihren alten Freunden getrieben. Was ihre Bekanntschaft mit Orlow anlange, so sei sie dessen Einladung gefolgt, um durch ihn über das Geheimniß ihrer Geburt Aufklärung zu erhalten. Einzelne dieser Angaben nahm Aline im weiteren Verlauf der Untersuchung zurück; wie bereits im Eingang unserer Erzählung erwähnt, blieb sie bis zuletzt dabei, in Kiel erzogen und über das Geheimniß ihrer Herkunft, welches allein dem Lehrer Schmidt und dem Marschall Lord Keith bekannt gewesen, niemals unterrichtet worden zu sein. Von der fabelhaften Reise nach Persien und ihrem Freunde, dem Fürsten Haly, war in der Folge nicht mehr die Rede; ihrer ursprünglichen Behauptung, den Inhalt der Orlow gesandten Papiere nicht gekannt und niemals die Prätendentin gespielt zu haben, blieb Aline bis zuletzt treu. Sie verlangte, ihrer Haft entlassen und nach Oberstein, an den Hof ihres Freundes und Verlobten, des Fürsten von Limburg, gesandt zu werden, und versprach in diesem Falle Alles, was sie in Petersburg erfahren, mit dem Schleier tiefsten Schweigens zu bedecken.

Unterdessen machte das Lungenübel so reißende Fortschritte, daß man der Auflösung der kranken Abenteurerin mit Sicherheit entgegensehen konnte. Im November bat sie um den Beistand eines griechisch-russischen Geistlichen, da sie sich stets zur griechischen Kirche bekannt habe, freilich ohne der griechischen oder russischen Sprache irgend kundig zu sein. Da sie stets in der Fremde gelebt, sei es ihr auch niemals möglich gewesen, zur Beichte oder zum Abendmahl zu gehen. Nachdem es Galizin gelungen war, in der Person des Priesters Peter Andrewjew einen der deutschen Sprache kundigen russischen Geistlichen zu ermitteln, begab dieser sich, nach vorher abgelegtem Versprechen strengster Discretion über die Staatsgefangene, in den ersten Tagen des December 1775 zu der Kranken, um deren Beichte entgegenzunehmen.

Reuig bekannte Aline, daß sie von frühester Jugend an ein un-

sittliches Leben geführt; daß sie gegen die Kaiserin conspirirt, stellte sie dagegen in Abrede. Im Uebrigen wiederholte sie die Galizin gemachten Angaben, indem sie nochmals versicherte, nur der Lehrer Schmidt und Lord Keith wüßten, wer ihre Eltern seien und wo sie geboren worden. Wenige Tage später, am Morgen des 4. December war Aline verschieden;*) ihre Leiche wurde von ihren Wächtern Tags darauf im Ravelin der Festung versenkt, worauf die betreffenden Soldaten Stillschweigen über Alles, was sie gesehen und gehört, geloben mußten. Galizin berichtete über alles Vorgefallene unter dem 7. December an die Kaiserin, welche alle auf die Person der Abenteurerin bezüglichen Actenstücke im geheimen Reichsarchiv niederlegen ließ. Die beiden polnischen Begleiter und die Dienstboten Alinens wurden, da sich ihre Theilnahme an der Verschwörung nicht nachweisen ließ, nach abgelegtem Gelöbniß tiefsten Stillschweigens auf freien Fuß gesetzt, mit einem Reisegelde versehen und von Riga aus über die russische Grenze geschafft. Bei Todesstrafe wurde ihnen verboten, jemals wieder das russische Reich zu betreten.

Die vorstehenden, ausschließlich auf den vom „Rußki Westnik" veröffentlichten officiellen Actenstücken beruhenden Mittheilungen enthalten Alles, was über die räthselhafte Frau festgestellt worden ist, der wir als Fürstin Tarakanow in verschiedenen, auf die Regierung Katharinas bezüglichen Memoirenwerken des 18. Jahrhunderts begegnen. Die zahlreichen Lücken dieser Feststellung werden schwerlich jemals ausgefüllt werden, da man es nach dem Tode Alinens verabsäumte, ihren Jugendschicksalen weiter nachzuforschen. Selbst die Hinweise auf ihre Kieler Bekannten und den Lord Keith sind unbenutzt geblieben. Die eigentlichen Räthsel ihres Lebens, die geheime Unterstützung, welche sie bis zur Bekanntschaft mit Radziwill erhalten, und jener Zusammenhang mit Rußland und der russischen Kirche, welchen sie bis an ihr Ende behauptet, werden schwerlich jemals gelöst werden. Von Interesse wäre es, zu erfahren, ob die fürstlich Limburgischen Archive irgend welche Angaben über die schöne Fremde enthalten, welche so tief in das Leben des Fürsten Philipp Ferdinand eingegriffen.

*) Damit widerlegt sich die Sage von selbst, nach welcher diese angebliche Fürstin Tarakanow zufolge einer Ueberschwemmung ihres Kerkers umgekommen. Der Maler Flawizky hat diese Sage zum Gegenstand eines Gemäldes gemacht, welches zu Paris bei der Weltausstellung von 1867 großes Aufsehen erregte.

Die griechisch-orthodoxe Kirche Rußlands und deren Secten.

Русское чорное и бѣлое духовенство. (Leipzig, bei F. Wagner, 1866. 2 Bde.)
Русскій вѣстникъ. 1867.

Es sind nächstens zweihundert Jahre, daß Rußland in das politische System unseres Welttheils zu treten und Wechselwirkungen der verschiedensten Art mit den europäischen Culturvölkern auszutauschen begonnen hat. Und doch ist dieses Land in der occidentalen Culturwelt heute ebenso wenig bekannt, wie in den Tagen Peters des Großen. Wohl weiß jeder Schulknabe Deutschlands die Namen der wichtigsten Städte, Provinzen, Berge und Seen der russischen Monarchie zu nennen, aber die gewiegtesten deutschen, französischen und englischen Staatsmänner gerathen in Verlegenheit, wenn sie nach den thatsächlichen Zuständen gefragt werden, welche sich hinter diesen Namen verbergen, die gründlichsten Kenner der Zeitgeschichte zucken die Achseln, wenn von ihnen Aufschluß und Erklärung auch nur über eine der Wandlungen und Gestaltungen verlangt wird, die sich seit den letzten Jahrzehnten auf russischer Erde vollzogen haben. Während die Organe der Moskauer und Petersburger Presse in der Regel über die Verhältnisse in Berlin, Paris und London alle gleich gut unterrichtet sind, lassen sich die westeuropäischen Zeitblätter an den Fingern abzählen, die nur einigermaßen correcte und zusammenhängende Nachrichten über das bringen, was in Rußland geschieht und nicht geschieht.

Die Ereignisse der letzten zwölf Jahre russischen Lebens, vor Allem die Aufhebung der Leibeigenschaft durch die Regierung Alexanders II. hatten das bis dahin ziemlich lahme Interesse Westeuropas für den russischen Staat längere Zeit hindurch neu beschwingt. Als man von dem großen erlösenden Act Kunde erhielt, der Millionen bis dahin willen- und rechtloser Sclaven zu freien Staatsbürgern machte, glaubte man die Kluft, welche das östliche Europa vom westlichen getrennt hatte, überbrückt, Rußland in die Kreise des abendländischen Culturlebens gezogen, den

Einflüssen, denen man selbst gehorchte, ebenso erschlossen, wie dem Forschungseifer und Verständniß derer, welche das in junger Freiheit schwelgende Culturvolk des Orients in die Arme ihrer kosmopolitischen Begeisterung schließen wollten. Da brach der polnisch-littauische Aufstand und die Periode der Murawjew und Kaufmann an — binnen kurzer Frist vollzog sich eine Reihe von Entwickelungen, welche man nach dem 19. Februar 1861 für unmöglich gehalten hatte und wiederum stand man vor einem Räthsel und mußte man sich gestehen, daß die Gesetze des russischen Volkes und Geisteslebens für den Westeuropäer unverständlich seien.

Es wird wahrscheinlich noch lange dauern, ehe dieses Verhältniß sich ändert, zumal der Hauptheil dessen, was seit 1856 diesseits der Weichsel über Rußland bekannt geworden, auf zwei gleich unbrauchbare Reihen von Quellen zurückzuführen ist: officielle Darstellungen und Berichte mit ihrem Vaterlande zerfallener Emigranten. Nicht, als ob behauptet werden könnte, die einen wie die anderen hätten es ausnahmslos auf Täuschung der Leser oder Entstellung der vorhandenen Thatsachen abgesehen: im Gegentheil, von den amtlichen Erhebungen, welche neuerdings über volkswirthschaftliche, agrarische u. s. w. Verhältnisse gemacht und wenigstens zum Theil veröffentlicht worden sind, läßt sich nachrühmen, daß sie häufig mit Unbefangenheit und mit rühmlichem Eifer für Feststellung der Wahrheit ausgearbeitet worden sind, und die Aufzeichnungen einzelner Glieder der russischen Emigration, wie der Brüder Kelssiew und Alexander Herzens (Былое и думы, deutsch unter dem Titel: Memoiren eines Russen) sind für den, der sie zu lesen versteht, von unermeßlichem Werth. Ueber die Schwierigkeiten, welche die Lectüre eines von einem Russen geschriebenen Buches über Rußland für den Deutschen, Engländer oder Franzosen bietet, kommen aber die Wenigsten heraus: sie kennen die Voraussetzungen nicht, von denen jedes aus dem russischen Bewußtsein herausgeschriebene Buch ausgeht. Diese Voraussetzungen im Einzelnen namhaft zu machen, zu definiren, worunter der Unterschied zwischen dem officiellen und dem wirklichen Rußland, der ursprünglichen Bestimmung der einzelnen staatlichen Institute und ihrer factischen Gestaltung besteht, welches das Verhältniß zwischen den Dingen und ihren Namen ist, wo die Grenzlinie zwischen dem europäisirten und dem asiatisch gebliebenen Rußland liegt — das ist mit Schwierigkeiten umgeben, welche bisher noch Keiner von den Vielen völlig zu bewältigen vermocht hatte, welche über russische Zustände und Menschen zu schreiben versuchten, während sie in den zu schildernden Verhältnissen drin staken.

Noch schlimmer steht es mit den Darstellungen derer, welche als Fremde nach Rußland kamen und von den empfangenen Eindrücken berichten wollten, ohne jene „Voraussetzungen" zu kennen oder gar von ihnen zu wissen. „Der Ausländer", so schrieb neulich ein geistreicher Beobachter und Kenner russischer Zustände aus St. Petersburg, „kann hier ein halbes Jahrhundert leben und von dem eigentlichen Gang der Dinge und den treibenden Motiven nicht mehr merken, als wenn er in Deutschland geblieben wäre. Und zumal der Deutsche — der in der Regel mit der russischen Sprache und also dem russischen Volksleben unbekannt ist, dessen Traditionen von denen der Völker Westeuropas himmelweit entfernt liegen. Er geht (und das gilt nicht nur für Petersburg, sondern auch für einen großen Theil der russischen Provinzialstädte) mit Seinesgleichen um, besucht deutsche Bierhäuser und streitet darüber, welche Schauspielerin des hiesigen deutschen Theaters in der und der Berliner Posse den Vorzug verdiene. Da hier weniger gearbeitet und leichter verdient wird, als in der mühseligen Heimath, wird er bald ein Anhänger des Landes in dem die Concurrenz geringer ist, und des Volkes, das er nicht kennt und dem er bei allen Anlässen abendländische Begriffe unterschiebt. Dazu kommt, daß die ganze russische Civilisation eine Art Bühnenspiel ist, d. h. Alles ist darauf berechnet, von europäischen Zuschauern gesehen zu werden, Alles agirt, spricht, schminkt und drapirt sich nach der Seite, wo das (europäische) Publikum und die Herren Correspondenten sitzen."

Daß dieses Urtheil nicht übertrieben ist, auch nicht blos für die untergeordneten Beobachter gilt, welche die auri sacra fames nach Rußland getrieben, sondern ebenso für Leute, denen es an Beobachtungsgabe, Wissenseifer und einem reichen Bildungsmaterial keineswegs fehlt, dafür läßt sich gerade aus der neueren deutschen Literatur über Rußland ein höchst lehrreiches und merkwürdiges Beispiel anführen, das des Freiherrn August von Haxthausen, des Verfassers der mit Recht berühmten „Studien". Dieses Buch ist blos für den Leser, der Rußland schon kannte, ehe er dasselbe zur Hand nahm, wirklich lehrreich und benutzbar gewesen und zwar lediglich, weil der Autor mit dem unbekannt war, was wir unter der Bezeichnung „Voraussetzungen des russischen Lebens" zusammenfaßten.

Dieser Mangel ist um so fühlbarer und bedauerlicher, als Haxthausen der erste occidentale Beurtheiler war, der mit richtigem Instinkt die beiden Punkte herauszufinden wußte, auf welche die Grundverschiedenheit zwischen russischem und westeuropäischem Volks- und Culturleben in Wahrheit zurückzuführen sind: das byzantinische Kirchenthum sammt

seinen Secten und die auf der principiellen Verneinung des Individualismus beruhende agrarische Organisation, den sogenannten Gemeindebesitz. Daß der Verfasser der Studien im Einzelnen über diese Grundpfeiler des russischen Volksthums ziemlich mangelhaft unterrichtet war und dieselben der Hauptsache nach unrichtig, mindestens höchst einseitig beurtheilte, thut Nichts zur Sache — sein Verdienst wäre bereits ein großes und bleibendes gewesen, wenn er weiter Nichts gethan, als diese beiden Cardinalpunkte herausgefunden und der Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen empfohlen hätte.

Von einer dieser beiden russischen Grundeigenthümlichkeiten, dem russisch-byzantinischen Kirchenwesen und dessen Secten sollen die nachstehenden Blätter handeln. Das Material, aus welchem der Inhalt derselben geschöpft worden, sind russische Publicationen, welche von competentester Seite dem Besten, was über diesen Gegenstand überhaupt geschrieben worden, zugezählt werden, und denselben von einer durchaus neuen Seite behandeln. Die in Rußland herrschende Kirche wird geschildert, wie sie wirklich ist und wie sie auf das russische Leben einwirkt, — der dogmatische Inhalt, der sich hinter ihren Formen verbirgt, bleibt unberührt, weil er mit der Wirklichkeit Nichts zu schaffen hat. Die Darstellung des russischen Sectenwesens ist aus dem Werk eines russischen Theologen geschöpft — den Hauptnachdruck legen wir aber nicht auf die Mittheilungen aus diesem, sondern auf gewisse Enthüllungen, welche ein russisches Journal neuerdings über die jüngsten Phasen in der Geschichte einer dieser geheimnißvollen Gemeinschaften gebracht hat. Soviel über die Quellen — im Uebrigen muß die nachstehende Skizze des kirchlichen Status-quo in Rußland für sich selbst zu reden versuchen.

I.

An der Spitze der griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands steht seit den Tagen Peters des Großen der s. g. „heiligst-dirigirende Synod", eine Kirchenbehörde, an welcher die höchsten Geistlichen der Reihe nach Theil nehmen, deren Beschlüsse und Entscheidungen aber der Bestätigung des Kaisers bedürfen, um Gültigkeit zu erlangen. Das gesammte russische Reich zerfällt in 24 Eparchien oder bischöfliche Sprengel, an deren Spitze je ein Erzbischof oder Bischof steht, von dem sämmtliche Kirchen, Klöster und Geistlichen regiert werden; fünf dieser Eparchien, die von Petersburg, Moskau, Kiew, Wilna und Sibirien, haben nicht Erzbischöfe oder Bischöfe, sondern Geistliche vom höchsten Rang, s. g. Metro-

politen, zu Verwaltern. Die gesammte Geistlichkeit zerfällt in drei Klassen: die erste besteht aus der Klostergeistlichkeit (der s. g. schwarzen Geistlichkeit, tschornoje duchowenstwo), zu welcher alle Bischöfe und höheren Würdenträger, sowie die meisten Directoren und Lehrer der geistlichen Lehranstalten gehören, welche beinahe ausschließlich die Leitung der Kirche in Händen hat und den eigentlich herrschenden Stand bildet. An zweiter Stelle steht die weiße oder weltliche Geistlichkeit (bjeloje duchowenstwo), deren Glieder einen erblichen, privilegirten Stand bilden, aus welchem der Austritt indessen gestattet ist; zu diesem Körper gehören sämmtliche Dorfpriester und die Geistlichen der städtischen Kirchen, welche mit dem Publikum in directer Beziehung stehen und unsern Predigern entsprechen. Ohne weiteren Einzelheiten vorzugreifen, erwähnen wir nur, daß die Bekleidung eines Priesteramts die Vollendung des Cursus in einem geistlichen Seminar und die Ehe mit einer Jungfrau zur Voraussetzung hat; verliert ein Priester seine Frau, so muß er, da die zweite Ehe ebenso verboten ist, wie die Ehelosigkeit, entweder Mönch werden oder aus dem geistlichen Stande austreten. Den dritten, ebenfalls erblichen, geistlichen Stand bilden die nach Zehntausenden zählenden Kirchendiener, Küster, Kirchensänger und Diaconen, zum größten Theil Kirchenschüler, welche außer Stande gewesen sind, ein Examen zu bestehen. Jedem Eparchialvorsteher steht ein aus örtlichen Geistlichen gebildetes Consistorium zur Seite, mit dessen Hülfe er die Verwaltung des Sprengels leitet; alle Ernennungen, Beförderungen und Entlassungen ruhen in der Hand des Bischofs, dessen Machtbefugnisse, wie wir weiter unten sehen werden, beinahe unbeschränkt sind. Seinen Hofstaat bilden ausschließlich Mönche, die allenthalben die Aristokratie der Kirche ausmachen, allein an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der geistlichen Schulen Theil haben und die weiße Geistlichkeit in strenger Abhängigkeit halten.

Wie statistische Berichte ausweisen, sind von 1841 bis 1857 im Ganzen 1569 Frauen und 4147 Männer in russische Klöster getreten. Von diesen 4147 Mönchen gehören nur 33 dem Adel und der Büreaukratie, 750 dem Kaufmanns- und Bürgerstande an, 580 waren bäuerlicher Abkunft, alle übrigen im geistlichen Stande geboren. Die Abneigung der höheren und gebildeten Klassen vor dem Eintritt in den geistlichen Stand gehört zu den charakteristischesten Eigenthümlichkeiten des russischen Kirchenthums; die vornehmen Russen, welche während der letzten Jahrzehnte Mönche wurden, — und es sind ihrer nicht wenige — haben Rußland verlassen und sind zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, meist um Jesuiten zu werden. Auch die Neigung der niederen

Schichten für den Eintritt in die Klostergeistlichkeit (daß ein Laie in die weiße Geistlichkeit tritt, um Pfarrer zu werden, kommt eigentlich niemals vor) ist im Abnehmen begriffen. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft, beziehungsweise seit der Aussicht auf dieselbe, treten selbst Bauern nur selten in die Klöster, welche sie bis dahin als Freistätten gegen den Druck ihrer Herren aufzusuchen pflegten. Das große Ansehen, welches die schismatischen s. g. altgläubigen Secten bei dem niederen Volke genießen, führt den geheimen Klostergesellschaften dieser ein verhältnißmäßig reiches Contingent zu, und die Klöster der orthodoxen Kirche würden noch leerer stehen, als es bereits gegenwärtig der Fall ist, wenn nicht der Eintritt in dieselben mit den größten weltlichen Vortheilen verknüpft wäre und namentlich den im geistlichen Stande geborenen Personen die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn, mindestens einer reichlichen Versorgung zusicherte. Die Hälfte, neuerdings fast drei Viertel aller russischen Mönche ist im geistlichen Stande geboren; diejenigen Söhne der Weltgeistlichen und Kirchendiener nämlich, welche außer Stande waren, irgend ein Seminarexamen zu bestehen oder aus diesen Anstalten ausgeschlossen wurden, suchen, wenn sie nicht als Kirchendiener untergebracht werden können, eine Zuflucht im Kloster, um der ihnen drohenden zwangsweisen Einstellung in die Armee zu entgehen. Außer Stande eine lohnende bürgerliche Beschäftigung zu finden, zu körperlicher Anstrengung ihrer Erziehung zufolge unfähig, sind die zahlreichen Knaben und Jünglinge, welche jährlich aus den geistlichen Lehranstalten ausgewiesen werden, gleichsam dazu prädestinirt, das Proletariat der Klöster zu bilden. Nach russischem Gesetz darf Niemand, der nicht den Seminarcursus beendet hat, vor dem dreißigsten Jahr die Tonsur erhalten und ist das Noviziat auf drei Jahre beschränkt. Dieses Gesetz wird in der Praxis häufig umgangen und der Noviziatcursus auf zwölf bis funfzehn Jahre ausgedehnt, sobald es sich um frühere Seminaristen handelt. In jedem Kloster findet man darum eine Schaar junger Leute, die ihre Jugend in Müßiggang und mechanischer Erfüllung der Ordensvorschriften verträumen und dadurch von vorn herein um allen sittlichen Ernst, alle wirklich religiöse Gesinnung gebracht werden. Gewöhnlich werden sie unter die Mönche vertheilt, um bis zur Erreichung des gesetzlichen Alters diesen zur Hand zu gehen, die Gebetsglocke zu läuten, in der Kirche den Sängerchor zu verstärken und ihre Zeit zwischen Lakaiendienst und Müßiggang zu theilen. Da den Klostervorständen daran gelegen ist, sich eine möglichst große Anzahl solcher Dienstleute zu erhalten und es für einen Schimpf gilt, wenn das Kloster von einem seiner Insassen verlassen wird, so ist die Zucht

im Allgemeinen eine ziemlich schlaffe. Diese müßiggängerische Jugend, aus welcher sich die Klostergeistlichkeit zum großen Theil recrutirt, bildet die düsterste Schattenseite des gesammten Instituts. Durch Jahrzehnte langes Noviziat um alle Selbstständigkeit gebracht, von allen weltlichen Bildungselementen abgeschnitten und frühzeitig an Scheinthuerei gewöhnt, ist die grade in den Klöstern aufgezogene Jugend am seltensten im Stande, die Würde des kirchlichen Berufs zu wahren, auf irgend einem Felde geistigen Strebens Früchte zu bringen oder bildend und belehrend auf die Laien einzuwirken. Mönche, welche diese Schule durchgemacht haben, gelten in den Klöstern selbst für patres minorum gentium und sind in der Regel von der höheren hierarchischen Laufbahn ausgeschlossen.

Neben dieser Plebs der Klöster bilden diejenigen Mönche, welche den Seminarcursus ehrenvoll beendet oder auf der geistlichen Akademie einen gelehrten Grad erworben, dann aber die Tonsur genommen haben, die Elite, aus welcher sich die eigentliche Hierarchie ergänzt. Da die Klostergeistlichkeit alle höheren Aemter besetzt und das eigentliche Kirchenregiment in Händen hat, jeder Klosterbruder über jedem Weltgeistlichen steht, ist es neben dem religiösen Eifer gewöhnlich der Ehrgeiz, der die talentvolleren und begabteren Zöglinge der Seminare und Akademien dazu bewegt, das Gelübde zu thun. Die Directoren und Inspectoren dieser Anstalten lassen es sich angelegen sein, die strebsameren Zöglinge für den Mönchsstand zu gewinnen und dem Gedanken an die undankbare Laufbahn der Weltgeistlichkeit zu entfremden: je größer die Zahl der jungen Doctoren und Magister ist, welche eine geistliche Akademie für die schwarze Geistlichkeit gewinnt, desto sicherer kann der Vorstand dieser Anstalt auf Belohnung und Beförderung rechnen. — Den Mittelstand der Klostergeistlichkeit bilden endlich die ehemaligen Weltgeistlichen welche ihrer Wittwerschaft wegen oder auch zur Strafe für Amtsvergehen ins Kloster gesteckt worden sind.

Der Einfluß der Klostergeistlichkeit stützt sich hauptsächlich auf die Herrschaft der Mönche über die geistlichen Lehranstalten. Die ersten geistlichen Akademien (deren Besuch, wie wir weiter unten sehen werden, nicht obligatorisch sondern nur wegen gewisser mit der Erwerbung eines gelehrten Grades verknüpfter Vortheile üblich ist) wurden von Peter dem Großen gegründet, Alexander I. hat die Zahl derselben beträchtlich vermehrt und über das ganze Reich verbreitet. Die Klostergeistlichkeit, welche diese „Neuerung" höchst ungern sah, hielt es für geboten, von den neuen Instituten, als dieselben ein Mal da waren, Besitz zu nehmen und sie unschädlich zu machen. Trotzdem, daß schon

Alexander I. verordnet hatte, auch Weltgeistliche, welche einen gelehrten Grad erworben, sollten zu der Leitung der Akademien und Seminare zugelassen werden, sind dieselben bis jetzt factisch ausgeschlossen gewesen: in 150 Jahren sollen es nur zwei Glieder der weißen Geistlichkeit zum Amte des Rectors gebracht haben. Da die Erzbischöfe zugleich Curatoren der in ihren Sprengeln belegenen geistlichen Lehranstalten sind, ist diese Thatsache leicht zu erklären. Der Mittel, welche zur Erreichung dieses Zieles führen, sind zahlreiche. Neben dem Ernennungsrecht der Eparchialvorstände ist es vor Allem das festgeschlossene Band, durch welches alle Klostergeistlichen verbunden sind, das die Weltgeistlichen ausschließt. Während der weltliche Lehrer oder Inspector als Untergebener behandelt und streng controlirt wird, nur selten eine Belohnung erhält und froh sein kann, wenn er seinen Gehalt unverkürzt erhält, wird der mönchische Seminar- oder Akademieinspector von dem Bischof und den übrigen Oberbeamten als Freund und Bruder behandelt, befördert, gehegt und gepflegt; er kann sicher sein, daß man ihm leichte Vergehungen ungestraft durchläßt und wird im schlimmsten Fall von einer Versetzung in ein anderes Amt betroffen.

Der Gegensatz und die Feindschaft zwischen Mönchen und Weltgeistlichen bildet die charakteristische Eigenthümlichkeit der russischen Kirche. Die Weltgeistlichen werden, obgleich die eigentlich seelsorgerische Arbeit auf ihren Schultern ruht, von der regierenden Klostergeistlichkeit wie halbe Weltleute, wie Männer angesehen, deren Interessen mehr in der Laienwelt, als in der Kirche wurzeln, die systematisch in Abhängigkeit und Armuth gehalten werden müssen, damit der Kirche ihre Eigenthümlichkeit, Unabhängigkeit und Geschiedenheit von der übrigen Welt gewahrt bleibe. — Wir kommen auf die Gründe dieses feindlichen Gegensatzes noch zurück und constatiren vor der Hand nur, daß die Klostergeistlichkeit unablässig darauf bedacht ist, alle tüchtigen Kräfte für sich und ihre Interessen zu gewinnen. Systematisch werden die ausgezeichneteren Seminaristen und Akademiker an den Gedanken gewöhnt, daß sie zu hohen Dingen ausersehen seien und darum Mönche werden müßten. Man sieht ihnen häufig sogar Vergehungen nach, um sie desto sicherer in Abhängigkeit von ihren Vorgesetzten zu bringen. Jedem Akademiker, der den ersten gelehrten Grad erworben, steht das Recht zu, statt mit 30, schon mit 25 Jahren Mönch zu werden. Von dem Augenblick an, in welchem er die Tonsur genommen, genießt er verschiedene Privilegien vor seinen Commilitonen; die mönchischen Studenten erhalten besondere Zimmer, bessere Nahrung, feinere Kleidung und das Recht, die Anstalt an allen Feiertagen zu verlassen — es erklärt sich

darum leicht, daß ein junger Mann, auf welchen der Rector es abgesehen, nur sehr selten seinem Schicksal entgeht. — Um den Zeitpunkt der Entscheidung für den Mönchsstand zu verfrühen, verschmähen die Akademie-Vorstände es häufig nicht, falsche Taufzeugnisse der Klostercandidaten beizubringen — ein Verfahren, das wie es heißt noch vor einigen Jahrzehnten „halb-officiell" geduldet wird.

Die Gesammtzahl der männlichen Glieder der russischen Klostergeistlichkeit (zu welcher, wie erwähnt, alle Bischöfe und höheren Würdenträger gehören) beträgt ungefähr 6000; ferner sind von den 7000 Mönchen des berühmten griechischen Athosklosters, das großen Theils aus in Rußland aufgebrachten Mitteln erhalten wird, noch sehr viele russischer Herkunft. Die Mehrzahl der russischen Mönchsklöster (es giebt deren zwischen 3 und 400, da auch die erzbischöflichen und bischöflichen Paläste den Klostercharakter haben) bringt es nie auf die vollzählige Anzahl der Glieder, für welche sie eingerichtet sind, sondern begnügt sich mit etwa drei Viertel der „etatsmäßigen" Zahl von Brüdern, ein Umstand, der der Wohlhabenheit der Klöster wesentlich zu Gute kommt und seine Erklärung in der Abneigung des russischen Charakters gegen Beschaulichkeit und Askese hat. „Der Russe", so heißt es bei einem sachkundigen russischen Autor, „fürchtet Nichts so sehr, als die Langeweile, denn er weiß, daß er dieser Feindin am schlechtesten Stand hält. Die breite sinnliche Grundlage der russischen Natur verlangt Beschäftigung, wenn sie im gehörigen Gleichgewicht bleiben soll, Beschäftigungslosigkeit ist bei uns identisch mit Uebergewicht der Sinnlichkeit."

Bis zur Zeit Peters des Großen war die griechisch-orthodoxe Kirche Rußlands im Besitz ausgedehnter Ländereien; diese wurden durch den Zaaren fast sämmtlich zu Staatseigenthum erklärt und durch eine jährliche Zahlung aus dem Reichsschatz abgelöst. Die Mehrzahl der russischen Klöster genießt darum noch heute eine ziemlich beträchtliche Staatsunterstützung, deren Umfang sich nach der Klasse richtet, welcher das einzelne Kloster zugezählt ist. Die größten Klöster werden mit 5000 Rubel Silber jährlich, die kleinsten mit der Summe von 1500 Rubel unterstützt. Diese Einnahme erscheint aber verschwindend gering zu dem Gesammtbetrage der Summen, welche jedes Kloster außerdem bezieht und die für die bedeutendsten und berühmtesten Klöster, wie Sergiew-Troizky zu Moskau und Alexander-Newski zu St. Petersburg, bis zu einer halben Mill. Silberrubel jährlich anwachsen, übrigens sehr verschiedenen Quellen entspringen. Allein 307,850 Rubel Silber werden seit dem Jahre 1861 jährlich, als Ersatz für entmißte Klosterbedienung, unter die verschiedenen Klöster vertheilt. Bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft

war der Staat nämlich verpflichtet für die Bedienung der Klöster Sorge zu tragen, was durch „Abcommandiren" einer bestimmten Anzahl von Kronbauern (gewöhnlich 12—17) geschah. Wollten diese Bauern die ihnen obliegenden Dienste nicht in natura leisten, so mußten sie dieselben für sehr beträchtliche Summen ablösen, eine Verpflichtung, welche seit Proclamation der Bauernfreiheit der Staat übernommen hat. Sehr namhaft sind ferner die Einnahmen aus den zu den Klöstern gehörigen Mühlen, Gärten und Fischereien; das Haupteinkommen fließt den russischen Mönchsklöstern aber durch das Publikum zu.

Die Wege, auf denen das geschieht, sind so charakteristisch für die Gewohnheiten, Eigenthümlichkeiten und religiösen Anschauungen der verschiedenen russischen Volksklassen, daß wir näher auf dieselben eingehen müssen. Da die Weltgeistlichkeit die Seelsorgerin auch des niederen Volks ist, gilt es für „vornehm" sich mit derselben möglichst wenig zu befassen, all' die geistlichen Handlungen, welche von Zeit zu Zeit verrichtet werden müssen, als Taufen, Copulationen und namentlich Beerdigungen, durch Mönche, wo möglich hoch gestellte Prälaten verrichten zu lassen. Wer irgend reich oder vornehm gewesen ist, muß auf einem Klosterkirchhof begraben werden, denn der Volksmeinung nach haben diese Stätten die Eigenschaft, die Insassen ihrer Gräber besonders rasch in das Paradies zu befördern. Die Summen, welche für Klostergrabstätten verausgabt werden, sind geradezu fabelhaft: das St. Petersburger Newski-Kloster läßt sich dieselben mit mindestens 1500 Rubel Silber für das einzelne Grab, unter Umständen mit dem Doppelten dieser Summe, bezahlen und gewinnt auf diese Weise jährlich Tausende von Rubeln. Für noch vornehmer und heiliger gilt das erwähnte Moskauer Kloster Sergiew-Troizky. Selbstverständlich wird die Beerdigungshandlung außerdem bezahlt, desgleichen die jährliche Messe zur Erinnerung an den Verstorbenen. Soll diese auf ewige Zeiten geschehen, so wird ein Capital in rententragenden Papieren deponirt und der Coupon desselben von dem Prior mit einer Bescheinigung über gehörige Abhaltung der „Messe zum Gedächtniß" (panichida) regelmäßig am Jahresschluß eingelöst. — Noch beträchtlicher sind die Einnahmen aus den sogenannten „Fürbitten für Lebende und Todte." Sobald ein Kloster Geld braucht, sendet es nach eingeholter Erlaubniß des Synods eine Anzahl Mönche aus, welche mit „Registerbüchern" versehen das Land durchziehen. Wer eine Fürbitte wünscht, trägt seinen Namen in das Buch, zahlt einen seinem Vermögen entsprechenden Betrag und erwirbt dadurch das Recht, bei der jährlichen großen Fürbitte mit Namen genannt zu werden. Noch vor wenigen Jahren sammelte ein Mönch des Athos auf

diese Weise in drei Kreisen des einen Gouvernements Wjätka 20,000 Rubel Silber, die er in Halbimperialen in seine Heimath brachte. Zur Zeit der letzten Kaiserkrönung hatten sich in Moskau nicht weniger als 800 solcher Sammler eingefunden, ein Umstand, der vom Kaiser mißfällig bemerkt wurde und gewisse Beschränkungen zur Folge hatte. — Jedes Kloster ist ferner im Besitz des Rechts, innerhalb eines gewissen Rayons Opferstöcke anzulegen und Hüter derselben zu bestellen, welche die Vorübergehenden zu frommer Spende mahnen. Für besonders werthvoll gilt neuerdings das Privilegium, Opferstöcke auf den Eisenbahnstationen zu besitzen. Das Moskauer Sergiew-Kloster, dem die Moskau-Petersburger Eisenbahn zugetheilt ist, bezieht allein aus den an dieser Linie belegenen Stöcken gegen 200,000 Rubel; geringere, aber noch nach Tausenden zählende Summen fallen den Provinzialklöstern zu. Endlich ist jedes bedeutendere Kloster zugleich Wallfahrtsort, sobald es sich des Besitzes wunderthätiger Heiligenbilder rühmt, und diese sind während der letzten Jahre fast sämmtlich aus den Pfarrkirchen in die Klöster verlegt worden. Herkömmlich läßt jeder Wallfahrer ein Geschenk zurück oder er kauft ein Kreuz oder Heiligenbild, das in der Klosterfabrik angefertigt ist; die größeren Klöster haben auf ihren Territorien Gasthöfe gebaut, die sie zu hohen Preisen verpachten. Das Hauptpublikum dieser frommen Anstalten besteht aus Kaufleuten, die sich durchgängig noch auf der Bildungsstufe der Bauern befinden und gerade in den Hauptstädten ihres Reichthums wie ihres Aberglaubens wegen berühmt sind. Von den wunderthätigen Heiligenbildern wird übrigens auch außerhalb der Klostermauern beträchtlicher Vortheil gezogen; dieselben machen nämlich von Zeit zu Zeit Reisen in die großen Städte und lassen sich, gegen reichliche Spenden, herbei, Privathäuser zu besuchen. Besonders verbreitet ist der Brauch, daß Städte, welche von Epidemien heimgesucht sind, wunderthätige Bilder zu einem längeren Besuch einladen und in die Häuser der Kranken tragen lassen. Nach officiellen Angaben sind in Moskau während der letzten großen Choleraepidemie von einem *einzigen* Heiligenbilde durch derartige Besuche 27,000 Rubel Silber verdient worden, was nicht unglaublich erscheint, wenn man weiß, daß jeder Besuch mit mindestens 25 Rubel Silber bezahlt wird.

Endlich sind die russischen Klöster im Besitz dreier außerordentlich einträglicher Privilegien. Sie allein haben das Recht für eigene Rechnung Hostien backen und Weihkerzen gießen zu dürfen und Kirchhöfe innerhalb der Stadtmauern anzulegen. Während die Einnahmen der Pfarrkirchen bischöflicher Controle unterliegen, alle bei denselben

verfertigten Kerzen und Hostien zum Besten der geistlichen Lehranstalten verkauft werden und Ausgaben, welche den Betrag von 30 Rubel Silber übersteigen, der Genehmigung der Consistorien bedürfen, legen die Klöster nur über die Verwendung der Summen Rechenschaft ab, welche sie direct vom Staat beziehen, und kommt der Erlös ihrer Fabrikate den eigenen Kassen zu Gute. Insbesondere wird der Hostienverkauf in ungeheurem Maßstabe betrieben und es ist bekannt, daß die Hostienbäckerei des berühmten Höhlenklosters zu Kiew mindestens 50,000 Rubel Silber jährlich abwirft.

Daß der Reichthum der Klöster unter solchen Umständen in Rußland sprichwörtlich geworden ist, bedarf nicht mehr der Erklärung, der Luxus der kirchlichen Gebäude und der Ausstattung derselben ist geradezu unglaublich. Während in einzelnen Gegenden des ungeheuren Reichs ein entschiedener Mangel an Pfarrkirchen stattfindet, giebt es Klöster, die in ihren Mauern nicht weniger als fünf Kirchen und außerhalb derselben noch zahlreiche Kapellen besitzen.

In Rußland werden drei verschiedene Arten von Klöstern unterschieden: Bischofshäuser, Klöster mit gemeinschaftlichem Leben und Klöster mit gesondertem Leben; einer vierten, nur spärlich vertretenen Gattung gehören die sogenannten Strafklöster an, geistliche Gefängnisse, welche von Mönchen überwacht und geleitet werden und zur Detention lasterhafter oder verbrecherischer Geistlichen, Sectirer und solcher Personen benutzt werden, welche versucht haben, sich oder ihre Kinder der griechisch-orthodoxen Kirche zu entziehen. — Die Bischofshäuser sind keine eigentlichen Klöster, sie werden indessen zu diesen gezählt, da sie gleiche Vorrechte genießen, eigene Hauskirchen besitzen, nach Klostervorschrift eingerichtet sind und von einer Anzahl Mönche, welche den bischöflichen Hofstaat bilden, bewohnt werden. Die Bischöfe selbst sind nur theilweise den mönchischen Regeln unterworfen, leben nach Art der katholischen Kirchenfürsten auf vornehmem Fuß und erhalten eine ziemlich ansehnliche Besoldung, die noch durch verschiedene Accidentien vermehrt wird. In der Regel versammelt sich in der Hauskirche des Bischofs oder Erzbischofs (der letztere Titel wird von der Regierung als Auszeichnung ertheilt) eine vornehme Gemeinde, die den Vorzug, ihre Amtshandlungen durch einen hohen Würdenträger verrichten zu lassen, theuer bezahlen muß. Außerdem ist es üblich, daß die größeren Pfarrkirchen der Eparchie der Reihe nach ihr Oberhaupt zu „Gastpredigten" oder „Gastmessen" einladen und für diese Mühewaltung reich belohnen. In den Bischofshäusern werden endlich zwei geistliche Handelsartikel angefertigt, welche denselben ein reichliches Einkommen zusichern: die Hausdiener-

schaft hat das Privilegium Weihrauch zu fabriciren und für Rechnung des Bischofs zu verkaufen, und dieser selbst ist in der Regel Verfasser eines Katechismus, den er in den Lehranstalten seines Bezirks einführen läßt.

Klöster mit gemeinsamem Leben sind solche, in denen sämmtliche Bedürfnisse der Mönche und der Klosterverwaltung aus der Kasse des betreffenden Instituts bestritten werden, während in den Klöstern mit gesondertem Leben nur für einzelne Bedürfnisse der Insassen Sorge getragen wird, die überschüssigen Summen aber unter die Mönche vertheilt werden, die dieselben nach Neigung und Bedürfniß verwenden. Leicht begreiflich ist, daß der letztere Modus der beliebtere ist und beständig zunimmt, zumal keine Rechenschaftsablegung über die Verwendung der Klostereinnahmen und demgemäß keine Scheidung zwischen den Ausgaben zum Besten des Klosters und denen zum Besten der Mönche stattfindet. — Bei dem Reichthum der meisten Klöster ist für die Bedürfnisse der Mönche sehr reichlich, in der Regel besser, wie in katholischen Ländern gesorgt. Bettelmönche und Barfüßler sind durchaus unbekannte Begriffe. Namentlich die Klostervorstände und höheren Beamten sind außerordentlich günstig gestellt; in der Regel gehört zu jedem Kloster eine Villa, in welcher die Mönche oder doch ihre Oberen den Sommer zubringen.

Wie bereits oben angedeutet worden, ist der Bildungsgrad der „schwarzen" Geistlichen ein außerordentlich verschiedener. Während die große Masse derer, welche nach geschehener Ausweisung aus dem Seminar ins Kloster gegangen sind, im Allgemeinen unwissend ist, finden sich unter den Klosterbrüdern, welche gelehrte Grade erworben und ihrer Talente wegen zum Eintritt in den Mönchsstand vermocht worden sind, wirkliche Gelehrte und Männer von tüchtiger, wenn auch einseitiger Bildung. Gewöhnlich verlassen diese die Klöster aber schon bald, um Rectoren und Inspectoren der Akademien und Seminare, oder Gehülfen und Coadjutore der Eparchialvorstände zu werden, und erst im Alter als Igumene (Aebte) oder Archimandriten (Vorsteher mehrerer Klöster) zurückzukehren. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, von dem großen Einfluß zu reden, den Geistliche dieser Art auf die Kirchenbehörden und das Kirchenregiment ausüben. Von einem Einfluß der Klostergeistlichkeit auf die Gemeinden und deren Bildung ist im Allgemeinen nicht die Rede, da die „Berührung mit der Welt" von allen denen, die es auf eine höhere Laufbahn absehen, ängstlich gemieden wird und der Rest seinem Bildungszustande gemäß außer der Möglichkeit ist, Einflüsse irgend welcher Art auszuüben. Klosterschulen nach

Art der katholischen kommen nur bei Nonnenklöstern und auch da nur sehr vereinzelt vor.

Der Gegensatz zwischen Kloster- und Weltgeistlichkeit ist in der orientalischen Kirche ein uralter, denn schon im dritten und vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung standen zwei verschiedene Gruppen, eine episcopal-hierarchische und eine liberalere Diaconen-Partei, einander gegenüber. Das Verbot der Priesterehe wurde zum ersten Mal im Jahre 314 erlassen — nur zu Gunsten der Diaconen sollten Ausnahmen gestattet sein: dafür wurden diese auf die niederen Aemter beschränkt. Die Einführung des orientalischen Christenthums in Rußland geschah hauptsächlich durch griechische Mönche, welche Anfangs alle Herrschaft an sich rissen, sämmtliche höhere Aemter besetzten und die convertirten Russen höchstens zum Diaconat zuließen. Während es auf diese Weise geschah, daß der höhere, mönchische Klerus von Hause aus ein fremdes Element, das griechische, repräsentirte, vertrat die niedere Geistlichkeit, so zu sagen, das nationale Element. Allmählich gelang es auch eingeborenen Russen sich zu den höheren kirchlichen Aemtern emporzuschwingen, aus denen die Griechen nach und nach sogar verdrängt wurden: es machte sich aber von selbst, daß diejenigen, welche der Tonsur theilhaft wurden, zugleich die griechische Tradition annahmen und die vornehme Ausschließlichkeit der fremden Prälaten nachahmten. Noch heute ist es die Klostergeistlichkeit, welche vornehmlich die alt-byzantinischen Anschauungen vertritt und gemäß diesen von einer Theilnahme der nationalen Weltgeistlichkeit und der Laienschaft an dem Kirchenregiment Nichts wissen will. Die Herrschaft soll in den Händen derer bleiben, welche zugleich im vollen Besitz der byzantinischen Tradition sind, diese vor der Beeinflussung durch nationale Elemente behüten und einen Staat im Staat bilden. Dieser Gegensatz hat sich ganz besonders während des russischen Mittelalters, den Zeiten des Mongolenjochs und der großen Kirchenspaltung, geschärft; zur Zeit der mongolischen Ueberschwemmung versank das russische Volk und mit ihm der nationale Klerus in Folge des harten Drucks der barbarischen Eroberer immer tiefer in Unbildung und Aberglauben, die aus Byzanz eingewanderten Kirchenfürsten und Mönche waren die einzigen Träger einer höheren Cultur und als solche die unumschränkten Herrscher auf dem religiösen und geistigen Gebiet; wer an ihrer Gewalt und ihrem Einfluß Theil haben wollte, mußte sich ihnen unterordnen und in ihre Interessen aufgehen. Wesentlich grechischen Ursprungs waren die verschiedenen Versuche zu einer Kirchenreformation, die es auf die Wiederherstellung der alten reinen Lehre absahen; als diese endlich gelang, fiel ein großer

Theil des russischen Volks und der niederen Kleriker von der Kirche ab und bildete die altgläubigen Secten, in denen die national-russische Abneigung gegen die Herrschaft der ursprünglich fremden Elemente pulsirte. Der Zusammenhang der russischen Kirche mit der morgenländischen wird von dem mönchischen Klerus bis auf diese Stunde ganz besonders betont, während die Weltgeistlichen, allerdings nur instinctiv und unbewußt, einen russisch-nationalen Standpunkt vertreten. Auch der Einfluß und das hohe Ansehen der national-griechischen Geistlichkeit und Kirche haben sich bis in die Neuzeit erhalten und der Mönch des Athosklosters, der russischen Boden betritt, kann sicher sein, eine Rolle zu spielen, wie sie ihm daheim nicht leicht zu Theil wird.

Trotz der Anstrengungen, welche Peter der Große und verschiedene von dessen Nachfolgern machten, um den Einfluß der niederen Geistlichkeit zu heben und mit deren Hülfe die Allmacht der Kirchenfürsten zu brechen, befindet der niedere Klerus sich noch immer in vollständiger Abhängigkeit von der mönchischen Hierarchie. Wie grundverschieden die Stellung ist, welche die beiden Klassen des russischen Klerus einnehmen, geht ganz besonders aus dem Gegensatz ihrer materiellen Lage hervor. Während Klöster und Mönche reich dotirt sind, lebt der größte Theil der Weltgeistlichen in einer Dürftigkeit, von welcher blos die Priester in den großen Städten ausgenommen sind. Die Quellen, aus welchen die über 17,547 Kirchspiele vertheilten Weltgeistlichen ihre Einnahmen beziehen, sind fünffach verschiedener Art:

1) In 4 proc. Papieren angelegte Capitalien, welche einzelnen Pfarrkirchen gestiftet sind und deren Renten zur Hälfte für Erhaltung der Kirchen, zur Hälfte zu Gunsten der Priester und Kirchendiener verwendet werden. Diese Stiftungen kommen nur sehr vereinzelt und in so geringem Betrage vor, daß sie für Ausnahmen gelten und als solche nicht in Betracht kommen.

2) Einnahmen aus Immobilien, namentlich städtischen Häusern, welche den Pfarrkirchen gehören. Der Gesammtwerth derselben beträgt 674,000 Rubel S., ist über die 24 Eparchien des Reichs aber so ungleich vertheilt, daß auf einzelne Sprengel 20,000 Rubel S. und darüber, auf andere kaum 1000 Rubel S. kommen. Unter nahezu 190,000 Geistliche und Kirchendiener vertheilt, erscheint eine jährliche Rente von etwa 36,000 Rubel S. höchst unbedeutend.

3) Die baaren Gehalte der Weltgeistlichen werden vom Staate gezahlt, sind aber höchst unbedeutend. Der höchste Betrag, den ein Priester erhält, beträgt 300 Rubel S., der geringste 80 Rubel S. jährlich. Ausnahmen kommen nur zu Gunsten der im Auslande

lebenden Gesandtschaftspriester und einzelner begünstigter Cathedralpriester in den großen Städten vor.

4) Zu jeder ländlichen Pfarre gehören einige kleine Grundstücke, bestehend aus einem Garten und einigen Feldern, die zum Theil dem Priester, zum Theil den Kirchendienern zugewiesen sind; der geringe Umfang dieser Immobilien, deren Bearbeitung bei dem Mangel an wohlfeilen Arbeitskräften häufig den Geistlichen selbst überlassen ist, würde den Priester und Kirchendiener den ärmeren Bauern gleichstellen, wenn er auf diese Einnahme beschränkt bliebe.

5) Emolumente für Amtshandlungen, die theils in Naturalien, theils in baarem Gelde bestehen, in den großen Städten oft sehr bedeutend, auf dem flachen Lande und an kleineren Orten höchst geringfügig sind und durch einen erniedrigenden Modus der Erhebung dem Ansehen der Geistlichen großen Schaden thun. Wie wir wissen, gehört die Aristokratie zum großen Theil zu den Klostergemeinden und werden die Amtshandlungen derselben durch Mönche besorgt. Immerhin sind die Weltgeistlichen der großen Städte noch im Besitz großer und im Ganzen einträglicher Beichtkreise. Da jeder Russe jährlich communiciren, der Beamte und Militär seinen Vorgesetzten sogar einen Beichtzettel (Quittung über abgelegte Beichte) vorlegen muß, bringen Amtshandlungen dieser Art einen namhaften Erlös; während der Priester absolvirt, stellt der Küster den Zettel aus, der aber nur gegen baare Zahlung ausgereicht wird. Auf dem flachen Lande werden diese Acte, die bei dem niederen Volk nicht sehr in Uebung sind und häufig erzwungen werden müssen, außerordentlich schlecht bezahlt und es bedarf aller Energie der Kirchendiener und ihrer Weiber, um die schuldigen Beträge, die sich auf Kopeken reduciren, beizutreiben. Die Haupteinnahme bildet der jährliche Rundgang zu Epiphanias. An diesem Tage zieht der Geistliche nämlich an der Spitze seiner Küster, Sänger und Gehülfen (in den Städten thun sich sämmtliche Geistliche, welche bei einer Kirche angestellt sind, zusammen) von Haus zu Haus, segnet die einzelnen Familien und empfängt dafür eine Gabe in Geld, welche angeblich von dem Belieben der Gesegneten abhängt, in Wahrheit aber durch das Herkommen geregelt ist. Der entwürdigende Eindruck, den diese Umzüge ausüben, ist seit Jahren Gegenstand steter Klagen der liberalen russischen Presse. In den Dörfern geschieht es häufig, daß die Insassen eines Hauses bei der Annäherung des Priesters die Flucht ergreifen, um der Geldspende zu entgehen und mit Gewalt zurückgebracht werden müssen. Obgleich es gesetzlich verboten ist, daß die Weiber und Kinder der Priester und Kirchendiener diese Umzüge mit-

machen, finden dieselben sich nicht selten ein, um gleichfalls beschenkt zu werden oder den Umfang der den Vätern zu Theil gewordenen Spenden zu controliren. In den Städten sieht man die Priester gruppenweise in voller Amtstracht von Haus zu Haus fahren und an die Thüren klopfen; von vornehmen Leuten werden sie zuweilen nicht direct, sondern nur durch die Dienstboten in den Vorzimmern empfangen häufig unverrichteter Sache abgewiesen, oder gebeten, sich die Mühe des Segnens zu sparen, sofort ihre Gabe in Empfang zu nehmen und sich zu entfernen. Es steht fest, daß diese jährlichen Umzüge den Hauptgrund der ungünstigen socialen Stellung der Weltgeistlichkeit bilden und diese namentlich bei den höheren Ständen um alle Autorität und alles Ansehen bringen. Nichtsdestoweniger ist bis jetzt an ihnen festgehalten worden, da sie die Haupteinnahme des niederen Klerus bilden und von diesem nicht entmißt werden können. — In Petersburg und Moskau bezieht der städtische Priester allerdings 4 bis 5000 Rubel S. an Extraeinnahmen, selbst der Kirchendiener hat auf 1000 Rubel S. zu rechnen; auf dem flachen Lande reducirt diese Summe sich aber auf 150 bis 200 Rubel S., während der Kirchendiener oft nicht mehr als 40 Rubel S. hat, mithin auf den Bettel angewiesen ist — und in den kleineren Städten sieht es wenig besser aus.

Die ungünstige materielle Lage der Weltgeistlichkeit, welche vielfach der Mißgunst der Klostergeistlichkeit zur Last gelegt wird, giebt schon darum zu vielfachen Beschwerden Grund, weil die Geistlichen der übrigen, in Rußland blos geduldeten Confessionen durchgängig besser bezahlt werden, als die Diener der herrschenden Kirche. Die protestantischen Geistlichen der deutschen und schwedischen Westprovinzen sind im Allgemeinen so glänzend gestellt, daß von Vergleichen mit ihnen nicht die Rede sein kann. Aber selbst im eigentlichen Rußland sind lutherische und katholische, selbst lamaitische und muhamedanische Geistliche nicht selten besser bezahlt, als die orthodoxen Popen. Statt vieler Beispiele führen wir zwei an: in Sibirien sind jedem Lama 60 Dessätinen Landes, dem Popen nur 55 zugetheilt, und während der katholische Priester in den ehemals polnischen Provinzen des Westens 290 Rubel S. vom Staat empfängt, erhält der Pope daselbst nur 169 Rubel S.

Die Organisation des niederen Klerus ist im Allgemeinen folgende: auf dem flachen Lande gehören zu jeder Kirche ein Priester, ein Diaconus, ein Küster, verschiedene Diener und Sänger. Alle diese Personen sind im geistlichen Stande geboren, genießen darum das Recht der Steuerfreiheit, der Exemption vom Militärdienst, und dürfen ihre Söhne in die geistlichen Anstalten schicken, die zugleich Pensionate sind. Um

Priester zu werden, muß man den Seminarcursus beendet und die erste oder zweite Censur erhalten haben; die Akademie wird nur von Jünglingen besucht, welche einen gelehrten Grad erwerben, Professoren und Lehrer werden, oder besondere Ansprüche auf Anstellung bei einer großen Cathedralkirche erwerben wollen. Die dritte Censur schließt vom eigentlichen Priesteramte aus und giebt allein das Recht auf die Diaconie, eine untergeordnete, schlecht bezahlte Stellung; diejenigen Subjecte, welche gar kein Examen bestanden oder ihren Cursus nicht beendet haben, suchen Küster und Sänger zu werden, um auf diese Weise der Nothwendigkeit zu entgehen, entweder als Novizen ins Kloster treten zu müssen oder die Vorrechte des geistlichen Standes zu verlieren und unter die Soldaten gesteckt zu werden. Einzelnen unter ihnen gelingt es auch, in Consistorial- oder Verwaltungs-Kanzleien Schreiberstellen zu erhalten. Die Unbildung und Zuchtlosigkeit dieser nach vielen Tausenden zählenden Menschenklasse*) ist in Rußland fast sprichwörtlich geworden, sie bilden das Bleigewicht, welches die Weltgeistlichkeit in den Staub zieht und an jeder freien Bewegung hindert. Ohne der Kirche irgend welchen Nutzen zu bringen, verzehren sie, ihrer ungeheuren, stets zunehmenden Anzahl wegen, den größten Theil der Einnahmen derselben, obgleich die Einzelnen in Noth und Armuth leben. Der eigentliche Gottesdienst und sämmtliche Amtshandlungen werden von dem Geistlichen verrichtet, wobei die Kirchendiener lediglich die Rolle von Assistenten oder, richtiger gesagt, Statisten spielen. Auch die Thätigkeit des Popen oder Priesters ist wesentlich formalistischer Art, und beschränkt sich auf die genaue Erfüllung ritualer Vorschriften, nach welchen in alt-slawonischer, dem niederen Volke unverständlicher Sprache Messe gelesen, copulirt, beerdigt, getauft, consecrirt, absolvirt wird u. s. w. — Predigten kommen auf dem flachen Lande und in kleinen Städten nur höchst selten, auch an größeren Orten nicht all' zu häufig vor.

Die Verwaltung der äußeren kirchlichen Angelegenheiten und des Kirchenvermögens besorgt der Geistliche in Gemeinschaft mit einem von der Gemeinde gewählten Vorsteher (Starost) und unter Aufsicht des Consistoriums. Den Erlös für Amtshandlungen ausgenommen, fließen die Einnahmen in die Kirchenkasse, aus welcher die Bauten bestritten und die Beiträge für Erhaltung der geistlichen Schulen gezahlt werden; Fabrikation von Kerzen, Hostien und Weihrauch, Erlös der Spendungen

*) Die Zahl sämmtlicher Kloster- und Weltgeistlichen, Kirchendiener, Sänger und der Weiber und Kinder derselben, betrug nach einer Zählung vom Jahre 1861 nahezu 600,000 Köpfe.

von Wallfahrern und der Opferstöcke, Zahlungen für Besuche der Heiligenbilder u. s. w., kommen weder dem Priester noch der Ortskirche zu, sondern fließen in die Kasse der kirchlichen Schulen, während, wie wir wissen, die Klöster direct in den Besitz des auf diese Weise erworbenen Gutes treten. Ferner ist es Thatsache, daß die Klöster Alles, was in Rußland an Reliquien, alten oder „wunderthätigen" Heiligenbildern vorhanden ist, erobert und dauernd an sich gebracht haben.

Der Hauptgrund des relativ niederen Bildungsgrades und der ungünstigen socialen Stellung der russischen Weltgeistlichkeit ist ohne Zweifel in der Armuth derselben zu suchen. Wo die Sorge um die materielle Existenz das Leben ausfüllt und zu Erwerbsmitteln der peinlichsten Art zwingt, ist an einen wissenschaftlichen und geistigen Aufschwung selbstverständlich nicht zu denken, und die Mehrzahl der Popen, namentlich auf dem flachen Lande und in den kleinen, entlegenen Provinzialstädten, fällt dieser Ungunst der äußeren Umstände zum Opfer. Neben der Armuth sind es ganz besonders die Mängel der (übrigens neuerdings reformirten) geistlichen Lehranstalten, die Abhängigkeit von dem höheren Klerus und die kastenartige Abgeschlossenheit der Geistlichkeit, auf welche die großen Uebelstände der kirchlichen Zustände Rußlands zurückzuführen sind.

Daß ein russischer Geistlicher außerhalb seines Standes heirathete war bisher ebenso unmöglich, wie daß er seine Bildung auf einem Gymnasium und einer Universität empfing. Da alle Pfarrstellen ausnahmslos von dem Bischof und dem Consistorium besetzt werden, ist der Candidat von den Forderungen, die diese an ihn stellen, vollständig abhängig. Erwähnt ist bereits, daß Personen weltlicher Stände niemals in die weiße Geistlichkeit treten, diese sich ausschließlich aus sich selbst selbst recrutirt. Genau ebenso ging es bis in die neueste Zeit mit den Eheschließungen zu, da kein Bischof duldete, daß ein junger Priester außerhalb seines Standes heirathete, in der Regel sogar eine Heirath innerhalb der Eparchie gefordert und streng darauf gesehen wurde, daß ein Obergeistlicher (erster Priester einer von mehreren Popen bedienten städtischen Kirche) die Tochter eines Collegen, der Landpriester eine Popentochter, der Diaconus eine Diaconentochter ehelichte u. s. w. Bevor er in die Ehe mit einer Jungfrau getreten (die zweite Ehe und die Heirath einer Wittwe sind den Geistlichen gleich streng verboten,) kann kein Priester ins Amt treten. Da das Priesteramt mit der Ehe erlischt, ist diese somit die wichtigste Angelegenheit des Lebens. Dabei war bisher ein ganz eigenthümlicher Nepotismus üblich. Ein Pope, der seinen

Abschied wünschte, verband das Gesuch um denselben mit der Bitte um Anstellung eines von ihm bezeichneten Nachfolgers, oder er machte die Bedingung, daß dieser Nachfolger eine seiner Töchter heirathe. Desgleichen war es üblich, eine vacant gewordene Pfarre bis zur Volljährigkeit der Töchter des verstorbenen Priesters nur interimistisch verwalten zu lassen und dann von dem Bewerber um dieselbe zu fordern, daß er eine der Priesterstöchter heirathe. Die kirchliche Oberverwaltung hielt an diesem Verfahren aus doppelten Gründen fest: ein Mal befreit sie sich durch dasselbe von der Sorge für die Wittwen und Waisen ihrer Diener und zweitens gewinnt sie die Möglichkeit, die neu eintretenden Priester von vornherein an strenge Abhängigkeit zu gewöhnen. Der junge Geistliche, der ins Amt treten wollte, hatte sich vor Allem nach einer begünstigten Erbtochter umzusehen und mit den Verwandten derselben auseinander zu setzen; contractlich verpflichtete er sich, seiner Schwiegermutter entweder einen jährlichen Antheil an seiner Einnahme zu gewähren oder diesen mit einer Aversional-Summe abzulösen, wogegen jene die Verpflichtung übernahm ihm die Anstellung auszuwirken. Die Sache wurde so systematisch betrieben, daß der Schriftführer des Bischofs sehr häufig ein vollständiges Verzeichniß der heirathsfähigen Popentöchter des Sprengels besaß, das bei jeder Besetzung einer Vacanz zu Rathe gezogen wurde. Die schädliche Einwirkung dieses Mißbrauchs liegt auf der Hand und wird noch durch den Umstand verschärft, daß die russischen Frauen (die höchste Aristokratie ausgenommen) in Bezug auf ihre Bildung gewöhnlich unter den Männern stehen und daß jeder Priester wußte, mit dem Leben seiner Frau habe auch seine Pfarrthätigkeit ein Ende. Die Abhängigkeit der Popen von ihren Weibern und deren Verwandten ist darum seit lange ein beliebter Stoff russischer Romane und Sittenschilderungen, und man braucht nur einen Blagoweschtschenskischen Roman gelesen zu haben, um in all' die Details der aus diesem System hervorgegangenen Verhältnisse eingeweiht zu sein. Besonders nachtheilig wirkte dasselbe auf die Jugend, die schon während der Seminarzeit nach Erbtöchtern ausschaute, um möglichst rasch ins Amt zu kommen und darüber nicht selten die eigene Ausbildung vernachlässigte. — Dieses Verhältniß war so offenkundig und so weit verbreitet, daß es die Aufmerksamkeit der Regierung erregte und wiederholt in den Generalberichten, welche der Oberprocureur des Synods jährlich dem Kaiser überreicht, erwähnt worden war. Unter dem doppelten Druck einer armseligen Existenz und drückender Familienverhältnisse gingen die tüchtigsten Talente der Kirche zu Grunde, während die energischen Charaktere, welche sich dem Zwang nicht fügen wollten

und nicht durch Weiber, sondern durch Kenntnisse ihren Weg zu machen versuchten, häufig ganz ausgeschlossen und gezwungen wurden, aus dem geistlichen Stande zu treten und ihr Glück als Lehrer oder Beamte des Staats zu versuchen.

Aus diesem Grunde zählt das im J. 1867 erlassene Gesetz, welches die zur Rechtsgewohnheit gewordene Erblichkeit der Pfarrstellen aufhebt und ausdrücklich untersagt, daß einem Candidaten das Einheirathen oder die Versorgung der Familie seines Vorgängers zur Anstellungs-Bedingung gemacht werde zu den wichtigsten und segensreichsten Maßnahmen, welche die gegenwärtige Regierung überhaupt erlassen hat. Wenn auch der Natur der Sache nach Jahrzehnte vergehen können, ehe die wohlthätigen Folgen dieses Bruchs mit dem alten nepotistischen System auf weitere Kreise wirken und die Physiognomie des Lebens der Weltgeistlichkeit umgestalten, so ist doch schon dadurch ein wesentlicher Fortschritt gemacht worden, daß die alte Ordnung öffentlich verdammt und jüngeren Geistlichen die Möglichkeit geboten worden ist, unter dem Schutz eines kaiserlich bestätigten Gesetzes gegen den hergebrachten Schlendrian anzukämpfen.

Der Einfluß der Staatsgewalt auf die orthodoxe Kirche Rußlands, dem in früherer Zeit gemeiniglich zur Last gelegt wurde, daß diese in dumpfer Erstarrung und Leblosigkeit verharre, ist neuerdings überhaupt der Haupthebel aller der Fortschritte gewesen, welche sich im kirchlichen Leben Rußlands durchgesetzt haben. Wenn diese Fortschritte noch ziemlich bescheidene sind, so hat das wesentlich darin seinen Grund, daß die formale Obergewalt des Kaisers über die Kirche thatsächlich eine Connivenz gegen die Gewohnheiten und den Willen ihrer Repräsentanten bedingt, von der die Staatsgewalt in all' den Ländern frei ist, in denen die Kirche eine vom Staat und dessen Repräsentanten, dem Souverain, gesetzlich unabhängige Stellung einnimmt. Die Verantwortlichkeit für Alles, was von der kirchlichen Oberverwaltung ausgeht, ruht auf dem Kaiser, die Durchsetzung seines Willens ist aber gerade darum von der Mitwirkung der Kirchenfürsten, welche auf den Geist und das Verhalten des niedrigen Clerus mit wahrer Souverainität einwirken, wesentlich bedingt.

An der Spitze der gesammten griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands steht, seit Peter der Große im Jahre 1716 das Amt eines Patriarchen von Rußland abschaffte, der „heiligst-dirigirende Synod", eine Kirchenbehörde, welche aus zwölf Geistlichen besteht, von denen einige, wie z. B. die Metropoliten und der kaiserliche Beichtvater, ipso jure in den Synod treten und derselben dann für Lebenszeit angehören, andere blos zeitweise in dieselbe berufen werden. Der gesetzlichen Vor-

schrift gemäß treten der Reihe nach die Erzbischöfe, die vornehmsten Klostervorstände und die Spitzen der Weltgeistlichkeit, d. h. die Oberpriester der Armee und der Flotte, in dieses Collegium. Da im Uebrigen nur bestimmt ist, daß sämmtliche Eparchien der Reihe nach durch ihre „würdigsten" Glieder vertreten sein sollen, die Vorstellungen aber durch die Bischöfe geschehen, so versteht es sich von selbst, daß der mönchische Einfluß prävalirt, und die Glieder der weißen Geistlichkeit eine äußerst unbedeutende Rolle spielen. Die Metropoliten der von Petersburg weit entfernt liegenden Eparchien von Moskau, Sibirien u. s. w. sind der Natur der Sache nach meist abwesend und werden nur zur Entscheidung wichtiger Principienfragen einberufen. Es können darum selten mehr als sieben oder acht Glieder, von denen mindestens fünf Bischöfe oder Archimandriten (Klostervorstände ersten Ranges) sind, an Ort und Stelle sein. Die Entscheidung wichtiger Fragen ist hauptsächlich dem Dafürhalten des Petersburger Metropoliten, der beständig am Ort ist und den Vorsitz führt, und des kaiserlichen Beichtvaters anheim gegeben. Neben diesen beiden Prälaten ist der direct vom Kaiser ernannte Oberprocureur (gegenwärtig der Unterrichtsminister Graf Tolstoy) die maßgebende Person. Nach einer alten Vorschrift Peters des Großen soll dieser Beamte, der die Autorität des Staats der Kirche und ihren Gebietigern gegenüber vertritt, ein „kühner Mann," wo möglich ein Militär sein. Kein Beschluß tritt ohne seine Bestätigung in Kraft, in allen wichtigen Fällen und sobald seine Anschauung von der des Synods abweicht, hat er an den Kaiser zu berichten und dessen Entscheidung einzuholen, die geistlichen Lehranstalten stehen direct unter seiner Oberaufsicht, ebenso die Verwalter des Kirchenvermögens und die Secretäre der Consistorien, mit denen er direct correspondirt. Principiell hält der Staat sich übrigens von rein kirchlichen und dogmatischen Fragen möglichst fern.

Bei der ungeheuren Masse von Geschäften, welche auf dem Synod und dem Oberprocureur lastet, muß diesen eine außerordentlich zahlreiche, rein büreaukratisch geordnete Kanzlei zur Seite stehen: die Zahl der aus der Kanzlei des Synods ausgegangenen Papiere betrug im Jahre 1860 über 11,000, die Stärke der Protokolle 3000 Bogen, die der Sitzungsjournale 2998 Bogen. Da der Synod nur an 180 Tagen jährlich zusammentritt und nie länger als drei Stunden versammelt bleibt, ist der Einfluß der Kanzleibeamten, welche den Vortrag haben, ein sehr bedeutender. Alle sogenannten „laufenden Sachen" werden in der Kanzlei bearbeitet und entschieden und den Gliedern blos zur Unterschrift vorgelegt, während es dem Leiter dieser Kanzlei überlassen

bleibt, zu entscheiden, welche Geschäfte als laufende und welche als außerordentliche anzusehen sind. Die Formen des Verfahrens bleiben in allen Fällen dieselben, d. h. alle Beschlüsse werden als vom Synod gefällt ins Journal getragen und unterschrieben; da aber die residirenden Glieder der Behörde beständig wechseln, so ist die Synodalkanzlei die eigentlich maßgebende Stelle und aller Controle ledig. Die Beamten derselben erfreuten sich bis vor Kurzem nicht des besten Rufs, da sie meist ohne höhere Bildung, gewöhnlich Emporkömmlinge aus dem geistlichen Stande waren und der Adel es noch gegenwärtig nicht für „standesgemäß" hält in einer kirchlichen Behörde zu dienen und Geistlichen untergeordnet zu sein. Dieser Uebelstand war um so empfindlicher, als die ungeheure Masse der in dieser Behörde zur Entscheidung kommenden Sachen, der Willkür der Subalternbeamten einen unverhältnißmäßig großen Spielraum ließ. Der Oberprocureur, dem eine besondere Kanzlei untergeordnet ist, in welcher jährlich 30—40,000 Papiere aus- und eingehen, ist derart mit Geschäften überhäuft, daß er außer Stande ist, in Einzelheiten der Verwaltung einzugehen und diese zum Schaden der Sache seinen Subalternen überlassen muß. —

Nur eine Branche von Geschäften wird direct von den Gliedern des Synod und zwar von den Mönchen besorgt, die Censur. In jeder Eparchie fungirt der Bischof, beziehungsweise ein von diesem ernannter Mönch als kirchlicher Censor, dem alle Bücher und Zeitschriften religiösen und theologischen Inhalts vorgelegt werden müssen, ehe sie zum Druck kommen. Ueber diese Beamten übt der Synod mit einer auch in Rußland beispiellosen Strenge die Oberaufsicht, die sowohl in einer Hypercensur, wie in der Ertheilung von Instructionen, und der Entscheidung schwieriger Fälle besteht. Die Strenge dieser geistlichen Censur wird nur durch die Langsamkeit ihrer Expedition übertroffen; es sind Fälle vorgekommen, in denen ein Autor zehn Jahre lang auf eine Entscheidung gewartet hat. Daß unter solchen Umständen jede Kritik der bestehenden kirchlichen Einrichtungen und jede freie wissenschaftliche Forschung unmöglich gemacht werden, bedarf nicht erst der Ausführung oder Erklärung. Principiell wird darüber gewacht, daß alle kirchlichen Angelegenheiten von dem Schleier des Geheimnisses bedeckt bleiben und daß sich namentlich kein Laie in dieselben einmischt. Da auch weltliche und im Uebrigen von der Präventiv-Censur befreite Journale verpflichtet sind für den Abdruck von Artikeln specifisch kirchlichen oder theologischen Inhalts die Erlaubniß der Eparchial-, beziehungsweise der Synodalcensur einzuholen, so scheuen diese sich aufs Aeußerste vor der Behandlung kirchlicher Fragen oder sie umgehen das gesetzliche Verbot und

lassen es auf eine Klage ankommen. — Die Polemik gegen Mängel und Uebelstände kirchlicher Einrichtungen, an der es in den letzten Jahren in Rußland keineswegs gefehlt hat, ist darum — zum großen Schaden der Sache — nicht durch Fachartikel und gründliche Abhandlungen einzelner Fragen, sondern hauptsächlich durch gelegentliche Aperçüs und Ausfälle betrieben worden. Am wirksamsten und nachhaltigsten, weil am rücksichtslosesten ging die Romanliteratur zu Werke, indem sie mit Vorliebe Episoden aus dem Leben der Geistlichkeit und Schilderungen aus dem Leben der Klöster und Seminare mittheilte, denen bei aller Drastik und Uebertreibung die innere Wahrheit nicht abgesprochen werden konnte. Der rothe Faden, der sich durch dieselben zieht, ist die Parteinahme für die Weltgeistlichkeit, deren Befreiung vom Joch des Mönchthums einstimmig gefordert wird.

Direct unter dem Synod, aber nicht wie dieser collegialisch organisirt, sondern wesentlich von den Bischöfen abhängig, stehen die Consistorien. In jeder Eparchie besteht eine solche Behörde, die aus sieben geistlichen Mitgliedern (darunter zwei Mönchen) zusammengesetzt ist, die auf Vorstellung des örtlichen Bischofs ernannt werden. Diese Behörden bilden die erste Instanz für Angelegenheiten der kirchlichen Verwaltung, Disciplinar-, Ehescheidungs- und Ketzerprocesse. Kein Beschluß tritt in Kraft, bevor er von dem Bischof bestätigt worden und dieser ist gesetzlich befugt, die Resolutionen und Urtheile nach Befinden abzuändern; dem Consistorium steht solchen Falls nur das Recht zu, dem Synod über seine abweichende Meinung zu berichten, einen Suspensiveffect haben diese Verwahrungen aber nicht. Die Rolle, welche der Oberprocureur im Synod spielt, nimmt im Consistorium der Secretär desselben ein. Da er direct unter dem Oberprocureur steht und demselben von sich aus Berichte machen kann, ist er der einzige Beamte der Eparchie, von dem der Bischof abhängig ist und den dieser zu fürchten hat. Die Allmacht der Consistorialsecretäre ist darum ebenso bekannt, wie ihre Bestechlichkeit; kein Geistlicher, mag er zum Consistorium gehören oder bloßer Pfarrer sein, kann sich der Pflicht jährlicher Tributzahlung an diese „Geißel der Popen" entziehen, kein Proceß wird entschieden, kein Gesuch in Vortrag gebracht, bevor der Secretär bezahlt und willfährig gemacht ist. Diese Beamten sind gewöhnlich Popensöhne, die den Seminarcursus durchgemacht haben und dann in eine Kanzlei getreten sind, alle Mysterien der kirchlichen Bräuche und Mißbräuche im Detail kennen und durch die Weitläuftigkeit und Pedanterie der Legislation über kirchliche Administration und Justiz, in den Stand gesetzt sind, bedeutende Summen zu erpressen. Niemand wagt es, gegen

sie, die in der Synodalkanzlei durch jährliche Spenden erkaufte einflußreiche Verbindungen besitzen, klagbar zu werden. Für einen besondern Fortschritt der Neuzeit gilt es, daß wenigstens die Consistorien in Petersburg und Moskau sich seit den letzten Jahren von den Mißbräuchen, die im Innern des Reichs noch vielfach ihr Unwesen treiben, gereinigt haben. Besser bezahlt und durch die größere Nähe und den häufigeren Verkehr mit den höheren Verwaltungsstellen sorgfältiger überwacht, sind diese Behörden im Stande gewesen eine unabhängigere Stellung zu gewinnen und die Anstellung von gebildeten und gewissenhaften Secretären und Kanzleibeamten durchzusetzen. In den entfernteren Provinzen, wo Alles von der Persönlichkeit der Eparchialvorstände abhängt und die weltlichen Behörden eine heilige Scheu vor jedem Conflict mit den geistlichen Würdenträgern hegen, behält das „Procul a Jove procul a fulmine“ auch noch gegenwärtig sein trauriges Recht.

Zwischen den Consistorien und den Priestern stehen endlich die Pröpste (Blagotschinnije), die aus der Zahl der Weltgeistlichen vom Bischof ernannt werden und die Aufsicht über Amtsführung und sittliches Verhalten ihrer Collegen führen, ein unbeschränktes Visitationsrecht ausüben und eine außerordentlich schwierige Stellung einnehmen. Die Zahl der Berichte und Vorschläge, welche sie monatlich den Consistorien abzustatten haben und welche sich auf alle Gebiete der Amtsthätigkeit ihrer Untergebenen beziehen, ist so groß, die Einrichtung derselben so complicirt und schwierig, daß kein Propst, der sich nicht das Wohlwollen des Secretärs und des bischöflichen Hofstaats erworben hat, den an ihn gestellten Ansprüchen genügen und vor dem Gesetz bestehen kann. Kassenvorschläge über alle Kirchen der Präpositur, Sittenzeugnisse über die Führung der Prediger, Kirchendiener und deren Familien, Verzeichnisse über die Zahl der Geborenen, Getauften und Copulirten u. s. w., die der Propst nach vorgeschriebener Form unaufhörlich einzusenden hat, machen ihn zum Diener des Consistoriums und des Secretärs und zwingen ihn nicht selten, seine Untergebenen zu bedrücken, ohne daß er selbst dadurch etwas gewinnen könnte.

Es sei schließlich noch einer Einrichtung gedacht, die für das Abhängigkeits-Verhältniß, in welchem die Weltgeistlichen zu ihrem Bischof stehen, so bezeichnend ist, daß sie nicht übergangen werden darf. Jährlich unternimmt der Eparchialvorstand in Begleitung eines zahlreichen geistlichen Gefolges eine Rundreise durch seinen Sprengel, um sämmtliche Pfarren zu inspiciren. Es versteht sich von selbst, daß dem Erscheinen des Oberhirten allenthalben mit Furcht und Zittern entgegen gesehen wird. Zum Schluß der Inspection hält der Bischof nämlich

mit dem Ortsgeistlichen in der Kirche und vor versammelter Gemeinde ein Examen ab, das mit dem Ausweis über gehörige Fertigkeit in der Lectüre der slawonischen Sprache beginnt und mit dem Abfragen des Katechismus und der Glaubenslehre schließt. Der moralische Eindruck dieses einen Acts, der häufig von Vorwürfen und Ermahnungen zu größerem Fleiß begleitet ist, und die gesammte Gemeinde zur Zeugin hat, führt häufig genug dazu, alle Autorität der Priester gegenüber ihren gebildeten Pfarrkindern zu untergraben.

Die für im geistlichen Stande geborene Kinder bestehenden kirchlichen Lehranstalten, deren Reform gegenwärtig von der russischen Regierung mit vielem Eifer betrieben wird, zerfallen in drei Kategorien: Vorbereitungsschulen, Seminare und Akademien, welche ausschließlich von Geistlichen (meist Mönchen) geleitet werden und den Besuch von Schülern anderer Stände vollständig ausschließen. Das gegenwärtig für dieselben gültige Statut stammt aus dem Jahre 1839. Bis zu diesem Zeitpunkt bildeten die Seminare und deren Vorschulen ein ungetrenntes Ganzes, von dem erst im Jahre 1814 die Akademien ausgeschieden worden waren. Die Vorschulen laufen unseren Elementar- und niederen Bürgerschulen parallel, die Seminare sollen den französischen Collèges, die Akademien den theologischen Facultäten entsprechen. In wie mangelhafter Weise das geschieht, erhellt aus einem flüchtigen Blick auf den für dieselben geltenden Lehrplan, der geradezu typisch ist für die Systemlosigkeit und Polyhistorie, an denen das russische Unterrichtswesen noch gegenwärtig krankt. Während seiner Schul- und Seminarjahre soll der Zögling nicht weniger als 47 Disciplinen betreiben. Er studirt fünf Sprachen: die deutsche, französische, lateinische, griechische und hebräische, natürlich ohne auch nur *eine* derselben gründlich erlernen zu können; von naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern werden u. A. Arithmetik, Algebra, Geometrie, Physik, Botanik, physikalische Geometrie, *Landwirthschaft*, Zoologie und „populäre Medicin" vorgetragen, ferner russische und allgemeine Geschichte, politische Geographie, Logik, Metaphysik, Psychologie, Geschichte der Philosophie und 26 theologische Wissenschaften. Die philosophischen Studien werden in scholastischer Manier und nach Uebersetzungen von Büchern betrieben, die in Deutschland seit hundert Jahren verschollen sind, denn die russischen kirchlichen Philosophen stehen noch immer auf dem Wolfischen Standpunkt und schrecken dadurch ihre Zöglinge von vorn herein von jeder ernsthaften Beschäftigung mit der Philosophie ab. Während bis zum Jahre 1839 die unteren Seminarklassen ausschließlich die allgemeine Bildung der Schüler zum Zweck hatten und das theologische Studium

auf die letzten Kurse einschränkten, wurde dieses Verhältniß in dem gedachten Jahre der Art verändert, daß man, so zu sagen, mit dem Ende anfing und die Theologie bereits in die untersten Klassen verlegte. Hören wir, was ein russisches, sehr wohlunterrichtetes Journal, die Mosk. Zeit., über diesen Gegenstand und die Reform von 1839 sagt: „Der Cursus der theologischen Disciplinen wurde durch Exegese, Patristik, kanonisches Recht, Homiletik, Liturgik, Literatur des Cultus und Katechetik vermehrt und auf Wunsch des Domainenministers gleichzeitig der Raum für die Naturwissenschaften erweitert, um den künftigen Geistlichen die Möglichkeit zu geben, ihren Gemeindegliedern als landwirthschaftliche Vorbilder voraus zu gehen. Was die erwähnte Specialisirung der theologischen Wissenschaften anlangte, so hatte dieselbe die Folge, daß einzelne Disciplinen derselben in die untersten Klassen verlegt und jungen Leuten vorgetragen wurden, die eben mit den Elementen der allgemeinsten Bildung beschäftigt waren: es wurde z. B. die Patristik in einer Klasse vorgetragen, deren Schüler noch Nichts von der Kirchengeschichte wußten, alttestamentliche Exegese zwölfjährigen Knaben gelehrt, die weder die biblische Geschichte noch die hebräische Sprache erlernt hatten u. s. w."

Entsprechend dem mönchischen Charakter dieser Anstalten und der Abneigung ihrer theologischen Lehrer gegen weltliche Bildung ist, nach den übereinstimmenden Urtheilen aller Sachkenner, der Unterricht in den Profanwissenschaften noch unvollkommner als der theologische, und schon der Umstand, daß die Rectoren auf „weltliche" Kenntnisse gewöhnlich keinen Werth legen, lähmt den Eifer der Schüler und Lehrer. Der Vortrag geschieht ausschließlich nach Handbüchern und Heften, welche der Synod approbirt hat und welche jede Collision zwischen Wissen und Glauben ängstlich meiden. Die Schüler sollen hauptsächlich auswendig lernen, von einer Entwickelung des Denkvermögens ist kaum die Rede. Schon die äußere Stellung der nicht-mönchischen Lehrer der profanen Disciplinen, welche ihrer „Weltlichkeit" wegen von ihren Oberen über die Achsel angesehen und bevormundet werden, ist eine höchst schwierige. Von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, in der Wahl ihrer Handbücher auf die gesetzlichen Vorschriften beschränkt, stets von Mönchen umgeben und als Freigeister und Weltkinder beargwohnt, sind diese Männer, unter denen sich neuerdings oft wirkliche Gelehrte finden, an jeder freien Wissenschaftlichkeit und Thätigkeit behindert und auf den Vortrag vom Synod bestätigter Hefte beschränkt. Ihre pecuniäre Stellung entspricht der der Kirchendiener in den größeren Städten, d. h. sie haben 250—400 Rubel S. jährlich. Stete

Examen, die wesentlich auf Aeußerlichkeiten gerichtet sind, machen Abweichungen von dem pedantisch vorgeschriebenen Lehrplan unmöglich. Will ein Lehrer auf den Beifall seines Rectors und auf Avancement rechnen, so muß er zum Routinier werden und jedem höheren, auf die wirklich wissenschaftliche Ausbildung seiner Zöglinge gerichteten Streben entsagen. In der Regel nähren die tüchtigeren dieser Lehrer (die ihre Bildung in geistlichen Akademien kostenfrei genossen haben und dafür eine vorgeschriebene Anzahl Jahre „abdienen" müssen) nur einen Wunsch: den ihrer Verpflichtung ledig zu werden, in's geistliche Amt zu treten oder Hauslehrer zu werden. Die Folge dieses Zustandes ist ein immerwährender Wechsel in dem Lehrerpersonal; es läßt sich statistisch nachweisen, daß die Mehrzahl der nicht dem Mönchsstande angehörigen Lehrer kaum die gesetzliche Anzahl Jahre ausdient und die erste Gelegenheit, die sich zum Ergreifen eines anderen Berufs darbietet, krampfhaft ergreift. In neuester Zeit sind die weltlichen Seminarlehrer und Akademieprofessoren ganz besonders durch die neu errichtete und gut bezahlte Accisenverwaltung gelichtet worden, die eine unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben scheint. — Steht es mit dem theologischen Studium auch im Ganzen besser, so läßt doch auch dieses sehr viel zu wünschen übrig. Wie schwach die wissenschaftliche Anregung ist, welche die Jugend empfängt, zeigt sich auf's Evidenteste, wenn man die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Schüler, welche die (nicht obligatorischen) Akademien bezieht und die Beschränktheit der literarischen Production auf theologischem Gebiet ins Auge faßt. Seit dem Jahre 1839 sind etwa 5000 graduirte Theologen aus den Akademien hervorgegangen; die Zahl der gleichzeitig erschienenen theologischen Werke reducirt sich aber auf anderthalb Dutzend und schon die Abfassung eines theologischen Journalartikels galt für ein besonderes Verdienst. Junge Leute, welche die unteren Seminarcurse beendet haben und in die sog. rhetorische Klasse treten sollen, können zuweilen noch nicht orthographisch schreiben und es geschieht sehr häufig, daß Zöglinge, welche die Akademie durchlaufen haben und nicht in den geistlichen Stand treten sondern die Universität besuchen wollen, in dem Receptionsexamen, das auf den russischen Universitäten gefordert wird, durchfallen. Selbst mit der Kenntniß der russischen Sprache sieht es häufig sehr traurig aus, da ein Theil der theologischen Fächer in der leblos erstarrten slawonischen Kirchensprache vorgetragen wird, die seit Jahrhunderten dieselbe geblieben ist, und für die Entwickelung der Beredtsamkeit so gut wie Nichts geschieht. Den Hauptgrund aller Mängel der russischen geistlichen Lehranstalten bildet aber ihre Geschiedenheit von der Welt, ihre

Abwendung von dem wirklichen Leben und der Zeitströmung. Die Zöglinge werden nicht nur in den engen Mauern der Seminar- und Akademie-Pensionate gefangen gehalten und vor jeder Berührung mit der Laienwelt ängstlich ausgehütet und dadurch frühzeitig an eine kastenartige Abgeschlossenheit und Selbstzufriedenheit gewöhnt — man macht es ihnen sogar unmöglich dem Gang der Literatur und der Zeitereignisse zu folgen. Bei jedem Seminar besteht eine Bibliothek, für welche jährlich 100 Rubel S. verwendet werden; diese schon an und für sich unzureichende Summe wird unpraktischer Weise zum überwiegend größten Theil für theologische Schriften verausgabt. Die klassischen Schriftsteller der russischen Literatur sind aus der Mehrzahl der Seminare verbannt oder ausschließlich zum Gebrauch der Lehrer bestimmt, die Anschaffung von Zeitungen und Journalen ist nur in den Akademien — und auch in diesen nur unter gewissen Einschränkungen — erlaubt. In neuerer Zeit ist es vorgekommen, daß Seminaristen unter sich Geldsammlungen anstellten, um wenigstens eine Zeitung zu halten — ein peremptorisches Verbot des Rectors machte diesen Bildungsbestrebungen aber stets ein Ende. Selbst Schlosser's Weltgeschichte, die wiederholt ins Russische übersetzt worden ist, gilt für „gottlos" und ist auf den index prohibitorum gesetzt — Romanlectüre wird noch gegenwärtig mit Ausschluß aus der Anstalt bestraft und der Besuch der öffentlichen Bibliotheken — die seit den letzten zehn Jahren wie Pilze in ganz Rußland aufgeschossen sind — muß an vielen Orten mit strenger Carcerhaft gebüßt werden. Was den Umgang mit außerhalb der Pensionate lebenden Personen anlangt, so wird er nur ausnahmsweise geduldet: „Der Besuch bei Geistlichen wird befördert, der Umgang mit Leuten der niederen Stände als ungefährlich geduldet, der Verkehr mit gebildeten Weltleuten argwöhnisch überwacht und eingeschränkt." Tanz, Gesang (mit Ausnahme liturgischer Gesänge), Schauspiel und Turnübungen — welch' letztere die Regierung besonders wünscht und befördert — sind verboten.

Man würde indessen vollständig irren, wollte man annehmen, die russischen Seminare und Akademien wären von dem Zeitgeist unberührt und stille Pflanzstätten mönchischer Beschränktheit geblieben. Die ungeheure Erschütterung des russischen Volksgeistes, welche sich während der letzten Jahre vollzogen, hat nirgend tiefer und einschneidender gewirkt wie in diesen Anstalten. Je strenger die geistliche Obrigkeit darüber wachte, daß die ihr anvertraute Jugend Nichts von der Außenwelt erfahre und von den literarischen und politischen Zeitereignissen abgeschnitten bleibe, desto leidenschaftlicher hat diese sich der liberalen, oder richtiger gesagt, der revolutionären Zeitströmung in die Arme geworfen.

Da jede weltliche Lectüre, jedes, auch das harmloseste Zeitungsblatt verboten war, und die Jugend keine andere Nahrung als die aus schlechten Uebersetzungen deutscher scholastischer Handbücher empfangen sollte, Schlosser und Puschkin, Rotteck und Karamsin mit dem gleichen Interdict belegt waren, so wurde das Verlangen der strebsameren jungen Leute nach der Kunde von den großen Dingen, welche sich im wirklichen Leben vollzogen und während der Reformjahre Aller Köpfe und Herzen beherrschten, bis zur Leidenschaft entflammt und jedes Mittel, das zur Erreichung dieses Zwecks führte, für ein erlaubtes angesehen. Da man die Mosk. Zeitg. und den „russischen Boten", Kuno Fischer (der besonders streng verpönt ist) und Bjelinski, den russischen Lessing, nicht lesen durfte, las man Herzens „Glocke" und schlechte Uebersetzungen der deutschen Materialisten und französischen Communisten, die heimlich in zahllosen Abschriften verbreitet, von einer Schülergeneration auf die andere wie Heiligthümer vererbt und mit Heißhunger verschlungen wurden. Die Verwirrung, welche diese revolutionäre und atheistische Literatur in Köpfen anrichten mußte, die mit theologischem Wust angefüllt, aller wirklicher Bildungsgrundlagen entbehrten, erräth sich leicht: mit dem Glauben an die absolute Autorität, zu deren Dienst sie bisher angeleitet worden waren, schwand bei den unreifen Jünglingen, die plötzlich auf den Boden einer neuen, kaum geahnten Welt geschleudert wurden, zugleich der Glaube an alle idealen Lebensgüter, die Ehrfurcht vor jeder Autorität und jedem Herkommen, die extremsten und crassesten Anschauungen gewannen am schnellsten Ueberhand und es war nicht zu verwundern, daß schon vor einigen Jahren in der russischen Presse die Behauptung aufgestellt werden konnte, die gefährlichsten Brutanstalten des russischen Socialismus und jener radikal-revolutionären Anschauung, welche die officielle Petersburger Journalistik mit dem Ausdruck „Nihilismus" bezeichnet, seien in den Seminaren und Akademien der „orthodoxen" Kirche zu finden. Thatsache ist es, daß eine nicht geringe Zahl der revolutionären Schriftsteller und Journalisten der neuen russischen Aera ehemalige Zöglinge dieser Anstalten sind und daß die revolutionäre Brandliteratur, welche seit Jahren ihr Wesen treibt und bei Gelegenheit der Maifeuersbrünste vom Jahre 1862 und des Karakosowschen Attentats vom 16. (4.) April 1866 ans Licht gezogen wurde, grade in den geistlichen Schulen großes Unheil angerichtet hat. Urheber der revolutionären Proclamationen, welche 1862 in Petersburg circulirten, war ein Student der Petersburger geistlichen Akademie, mit Namen Ballohd (ein 1846 convertirter Lette), Redacteur des neuerdings verbotenen socialistischen Journals „der Zeitgenosse" (Sowre-

mennik) der ehemalige Akademie-Student Pypin; Herzens Genossen, die Gebrüder Kelssiew, der unglückliche Socialist Pomjalowski und zahlreiche Schriftsteller und Wühler ähnlichen Schlages hatten in demselben Institut ihre Bildung empfangen und nach eigenem Geständniß schon als halbwüchsige Knaben Moleschotts, Vogts, Fourriers und vor Allem Herzens Schriften studirt und bei diesen Autoren die geistige Anregung gefunden, welche sie vergeblich in den dogmatischen Schriften des Petrus Mogilas und anderer Kirchenväter gesucht. —

Auf keinem andern Gebiet des öffentlichen Lebens hat der Reformeifer der gegenwärtigen russischen Regierung so viel guten und reinen Willen gezeigt, wie auf dem kirchlichen, aber nirgend sind ihm größere Schwierigkeiten entgegengetreten als eben auf diesem. Sollte die Aufhebung der Leibeigenschaft wirklich die Früchte tragen, welche man in Aussicht stellte, als man dem russischen Adel die ungeheuren Opfer zumuthete, die derselbe thatsächlich in den Jahren seit 1861 gebracht hat, so war unumgänglich nothwendig, daß durch Verbreitung eines höheren Maßes von Volksbildung Garantien gegen den Mißbrauch der dem Bauernstande gegebenen Freiheit geschaffen wurden. Träger und Vermittler dieser Bildung konnte unter den einmal gegebenen Verhältnissen nur der Clerus sein, und zwar der gesammte Clerus, nicht nur die Weltgeistlichkeit. Obgleich es zunächst nur diese letztere mit dem Volk zu thun hat, so bedingte doch die Abhängigkeit der Weltgeistlichen von dem aristokratischen Mönchthum, daß die Stellung, welche dieses zur Bildungsfrage einnahm, eigentlich maßgebend war. Auf den guten Willen der Weltgeistlichen kann die Regierung jedes Mal rechnen, wenn es sich um die Durchführung einer reformatorischen Maßregel handelt, denn der niedere Clerus fühlt sich mit dem Volk verbunden und weiß sehr genau, daß die Förderung seiner Interessen nur von diesem und dem Staat ausgehen kann, daß er durch Willfährigkeit gegen diesen nur gewinnen, niemals verlieren kann, während das Mönchthum die natürliche Tendenz hat, als selbständige Gewalt aufzutreten und seine Armee, die weiße Geistlichkeit, in strenger Abhängigkeit und Botmäßigkeit zu erhalten. Durch ihre Herrschaft über die geistlichen Lehranstalten, ihre Reichthümer und das hohe Ansehen, welches sie bei dem niederen Volk genießt, hat sich die schwarze Geistlichkeit aber eine so souveraine Stellung geschaffen, daß sie von dem niederen Clerus sehr viel mehr gefürchtet wird, als die Staatsgewalt und daß sich der einzelne Weltpriester, wenn er zwischen die Alternative des Ungehorsams gegen seinen Bischof oder gegen einen weltlichen Würdenträger gestellt ist, trotz seiner natürlichen Sympathie für den Staat, der ihm als der humanere und

freisinnigere Theil erscheinen muß, — in weitaus den meisten Fällen für den ersteren entscheidet.

Aus diesen Gründen kam für die Regierung, welche die Kirche zur Trägerin der Bildung machen und durch diese das Volk befreien wollte, Alles darauf an, den Einfluß des Mönchthums auf die Weltgeistlichkeit zu beschränken: wußte man doch nur all zu genau, daß die „schwarze Geistlichkeit" sich der neuen liberalen Strömung freiwillig nicht anschließen würde, da sie in dieser seit lange die gefährlichste Feindin ihrer exceptionellen Stellung kannte. Die Regierung mußte, wenn sie die Weltgeistlichkeit aus der bisherigen Abhängigkeit befreien und zur Volkslehrerin machen wollte, vor Allem zwei wichtige Reformen durchsetzen, die Umgestaltung der geistlichen Lehranstalten und die Verbesserung der materiellen Lage, namentlich der ländlichen Priester. Mit der Durchführung dieser Pläne, welche durch die höheren geistlichen Autoritäten lebhaft bekämpft werden, ist die Regierung noch gegenwärtig eifrig beschäftigt. Was die Schulreform anlangt, so ist dieselbe, freilich unter wichtigen Zugeständnissen an das Herkommen, bereits zum Theil durchgesetzt, eine durchgreifende Verbesserung der Pfarrstellen hat dagegen bis jetzt noch nicht Platz greifen können, obgleich an derselben durch eigens zu diesem Zweck niedergesetzte Provinzialcommissionen in allen Theilen des Reichs schon seit Jahren gearbeitet wird. Noch gegenwärtig ist die Machtstellung der mönchischen Autoritäten eine so eminente, daß der Kampf ein ziemlich ungleicher genannt werden muß, obgleich die Regierung sich mit dem gebildeten Theil der Nation völlig einig weiß und die russische Presse, namentlich bei Gelegenheit der Umgestaltung der geistlichen Lehranstalten, reichliche Gelegenheit gehabt hat, sich zur Sache zu äußern und ihre volle Solidarität mit den Bestrebungen der Regierung auszudrücken. Unter den maßgebenden Organen der Moskauer und Petersburger Presse herrscht in dieser Beziehung vollständige Uebereinstimmung, ja die specifisch nationalen Journale gehen zum Theil noch sehr viel weiter als die gouvernementalen und fordern nicht nur Abschwächung des Einflusses der Mönchsgeistlichkeit, Besserung der materiellen und socialen Stellung der Weltgeistlichen, sondern völlige Niederreißung der Schranken, welche Geistliche und Kirchendiener von den übrigen Staatsbürgern scheiden und zu einer angeblich privilegirten, in Wahrheit aber nur isolirten Klasse machen. Die zahllosen Kirchendiener will man wo möglich ganz abschaffen und dem Volk wiedergeben, die geistlichen Vorschulen und Seminare zu Bürgerschulen und Gymnasien für alle Stände erweitern, die Akademien zu theologischen Facultäten der Universitäten machen, das ge-

sammte kirchliche Unterrichtswesen aus den Fesseln des heiligst-dirigirenden Synod befreien und dem Ministerium der Volksaufklärung unterordnen, — mit einem Wort freie Bahn schaffen und eine radikale Umgestaltung der kirchlichen Zustände und Einrichtungen herbeiführen.

Die Gründe, aus denen diese Wünsche bis jetzt unerfüllt geblieben, sind ebenso zahlreich wie complicirt: die durch eine uralte Tradition geheiligte Machtstellung der höheren Geistlichkeit und das Ansehen, welches dieselbe bei dem niederen Volk genießt, sind nicht die einzigen, nicht einmal die vornehmsten Hindernisse, welche den reformatorischen Absichten, mit denen die Regierung sich trägt und welche durch die gebildeten Klassen einstimmig unterstützt werden, — im Wege stehen. Die Hauptschwierigkeit ruht in der Richtung, welche der russische Volksgeist überhaupt genommen hat und die — weil von nationaler Selbstüberschätzung und Ausschließlichkeit ausgehend, — dem eigenen Reformbedürfniß fortwährend im Wege steht. Seit das fanatische Bestreben, die griechisch-orthodoxe Kirche auch im katholischen Litthauen und in Polen, sowie in den protestantischen Ostseeprovinzen zur Herrschaft zu bringen und die in diesen Ländern bestehenden Glaubensgemeinschaften zu vernichten, vor allen übrigen Tendenzen und Bestrebungen der nationalen russischen Demokratie prävalirt, haben der reformatorische Ernst und die kritische Strenge, welche von der Moskauer und Petersburger Publicistik bis dahin gegen die eigene Kirche geübt wurden, beträchtlich abgenommen. Propagandistischer Glaubensfanatismus und nüchterne Kritik der bestehenden kirchlichen Einrichtungen sind einmal nicht zu vereinigende Gegensätze, und schon die Furcht davor, den protestantischen und katholischen Gegnern Material zur Gegenwehr zu liefern, hat die Moskauer tonangebenden Blätter daran verhindert, der für eine kirchliche Reform im eigenen Hause vorkämpfenden Regierung mit der früheren Energie zur Seite zu stehen.

Daß die russische Regierung seit Jahren darauf bedacht ist, neuen Wein in die alten Schläuche des byzantinisch-russischen Kirchenthums zu giessen, hat außer den oben angeführten noch andere und gewichtigere Gründe. Die zunehmende Verbreitung und Erbitterung der nach Millionen von Gliedern zählenden altgläubigen Secten ist seit nahezu zwei Jahrhunderten Gegenstand der Besorgniß aller weitersehenden russischen Staatsmänner gewesen. Man wußte zu genau, daß die Gefährlichkeit dieser Secten wesentlich dadurch bedingt war, daß die orthodoxe Geistlichkeit denselben auf geistig-religiösem Gebiet absolut keinen Widerstand zu leisten vermochte, um gegen die Mängel der eigenen kirchlichen Institutionen blind zu sein. Dazu kam, daß der Fanatismus des einflußreichen Clerus die

Regierung daran verhinderte, die Sectirer durch Milde und kluge Menschlichkeit zu entwaffnen, daß diese vielmehr gezwungen wurde, zu „Ehren der Rechtgläubigkeit" Ketzerverfolgungen in Scene zu setzen, die das vorhandene Uebel nur noch schlimmer machten. Doch bevor wir auf dieses wichtige Capitel eingehen, wird es nothwendig sein, dem russischen Sectenwesen selbst, sowie seiner Entstehung und Entwickelung näher zu treten.

II.

Die große russische Kirchenspaltung, welcher die altgläubigen Secten der orientalischen Kirche ihre Entstehung verdanken, datirt in das siebzehnte Jahrhundert zurück. Sie wurde dadurch veranlaßt, daß der Patriarch Nikon, das Haupt der griechisch-orthodoxen Kirche in Rußland zur Zeit des Zaaren Alexei Michailowitsch, des zweiten Romanow, im J. 1657, unter Zuziehung des gesammten höheren Clerus eine Revision der im Gebrauch stehenden Meßbücher und Ritualen durchführte. Diese Schriften, die seit Jahrhunderten von Irrthümern und Entstellungen unwissender Abschreiber wimmelten, hatten die alte Lehre der griechischen Kirche bereits wesentlich alterirt. Nichtsdestoweniger wurde an ihnen im Volke und im niederen Clerus mit krampfhafter Zähigkeit festgehalten. Als Nikon, der die überwiegende Mehrzahl der geistlichen Würdenträger und die Staatsgewalt auf seiner Seite hatte, trotz der ihm entgegenstehenden Hindernisse die Revision der Ritualen durchsetzte, erklärte ein großer Theil des Volks, an dessen Spitze der Bischof Paulus von Kolomna und fünf andere höhere Geistliche standen, an den alten Formen festhalten zu wollen. Nachdem alle Verständigungsversuche mißglückt waren, erklärte ein im Jahre 1666 zusammengetretenes Concil die Anhänger des alten, auf Irrlehren basirten Ritus für Ketzer und schloß sie förmlich aus der Kirchengemeinschaft aus. Zwei Jahre später brach im Norden, an der Küste des weißen Meeres in dem befestigten Kloster Solowetzk, ein bewaffneter Sectiereraufstand gegen den Zaaren und die herrschende Kirche aus, der nach siebenjähriger Belagerung des Klosters mit einem furchtbaren Strafgericht über die Rebellen schloß. Ein zweiter Sectiereraufstand brach während der Minderjährigkeit Peters des Großen unter der Regierung der Zaarewna Sophie aus und war um so gefährlicher, als sich ihm der größte Theil der Strelitzen-Regimenter unter dem Fürsten Chowansky anschloß. Nur dadurch, daß die Zaarewna ihre Bier- und Branntweinkeller den Strelitzen preisgab, ließen diese sich zum Gehorsam wieder zurück bringen, um in der Folge an der Vernichtung ihrer früheren

Bundes- und Glaubensgenossen den eifrigsten Antheil zu nehmen. Diese Vorgänge hatten den Gegensatz zwischen der Staatskirche und der Gesammtheit der altgläubigen Secten bereits in hohem Grade geschärft. Von noch wesentlicherem Einfluß auf die Stellung und Bedeutung der russischen altgläubigen Secten war aber die in westeuropäischem Sinne ausgeführte Reformthätigkeit Peters des Großen. Das durch diese verletzte russische Nationalgefühl machte mit jenen Secten, welche die altrussische Eigenthümlichkeit repräsentirten, gemeinsame Sache. Die europäischen Sitten und Gebräuche, die Peter zunächst seinem Hof und dem Adel aufzwang, wurden ebenso Gegenstand religiöser wie nationaler Antipathien, das Tabakrauchen und Bartscheeren, die Anlegung europäischer Trachten und der Gebrauch des Thees förmlich mit Bann und Interdict belegt und als Dienste des Antichristen verurtheilt.

Die Differenzpunkte, um welcher willen die russische Kirchenspaltung im 17. Jahrhundert eintrat, sind, vom westeuropäischen Standpunkte aus betrachtet, außerordentlich untergeordneter und rein äußerlicher Natur. Sie bestehen in verschiedenen Arten des Kreuzschlagens, differirender Aussprache des Namens Jesus, verschiedener Form der Hostie, Differenzen über die Anzahl der Wiederholungen des Amen nnd des Hallelujah in der Messe u. s. w. Dergleichen Aeußerlichkeiten konnten nur einem Volke wichtig sein, das von der sittlich-innerlichen Bedeutung des religiösen Lebens kaum etwas wußte, dem der Cultus Alles war. Weil das wirklich religiöse Bedürfniß des Volkes der Nahrung bedurfte und keine fand, klammerte es sich krampfhaft an die ritualen Formen, welche ihm die Inhaltslosigkeit der kirchlichen Lehre ersetzen sollten. Von den Zeiten der Einführung des Christenthums in Rußland an war dieses Land der Tummelplatz griechischer Häresien, das Asyl vertriebener griechischer Mönche und Priester gewesen, deren Unwissenheit unter den barbarischen Slawen immer noch für tiefe Weisheit galt. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sich bereits in den ältesten Zeiten gnostische Einflüsse in Rußland geltend gemacht, die indessen erst von folgenschwerer Bedeutung wurden, als ihre ersten Anfänge nicht mehr nachgewiesen werden konnten. Hier wurde der Aberglaube förmlich in ein System gebracht, Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten gewannen eine maßgebende Bedeutung, Fundamental-Bestimmungen der Kirche wurden mit subjectiven Anschauungen einzelner untergeordneter Lehrer auf eine Stufe gestellt. Noch ehe das nach Rußland importirte orientalisch-griechische Kirchenthum irgend tiefer zu wurzeln und Blüthen einer nationalen Cultur zu tragen begonnen hatte, fielen die Mongolen ein, um für 200 Jahre alle Civilisation in Fesseln zu schlagen. Von

Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwächte sich der civilisatorische Einfluß Byzanz's und seiner Kirche ab, bis er nach der Eroberung der östlichen Metropole durch die Türken völlig aufhörte. Rußland und seine Kirche waren sich nunmehr selbst überlassen. Ungebildete Priester, die sich von den Brocken halb verstandener byzantinischer Weisheit nährten, sollten die geistigen Leuchten eines Volkes sein, das durch den despotischen Druck seiner wilden Besieger materiell wie intellectuell gleich tief gesunken war. — Nur kurze Zeit hielt die Arbeit vor, in deren Ausführung die byzantinische Cultur unterbrochen worden war. Im 15. Jahrhundert hatte es in Rußland noch Schulen gegeben, im 16. gab es keine mehr, nur ausnahmsweise war noch ein Geistlicher des Lesens und Schreibens kundig, von wissenschaftlich theologischer Bildung war kaum mehr die Rede. Von der religiösen Verwilderung, welche unter solchen Verhältnissen in allen Volksschichten Platz greifen mußte, kann man sich leicht eine Vorstellung machen. Die kürzlich entdeckte Buchdruckerkunst war noch nicht in Uebung, unwissende Abschreiber verfälschten die byzantinischen Meßbücher und Ritualen mit Eingebungen einer wahnwitzigen Phantasie, welche sich außerdem in Tractaten, die unter den Namen berühmter Kirchenväter herausgegeben wurden, Luft machte. Schon im Jahre 1506 hatte ein nach Moskau berufener griechischer Mönch Maximus versucht, vergeblich den abergläubischen Irrthümern, welche ihr Wesen trieben, zu steuern. Sein blinder Zelotismus und seine Unkenntniß der russischen Volksthümlichkeit machte das bestehende Uebel nur noch schlimmer, verstärkte das Mißtrauen des Volks gegen alles Fremde und demgemäß das Ansehen des in tiefste Unwissenheit und tollen Aberglauben versunkenen Clerus. Gelang es, wie oben ausgeführt, dem Patriarchen Nikon auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine theilweise Reform durchzuführen, so vermochte derselbe doch nicht seine Hand an die Wurzeln zu legen, mit welchen der Aberglaube sich dem russischen Volksleben verzweigt hatte.

Während der Hof, die Geistlichkeit, der Adel und der größere Theil des Volks sich der Reform angeschlossen hatten, blieben die niederen Schichten ausgedehnter Eparchien dem alten Ritus getreu. An ihre Spitze stellten sich einzelne Fanatiker, welche dem Clerus, zuweilen auch dem hohen Adel angehörten, und von denen die Massen sich blindlings leiten ließen. Die blutige Verfolgung, welche bereits wenige Jahre nach der Kirchenspaltung ausbrach, erhöhte nur das Ansehen der Altgläubigen, die anfingen, das Marthyrium mit schwärmerischem Eifer zu suchen. Ausgeschlossen von dem bildenden Einfluß kirchlicher und weltlicher Cultur, schlossen die Schismatiker sich immer enger gegen die Außenwelt

ab. Alles, was sie dachten und thaten, geschah ohne Beeinflussung der verhältnißmäßig auf höherer Stufe stehenden höheren Stände, in bewußtem feindlichem Gegensatz gegen Alles, was Bildung hieß und von außen kam. In den Augen des gemeinen Mannes machte es gerade den Hauptvorzug der „alten Glaubensgemeinschaft" aus, daß sie rein volksthümlich, rein plebejisch und bäurisch, ein Köhlerglauben im vollsten Sinne des Wortes war.

In ein neues Stadium traten die Wechselwirkungen zwischen Staatskirchlern und Altgläubigen seit Beginn der petrinischen Reformen. Von dem erschütternden Einfluß dieser auf das russische Volksleben kann man sich heutzutage kaum mehr einen Begriff machen. Es wurde auf fast allen Lebensgebieten gewaltsam mit der Vergangenheit gebrochen; unter Trommelschlag ließ der Zaar verkünden, daß das Jahr nicht mehr am 1. September, sondern wie in Westeuropa vom 1. Januar an gezählt werden sollte, man nicht mehr „die Erschaffung der Welt", sondern Christi Geburt zum Ausgangspunkt der Zeitrechnung machen dürfe, nicht mehr ein selbstständiger Patriarch an der Spitze der orthodoxen Kirche stehen, sondern die kirchliche Oberherrschaft an den Zaaren übergehen werde. Schaarenweise strömten katholische und protestantische Abenteurer in das heilige Rußland, Leute, die nicht nur selbst den Bart schoren und Tabak rauchten, sondern diese Gebräuche auch den Kindern des Landes aufzwangen; der Zaar selbst legte Gewänder nach fremdländischem Schnitt an und zwang seine Umgebung, das Gleiche zu thun. Er verstieß seine Gemahlin, eine Tochter des alten Geschlechts der Narüschkin, und nahm eine deutsche Dirne zur Ehe, er sprengte die keusche Abgeschiedenheit der russischen Frauen und Mädchen, die den züchtigen Schleier ablegen, Gesellschaften besuchen und sich mit Männern im Tanze drehen mußten, — unerhörte Dinge, die jedem in der Väter Sitte aufgewachsenen Sohne der heiligen Mutter Rußland ein Gräuel waren. Der schroffe Gegensatz zwischen der europäischen höheren Gesellschaft Rußlands, welche in Sprache, Sitte und Lebensweise durch das gesammte 18. Jahrhundert hindurch bald die Deutschen, bald die Franzosen nachahmte, und dem der nationalen Tradition treu gebliebenen Volke erhöhte und stärkte die Bedeutung und das Ansehen der Altgläubigen, denen sich hie und da selbst erlauchte Bojaren anschlossen, denen das neue Wesen, das die deutschen Zaaren und Zaarinnen importirt hatten, der Einfluß der Emporkömmlinge aus Frankreich und Deutschland unerträglich geworden war. Während Hof und Adel französischer Modephilosophie und frivolem Sinnesgenuß huldigten, wurden die frommen Gläubigen verfolgt, welche „dem neuen Wesen" sich bereits widersetzt hatten, als es unter Nikon

zuerst aufzutauchen begonnen, die allein der Sitte der Väter und den kirchlichen Traditionen der Vorzeit treu geblieben waren, als das Unheil von allen Seiten hereinbrach. Alles dies wies — wie das Volk wähnte — auf das Hereinbrechen des jüngsten Tages hin. Mit Nikon hatte das Reich des Antichrist begonnen, in Staat und Kirche die Zügel der Herrschaft an sich zu reißen, und der Schaar der Gläubigen blieb Nichts übrig, als sich immer enger gegen die böse Welt abzuschließen und um die ererbten Heiligthümer zu schaaren, welche Adel und Geistlichkeit von den Altären gerissen und in den Koth gezogen hatten.

Durch Jahrhunderte sich selbst überlassen, nahm der Wahn allmählich größere Proportionen an. Die gesammte bestehende Weltordnung wurde den extremeren Vertretern des Schisma ein Reich des Antichrists, sie lehrten, jede Unterordnung unter die Gewalt der Machthaber in Staat und Kirche sei ein Gräuel vor dem Herrn, der Gerechte müsse die Welt fliehen und in ewiger Wanderschaft sein Heil suchen, alle Bande, welche bis dahin für gottgeordnet gegolten, zerreißen und möglichst zerstören. Die unter Mitwirkung von Dienern des Antichrists geschlossene Ehe sei eine sträfliche Verbindung, sträflicher selbst als das Concubinat, die Leistung der Militärpflicht ein Abfall zum Reiche des Satans, die Verzeichnung zu einer Gemeinde und die Annahme eines Passes*) eine feige Concession an das Reich dieser Welt, mit dem der Gerechte schlechterdings gar Nichts mehr zu schaffen haben dürfe. Um der Heiligung völlig theilhaft zu werden, gebe es nur e i n Mittel, den freiwilligen Feuertod, zur Ehre des Herrn und zur Reinigung der Seele von den sündhaften Berührungen mit der Welt.

Die zahllosen Secten, in welche die Anhänger des alten Ritus zerfallen, lassen sich in d r e i streng von einander geschiedene Gruppen eintheilen: die Priesterlosen, die Priesterhaften und die Reformsecten, deren räthselhafter Ursprung aller Wahrscheinlichkeit nach bis hinter die große Kirchenspaltung zurück datirt.

1) Die p r i e s t e r l o s e n Secten repräsentiren die radicale Partei innerhalb des Schisma, so zu sagen die äußerste Linke. Diese Secten sind nicht dabei stehen geblieben, die Reformen des Nikon zu verwerfen und an den alten Ritusformen festzuhalten, für sie hat seit dem Jahre

*) Seit Peter dem Großen findet in Rußland alle zehn Jahre eine sogenannte Seelenrevision, d. h. Volkszählung für die steuerpflichtigen Klassen statt; die Steuern für die zwischen zwei Revisionsperioden verstorbenen Personen werden bis zur nächsten Zählung fortgezahlt. Diese Bestimmung war den Altgläubigen besonders anstößig, weil sie eine Besteuerung der Todten für sündlich hielten.

1666 eine neue Epoche, das Reich des Antichrists begonnen, ist das altchristliche Sittengesetz außer Kraft getreten und den Gläubigen eine verzweifelte Nothwehr gegen die Verführungen der Welt zur alleinigen Pflicht gemacht worden.

Priesterlos sind diese Secten, weil ihrer Auffassung nach die Gabe der Weihe durch Handauflegung, welche sich von den Aposteln bis zu Nikon herab fortgepflanzt hatte, durch den Abfall Nikons und der von ihm verführten Geistlichkeit verloren gegangen, dadurch aber alles echte Priesterthum unmöglich geworden ist. Sie haben consequenter Weise auch keine Sacramente mehr, und der Mangel eines ächten Priesterthums ist in ihren Augen das Hauptargument für die Unmöglichkeit fernerer wirklicher Eheschließungen. Während die übrigen Altgläubigen die griechisch-orthodoxe Kirche immer noch als eine wenn auch corrumpirte Heilsanstalt ansehen, ist sie den Priesterlosen das Reich des Antichrists und ein Gräuel, vor dessen Berührung der Gläubige sich ängstlich hüten muß. Wie oben angedeutet, differirten die neuen, von Nikon eingeführten Meßbücher von den alten auch in der Schreibart des Namens „Jesus". Während die Altgläubigen den Stifter des Christenthums auf alte corrumpirte Schriftstücke hin „Issus" nennen, schlossen die Staatskirchler sich der richtigeren Schreibart an und nannten ihn „Jissus". Diese „Neuerung" betrachten die Radicalen unter den Altgläubigen als einen förmlichen „Abfall vom Namen des Erlösers" und behaupten, die Staatskirche verehre nicht mehr den Sohn der Maria, sondern den Antichrist unter dem Namen Jissus. Dieses eine Factum ist für die Art der Argumentation jener Fanatiker so charakteristisch, daß wir uns weiterer Ausführungen über die Lehren derselben füglich begeben können.

Die „Priesterlosen" zerfallen in zahlreiche mehr oder minder extreme Secten, welche sich je nach ihren ersten Lehrern Danieliten, Kapitonen, Theodosianer u. s. w. nennen. Ihr gemeinsames Merkmal ist die Lehre von der Herrschaft des Antichrists, dem Ausnahmezustand, in welchem die „wahren Gläubigen" sich seit dem Abfall des Nikon befinden, und dem Erlöschen des wahren Priesterthums. Während einzelne von ihnen sich einigermaßen von dem Culturfortschritt der letzten Jahrhunderte berühren ließen, die Schroffheit der älteren Lehren abschwächten und sich zu einer Art von Compromiß mit der bestehenden Ordnung der Dinge herbeiließen, halten namentlich drei immer noch ziemlich verbreitete Secten an dem Anomismus und der fanatischen Verwilderung älterer Zeiten fest: die Skopzì (Eunuchen), welche sich nach Erzeugung eines Sohnes selbst entmannen, und namentlich unter

den reichen Geldwechslern und Juwelieren Petersburgs und Moskaus zahlreiche Anhänger zählen, die Selbstverbrenner (Soshigàteli), welche den freiwilligen Feuertod als das einzige Mittel zur Reinigung von der Sünde und den Befleckungen der Welt ansehen und sich besonders häufig in Sibirien vorfinden, wo sie sich im vorigen Jahrhundert wiederholt in Gemeinschaften, die nach Tausenden zählten, verbrannten, und die Wanderer (Strànniki). Nach der aller Wahrscheinlichkeit nach auf uralt gnostischen Einflüssen beruhenden Lehre dieser Letzteren ist für den Gläubigen das Heil nur in ewiger Flucht vor der Welt, steter Wanderschaft und absoluter Negation aller kirchlichen, staatlichen und sittlichen Ordnung möglich. Sie zählen sich zum Mönchsstande, verwerfen die Ehe, gestatten aber ein „freies" Zusammenleben der Geschlechter und theilen sich in zwei Klassen: die eigentlichen Wanderer und die Asylgeber. Diese Letzteren bilden die sogenannte Prüfungsklasse, der Aufenthalt in der Welt und der Verkehr mit derselben wird ihnen „um ihrer Schwachheit willen" noch vorläufig gestattet, sie müssen in ihren Wohnungen aber heimliche unterirdische Kammern zur Aufnahme und zum Schutz der eigentlichen Wanderer, welche heimath-, berufs- und beschäftigungslos durch die Welt streifen, bereit halten. Bei zunehmendem Alter oder Krankheit sind aber auch die Asylgeber zum förmlichen Uebertritt in die Wandersecte und zur Auflösung ihrer Verhältnisse verpflichtet. Ueberrascht sie schwere Krankheit, so lassen sie sich bei herannahendem Tode in Wald und Feld hinaustragen, um, wenn auch in der Nähe ihrer Wohnungen, so doch als Wanderer und „auf der Flucht" zu sterben.

Die verbreitetste der priesterlosen Secten ist die der Theodosianer, welche sich fast im ganzen Reiche vorfinden und dem Staate gegenüber eine minder feindliche Stellung als die Wanderer oder die Selbstverbrenner einnehmen, ob sie gleich die Einsegnung der Ehe und meist auch das Gebet für den Zaaren verwerfen. Außer im eigentlichen Rußland finden sie sich auch sehr zahlreich in Polen und Livland, namentlich an dem westlichen Peipus-Ufer und in Riga vor. In diesen Ländern, in denen die griechische Kirche nicht die herrschende ist, genießen sie eine gewisse Duldung und Schonung, ihre Ansiedelungen datiren zum Theil noch aus der schwedischen Zeit in Livland und den Tagen der polnischen Unabhängigkeit. Der Mittelpunkt aller theodosianischen Gemeinden ist der Preobrashenskische Friedhof in Moskau, dessen Gemeinde sich durch große Reichthümer und eine gewisse Bildung auszeichnet. Jährlich versammeln sich die Vertreter sämmtlicher Gemeinden dieser Secte auf dem genannten Friedhof, um ihre „Liebesopfer", d. h.

reiche Geldspenden darzubringen, die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen, die Vorsteher zu wählen und Lehrer, Heiligenbilder und Meßbücher für die bedürftigen Einzelgemeinden in Empfang zu nehmen. Gegenwärtig finden diese Conferenzen nur alle drei Jahre statt.

2) Die hierarchischen (priesterhaften) Secten. Unter den ursprünglichen Begründern des Schisma, dem, wie wir wissen, fast ausnahmslos nur die niederen Volksklassen angehören, hatte sich auch ein höherer Geistlicher, der Bischof Paulus von Kolomna („der Feldherr des Heeres der Gerechten") befunden. So lange dieser, die von ihm geweihten Priester und die niederen Geistlichen noch lebten, welche gleichzeitig mit ihm aus der Staatskirche ausgetreten waren, ordneten sich sämmtliche Altgläubige diesen Geistlichen unter und gab es keine priesterlosen Secten. Da die Priesterweihe nach der übereinstimmenden Lehre der griechisch-orthodoxen Kirche und ihrer Secten aber nur von einem Bischof gültig vollzogen werden konnte, Paulus keine Bischöfe creirt hatte und nach ihm keine Bischöfe zu den Altgläubigen übergetreten waren, so machte sich nach dem Aussterben jener Gründer des Schisma bald ein großer Mangel an Priestern geltend. Dieser Mangel gab zu einem Zwiespalt unter den Sectirern Veranlassung, der sich bald zu einem förmlichen Kampf erweiterte. Während die Einen behaupteten, den Bischöfen der griechischen Kirche sei die Gabe, Priester zu weihen, verblieben, und komme es nur darauf an, kirchlich geweihte Priester für „den alten Glauben" zu gewinnen, um dem Schisma eine Hierarchie zu erhalten, bestand die radikalere und consequentere Partei darauf, daß eine Kirche, aus welcher die Gläubigen um ihres Seelenheils willen austreten gemußt, auch keine rechten Priester mehr weihen könne, am wenigsten solche, welche werth seien, die geistigen Leuchten der Gerechten (Altgläubigen) zu werden. Sie nahmen an, das rechte Priesterthum sei überhaupt verloren gegangen und nicht wieder herzustellen; sie schafften darum, wie oben erwähnt, den geistlichen Stand förmlich ab und verlangten von allen Gliedern der Staatskirche, welche zu ihnen übertraten, die Neutaufe.

Im Gegensatz hierzu recrutirten die hierarchischen Secten ihren Priesterstand aus Predigern der griechischen Kirche, welche zu ihnen übertraten. Da dergleichen Uebertritte nicht allzuhäufig vorkommen und das Bedürfniß nach Priestern niemals völlig befriedigt werden kann, hat man es mit der Prüfung der Antecedenzien jener Renegaten bei den hierarchischen Altgläubigen niemals sehr genau genommen. Die Priester der altgläubigen Gemeinden gereichen diesen in der Regel nicht zur Ehre und werden selbst von ihren Gemeindegliedern verachtet, während die

Laien sich gegenseitig streng controlliren und eine Art Kirchenzucht ausüben.

Die hierarchischen Altgläubigen sind gleich den priesterlosen, zu denen sie in einem ebenso feindlichen Gegensatz stehen wie zur Kirche, in zahlreiche Secten gespalten. Die Unterscheidungslehren beziehen sich hauptsächlich auf die Formalitäten bei Aufnahme der Priester, Differenzen darüber, wie das heilige Oel zur Firmelung Neugeborner und Convertirter, welches gleichfalls von einem Bischof geweiht werden muß, zu beschaffen sei u. s. w. Sämmtliche hierarchische Secten stehen in Zusammenhang mit einander. Wie der Preobrashenskische Friedhof in Moskau der Vorort der Theodosianer und anderer priesterloser Secten ist, so bildet der Rogosch-Friedhof das Centrum der hierarchischen Secten, welche ihre Deputirten gleichfalls jährlich nach Moskau senden, um an jener Stätte die gemeinsamen Angelegenheiten der „wahren" Kirche zu berathen.

Ein empfindlicher Riß in die Einheit der hierarchischen Secten wurde durch das Jahr 1789 geschlagen. Durch den absoluten Mangel an Geistlichen in die peinlichste Lage versetzt, hatten sich mehrere südrussische Gemeinden im Jahre 1781 an den kaiserlichen Statthalter Grafen Rumänzow und den damals allmächtigen Günstling der Kaiserin Katharina, den Fürsten Potemkin, mit der Bitte gewandt, die Kaiserin und den Synod dazu zu bewegen, von sich aus altgläubige Priester zu ordiniren, welche die Amtshandlungen „nach den alten Büchern" auszuführen berechtigt sein sollten. Dieser Bitte wurde, nachdem inzwischen einige Jahre verflossen waren, seitens der Staatsregierung in der Hoffnung, die alte Kirchenspaltung zu heilen, durch Erlaß eines Ukases gewillfahrt, der die sogenannte „glaubensvereinte" Kirche schuf. Diejenigen Sectirer, welche den von der Staatskirche beseitigten und revidirten alten Ritus, die staatlich bestellten Priester und das Gebet für den Zaaren annahmen, wurden von all' den politischen Fesseln, welche auf ihnen und ihren Mitbrüdern gelastet hatten, befreit und als mit der herrschenden Kirche versöhnt angesehen. Die Mehrzahl der hierarchischen und sämmtliche priesterlose Secten wiesen diese Ausgleichungsversuche indessen zurück, und verharrten in ihrer früheren Opposition gegen die in Staat und Kirche herrschende Ordnung der Dinge.

3) Eine dritte Gruppe religiöser Gemeinschaften, welche man, ob sie gleich Nichts mit der Kirchenspaltung vom Jahre 1666 und den Reformen Nikons zu thun hat, gleichfalls zum Schisma (Raskol) zählt, wird von den protestantisirenden und gnostisirenden Reformsecten gebildet, deren räthselhafter Ursprung zur Zeit noch nicht aufgeklärt ist, aber allem An-

schein nach in occidentalen Einflüssen seine erste Quelle hat. Das russische Volk identificirt sie mit den Freimaurern und nennt sie darum Farmassoni (corrumpirt aus franc-maçons). Während den altgläubigen Secten Kirche und Tradition Alles ist, dieselben ängstlich an allem Hergebrachten hangen und vor lauter Aeußerlichkeiten kaum zum Dogma gelangen, suchen jene Reformer sich von äußeren Formen möglichst zu emancipiren, halten sie Priesterthum und ritualen Zwang für eine paganisirende Depravation des Glaubens und der wahren Lehre, suchen sie das Christenthum möglichst zu verinnerlichen und allein auf die Bibel und die „innere Erleuchtung" der Gläubigen zu begründen. Ihre frühesten Spuren finden sich am Ausgange des 17. Jahrhunderts vor, und stehen mit dem Erscheinen deutscher Mystiker und Theosophen in Moskau in Verbindung. Der wichtigste derselben soll ein nach Moskau geführter preußischer Unterofficier gewesen sein, der während des siebenjährigen Krieges in russische Gefangenschaft gerathen war.

Charakteristisch für die Stellung dieser Sectirer zum westlichen Europa ist das nachstehende Factum. Als Napoleon im Jahre 1812 nach Rußland zog und das ganze russische Volk, ohne Unterschied von Altgläubigen und Staatskirchlern, sich gegen ihn erhob, erkannten die südrussischen Reformsectirer in ihm den „Löwen aus dem Thal Josaphat", den die Propheten angekündigt, der gekommen sei, den falschen Zaaren zu stürzen und ein neues Reich aufzurichten, und sandten ihm eine Deputation weißgekleideter Aeltester nach Polen entgegen, die indeß den Kosaken in die Hände fiel und fast völlig aufgerieben wurde.

Aus dieser Gruppe sind besonders zwei Secten, die Malakanen (Milchesser, d. h. solche, welche der orthodoxen Lehre zuwider in den Fasten Milch genießen) und die Duchoborzen (Spiritualisten) hervorzuheben; Letztere verwerfen den Bilderdienst, deuten die Bibel in bildlichem Sinne, halten auf strenge äußere Moral und zeigen in politischer Beziehung nach Art der alten Wiedertäufer eine gewisse Hinneigung zum Socialismus.

Endlich wären noch die sogenannten Sabbatniki zu erwähnen, die den Sonnabend statt des Sonntags festlich begehen und einem modernisirten, gnostisirenden Judenthum anhängen. Sie finden sich in nur geringer Anzahl und fast ausschließlich im südwestlichen Rußland namentlich in der Provinz Bessarabien vor. Von ihrer Lehre und ihren Eigenthümlichkeiten ist nur wenig bekannt, da ihre Existenz, gleich der der Duchoborzen, officiell möglichst geleugnet wird, — eine Politik, die früher auch gegen die Altgläubigen, namentlich die priesterlosen, beobachtet wurde, übrigens häufig mit Verfolgungen der härtesten Art Hand in Hand ging. —

Die Vorgänge, auf welche wir zunächst genauer einzugehen haben, betreffen nicht sämmtliche, sondern nur die hierarchischen Secten des altgläubigen Schisma in Rußland. Wenn es die Bedeutung dieser Episode auch vermindern muß, daß dieselbe mit der extremen Partei der Sectirer Nichts zu thun hat, so fällt andererseits ins Gewicht, daß diese Vorgänge den gebildeteren, sittlich ernsteren und darum politisch gewichtigeren Theil der altgläubigen Bevölkerung treffen, ihre indirecten Wirkungen sich darum über das gesammte Volk erstrecken und daß der größte Theil der Kosacken gerade den hierarchischen Secten des russischen Kirchenschisma angehört. Mit diesen eine Verständigung herbeizuführen, war der Regierung schon im vorigen Jahrhundert zur Zeit der großen Kosackenaufstände wünschenswerth gewesen. Die priesterhaften altgläubigen Secten nehmen überhaupt eine vermittelnde Stellung zwischen der gouvernementalen und darum für das Volksleben nur secundären Staatskirche und der starren Selbstständigkeit und Volksthümlichkeit des altgläubigen Radikalismus ein, sie bilden die Brücke zwischen beiden Gruppen. Werden sie mit dem Staat und seiner Reformsache versöhnt, so sinkt die isolirte Bespopowtschina (die Gesammtheit der priesterlosen Secten) zum überwundenen Köhlerglauben einzelner Fanatiker herab, die nicht mehr auf dem Boden des zeitgenössischen Volksbewußtseins stehen. —

Die Nikonische Kirchenspaltung des Jahres 1666 war nicht auf Rußland beschränkt geblieben, sondern hatte auch nach Siebenbürgen, Galizien, in die Türkei, die Donaufürstenthümer und einen Theil des östlichen Ungarn hinübergegriffen und Spaltungen unter den in diesen Ländern lebenden Bekennern der griechisch-orientalischen Kirche hervorgerufen. Vorwiegend Anhänger des hierarchischen Typus sind es, welche wir in den östreichischen und türkischen Grenzprovinzen in bedeutender Anzahl antreffen und die sich bis in die neueste Zeit hinein durch Zuzüge aus Rußland vermehrt und recrutirt haben.*)

Mit ängstlicher Treue halten die nach Oestreich und in die Türkei ausgewanderten Russen und Kosacken an dem Brauch ihrer Väter und dem nationalen Herkommen fest, denn ihre religiösen und politischen Vorstellungen und Grundsätze sind untrennbar mit einander verwachsen, und das Exil außerhalb des Bodens der geheiligten Russia ist — wie sie glauben — an und für sich eine Gefahr für die Seele. Die Mehr-

*) Auch an der preußisch-russischen Grenze, in Ostpreußen lebt eine Colonie emigrirter russischer Sectirer; diese gehören indessen der priesterlosen Gruppe an und sind wenig zahlreich.

zahl dieser Familien lebt übrigens erst in der dritten und vierten Generation außerhalb des Vaterlandes. Unter den Nachfolgern Peters des Großen, die in dem altgläubigen Schisma zugleich die volksthümliche Opposition gegen die Reform bekämpften, hatte die Verfolgung der Sectirer ihren Höhepunkt erreicht, zumal die pugatschewsche Rebellion und andere Bauern- und Kosackenaufstände des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich von Altgläubigen ausgegangen waren und auf kirchlichem Gebiet dieselbe reactionäre Tendenz gehabt hatten, wie auf politischem.

Von Alters her sind die Hoffnungen der russischen Unzufriedenen und namentlich der Polen auf die altgläubigen Sectirer gerichtet gewesen. Seit der Thronbesteigung Alexander II. arbeitete die in London versammelte jung-russische Emigration systematisch darauf hin, die wachsende Unzufriedenheit der altgläubigen Secten (zunächst der in Rußland selbst lebenden) zu revolutionären Zwecken auszubeuten. Kelssiew,*) einer der Freunde Herzens, hatte Jahre lang ein in kirchlich-nationalem Jargon geschriebenes Journal zu dem speciellen Zweck der Aufhetzung der Altgläubigen gegen die Regierung herausgegeben. Dem unermüdlichen Agitationseifer polnischer Flüchtlinge war es vorbehalten, auch die in Oestreich und der Türkei lebenden russischen Sectirer in das Netz dieser revolutionären Propaganda zu ziehen und den Versuch zu machen, auch diese bisher wenig bemerkte und fast unbekannte Gruppe als Waffe gegen Rußland zu benutzen. — Schon vor zwanzig Jahren verlautete etwas von weit aussehenden polnischen Umtrieben in der Türkei, die nichts Geringeres beabsichtigten, als die Verlegung des Schwerpunkts des gesammten Schismas in eines der außerhalb Rußlands belegenen slawischen Grenzländer und die Begründung einer panslawistischen Propaganda zu Gunsten der Wiederherstellung Polens. Ueber diese Agitation, die bisher von dem Schleier des Geheimnisses umgeben war, hat ein in Moskau erscheinendes Journal vor einiger Zeit eine Reihe interessanter Enthüllungen veröffentlicht, die einen Einblick in das wunderbare Treiben der Bewohner des wenig bekannten südöstlichen Winkels von Europa ermöglichen. Längere Zeit hindurch blieb der Autor dieser Publicationen, der offenbar in alle Mysterien der polnischen Emigration eingeweiht war, — unbekannt und erst neuerdings ist es gelungen, denselben in einem russischen Flüchtling zu entdecken, der in seine Heimath zurückgekehrt, vom Revolutionär zum Anhänger des russischen

*) Dieser Kelssiew hat sich durch die Herausgabe einer außerordentlich umfangreichen Sammlung von Documenten zur Geschichte der Secten ein entschiedenes Verdienst um die russische Geschichte erworben.

Panslawismus geworden ist und die Verzeihung der Regierung erbeten hat.

Die Aufmerksamkeit der polnischen Patrioten richtete sich schon in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre auf die an den Grenzen Oestreichs und der Türkei angesiedelten russischen Sectirer, da diese, seit sie Unterthanen fremder Herrscher geworden, aller Pflichten gegen ihre ehemaligen Bedränger ledig zu sein glaubten und aus ihrer Hoffnung auf Umsturz der in Rußland bestehenden Ordnung und auf dereinstige Anerkennung und Herrschaft ihrer Religionsgemeinschaft kein Hehl machten. Um sich über die Zustände dieser Grenzbewohner genauer zu unterrichten, sandte Adam Czartoriski, das damals anerkannte Haupt der in Frankreich lebenden Polen, im Jahre 1831 einen Agenten Michael Czaykowski in die Dobrudscha. Derselbe war speciell beauftragt, mit den in dieser lebenden Nekrassowkosacken, — den Abkömmlingen der unter Führung des Hetmans Nekrassow in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Beendigung des bulawinschen Aufstandes ausgewanderten Rebellen — Beziehungen anzuknüpfen. Czaykowski versuchte diese Kosacken mit der Aussicht auf eine allgemeine von Polen geleitete Erhebung aller türkischen Slawen gegen den Sultan zu ködern, wollte durch ihre Vermittelung mit den (gleichfalls altgläubigen) donischen und uralischen Kosacken Unterhandlungen anknüpfen und schwärmte mit echt slawischer Excentricität für die Herstellung einer panslawistischen Republik unter polnischer Aegide. Er trat zum Islam über, nahm türkische Kriegsdienste, hieß fortan Achmed-Bey und war in seiner Eigenschaft als höherer Officier häufig im Stande, den Nekrassowkosacken Gefälligkeiten und Dienste zu erweisen. Es gelang ihm bald, einen geheimen Bund zur Wiederherstellung der kosackischen Freiheit und des „alten Glaubens" zu stiften und einen entscheidenden Einfluß auf alle russischen Grenzbewohner zu erlangen. Bei dem Mangel geordneter Verhältnisse in den türkischen und östreichischen Grenzprovinzen und dem niedrigen Culturzustande der Bewohner dieser Länder wurde der unternehmende Pole eine allgemein bekannte Persönlichkeit, ohne daß die betreffenden Regierungen auch nur eine Ahnung von den Plänen hatten, mit welchen derselbe sich trug.

Die Chimäre einer altgläubigen Kosackenrepublik, welche immer nur als letztes Ziel im Hintergrunde der Pläne Czaykowskis gestanden hatte, machte während der ersten Hälfte der vierziger Jahre Unternehmungen praktischerer Art Platz. Schon seit Jahren trugen die den hierarchischen Secten angehörigen Altgläubigen sich mit dem Wunsch nach Herstellung einer festgeordneten und einheitlich gegliederten Geistlichkeit,

an deren Spitze ein Patriarch stehen sollte, um in gleicher Weise über die Gläubigen in aller Herren Länder zu gebieten. Mit der Erfüllung dieses Wunsches hatte es aber seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. Nach der Anschauung der orientalischen Christen kann nur ein Geweihter und zwar nur ein Bischof die Priesterweihe durch Handauflegung ertheilen, da die Gabe dieser magischen Weihe sich direct von den Aposteln auf ihre Nachfolger, die Bischöfe übertragen hat. Weil sich nur einzelne höhere Geistliche bei der im 17. Jahrhundert geschehenen russischen Kirchenspaltung den Sectirern angeschlossen hatten und diese sämmtlich umgekommen waren, ehe es ihnen möglich gewesen, in gehöriger Anzahl Nachfolger zu weihen, litten die hierarchischen Secten von jeher an Geistlichen Mangel. Da auch die in der griechisch-orthodoxen Kirche ertheilte Priesterweihe ihrer Meinung nach eine gültige ist, sobald sie von einem Bischof ertheilt worden, waren die Sectirer, wie wir wissen, darauf angewiesen, einzelne Popen zu sich herüber zu ziehen. Die Mangelhaftigkeit dieses Nothbehelfs war seit lange ebenso schmerzlich empfunden worden, wie die Abhängigkeit von den einzelnen Individuen, die man zum Uebertritt bewogen, die man verachtete und doch nicht entbehren konnte, weil sie sich im Besitz der Weihe befanden, welche durch nichts Anderes zu ersetzen war, und allein zu sacramentalen Handlungen befähigte. Einen Bischof zum Austritt aus der herrschenden Kirche und zum Eintritt in ihre Secte zu bewegen, war den Altgläubigen trotz der eifrigsten Bemühungen noch niemals gelungen und doch waren alle ihre Wünsche seit lange auf einen solchen gerichtet. War erst ein zur Ertheilung der Weihe befähigter Prälat da, so brauchten sie sich nicht mehr um die Conversion verkommener Popen zu bemühen, denn dieser Bischof konnte ihnen Geistliche aller Grade und in beliebiger Anzahl weihen und dadurch aller Noth für immer ein Ende machen. Ein solcher Bischof wurde den Nekrassowkosacken im Jahre 1845 durch Czaykowski in Aussicht gestellt und alsbald verbreitete sich die Kunde von dem großen Heil, das den Auserwählten zu Theil werden sollte, durch die altgläubigen Gemeinden nicht nur Oestreichs und der Türkei, sondern auch Rußlands. Der Mittelpunkt aller außerrussischen Sectirer war von jeher das in der Bukowina belegene Kloster Bjelokrinitz gewesen. Zwei erprobte Mönche dieses hochangesehenen Heiligthums, Paulus und Olympius, wurden sogleich nach Konstantinopel gesandt, um mit Czaykowski in Verhandlung zu treten. Da man die Aufmerksamkeit der in Konstantinopel zahlreich vertretenen orthodoxen griechischen Geistlichkeit und der russischen Agenten zu fürchten allen Grund hatte, wurde die gesammte Angelegenheit im tiefsten Geheimniß betrie-

ben. Michael Gontscharow, der Führer der Nekrassowkosacken und Shukowski, ein Specialagent Czaykowskis für die Verhandlungen mit den Altgläubigen, waren die wichtigsten Mitwisser und Theilnehmer der gesammten Action. Verkleidet trafen die beiden Mönche in der türkischen Hauptstadt ein; Czaykowski nahm sie in sein Haus auf und schlug ihnen sogleich den früheren Metropoliten von Bosnien, Ambrosius vor, der seines Amtes entsetzt und aus der griechisch-orthodoxen Kirche ausgetreten war, und sich bereit erklärt hatte, die ihm zugedachte Würde eines Oberhirten aller altgläubigen Gemeinden der hierarchischen Richtung anzunehmen. Die beiden Mönche von Bjelokrinitz zeigten sich anfangs bedenklich, indem sie die Vorurtheile ihrer Glaubensgenossen und eigene Gewissensbedenken geltend machten: ein orientalischer Bischof, wo möglich einer aus dem heiligen Lande, der der „alten Lehre" von jeher treu geblieben und nicht erst convertirt worden, wäre ihnen am liebsten gewesen. Um das Mögliche zu versuchen, unternahmen Paulus und Olympius eine Reise in den Orient; von Czaykowski mit Geldmitteln versehen, durchschweiften sie Palästina, Aegypten und Syrien, um nach einem Bischof der „alten" Kirche zu fahnden. Dieses Bemühen war ein vergebliches, da die altgläubigen Häresien niemals Anhänger im Orient gehabt hatten und als die beiden Mönche nach Konstantinopel zurückkehrten, zögerten sie nicht länger, ihre Zustimmung zu der von Czaykowski getroffenen Wahl zu geben. Am 16. April 1846 wurde ein förmlicher Vertrag mit dem inzwischen völlig zum Schisma übergetretenen Ambrosius geschlossen, als Kosacken verkleidet pilgerten die drei Männer in ihr Kloster und unter allgemeinem Jubel wurde der neue Erzbischof in sein Amt eingeführt.

Die Sache konnte in der That von der höchsten Wichtigkeit werden. Gelang es, Ambrosius bei allen, auch den in Rußland lebenden Sectirern der hierarchischen Observanz, Anerkennung zu schaffen, so war der Schwerpunkt einer im russischen Reich Millionen von Anhängern zählenden fanatischen Gemeinschaft thatsächlich in eine abgelegene östreichische Provinz verlegt und außerrussischen Einflüssen anheimgegeben. Bei der in der Türkei und im Grunde auch in den östreichischen Grenzländern herrschenden Anarchie, und dem großen Einfluß der in der Türkei lebenden Polen, war es keineswegs unwahrscheinlich, daß das Erzbisthum von Bjelokrinitz zum Mittelpunkt einer gefährlichen Agitation gegen die russische Regierung gemacht wurde, zumal die Nekrassowkosacken beständig geheime Verbindungen mit ihren Brüdern am Don und an der Wolga unterhielten.

Das durch Czaykowski begründete altgläubige Erzbisthum von

Bjelokrinitz, dem Ambrosius, der aus der griech.-orth. Kirche ausgeschlossene Exbischof der Bulgaren vorstand, entwickelte schon in den ersten Monaten seines Bestehens eine lebhafte Thätigkeit. Durch Vermittlung des neben Metternich mächtigsten Ministers in Oestreich, des Grafen Kolowrat und des den Altgläubigen besonders geneigten Erzherzogs Ludwig wußten Paulus und Olympius, die uns bekannten, als auswärtige Agenten besonders thätigen Mönche, ihrem neuen Oberhaupte zunächst die Anerkennung des wiener Cabinets zu verschaffen, dann aber richtete ihre Sorge sich auf die Organisation des Clerus in der Türkei, um namentlich die in der Dobrudscha lebenden Nekrassowkosacken an sich zu fesseln. Nachdem ein Bischof für die südlich von der Donau lebenden Altgläubigen durch Ambrosius geweiht und diesem untergeordnet worden war, sandte man Agenten nach Rußland, um die dort lebenden Glaubensbrüder von dem Vorgefallenen zu unterrichten und zur Mitwirkung an dem großen Werke der Einigung aller hierarchischen Secten einzuladen. Der Archimandrit (Abt) von Bjelokrinitz Geronty wurde, mit einem falschen Paß versehen, nach Moskau abgesandt, um daselbst mit dem jährlich auf dem Rogoschkirchhofe versammelten Ausschuß aller glaubensverwandten russischen Secten zu unterhandeln. Um das Mißtrauen der in Rußland lebenden Sectirer nicht zu reizen, verschwieg Geronty sorgfältig, daß ein polnischer Renegat und ehemaliger Katholik die Hand im Spiele habe. Er begnügte sich damit, die Nachricht von der Herstellung eines Mittelpunktes für die altgläubige Welt und der Erneuerung ihres Clerus möglichst effectvoll in die Welt zu senden und bat um Beisteuer für die würdige Ausstattung des neuen Erzbisthums. Es gelang ihm in der That, die moskauischen Häupter der Gemeinde für seinen Plan zu begeistern und eine sehr bedeutende Summe zu sammeln. Da die reichsten Kaufleute Moskaus zu den Altgläubigen hierarchischer Observanz gehören und sich insgesammt durch ihre Opferwilligkeit für religiöse Zwecke auszeichnen, fiel die Collecte wahrhaft glänzend aus und der Archimandrit konnte sich im Mai 1847 mit den froheſten Hoffnungen auf den Heimweg begeben. So vorsichtig und geheimnißvoll er auch verfahren war, die Polizei hatte von dem Erscheinen eines Emissärs aus Oestreich Witterung erhalten: Geronty wurde unerwarteter Weise im Gouvernement Tula ergriffen und sofort in strengen Gewahrsam genommen. Seine Schätze wurden ihm abgenommen und zahlreiche Verhaftungen unter den Personen vollzogen, mit denen er auf dem Rogoschkirchhof verkehrt hatte. Die Kunde von der Errichtung eines Metropolitansitzes in der Bukowina war binnen Kurzem dem Ministerium der

geheimen Polizei zu St. Petersburg bekannt; das Wichtigste an der Sache, die Betheiligung Czaykowskis und der polnischen Emigration scheint nicht entdeckt worden zu sein, was um so erklärlicher ist, als der vorsichtige Emissär von dieser auch seinen Moskauer Freunden gegenüber geschwiegen hatte.

Die russische Regierung wandte sich im Herbst 1847 mit einer energischen Note an das Wiener Cabinet, klagte über die Duldung gegen die Sicherheit des Staats und der Kirche Rußlands gerichteter Umtriebe und verlangte Maßnahmen gegen das „sectirerische Unwesen" und dessen Organisation. Russischem Einfluß war es zuzuschreiben, daß gleichzeitig der griechisch-orthodoxe Patriarch von Konstantinopel gegen den sectirerischen Aftermetropoliten in Wien Klage erhob und dessen Absetzung forderte. Die Abhängigkeit Metternichs vom Kaiser Nikolaus ließ erwarten, daß diesem Verlangen, nachdem es in gehöriger Form gestellt worden, entsprochen werden würde. Es fehlte indessen auch den Altgläubigen nicht an Freunden und Gönnern in den höheren Regierungskreisen. Die Käuflichkeit der östreichischen Büreaukraten hatte den reichen Geldspenden die aus Bjelokrinitz nach Wien flossen, nicht zu widerstehen vermocht, und da überdies das Erzbisthum von Bjelokrinitz, so unbequem es auch Rußland sein mochte, dem östreichischen Kaiserstaat keinen Schaden that, so beschränkte man sich zunächst darauf, Ambrosius nach Wien zu berufen und von ihm Aufklärungen zu verlangen. Der Erzbischof oder Metropolit (wie er jetzt vielfach genannt wurde) war ein alter unbedeutender Mann, den die Führer der altgläubigen Gemeinden als willenloses Werkzeug ihrer Pläne gebrauchten. Dieselben hielten es deshalb für gerathen, ihm bei seiner Abreise nach Wien in der Person des Olympius einen Berather mitzugeben.

In den letzten Tagen des December 1847 trafen beide Männer in der östreichischen Hauptstadt ein. Das alte System stand damals in voller Blüthe, Trägheit und Indolenz herrschten auf allen Gebieten der Verwaltung und des öffentlichen Lebens. Zunächst vergingen Wochen, ohne daß Ambrosius auch nur mitgetheilt wurde, was man eigentlich von ihm verlange. Durch ihre wohlunterrichteten Petersburger Agenten waren die Altgläubigen längst davon unterrichtet, was vorgefallen; Ambrosius erbat sich Audienzen bei dem Erzherzog Ludwig, der für einen besonders warmen Gönner der Gemeinde galt und bei dem Oberstkämmerer Grafen Zingheti, und Alles schien auf dem besten Wege zu sein, als eine neue russische Note in der Hofburg eintraf, die dringend Abhülfe der Beschwerden des Petersburger Cabinets verlangte. Jetzt

griff Metternich, der bis dahin an der gesammten Angelegenheit wenig Antheil genommen hatte, mit rücksichtsloser Entschiedenheit ein. Er ließ das Kloster von Bjelokrinitz schließen und notificirte dem Petersburger Cabinet, Ambrosius sei von seinem Metropolitansitz für immer entfernt und durch Verbannung unschädlich gemacht worden. Diesem Verfahren war keinerlei Untersuchung und Feststellung des Thatbestandes vorhergegangen, die „höheren Rücksichten," von denen der Haus- Erz- und Staatskanzler sich sein Leben lang hatte leiten lassen, waren allein maßgebend gewesen. — Trotz dieser Strenge, die den Altgläubigen anfangs große Furcht eingeflößt hatte, sah das Ganze einem Schlage ins Wasser ziemlich ähnlich; Ambrosius und sein Berather blieben nach wie vor in Wien, leiteten von hier aus die Geschäfte ihrer Glaubensgemeinschaft und erhielten in gewohnter Weise mit Czaykowski, ihrem spiritus rector, und den „Brüdern" in Rußland lebhafte Beziehungen aufrecht.

Unterdessen brach die Märzrevolution des J. 1848 aus. Metternich mußte fliehen, im Handumdrehen waren die äußere wie die innere Lage des Kaiserstaats verändert. Das Manifest über die Errichtung einer liberalen Constitution, Verheißung der Religionsfreiheit u. s. w. war in aller Leute Mund und flößte auch den Altgläubigen, die sich sonst um Politik wenig kümmerten und in ihrer Unbildung kaum verstehen mochten, worum es sich eigentlich handele, neue Hoffnungen ein: sahen sie die Welt doch ausschließlich von dem Standpunkt ihrer religiösen Interessen an, glaubten sie doch, daß ihre Gemeinschaft das eigentliche Salz der Welt sei. Da ihr gnädiger Gönner aus früherer Zeit, der Graf Kolowrat, an die Spitze der Märzregierung getreten war und ein neuer Geist das gesammte östreichische Staatswesen durchdrungen zu haben schien, glaubten sie die Aufhebung der Anordnungen Metternichs mit leichter Mühe bewirken zu können. Im Namen sämmtlicher Altgläubigen überreichte Olympius dem Grafen Kolowrat am 26. März 1848, also inmitten der Hochfluth der revolutionären Bewegung eine in deutscher und russischer Sprache abgefaßte Bittschrift, die wir wegen der Eigenthümlichkeiten ihrer Fassung wörtlich mittheilen.

„In der vollsten Ueberzeugung, daß jeder die allgemein gepriesene Milde und Hochherzigkeit Eurer Excellenz in Anspruch Nehmende, gnädigst erhört wird und Trost und Hülfe findet, wage auch ich unterthänigst meine gehorsame Bitte um so mehr mit kindlichem Zutrauen zu Eurer Excellenz Füßen zu breiten, da mir schon ein Mal, als Deputirtem des bjelokrinitzer Klosters und der sämmtlichen Altgläuber- (sic)

Gemeinden in der Bukowina, die süßen Früchte der väterlichen Fürsorge und Gnade Eurer Excellenz zu verkosten das höchste Glück zu Theil wurde.

Zufolge des vom unsterblichen Kaiser Joseph dem Zweiten den sämmtlichen Altgläuber-Gemeinden im Jahre 1783 ertheilten Privilegiums hinsichtlich der Freiheit der Religion und der Geistlichkeit haben Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser Ferdinand der Erste durch die gnädigste und kräftigste Fürsprache Eurer Excellenz bewogen, laut allerhöchster Entschließung vom 18. September 1844 den benannten Gemeinden die Einführung eines ausländischen Oberhirten allergnädigst zu bewilligen geruht, welche Gemeinden durch ihre Deputirten im Jahre 1846 auch wirklich den hochwürdigen Metropoliten Ambrosius aus Konstantinopel hereinführten, den auch Seine Majestät nach der in diplomatischem Wege gepflogenen Ueberzeugung von dessen reinen und untadelhaften Sitten und unbescholtenen Aufführung laut allerhöchster Entschließung vom 5. März 1847 nicht nur in seiner früheren Würde zu bestätigen, sondern in das k. k. Unterthansvaterland (sic) aufzunehmen geruhten, worüber er auch bei dem k. k. bukowiner Kreisamte den Unterthanseid den 5. August 1847 mit der größten Freude ablegte.

Mittelst einer Vorladung des galizischen Landesgouverneurs Herrn Grafen v. Stadion wurde derselbe nach Lemberg berufen, von welchem er die Weisung bekam, sich sogleich nach Wien zu verfügen, und obgleich er zu dieser Reise nicht vorbereitet war, so reiste er dennoch weiter und langte schon am 27. December vorigen Jahres herein, ohne zu wissen, was man von ihm verlangte.

Doch es verstrich ein ganzer Monat, ohne daß man ihm die Ursache seiner Berufung entdeckte, weswegen er sich auch genöthigt sah, bei Sr. kk. Hoheit dem Erzherzog Ludwig eine Audienz zu ersuchen, was auch geschah. Aber bei allem dem erfuhr er wegen seiner Berufung kein Wort, vielmehr wurde er von Sr. kk. Hoheit befragt, was er von Sr. Majestät dem Kaiser wünsche — auf welche Frage er auch nicht anders zu antworten wußte, als daß er von Herrn Grafen v. Stadion hierher beordert wurde, um hier von Sr. Majestät die gnädigste Ankündigung seiner Berufung und der weiteren kaiserlichen Befehle zu erfahren. Nach wenigen Tagen und zwar am 30. Januar 1848 wurde ihm von dem Obersten Hofkanzler Herrn Grafen von Inzeghi eine Zuschrift zugestellt, durch welche der hochwürdige Metropolit Ambrosius von den ungerechten und unbegründeten Beschwerden des russischen Hofes und des Patriarchen von Konstantinopel, welche blos aus Haß gegen unsere, früher in ganz Rußland herrschende Religion ent-

standen sind, in Kenntniß gesetzt und aufgefordert wurde, sich über die ihm vorgeworfenen neun Punkte binnen acht Tagen zu rechtfertigen. Se. Hochwürden versäumte nicht, gewissenhaft und der Wahrheit gemäß seine schriftliche Rechtfertigung selbst persönlich dem Herrn Grafen von Inzeghi am 7. Februar 1848 mit der Bitte um gnädige Fürsprache zu überreichen. Man versprach ihm solche und man erklärte ihm, daß dieses als eine diplomatische Sache einzig und allein vom Fürsten Metternich abhänge. Allein leider wurde auf seine Rechtfertigung gar keine Rücksicht genommen und ohne eines Vergehens überführt zu werden, demselben der allerhöchste Bescheid ertheilt, daß seine Rückkehr in das bjelokrinitzer Kloster und fernere Werksamkeit (sic) für die Altgläuber in der Bukowina nicht stattfinden könne.

Diese unerwartete Nachricht stürzte das ganze Klosterconvent und die sämmtlichen Altgläuber-Gemeinden in der Bukowina in die größte Verlegenheit und verursachte in den Gemüthern Aller die schrecklichste Verwirrung, welche sich auch sogleich in das Kloster sammelten und sich einstimmig und freiwillig erklärten, sie wollten keine Zeit und Unkosten scheuen und mehrere Deputirten, aus dem Kloster und Gemeinden gewählt, sogleich nach Wien zu Sr. Majestät abschicken, um sich über die Ursache dieses unglücklichen Ausspruchs zu erkundigen. Doch um die unglücklichen Folgen, welche vielleicht durch Unvorsichtigkeit der Gemeinden entstehen könnten, zu vermeiden, stellten sich ihnen die vernünftigeren Klostermönche entgegen und es gelang ihnen, die Gemeinden durch reife Vorstellungen und Warnungen, die nur aus kindlicher Liebe und fester Treue gegen den allergnädigsten Monarchen gemacht wurden, von dem festen Entschlusse abzuhalten, bis sie aus Wien die letzte Entschließung Seiner Majestät erhalten.

Weil nun mir das erwürdige Klosterconvent diese Sache zur heiligsten Pflicht machte und anbefohlen hat, alle die zur Rückkehr des hochw. Metropoliten nöthigen Schritte zu machen, so werfe ich mich zu den Füßen Eurer Excellenz und flehe um die gnädigste Bewilligung, den hochw. Metropoliten in das bjelokrinitzer Kloster zur Beruhigung des Volks zurückkehren zu lassen. — Um so mehr hoffen wir die gnädigste Vermittlung Ew. Exc. zu erflehen, indem in diesen segensreichen Tagen allen unter dem glorreichen östreichischen Scepter vereinigten Staaten und Völkern durch die Erhörung ihrer Wünsche die größte aller Wohlthaten erwiesen wurde, die Altgläuber-Gemeinden auch nicht minder treu an das glorreiche Kaiserhaus, nicht minder anhänglich und unterthänig sind, daher sie auch der angesuchten Wohlthat würdig zu sein sich fühlen. Geruhen Ew. Exc. daher diese inständigste Bitte zu genehmigen u. s. w."

Bei aller Schwerfälligkeit und Plumpheit des Ausdrucks ist dieses Actenstück nicht ohne ein gewisses Geschick abgefaßt: daß der Metropolit oder Erzbischof von Bjelokrinitz die geistliche Oberherrschaft über alle, auch die außeröstreichischen Altgläubigen seiner Secte beanspruche, daß Anhänger derselben auch im übrigen Galizien und in Siebenbürgen lebten, wird ebenso ignorirt, wie daß derselbe nach Rußland hin Verbindungen angeknüpft hatte. Es ist ausschließlich von den „Altgläubern" der Bukowina die Rede und der Bittsteller läßt durchblicken, daß die Treue und Anhänglichkeit derselben gerade in der bewegten Zeit einer allgemeinen Umgestaltung der Verhältnisse nicht gleichgültig sei, zumal sie durch bloße Concessionen an ihre religiösen Bedürfnisse dauernd erkauft werden könne. In diesem Sinne scheint Kolowrat das Gesuch, das Olympius im Auftrage seiner Klosterbrüder überreichte, wenigstens anfangs aufgefaßt zu haben. Er verhieß dem Bittsteller eine günstige Entscheidung und auch als diese nicht ertheilt, sondern — aus Rücksicht auf Rußland, — Metternichs Verfügung aufrecht erhalten wurde, blieb Ambrosius unbehelligt und ohne in der Freiheit seiner Amtsführung beschränkt worden zu sein, in Wien. Olympius aber gab sich nicht zufrieden; angesteckt von dem allgemeinen Vertrauen auf die siegreiche Kraft der Revolution begab er sich im Mai 1848 nach Prag, um an dem Slawencongreß Theil zu nehmen und diesem die Beschwerden seiner Brüder vorzulegen. Das Erscheinen des seltsam gekleideten Mönchs, der sein ganzes Leben im Dienste einer Sache verbracht hatte, von der die Wenigsten etwas wußten, der fast alle Länder Europas und einen Theil des Orients durchwandert hatte, um nach einem gesalbten Vertreter des „alten" Glaubens zu suchen, der seiner Vorstellung nach einst die Welt beherrscht hatte — verfehlte nicht in dem Slawencongreß einen gewissen Eindruck zu machen. Außer ihm war nur noch ein Russe, Michael Bakunin, der Vertreter des wesentlich von occidentalen Anschauungen ausgehenden, religions- und traditionslosen Jungrussenthums, in der Versammlung anwesend, vielleicht das einzige Glied des Congresses, welches die ganze Tragweite des Gesuchs verstand, welches Olympius mit tönender Stimme vortrug, nicht ohne seine Rede mit bittern Ausfällen gegen die Monarchen von Rußland und Oestreich zu würzen. Die phantastische Gesellschaft der Vertreter des slawischen Zukunftsbundes wurde indessen schon wenige Tage später durch Windischgrätzs Kanonen in alle Winde zersprengt: Olympius, der nicht abgeneigt gewesen war, die vor zwei Jahrhunderten zu Moskau verloren gegangene Herrschaft des „alten" Glaubens auf den Barrikaden wieder zu erobern — was kümmerten ihn die politischen Tendenzen, um welche es sich in diesem Kampfe handelte? — wurde recht-

zeitig gewahr, daß der östreichische Feldmarschall die Uebermacht auf seiner Seite habe und floh aus Prag, ohne die altgläubige Kirche allzuempfindlich compromittirt zu haben. In Wien fand er einen inzwischen mit neuen Instructionen aus der Bukowina eingetroffenen Klosterbruder, den uns bereits bekannten Paulus vor. Man hatte beschlossen, an den constituirenden Reichstag zu gehen und dessen Mitwirkung für die Aufrechterhaltung des gefährdeten altgläubigen Metropolitansitzes in Anspruch zu nehmen. Unterdessen war aber ein neuer Schlag gegen denselben geführt worden: wahrscheinlich auf Verlangen des russischen Gesandten wurde über Ambrosius die Verbannung nach Zilly, ein kleines in Steyermark belegenes Städtchen verhängt, und diesem im Juni eine bezügliche Eröffnung gemacht. Da die Altgläubigen sich trotz der neuen Aera noch immer verschiedener einflußreicher Gönner in der höhern Bureaukratie erfreuten, die Unruhe der wild bewegten Zeit mit sich brachte, daß die östreichische Regierung wenig nach dem Metropoliten von Bjelokrinitz, den sie nicht zu fürchten hatte und den sie nur Rußland zu Gefallen verfolgte — fragte, so blieb Ambrosius trotz des gegen ihn gefällten Urtheils noch Monate lang in Wien und in unausgesetztem Verkehr mit seinen Getreuen. Paulus und Olympius aber, die vielfach mit slawischen Demokraten verkehrt zu haben scheinen, rechneten zuversichtlich auf den Sieg der Revolution und erwarteten von dieser die Herstellung ihrer altgläubigen und altrussischen Herrlichkeit. Ihre Verbindungen mit Moskau blieben die früheren und es liegt uns als Zeugniß von denselben ein höchst merkwürdiger Brief vor, in welchem Paulus einem Moskauer Freunde die Geschichte der östreichischen Revolution und ihres Einflusses auf die bjelokrinitzer Angelegenheit von seinem Standpunkte aus berichtet. Metternich, die Wurzel des den Gerechten angethanen Uebels sei vom Herrn geschlagen, zur Flucht getrieben, ja selbst mit dem Tode bedroht worden, der Zaar (Kaiser Ferdinand) aber sei, gerade als er die Gläubigen vertreiben wollen, gezwungen worden, „constitutionelle Regeln" zu unterschreiben, die allen k. k. Unterthanen die Freiheit ihres Glaubens sicherten; wenn erst die große Deputation (der Reichstag) zusammengetreten sei, so lasse sich mit Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang hoffen. Es sei zwar eine böse Zeit, der Heiligen wenige, der Herr aber werde seine Heerde zu schützen und in das ersehnte Kanaan der Ruhe zu führen wissen. — Die eigenthümliche Beschränktheit der altgläubigen Anschauungen, welche nach der übrigen Welt und ihrer Culturentwicklung Nichts fragt, sondern die Weltgeschichte ausschließlich nach ihrer Einwirkung auf das Loos der Secte beurtheilt, tritt an einzelnen Stellen dieses Schriftstücks in höchst origineller Weise

hervor: Paulus warnt seinen Moskauer Freund vor dem Begriff, ja vor dem Wort „Constitution", — es sei um dieselbe ein böses, seelenverderbendes Ding und nur, weil die Gemeinde der Gerechten von ihr Vortheil ziehen könne, sei sie zu dulden. Die Starrheit, mit welcher diese Vertreter einer wesentlich auf dogmatischen Irrthümern und Mißverständnissen fußenden Secte (der gegenüber die griech. orth. Kirche ohne Zweifel den Fortschritt repräsentirt) ihre Sache unbekümmert um die übrige Welt verfechten, hat bei all der Beschränktheit und Unbildung, welche die Voraussetzungen dieser Anschauung sind, etwas Großartiges!

Die Zunahme der revolutionären Wirren, die Sicherheit und Freiheit, deren Ambrosius sich trotz des Verbannungsdecrets noch immer in Wien erfreute, erhöhten den Muth der beiden Mönche. Im Juli schrieb Olympius nach Bjelokrinitz, man möge nur die „Maschine" wieder arbeiten und „Fabrikanten, Gesellen und Arbeiter" (Bischöfe, Priester und Mönche) ans Werk gehen lassen. Um sicher zu gehen, bedienten die Altgläubigen sich nämlich der List, im kaufmännischen Styl zu schreiben und ihre kirchlichen Angelegenheiten unter geschäftlichen Bezeichnungen, als „Fabrik", „Arbeiter" in den Briefen, welche von und nach Wien gingen, zu verhüllen. Ermuthigt durch die zunehmende Rath- und Hülflosigkeit der Regierung kehrten die aus dem Kloster von Bjelokrinitz vertriebenen Mönche und Priester wirklich zurück, erbrachen die versiegelten Thore ihres Heiligthums und begannen ungescheut ihren Gottesdienst zu celebriren. Die Lemberger Statthalterschaft, die eben damals alle Hände voll zu thun hatte, um mit den rebellischen Polen fertig zu werden, hielt es nicht für nöthig, dieser Eigenmächtigkeiten wegen gegen die übrigens durchaus loyalen „Altgläuber" vorzugehen, der Gouverneur war instruirt, mit denselben möglichst glimpflich zu verfahren und blieb hinter seiner Instruction nicht zurück. Blos weil die russische Regierung eine strengere Beaufsichtigung der Russen in der Bukowina verlangt hatte, wurden von Zeit zu Zeit Beamte nach Bjelokrinitz gesandt, um eine Revision der dortigen Verhältnisse vorzunehmen. Da diese Beamten meist Polen waren und als solche keinen Grund hatten gegen die Flüchtlinge vor russischer Intoleranz irgend mißgünstig gestimmt zu sein, ließen sie sich regelmäßig, bevor sie an Ort und Stelle eintrafen, anmelden, und die Altgläubigen brachten dann ihre geheime Correspondenz und Alles, was sonst gefährlich erschien, bei Seite. Natürlicher Weise wurde dann nach Wien berichtet, man habe zu Bjelokrinitz Alles in tiefstem Frieden gefunden und sich davon überzeugt, daß die russischen

Beschwerden über revolutionäre Umtriebe und geheime Correspondenzen nach Moskau durchaus unbegründet seien.

Im Juli 1848 wurde, um Rußland zufrieden zu stellen, Ambrosius endlich nach Zilly abgefertigt; Paulus und Olympius aber kehrten nach Bjelokrinitz zurück. Sie blieben nach wie vor mit Zilly und Moskau in Verbindung, gaben Ambrosius in der Person Onufry's, eines von jenem geweihten Bischofs, einen Vicar und setzten das angefangene Werk der Organisation einer altgläubigen Hierarchie eifrig fort. Binnen wenigen Monaten wurden den in Rußland lebenden Brüdern drei neugeweihte Bischöfe und ein Erzbischof heimlich zugesandt. Die russische Regierung hatte Nichts weiter erreicht, als den Haß der Altgläubigen zu schüren, zahlreiche ihrer eigenen Unterthanen von sich abwendig zu machen und die Mönche von Bjelokrinitz in der Ueberzeugung zu bestärken, daß ihre besten Freunde in Konstantinopel, ihre gefährlichsten Feinde in Petersburg zu finden seien. Die wiederholt in Moskau und Petersburg angestellten Untersuchungen blieben, Dank der Verschlagenheit und der unwiderstehlichen Kraft der Silberrubel, welche die Altgläubigen zu ihrer Verfügung hatten, erfolglos. Da die Regierung mit besonderer Strenge verfahren zu müssen glaubte, nahm die Zahl der nach Oestreich und in die Türkei flüchtenden Russen in der Zeit zwischen dem ungarischen Feldzuge und dem orientalischen Kriege beträchtlich zu und wurden die Bande zwischen der Hierarchie von Bjelokrinitz und dem in dem Vorstande des Moskauer Rogoschkirchhof repräsentirten russischen Theil der Secte immer enger.

Die Jahre, welche dem orientalischen Kriege vorhergingen, wurden von den in der Bukowina lebenden Altgläubigen der hierarchischen Observanz erfolgreich dazu benutzt, die Reorganisation ihres Clerus zu vervollständigen und demselben eine streng hierarchische Einheit zu geben. Trotzdem daß die östreichische Regierung zur Vorbeugung künftiger Conflicte mit Rußland die Begründung eines altgläubigen Metropolitansitzes zu Bjelokrinitz nur unter der Bedingung gestattet hatte, daß alle Beziehungen zu den in Rußland und der Türkei lebenden Sectirern abgebrochen, russischen Flüchtlingen in Zukunft keine Zufluchtsstätte in der Bukowina geöffnet würde, machte Bjelokrinitz mehr und mehr Miene, zum Rom der altgläubigen Welt des Ostens zu werden. In Moskau und Tula wie in den nördlichen Provinzen der Türkei lebten altgläubige Bischöfe und Erzbischöfe, die von Kyrill, dem zum Nachfolger des Ambrosius gewählten zweiten Metropoliten, geweiht worden waren und diesen, wenigstens insgeheim, als ihr Oberhaupt ansahen. Natürlich erkannte die russische Regierung diese sectirerischen Prälaten, die dem

Staate gegenüber für gewöhnliche Kaufleute oder Industrielle galten, auch von ihren kirchlichen verschiedene weltliche Namen führten, nicht an. Aber gerade darum genossen sie bei ihren Glaubensgenossen hohes Ansehen und weitgreifenden Einfluß. Anders war es in der Türkei, wo diese Geistlichen, Dank dem Einfluß Czaykowskis (Sadik-Paschas) offen begünstigt wurden und nur mit dem Mißtrauen der Ultras unter den Gläubigen, namentlich der Nekrassowkosacken zu kämpfen hatten. Nach Ansicht der russischen Sectirer ist nämlich die Führung von Kirchenbüchern eine Todsünde (die Altgläubigen stützen sich auf jene Erzählung des Alten Testaments, nach welcher David vom Herrn geschlagen wurde, als er sein Volk zählen wollte) und auf Wunsch der Obrigkeit waren solche Bücher von den neucreirten Bischöfen eingerichtet worden. Die Unterstützung der türkischen Regierung brachte es aber bald dahin, daß der von Bjelokrinitz aus geleitete Clerus allenthalben anerkannt wurde.

So standen die Dinge, als der orientalische Krieg auszubrechen drohte und jetzt bot die polnische Emigration alle ihr zu Gebote stehenden Kräfte auf, um der Sache Rußlands durch den über die Altgläubigen gewonnenen Einfluß möglichsten Schaden zu thun. Der weitgehende Plan, einen allgemeinen Sectireraufstand unter den in Südrußland lebenden Kosacken herbeizuführen, zeigte sich zwar bald unausführbar, da das Kosackenthum in der Bekämpfung des Islam seine historische Aufgabe sah, aber Czaykowski hatte doch nicht ganz vergeblich gearbeitet. Zufolge des lebhaften Zusammenhangs, in welchem die altgläubigen, in Rußland lebenden Gemeinden und Geistlichen zu ihren Brüdern in der Bukowina und in der Türkei standen, wurde es Czaykowski möglich, einerseits regelmäßige Kunde aus den russischen Hauptstädten zu erhalten, andererseits auf die Stimmung der russischen altgläubigen Kreise Einfluß zu gewinnen. Eifriger denn je wurden die Nachrichten von hüben und drüben ausgetauscht. Zu Ismaïl, einer unfern der Grenze belegenen Stadt der russischen Provinz Bessarabien wurde im Hause des altgläubigen Kaufmanns Beläjew ein förmliches Bureau zum Austausch geheimer Briefe organisirt. Sendboten aus Moskau und Tula deponirten hier Nachrichten über die russischen Kriegsrüstungen, die Stimmung der Bevölkerung und die Maßregeln der Regierung, die sofort durch die Vermittelung Gontscharows, des Hetmans der Nekrassowkosacken, nach Konstantinopel befördert wurden. Andererseits wurden von Ismaïl aus Gerüchte über die bevorstehende unwiderstehliche Invasion der Alliirten, deren freundliche Gesinnung gegen die von der russischen Regierung verfolgten Sectirer u. s. w. in das Innere Rußlands colportirt, Fabeln, die immerhin eine gewisse Wirkung auf die ungebildeten

Massen*) ausübten, welche mit Spannung den kommenden Dingen entgegensahen und die ungeheure Aufregung, die sich des gesammten russischen Volks beim Ausbruch des Krieges bemächtigt hatte, schürten. Als die Russen die Donau überschritten, die beiden rumänischen Fürstenthümer besetzten und nach Silistria vorrückten, hatte sich ein großer Theil der altgläubigen Bewohner jener Gegenden in das Innere der Türkei geflüchtet, wo sie mit Zuvorkommenheit aufgenommen wurden. Czaykowski war es sogar gelungen, eine von Gontscharow geführte freiwillige Kosackenlegion zu bilden, die der türkischen Armee durch ihre Ortskenntniß und die Tapferkeit der Legionäre wichtige Dienste leistete. Die Stimmung unter den Altgläubigen war aber doch eine getheilte; das Erscheinen einer stammverwandten Armee auf türkischer Erde verfehlte nicht, ein gewisses Aufsehen zu machen, alte Erinnerungen an die gemeinsamen Kämpfe der Vorfahren gegen den Halbmond tauchten wieder auf und das nationale Bewußtsein eines Theils der russisch-türkischen Sectirer gerieth in Conflict mit ihrem religiösen Gewissen.

Der tiefgewurzelte Glaube des russischen Volks an die providentielle Bestimmung Rußlands, Byzanz wieder zu gewinnen und an den Ufern des Bosporus die alte byzantinische Herrlichkeit des griechisch-orientalischen Kaiserthums neu aufzurichten, machte auch in den Herzen der Enkel seit Jahrzehnten aus dem Vaterlande vertriebener religiöser Fanatiker sein Recht geltend. Rußland war zu lange das Centrum der panslawistischen Idee gewesen, als daß es den gewandten Polen möglich gewesen wäre, dieselbe im Verlauf einiger Jahre durch Schürung des religiösen Fanatismus völlig zu ersticken. Selbst zwei altgläubige Bischöfe, welche sonst mit Czaykowski und dem Metropoliten von Bjelokrinitz in engster Verbindung gestanden hatten, wurden schwankend. Sie wiesen die wiederholten Aufforderungen der türkischen Regierung, nach Konstantinopel zu fliehen, unter allen möglichen Vorwänden zurück und suchten mit dem Befehlshaber des vorgeschobensten russischen Corps, General Uschakow, Verbindungen anzuknüpfen. Mit einem Unverstande, wie er nur bei unzurechnungsfähigen Vertretern des alten unberechenbaren Systems möglich war, entfremdete der russische Feldherr sich aber bald aller Herzen, machte er die russischen Emigranten wiederum zu blinden Werkzeugen ihres Fanatismus und des polnischen Einflusses: die beiden altgläubigen Bischöfe, welche sich dem General Uschakow vorgestellt

*) Trotz ihrer ungeheuren Verbreitung bestehen die altgläubigen Secten ausschließlich aus Personen der unteren Sätnde, Bauern und gänzlich ungebildeten Handwerkern und Kaufleuten.

hatten, wurden „auf höheren Befehl“ von einem russischen Commando überfallen, als Gefangene nach Rußland geschickt und in ein orthodoxes „Strafkloster“ gesperrt.

Der Schrecken, welchen die Nachricht von dieser Maßregel in der gesammten altgläubigen Welt, von Konstantinopel bis nach Moskau hin verbreitete, war ungeheuer. Die gesammte altgläubige Bevölkerung der nördlichen Türkei wurde auf das Aeußerste gegen Rußland aufgebracht, kein Mittel, der russischen Armee Schaden zuzufügen, blieb unbenutzt, schaarenweise flüchteten dieselben Leute, die wenige Tage zuvor nicht abgeneigt gewesen wären, den ihnen stammverwandten Eindringlingen als Kundschafter und Führer die besten Dienste zu leisten, die man ohne Mühe hätte zu Sendboten einer Propaganda unter den slawischen Stämmen der Türkei machen können, nach Konstantinopel, wo Viele von ihnen Kriegsdienste nahmen, Alle durch Czaykowkis Vermittelung die freundlichste Aufnahme und Unterstützung fanden. Binnen Kurzem war man auch in Bjelokrinitz von dem Vorgefallenen unterrichtet und die Umtriebe in Rußland selbst, welche wegen der allgemeinen patriotischen Begeisterung der Nation zeitweilig ins Stocken gerathen waren, gewannen an Umfang und Intensität. Die russische Regierung hatte sich durch die Fortführung der beiden unschädlichen Geistlichen im eigenen Lande zahllose Feinde gemacht und der von Bjelokrinitz aus gepredigten Lehre, für die Altgläubigen sei nur von außerrussischen Staaten Linderung ihres harten Looses zu erwarten, entschiedenen Vorschub geleistet. Emissäre, welche die Unzufriedenheit der Altgläubigen Rußlands schürten, übertriebene Gerüchte von der Unwiderstehlichkeit des Feindes verbreiteten und dafür sorgten, daß das geheime Bureau zu Ismaïl regelmäßig mit Nachrichten über die innere Lage und die Bewegungen der Armee versehen wurde, wußten trotz der strengen Ueberwachung der Grenzen unter den verschiedensten Verkleidungen bis nach Moskau und Petersburg zu gelangen. Bei dem engen, für fremde Augen unsichtbaren Bande, welches alle Sectirer verbindet, konnten diese Sendlinge sicher sein, in jeder Stadt Genossen zu finden, die sie freundlich aufnahmen und mit allem Nöthigen versahen. Die Organisation der Secten ist eine uralte, sie beruht auf der blinden Unterordnung der Massen unter ihre Führer und die gleiche Gefahr, welche über Allen schwebt, verbindet Alle zu einem Bunde, dessen Zweige vom weißen Meer bis an das schwarze reichen. Es gelang den Emissären in der That, mit den beiden gefangenen Bischöfen in Verbindung zu treten und dieselben wiederholt zu sprechen. Da eine gewaltsame Befreiung unmöglich schien, wollte man wenigstens Rache nehmen an dem Urheber all' der Leiden, unter denen

die Gerechten schmachteten. Mit falschen Pässen versehen erschienen zu Ismaïl im Hause Beläjews zwei verkleidete Nekrassowkosacken, die erklärten, sie seien von Sadik-Pascha (Czaykowski) beauftragt, nach Petersburg zu wandern, um den russischen Zaaren zu ermorden. Die Erbitterung hatte einen so hohen Grad erreicht, daß sich Niemand unter den russischen oder außerrussischen Mitwissern dem Plane widersetzte. Die beiden verwegenen Männer setzten ihre Reise fort, und da sie nur bei Glaubensgenossen ihren Aufenthalt nahmen, ihre letzten Zwecke allen irgend Unzuverlässigen verschwiegen und mit guten Empfehlungen versehen waren, kamen sie wirklich nach Petersburg. Was sie hier getrieben, ob sie ihre Absichten aufgegeben oder nur verschoben, ist aus den uns vorliegenden Quellen nicht zu ersehen.

Im Februar 1855 starb Nikolaus und noch bevor das Jahr zu Ende ging, hatten die Verhandlungen über Abschluß eines Friedens begonnen. Da zunächst Nichts weiter für sie zu thun war, wandten die Führer der Altgläubigen alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel an, um die Rücklieferung der beiden gefangen genommenen Bischöfe und des Geldes zu erlangen, welches im Jahre 1847 ihrem Sendboten, dem Archimandriten Geronty zu Tula abgenommen worden war. Nachdem alle Bemühungen der Pforte an der Weigerung Rußlands, die Gefangenen herauszugeben, gescheitert waren, wurde zu Bjelokrinitz beschlossen, eine förmliche Klage über die russische Regierung bei den Großmächten Europas, namentlich bei Napoleon dem Dritten und dem — Papst zu erheben. Man dachte sogar daran, ein Collectivgesuch aller, auch der in Rußland lebenden Altgläubigen der pariser Conferenz zu unterbreiten und diese zu ersuchen, die Secte unter den Schutz des europäischen Areopags zu stellen. In Moskau aber, wo man sich nach Aufhören der Feindseligkeiten in der Krim von der Nothwendigkeit stummer Unterwürfigkeit unter die herrschende Macht und vollständigen Verzichts auf auswärtige Hülfe überzeugt hatte, — in Moskau wurde dieser Plan von der Aeltestenversammlung seiner Gefährlichkeit wegen verworfen und der dringende Wunsch ausgesprochen, man möge auf die unter der Gewalt des gefährlichsten Feindes stehenden Brüder Rücksicht nehmen und Alles unterlassen, wodurch diese compromittirt und neuen Verfolgungen ausgesetzt werden könnten. Die Nekrassowkosacken ließen es sich indessen nicht nehmen, wenigstens ihrerseits einen letzten verzweifelten Schritt zu thun. Sie sandten einen mit polnischen Empfehlungen versehenen Bevollmächtigten nach Paris, um die Vermittelung des Franzosenkaisers zu Gunsten ihrer gefangen gehaltenen Seelenhirten anzurufen. Dieser Bevollmächtigte, Ossip Gontscharow,

ein Bruder des Hetmans, wurde wirklich in den Tuilerien empfangen, selbstverständlich ohne ein wirkliches Resultat zu erzielen.

Unterdessen war ein unerwartetes, den Bestand des altgläubigen Metropolitansitzes gefährdendes Ereigniß zu Bjelokrinitz selbst eingetreten: die östreichische Regierung hatte davon Kunde erhalten, daß die obrigkeitlich untersagten Beziehungen des Metropoliten zu im Auslande lebenden Glaubensbrüdern nach wie vor im Schwange seien und zur Vermeidung diplomatischer Unannehmlichkeiten eine Lokaluntersuchung angeordnet, die der in der gesammten Bukowina gefürchtete Actuar Stöcker mit rücksichtsloser Strenge und unter den verletzendsten Formen führte. Die letzte Freistatt, welche der unglücklichen überall verfolgten Genossenschaft offen gestanden, schien sich zu verschließen; in die Türkei durfte der altgläubige Metropolitansitz aus Rücksicht gegen die russischen Brüder nicht verlegt werden, denn diese hatten erklärt, das sei nicht zu wagen, werde die Vorurtheile der Massen verletzen und die Petersburger Regierung zum Aeußersten aufbringen. Mit französischen Empfehlungen ausgerüstet, knüpfte jetzt einer der Bischöfe mit Cusa, dem neuerwählten Hospodaren der Donaufürstenthümer an, in denen bereits ein von Kyrill geweihter altgläubiger Prälat residirte. Obgleich hier vollständige Religionsfreiheit herrschte, war wegen der Rücksichten, die der Hospodar auf Rußland nehmen mußte, eine förmliche Verlegung des Mittelpunktes der altgläubigen Welt in die Moldau-Wallachei nicht durchzusetzen. — Die Strenge, mit welcher anfangs in Bjelokrinitz verfahren worden war, ließ unterdessen nach und die Gemüther beruhigten sich wieder, dafür waren in der Moskauer Gemeinde gefährliche Spaltungen ausgebrochen, indem die tolerantere Haltung, welche die russische Regierung schon bald nach der Thronbesteigung Alexanders des Zweiten zu beobachten begonnen, eine große Partei in ihrer Abneigung gegen die Unterordnung unter einen „ausländischen" Oberhirten und in der Absicht bestärkte, alle Verbindungen mit diesem um den Preis einer Aussöhnung mit der Regierung abzubrechen. Pafnuty, ein geborener Russe, der in Bjelokrinitz hoch angesehen war und zu den Häuptern der Secte gehörte, reiste nach Moskau, um diese inneren Händel beizulegen. Da er es nach den letzten Vorgängen in der Bukowina für unmöglich hielt, die dortige Stellung zu behaupten und von Bjelokrinitz aus dauernd die Centralleitung einer Gemeinschaft zu führen, deren Schwerpunkt doch in Rußland war, schien er nicht abgeneigt, mit dem Gouvernement des jungen Kaisers, dessen Liberalismus allenthalben gepriesen wurde, in Verhandlung zu treten. Die Moskauer Gemeinde hatte die Summe von 250,000 Rubel Silber (einer Million

Franken) zusammengebracht und hoffte mit Hülfe dieser die Unterstützung der maßgebenden Personen erkaufen und die förmliche Anerkennung der altgläubigen Hierarchie durchsetzen zu können. Aber die Deputation, welche unter Pafnutys Führung in die Residenz gesandt wurde, kehrte unverrichteter Sache zurück — es schien sich nirgend ein rettender Ausweg zu bieten.

Die Periode, in welche diese letzten Ereignisse fallen, war die der Allmacht, welche Alexander Herzen in Rußland übte. Sein Name war in aller Leute Mund, selbst der gemeine Mann, der sich sonst wenig um Presse und Literatur kümmerte, hatte etwas von dem großen Londoner Agitator gehört, dessen streng verbotenes Journal vom Kaiser und den höchsten Würdenträgern gelesen wurde, dem Nichts verborgen blieb, der Nichts fürchtete, der schon manchen Mächtigen gestürzt hatte und nur einem Gedanken, dem der Freiheit des russischen Volks lebte. Herzens in der That sehr bedeutender Einfluß wurde von der Volksmeinung in das Fabelhafte übertrieben und die große Masse glaubte allen Ernstes, wer unter den Schutz dieses Mannes gestellt sei, der sei geborgen und gegen alle Willkür gesichert: war es doch vorgekommen, daß ganze Provinzen in geheimen Adressen um seinen Schutz oder seine Unterstützung ihrer, der Regierung unterbreiteten Gesuche gebeten hatten! In ihrer Noth und Bedrängniß beschlossen die Altgläubigen bei diesem Beschützer aller Bedrängten und Verfolgten ihre Zuflucht zu suchen. Da sie wußten, daß Herzen der Besitzer einer (von polnischen Setzern bedienten) „freien" russischen Druckerei sei, und da sie selbst an Büchern religiösen Inhalts empfindlichen Mangel litten,*) beabsichtigten sie zunächst, den Londoner Agitator darum anzugehen, den Druck ihrer Katechismen und Andachtsbücher zu übernehmen. Dieser Gedanke erweiterte sich allmählich zu dem Plan, den in Oestreich gefährdeten altgläubigen Metropolitansitz nach London, auf den Boden des freien England zu verlegen, hier Kirchen und Schulen anzulegen, und diese unter den Schutz Alexander Herzens zu stellen. Von London aus sollte der „wahre Glaube" die Herrschaft, die ihm von Rechts wegen gebührte, übernehmen und mit Hülfe des einflußreichen Beherrschers der russischen öffentlichen Meinung eine radicale Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse herbeiführen.

*) Russische Schriften religiösen Inhalts dürfen in Rußland nur mit Genehmigung des Synods, der höchsten orthodoxen Kirchenbehörde, gedruckt werden. Bei der Abneigung der Sectirer gegen den Clerus der herrschenden Kirche war diesen aber der Gedanke eines beim Synod einzuholenden Imprimatur ein ketzerischer Gräuel.

Im November 1861 reiste der bereits erwähnte Pafnuty im Auftrage der Moskauer Aeltestenversammlung nach London, wo er wirklich mit der russischen Emigration in Verbindung trat. Den Mittelsmann zwischen dem in excentrischen religiösen Vorstellungen befangenen Mönch, der das Altrussenthum in seiner schroffsten Gestalt repräsentirte und dem atheistischen Vertreter des im Grunde kosmopolitisch-revolutionären Jungrussenthums machte ein als Historiker der altgläubigen Secten und ihrer Leidensgeschichte bekannter Schriftsteller, Kelssiew. Herzen, der schon lange darauf gerechnet hatte, die durch die große Anzahl ihrer Anhänger wichtige Secte in den Dienst der Revolution zu ziehen, nahm den merkwürdigen Fremdling höchst zuvorkommend bei sich auf und beobachtete alle denkbaren Rücksichten auf die religiösen Vorurtheile dieses wunderlichen Heiligen, in dessen Gegenwart z. B. nicht geraucht werden durfte (die Altgläubigen halten das Tabakrauchen für Sünde). Auch Bakunin, der dreizehn Jahre früher neben Olympius, dem uns bekannten Freunde Pafnutys, auf den Barrikaden von Prag gefochten hatte, nahm an den Conferenzen Theil. So gering auch die weltliche Bildung des ausschließlich in den Vorstellungen und Interessen seiner Secte lebenden Mönchs war, dieser merkte bald, daß der Geist, dem die Londoner Emigranten huldigten, von dem, der seine Religionsgesellschaft beherrschte, zu verschieden war, um ein auch nur zeitweiliges Zusammengehen möglich zu machen. Insbesondere der freche Cynismus Bakunins, der aus seiner Verachtung aller Religion nur mühsam ein Hehl machte und in Pafnutys Gegenwart liturgische Gesänge wie Opernchansons trillerte, verletzte den ascetischen Mönch aufs Empfindlichste. Aber auch zu Herzen, dessen Schriften er zu studiren begonnen hatte, konnte dieser kein Vertrauen fassen. Er ließ zwar einige der mitgebrachten Manuscripte in der „freien" Druckerei seines neuen Bekannten drucken, reiste aber bald wieder ab, ohne ein bestimmtes Uebereinkommen getroffen zu haben. Wiederum in Moskau angelangt, erklärte er den „Brüdern", daß eine Gemeinschaft der Gerechten mit den frivolen, materialistisch gesinnten Londoner Weltkindern nicht möglich sei und daß die gleiche Abneigung beider gegen die Intoleranz der Regierung noch keine genügende Basis für die Cooperation biete. Alle Versuche, die Herzen später anstellte, um mit Pafnuty und dessen Freunden wieder anzuknüpfen, blieben resultatlos; vergebens wurde zu London ein eigenes Organ zur Unterstützung der altgläubigen Interessen gegründet, vergebens setzte sich Kelssiew, der heimlich nach Moskau kam, den größten Gefahren aus, um ein Bündniß gegen den gemeinsamen Gegner zu Stande zu bringen, — die einfachen Mönche und Kaufleute, mit denen

er verhandelte, beriefen sich auf ihr religiöses Gewissen und setzten seinen Anerbietungen ein starres non possumus entgegen. Gleichzeitig mit Kelssiew verweilte ein gewisser Paulus in Moskau, das Haupt der in Preußen lebenden altgläubigen Gemeinde, deren Vorfahren sich im 18. Jahrhundert in der Nähe von Gumbinnen niedergelassen hatten und durch ihr starres Festhalten an den Gebräuchen der Väter bekannt waren. Dieser Paulus, der im Geruch der Heiligkeit stand und weit und breit bei allen Sectirern bekannt war, unterhandelte eben in Petersburg über die Rückkehr seiner Genossen nach Rußland. Trotz aller Versuche Kelssiews, ihn für die Unterstützung seine Pläne zu gewinnen, war es dieser Paulus, der ganz besonders vor der Gemeinschaft mit den Gottlosen warnte und gegen jede Betheiligung der Gemeinden an politischen Umtrieben eiferte. „Zu leiden ist seit zwei Jahrhunderten unser Loos," sagte er, „— sehen wir zu, daß wir die Seelen retten und versündigen wir uns nicht an dem Gesalbten, den der Herr in das Regiment eingesetzt hat." — Kelssiew kehrte unverrichteter Sache nach London zurück, die Altgläubigen aber begannen aufs Neue ihr Auge auf Bjelokrinitz zu richten. Der Umschwung, der sich seit dem italienischen Kriege im östreichischen Staatsleben vollzogen, schien auch der Sache des Metropolitansitzes ihrer Secte zu Gute zu kommen, zumal die Beziehungen russischer Unterthanen zu demselben nicht mehr auf die früheren Schwierigkeiten stießen und die russische Regierung die Verbindung zwischen Moskau und Bjelokrinitz längere Zeit hindurch ignorirte. Ermuthigt durch die zunehmende Connivenz des Gouvernements, erließ der auf dem Rogoschkirchhof versammelte Aeltestenausschuß im Herbst 1862 an den Metropoliten Kyrill die Aufforderung, nach Rußland zu kommen, die örtlichen Gemeinden näher kennen zu lernen, und die letzten Schwierigkeiten, die seiner allgemeinen und bedingungslosen Anerkennung im Wege standen, persönlich zu ebnen.

Der ihm aus Moskau gewordenen Einladung entsprechend, reiste Kyrill, der Metropolit von Bjelokrinitz, herkömmlicher Weise mit einem falschen Paß versehen, im December 1862 nach Petersburg und Moskau. Allenthalben von seinen Glaubensgenossen mit Ehrfurcht aufgenommen, langte er Ende Januar in der alten Zaarenstadt an. Im Februar 1863 fand in den auf dem Moskauer Rogoschfriedhof belegenen Gebäuden ein von dem Metropoliten geleitetes „allgemeines Concil" sämmtlicher Bischöfe und Aeltesten der in Rußland lebenden altgläubigen Gemeinden hierarchischer Observanz statt, welches die Unterordnung der russischen Gläubigen unter den Metropoliten von Bjelokrinitz beschloß, ein Statut der Kirchenverwaltung ausarbeitete und einen Erzbischof für Rußland

wählte, der gleichsam der locum tenens des Metropoliten sein sollte. Es schien Alles auf dem besten Wege zu sein; zum ersten Mal seit drei Jahrhunderten war die Hierarchie der Secte vollständig organisirt und merkwürdiger Weise ignorirte die sonst so wachsame Regierung Alles, was auf dem gefürchteten bis jetzt stets von der geheimen Polizei beobachteten Friedhof geschehen war, obgleich ihr die Ankunft des Oberhirten aus der Bukowina kein Geheimniß geblieben sein konnte. Des Metropoliten eigene Schuld war es, daß das große Friedenswerk, noch bevor es zum Abschluß gekommen, gefährdet wurde. Man hatte sich darüber geeinigt, einen Erzbischof von ganz Rußland als locum tenens des Metropoliten einzusetzen. Der vom Concil gewählte Erzbischof schien Kyrill nicht zuverlässig genug, weil er von vornherein Selbständigkeitsgelüste zeigte, und so geschah es, daß Kyrill ihn nur provisorisch bestätigte. Diese Maßregel, welcher bereits andere Willkürlichkeiten des Oberhirten vorausgegangen waren, rief eine heftige Opposition der in Moskau versammelten Prälaten hervor; dieselben erließen einen Collectivprotest, in welchem sie ihr Oberhaupt vor Abweichungen von den Satzungen der Väter warnten und das Recht des Concils und der in diesem vertretenen Gemeinden energisch wahrten. Kyrill suchte dieses Schreiben, dem er die officielle Gültigkeit absprach, zu ignoriren und es kam alsbald zu so heftigen und leidenschaftlichen Auftritten, daß die Einheit der Secte gefährdet schien und der Metropolit mit seiner Abreise drohte. Vergegenwärtigt man sich, daß alle das sogenannte Concil bildenden Personen den unteren Gesellschaftsschichten angehörten, daß schon die Vorurtheile der Secte jede Theilnahme an der modernen Bildung unmöglich machten, daß der große Haufe der Gläubigen sich von einigen reichen Kaufleuten beherrschen ließ, deren Ansehen hauptsächlich auf ihrer altgläubigen Starrheit und ihrer Abwendung von der europäischen Cultur beruhte, daß endlich die Bischöfe und hohen Geistlichen, weil sie besonders rücksichtslos von der Regierung verfolgt wurden, in der Regel waghalsige Subjecte von zweifelhaftem Ruf, bankerotte Kleinhändler, aus der herrschenden Kirche ausgeschlossene liederliche Popen, selbst desertirte Soldaten waren, daß selbst der Metropolit nur mühsam lesen und schreiben konnte und sich zu diesen Operationen in der Regel fremder Hülfe bediente, so wird man sich von dem Geist und Ton, in welchem die Verhandlungen dieses Concils geführt wurden, eine annähernde Vorstellung machen können.

Die Verwirrung, welche durch die erwähnten Zwistigkeiten hervorgerufen worden war, sollte bald in unerwarteter Weise gesteigert werden. Der polnisch-littauische Aufstand war eben ausgebrochen, und

hatte eine Aufregung der Gemüther hervorgerufen, die sich, Dank der geschickten Agitation der jungen Moskauer Presse, zu einer Höhe nationaler Begeisterung steigerte, wie sie seit dem Franzosenkriege von 1812 nicht erreicht worden war und deren Fluth selbst die Altgläubigen widerstandslos fortriß. Die politischen Köpfe unter den Häuptern der Gemeinde glaubten Angesichts der Verlegenheiten, in welchen die Regierung steckte und der drohenden ausländischen Intervention zu Gunsten der Aufständischen — den Augenblick zu einer Aussöhnung mit dem Staat gekommen und beschlossen den Versuch zu einer solchen um jeden Preis zu machen. Sie, die sich sonst vor jeder Berührung mit den Organen der (ihrer Ansicht nach ketzerischen) Regierung sorgfältig gehütet hatten und in Verdacht standen, weder diese noch den Kaiser anzuerkennen, fragten in der Stille bei dem Moskauer Generalgouverneur General Tutschkow an, ob man es gern sehen würde, wenn sie Namens ihrer sämmtlichen Glaubensgenossen Sr. Majetät eine Loyalitätsadresse unterbreiteten. Tutschkow, der beim Empfang dieser unerhörten Neuigkeit kaum seinen Ohren trauen wollte, fragte in Petersburg an und erhielt eine zustimmende Antwort. Auf die Nachricht von dieser war der Entschluß der maßgebenden Aeltestenpartei rasch gefaßt. Am 28. Februar 1863 überreichte eine größere Anzahl einflußreicher Gemeindeglieder dem noch immer versammelten bischöflichen Concil eine ausführliche Eingabe, in welcher sie die Bischöfe ersuchten, in Anbetracht des Verdachtes, welchen der Verkehr mit Ausländern, wie der Metropolit einer sei, in den gegenwärtigen unruhigen Zeitläuften bei der Obrigkeit erwecken könne, sowie in Anbetracht dessen, daß Se. Majestät der Kaiser wegen des zur Zeit tobenden polnischen Aufstandes einen besonderen Anspruch an die unbedingte Hingabe und Loyalität aller getreuen Unterthanen habe, dahin zu wirken, daß der hochwürdige Metropolit sofort Rußland verlasse und seine Beziehungen zu den russischen Gemeinden wenigstens für einige Zeit einstelle. Die gegen den Oberhirten bereits erbitterten Bischöfe nahmen an dieser Erklärung Veranlassung, Kyrill zur Abreise zu vermögen und diesem blieb Nichts übrig, als nach Ernennung eines interimistischen Stellvertreters das Feld zu räumen. Ermuthigt durch diese raschen Erfolge gingen die Männer, welche auf eine Aussöhnung mit der Regierung hinarbeiteten, raschen Schrittes weiter. Sie erließen sofort eine an den Kaiser gerichtete Adresse, in welcher versichert wurde, die Altgläubigen hierarchischer Observanz hielten zwar mit unerschütterlicher Treue an den Satzungen und Gebräuchen der Väter fest, seien aber nichtsdestoweniger streng loyale Unterthanen, die gern bereit seien, für Thron

und Vaterland den letzten Blutstropfen zu verspritzen. Der Eindruck, den diese Erklärung im gesammten russischen Reich machte, war größer, als die Altgläubigen selbst vermuthet hatten und rechtfertigte ihre Erwartungen in jeder Beziehung.

Zu einer förmlichen Anerkennung der sectirerischen Religionsgesellschaft und ihres Clerus konnte die Regierung sich, namentlich aus Rücksicht auf die orthodoxe Geistlichkeit, zwar nicht verstehen — sie that aber, was unter den gegebenen Verhältnissen irgend möglich und thunlich schien. Die Gouverneure, Polizei- und Verwaltungsbeamten wurden unter der Hand angewiesen, die Altgläubigen zuvorkommend und schonend zu behandeln, die Ausschließung der Kinder derselben von den öffentlichen Lehranstalten wurde, gleichfalls in der Stille, aufgehoben und die Anerkennung der von altgläubigen Priestern eingesegneten Ehen von Fall zu Fall nicht mehr verweigert. Jetzt gingen auch die Altgläubigen einen Schritt weiter: im März erschien eine „an alle geliebten Kinder der einen heiligen, allgemeinen, apostolischen, altrechtgläubigen und katholischen Kirche" gerichtete „encyklische Botschaft", welche den Nachweis führte, daß für die Altgläubigen hierarchischer Observanz dogmatisch kein Grund zum Haß und zur Feindschaft gegen die griechisch-orthodoxe Kirche vorliege, die hierarchische Secte dieser vielmehr innerlich näher stehe als den anomistischen priesterlosen Secten, mit denen sie blos durch das Band gemeinsamer Nichtanerkennung der Reformation des Patriarchen Nikon und durch gemeinsames Märtyrerthum verbunden sei. Nach einer ausführlichen Deduction derjenigen Punkte, in welchen man mit der herrschenden Kirche übereinstimme, schloß die Botschaft mit Wünschen für künftige gegenseitige Toleranz und Bruderliebe.

Dieses Actenstück, welches einen Einsiedler Hilarion Jegorow aus Polossa zum Verfasser hat, ist für die Geschichte der altgläubigen hierarchischen Secten von größter Wichtigkeit gewesen und es hat bei dem engen Zusammenhang aller Glieder derselben nicht ausbleiben können, daß es in der Bukowina und am Bosporus eine ebenso große Rolle spielte, wie an der Moskwa, am Don oder an den eisigen Gestaden des weißen Meeres. Es enthält eine directe und ausdrückliche Verurtheilung und Anathemisirung Herzens, der Londoner Emigration und der gottlosen und staatsgefährlichen Lehren, durch welche diese „Söhne des gottlosen Voltaire" den Staat und die Kirche Rußlands zu stürzen gedroht.

Die „encyklische Botschaft" hat ebensowohl Anhänger wie erbitterte Gegner gefunden, letztere namentlich in der Türkei und unter den rohen, fanatisirten Massen in Moskau; sie ist von dem „Concil" und vom

Metropoliten wiederholt verurtheilt und verworfen, bei veränderten Umständen wieder ganz oder zum Theil anerkannt worden, aus der Welt zu schaffen war sie aber nicht mehr. Ihre Hauptwirkung war die, daß die mühsam hergestellte Einheit aller Gemeinden und die Unterordnung unter den Metropoliten von Bjelokrinitz gesprengt wurde; derselbe wird gegenwärtig nur von dem kleineren Theil der russischen altgläubigen Bischöfe anerkannt, von der Mehrzahl verworfen, die Zersetzung des sectirerischen Organismus ist im Zunehmen begriffen, hervorragende Glieder der hierarchischen Secten, unter diesen allen drei Bischöfe, sowie verschiedene niedere Geistliche sind im Frühling und Sommer vorigen Jahres mit ganzen Schaaren ihrer Schüler zum „glaubensvereinten Ritus" (einer staatlich anerkannten Spielart der griechisch-orthodoxen Kirche, welche an die Grundsätze dieser sich anlehnt, aber gewisse rituale Bräuche der Altgläubigen adoptirt hat) übergetreten — kurz um die politische Bedeutung des Papstthums von Bjelokrinitz ist es geschehen. Die Altgläubigkeit hat aufgehört eine Waffe der politischen Propaganda zu sein, ihre Beziehungen zu der Londoner Emigration und zu den polnischen Flüchtlingen in der Türkei bestehen nicht mehr, oder spielen keine Rolle — trotzdem, daß Genossen Herzens bis in die neueste Zeit versucht haben, Bjelokrinitz zum Centrum einer Agitation zu machen, deren Aufgabe es sein sollte, den Schwerpunkt des Schisma in die Bukowina oder Türkei zu verlegen und auf diese Weise in panslawistischem Sinne gegen Rußland zu agitiren. Vergebens hatte Kelssiew, einer der hervorragendsten Leiter des Londoner Revolutionsbundes, seinen Wohnsitz in die Türkei verlegt, eine Druckerei und ein journalistisches Bureau zur Bekämpfung des russischen Einflusses anzulegen versucht. Das ihm anhaftende Odium ketzerisch-unchristlicher Gesinnung brachte ihn von vorn herein um die Möglichkeit gedeihlichen Wirkens und er mußte es erleben, daß selbst die Nekrassowkosacken, welche die Leibgarde der polnischen, gegen Rußland gerichteten Umtriebe bildeten, heimliche Verhandlungen mit dem Petersburger Cabinet anknüpften und ernstlich Miene machten, in die von ihren Ahnherren aufgegebene Heimath, die heilige „Rossia" zurückzukehren. Kelssiew selbst, des heimathlosen Flüchtlingslebens müde, ist im Sommer 1867 nach Rußland zurückgekehrt und hat mit der Regierung Frieden geschlossen. Gegen ihm bewilligte Straflosigkeit hat er die Geheimnisse seiner früheren Genossen, namentlich alle auf Bjelokrinitz bezügliche Verhandlungen zur Kenntniß der russischen Regierung gebracht.

So ist der letzte entscheidende Streich, den der Raskol gegen die herrschende Kirche Rußlands unternahm zum eigenen Verderben der

Secte geworden, die ihn unternahm, und die Regierung Alexanders II. kann sich rühmen, einen Triumph über das altgläubige Schisma errungen zu haben, wie er in den Annalen seiner Vorgänger kaum jemals vorgekommen. Das Unternehmen Czaikowskys und der übrigen Patrone des Erzbisthums von Bjelokrinitz ist zugleich der einzige energisch und mit Kenntniß der gegebenen Verhältnisse angestellte Versuch zur Ausbeutung des Panslawismus im anti-russischen Interesse. Der Gedanke, welchen die polnische Emigration bei Begründung des Metropolitansitzes von Bjelokrinitz verfolgte, war namentlich zur Zeit, wo er gefaßt worden, ein vom polnischen Standpunkt höchst glücklich zu nennender; die Kirchenspaltung, welche Millionen russischer Unterthanen, und unter diesen einen großen Theil des kriegerischen Kosackenstammes, zu Gegnern der Regierung machte, war, namentlich zu den Zeiten des intoleranten alten Regime eine der wundesten Stellen des russischen Staatslebens, und hier die Hebel einer Agitation zur Verlegung des kirchlichen und politischen Schwerpunkts der slawischen Welt an die untere Donau anzusetzen, ein nichts weniger als aussichtsloses Unternehmen. Das russische Kirchenschisma, gleichsam die Incarnation der volksthümlichen Abneigung gegen den Cäsaropapismus und die durch Peter den Großen importirte westeuropäische Cultur war seit den Tagen Pugatschews, jenes kühnen Kosakenhäuptlings, der — wahrscheinlich im Bunde mit den Polen — zur Zeit Catharinas II. die Fahne des Aufstandes gegen das herrschende System aufsteckte und dem durch seine altgläubigen Glaubensgenossen unerschöpfliche Hülfsquellen zuflossen, nicht minder zu politischen Zwecken utilisirt worden. Und dabei bot dieses Schisma ein revolutionäres Material, wie es besser kaum gewünscht werden konnte! Gerade in der Beschränkung dieser Secten auf die untersten, für alle Gründe des Verstandes und der Bildung unzugänglichen Klassen und dem Geheimniß, das die Führer umgab, lag ihre Kraft, und es schien zu allen Zeiten mehr wie wahrscheinlich, daß die Ideenverwirrung der von ihr beherrschten Kreise zu politisch-revolutionären Zwecken ausgebeutet werden könne. Eine Religionsgesellschaft, die zahlreicher ist als die gesammte Einwohnerschaft vieler europäischer Mittel-Staaten, deren Anschauungen den modernen Zuständen, russischen wie außerrussischen, mit unvermittelter Schroffheit gegenüberstehen, von der jeder Gebildete selbstverständlich ausgeschlossen ist, die von geheimen Oberen, die für harmlose Kaufleute und Handwerker gelten, in unbeschränktester Weise beherrscht und geleitet wird, deren Fäden vom mittelländischen bis zum schwarzen Meer, von den Einöden Sibiriens bis in die Straßen von Konstantinopel reichen und die doch kaum dem Namen nach bekannt ist! Ge-

fährlicheren Zündstoff dürfte kaum ein anderer europäischer Staat aufzuweisen haben.

Daß es dennoch bei bloßen Versuchen zur Ausnutzung desselben geblieben ist, daß auch dieses letzte, weitaussehende Unternehmen nur dazu gedient hat, den russischen Einfluß zu kräftigen und eine Versöhnung der Regierung mit einem bis dahin gefährlichen Feinde herbeizuführen, ist, unserer Ansicht nach, aus zwei Umständen zu erklären: aus der Hülflosigkeit der außerrussischen Slawen, die, so oft sie Versuche machten, sich mit occidentalen Interessen auseinanderzusetzen, damit nicht zu Strich kamen, allenthalben verschlossene Thüren fanden und schließlich zu dem großen Reich des Ostens zurückkehren mußten, und zweitens aus der Thatsache, daß man in Rußland über die westeuropäischen Verhältnisse sehr viel besser und genauer unterrichtet ist, als umgekehrt. Wäre Rußland zur Zeit des orientalischen Krieges in der Lage gewesen, aus einer in Feindesland lebenden Religionsgesellschaft denselben Nutzen zu ziehen, der sich der Pforte und ihren Verbündeten durch das Bisthum von Bjelokrinitz und die altgläubige Erbitterung gegen das alte Verfolgungssystem darbot — der Erfolg wäre sicher ein anderer gewesen. —

Wir sind auf das Erzbisthum von Bjelokrinitz, obgleich dasselbe nur eine Episode in der Geschichte der russischen Secten bildet und nur einen Theil derselben betrifft, ausführlicher eingegangen, weil die Geschichte desselben für den Charakter und die Eigenthümlichkeiten des Schisma lehrreicher sind, als es theoretische Ausführungen irgend sein könnten und weil dasselbe in der Geschichte des gesammten Raskol — auch der popenlosen Secten epochemachend war. Die russische Regierung ist nämlich seit jener Altgläubiger-Adresse vom April 1863, welche die eigentliche Krisis bildet, ihrer toleranten Haltung gegen die Secten treu geblieben. Zu einer directen Anerkennung jener kirchlichen Gemeinschaften hat man sich freilich aus Rücksicht auf die Vorurtheile der Geistlichkeit und in dem Bewußtsein, daß die nationalen Sympathien für die Schismatiker auch gegenwärtig noch zu stark seien, als daß sie ungestraft in Versuchung geführt werden könnten, — nicht entschließen können. Nach einer Praxis, der man auch auf anderen Gebieten staatlichen russischen Lebens häufig begegnet, werden sie geduldig und anscheinend ignorirt. Man erlaubt den Altgläubigen (und zwar auch den gemäßigteren unter den gefährlichen popenlosen Secten) Schulen anzulegen — aber es wird ausdrücklich verboten, dieselben „altgläubige“ Schulen zu nennen, denn dem Princip der Nichtanerkennung des Raskol darf nicht vergeben werden. Man duldet, daß die Lehrer dieser

Schulen Sectirer, beziehungsweise sectirerische Geistliche sind — aber die Confession derselben darf bei Leibe nicht zur Sprache gemacht werden; ebenso steht es mit den Schulbüchern, denen das gesetzlich vorgeschriebene, aber den Altgläubigen besonders anstößige Imprimatur des Synods fehlt, deren unkirchlicher Charakter aber in den officiellen Lehrplänen unerwähnt bleibt. Von Interesse ist, daß an manchen Orten, namentlich in den Ostseeprovinzen — wo die Altgläubigen sich überhaupt freier bewegen — nicht selten Lutheraner zu Lehrern der Altgläubigenschulen gewählt wurden. Die Gemeindevorstände, in deren Händen die Wahl lag, konnten unter ihren Glaubensgenossen keine brauchbaren Individuen ausfindig machen und zogen es, mit Rücksicht auf die unerbittlichen Vorurtheile der hinter ihnen stehenden Massen vor, Protestanten statt der glaubensverwandten aber gehaßten Rechtgläubigen zu wählen. — Die Erlaubniß zur Wiedereröffnung der in den 30er Jahren auf Befehl der damaligen Regierung geschlossenen altgläubigen Gemeindeschulen zählt zu den wohlthätigsten Acten des gegenwärtigen Gouvernements, denn durch dieselbe ist Millionen von Kindern, welche sonst unfehlbar in Unwissenheit, Rohheit und Sittenverderbniß aufgewachsen wären, die Möglichkeit geworden, zu civilisirten Menschen und nützlichen Staatsbürgern zu werden. Das durch das Schulverbot der dreißiger Jahre unter den seitdem herangewachsenen Generationen gestiftete Elend war größer, als man sich kaum irgend vorstellen kann: in eine orthodoxe oder staatliche Schule durfte kein Altgläubiger sein Kind schicken, ohne es der Gefahr einer gewaltsamen Conversion auszusetzen, die eignen Schulen waren geschlossen, selbst nach Privatlehrern wurde allenthalben polizeilich gefahndet. Nicht mit Unrecht hat ein neuerer und dazu officieller russischer Schriftsteller gesagt, daß verglichen mit jenem Verbot des Unterrichts altgläubiger Kinder, selbst der Kindermord von Bethlehem wie eine humane und menschenfreundliche Maßregel erschien.

Die Toleranz der russischen Staatsregierung gegen die altgläubigen Sectirer, würde nach den Erfahrungen, welche seit dem J. 1863 gemacht worden, wahrscheinlich noch viel weiter gehen, als es bisher geschehen, wenn nicht verschiedene störende Rücksichten obwalteten. Die eine beruht auf dem Umstande, daß die numerisch sehr starken priesterlosen Secten, mit den hierarchischen Gemeinschaften durch Jahrhunderte lange gemeinsame Schicksale und die gleiche rechtliche oder vielmehr rechtlose Stellung zu eng verbunden sind, als daß sie von den den letzteren gemachten Concessionen ganz ausgeschlossen werden könnten und daß gleichzeitig ein beträchtlicher Theil derselben staatsgefährlichen, ja staatsfeindlichen Grundsätzen huldigt, mit denen in der That keine Transaction

möglich ist. Secten wie die der Skopzi (Eunuchen), der Selbstverbrenner (Sóschigateli) und jener Wanderer (Stránnika) die jede Berührung mit der Welt als Befleckung meiden, den Staat als das Reich des Antichrists betrachten und die Flucht vor der Wirklichkeit als das einzige Mittel zur Rettung der Seele ansehen, machen eine staatliche Anerkennung an und für sich unmöglich. So lange aber nicht die Möglichkeit eines gleichzeitigen Friedensschlusses mit beiden schismatischen Typen gegeben ist, kann nicht gehofft werden, dieselben unschädlich zu machen oder aus der Welt zu schaffen: jede Concession an die eine Gruppe würde unaufhaltsam zu Gunsten der andern sectirerischen Gruppe ausgebeutet werden. — Die Hauptschwierigkeit, welche sich den toleranten Absichten der Staatsregierung entgegenstellt, ist aber in der gegenwärtigen Beschaffenheit des griechisch-orthoxen Clerus zu suchen. Ein Mal ist derselbe ein so fanatischer Gegner des gesammten Raskol, daß er jede Concession, ja jede Duldung desselben als Beleidigung der Kirche auffaßt und in diesem Sinn dem abhängigen und ungebildeten Theil des Volks zum Schaden der Regierung, die auf die nationalen Vorurtheile Rücksicht nehmen muß, darstellt. Selbst zur Zeit des alten gegen die Sectirer unerbittlichen Regimes war es in jedem russischen Gouvernement die Regel, daß der Gouverneur als Repräsentant der Staatsgewalt, mit dem Bischof oder Eparchialvorstand wegen der Behandlung der Altgläubigen Krieg führte und von diesem als Förderer des kirchenfeindlichen Unfugs verdächtigt und befehdet wurde. Ebenso ging es den Gouvernements-Gensd'armeofficieren, welche als Vertreter der geheimen Polizei die directe Aufsicht über die Sectirer zu führen hatten und sobald sie dieselben im Interesse der Ruhe und Ordnung vor Vergewaltigungen schützen wollten, mit der Geistlichkeit in Conflikt geriethen. Selbst die seit 1863 gemachten Zugeständnisse, als Duldung der altgläubigen Gemeindeschulen, der Andachtsübungen, Anerkennung altgläubiger Eheschließungen in erbrechtlicher Beziehung*) u. s. w. sind an den meisten Orten nur mit Mühe und erst als die Staatsorgane ernste Saiten aufzuziehen Miene machten, durchgesetzt worden. Will die Regierung sich nicht Schwierigkeiten und Händel der peinlichsten und gefährlichsten Art zuziehen, so darf sie auf dem neuerdings be-

*) Wie oben ausgeführt worden, verwerfen einzelne Secten die Ehe vollständig, während andere dieselbe anerkennen und wenn sie dem hierarchischen Typus angehören, durch ihre Geistlichen, andern Falls durch ihre Aeltesten einsegnen lassen. Da das Gesetz keine dieser Gemeinschaften anerkennt, gelten die Eheschließungen derselben, weil ohne Zuziehung eines orthodoxen Geistlichen vollzogen, für Concubinate, die aus denselben geborenen Kinder für illegitim und somit erbunfähig.

schrittenen Wege nur sehr langsam und allmählich vorgehen. Bezeichnend ist in dieser Beziehung, daß sich die Lage der altgläubigen Sectirer in den protestantischen und katholischen Provinzen ungleich günstiger, als im eignen Rußland gestaltet, wo die orthodoxe Geistlichkeit einflußreicher ist und das Pöbelvorurtheil in Betracht kommt. Seit lange gelten die Ostseeprovinzen für das Eldorado des Raskol und seiner Anhänger. Hier erfreuen dieselben sich einer freundlichen Behandlung seitens der protestantischen Behörden und Autoritäten und hat die Regierung sehr viel freiere Hand, als im Innern des Reichs; zudem bilden sie die Mehrzahl der überhaupt nur sehr dünn gesäten und blos an einzelnen Punkten, namentlich in Riga vertretenen russischen Bevölkerung. Altgläubige Gemeinden hatten sich in Livland schon zu schwedischer Zeit aus Religionsflüchtlingen gebildet, die fortwährend Zuschuß aus dem Innern erhielten. Aus diesem Grunde sind die russischen Sectirer in Livland fast ausnahmslos warme Anhänger des deutschen Wesens und der deutschen, toleranten Herrschaft.

Endlich — und das ist der wichtigste Punkt — kann die Regierung zu einer blos friedlichen und mit den Waffen des Geistes geführten Bekämpfung des Schisma zur Zeit noch nicht einlenken, weil die griechische Geistlichkeit außer Stande ist, einen solchen Kampf mit Aussicht auf irgend welchen Erfolg aufzunehmen. Klagen darüber, daß das Schisma immer neue Fortschritte mache, wo ihm irgend die Möglichkeit freier Bewegung gegeben worden, kommen auch noch gegenwärtig vor. Als ein Moskauer Journal im Frühjahr dieses Jahres volle Bekenntnißfreiheit und Aufhebung aller auf den Nicht-Orthodoxen ruhenden Beschränkungen forderte, erwiderte Pogodin, einer der fanatischsten und selbstgefälligsten Anhänger der Nationalpartei und des Byzantinismus in seinem Blatt „Der Russe", das sei nicht zu wagen, denn unfehlbar würden die höheren Gesellschaftsklassen dem propagandistischen Eifer katholischer Abbés, die Massen der unwiderstehlichen Anziehungskraft der altgläubigen Secten zum Opfer werden! — So erscheint eine Reform im Schooß der griech.-orth. Kirche und ihrer Geistlichkeit als eine der dringensten Forderungen der Zeit und in erster Reihe des russischen Staatsinteresses. Wie eine wirklich siegreiche Durchführung der Aufhebung der Leibeigenschaft erst möglich sein wird, wenn der russische Clerus willig und fähig gemacht worden ist, die Arbeit der Volksbildung zu übernehmen, so sind die geistige Ueberwindung des großen russischen Kirchenschismas und die Aufhebung der Gesetze, welche die Anhänger desselben zu einem gefährlichen revolutionären Brandstoff machen, erst zu hoffen, wenn es einen wahrhaft gebildeten geistlichen

Stand in Rußland giebt. Bis zur Erreichung dieses Ziels wird selbst der vielgescholtene Cäsaropapismus, der den russischen Kaiser zum Oberhaupt der Kirche seines Staats macht, nicht zu entbehren sein und die vor den specifisch kirchlichen Interessen prävalirende Staatsraison, — so unheilvoll sie auch im Einzelnen wirken, so vielfach sie auch das religiöse Moment zu politischen Zwecken ausbeuten mag — die eigentlich treibende Kraft der russisch-kirchlichen Reformbestrebungen bleiben. Die Dinge, auf welche es gegenwärtig in erster Reihe ankommt, Befreiung der Weltgeistlichkeit von der Herrschaft des Mönchthums, Besserung der materiellen und socialen Stellung des weißen Clerus, Niederreißung der Schranken, welche die Geistlichkeit zu einem besonderen Stande, einer vom Volk geschiedenen Kaste machen, endlich Neugestaltung der geistlichen Lehranstalten im Sinne moderner Bildung — ohne das Staatsinteresse, das zu ihnen drängt und die Staatsgewalt, welche sie durchsetzen kann, würden sie vielleicht noch ein Jahrhundert lang zu den frommen Wünschen gehören. Sollen sie in wirklich siegreicher Weise zur Anerkennung kommen und der griechischen Kirche zu einem wahren Siege über die Secten verhelfen, so wird aber freilich nothwendig sein, daß zugleich darauf verzichtet werde, Protestantismus und Katholicismus zu Gunsten der griechischen Kirche aus ihren uralten Sitzen an der Düna und Weichsel zu vertreiben, so muß der Widerspruch aufhören, daß dieselbe Kirche in der einen Hälfte des Reichs als reformbedürftige und verkommene Magd, in der anderen Hälfte als geborene Herrscherin über den Occidentalismus behandelt werde.

Der russische Gemeindebesitz.

Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. Von August Freiherrn v. Haxthausen. (Hannover 1848—52.)

Ders. Die ländliche Verfassung Rußlands. (Leipzig 1866.)

Ders. De l'abolition par voie législative du partage égal et temporaire des terres dans les communes russes. (Paris 1858.)

Es kommen Erscheinungen im Völkerleben vor, deren Bedeutung von den Zeitgenossen übertrieben wird, und andere, deren rechtzeitige Betrachtung und Kenntnißnahme selbst von den Berufenen geflissentlich vernachlässigt oder gar abgelehnt wird. Zu diesen letzteren muß das Institut des russischen Gemeindebesitzes gezählt werden, das dem Namen nach schon seit zwanzig Jahren bekannt ist, dessen praktische Wichtigkeit seit Beginn des laufenden Jahrzehnts unaufhörlich zunimmt, ja Miene macht, der Grundstein der gesammten Organisation des östlichen Europa zu werden — dessen Wesen und Gewicht bis zur Stunde aber noch von Niemand wissenschaftlich erörtert und festgestellt worden ist. Es ist das um so mehr zu verwundern, als die Arbeiterfrage, an deren Lösung die moderne Volkswirthschaft seit Jahren vergeblich arbeitet und die Gegenstand des besorgten Interesses der weitesten Kreise ist, mit den Vorstellungen, welche man in Rußland von der providentiellen Aufgabe des Gemeindebesitzes hat, in directem Zusammenhang steht, dieses Institut geradezu einen Versuch zur Lösung des großen socialen Problems bildet. Eine ziemlich einseitige Vorliebe für die Fragen, welche das bewegliche Vermögen betreffen, gehört freilich zu der Signatur der neueren Nationalökonomie und die Nichtbeachtung des Gemeindebesitz-Institutes hängt mit der Vernachlässigung agrarischer Fragen, welche in der Neuzeit überhaupt bemerkbar geworden, offenbar zusammen. Die Erscheinung, von welcher hier die Rede, ist aber politisch noch sehr viel wichtiger, als in wissenschaftlicher Rücksicht, denn sie übt bereits seit einer Reihe von Jahren auf den Gang der russischen Legis-

lative entscheidenden Einfluß. Wenn sie nichtsdestoweniger von den Politikern unserer Zeit ebenso hartnäckig ignorirt wird, wie von den Männern der Wissenschaft, so erscheint jener Vorwurf sorgloser Unterschätzung dessen, was von Osten kommt, den Westeuropa seit lange bezüglich Rußlands verdient, durch ein neues Argument bereichert. Von einem Dinge Nichts zu wissen, das den wichtigsten Führern eines mächtigen, nach Millionen zählenden kriegerischen Volkes für das zuverlässigste Mittel zur Zertrümmerung der westlichen Culturwelt und Begründung einer neuen europäischen Weltordnung gilt, — das erscheint von jedem Standpunkt und unter allen Umständen unerlaubt und ist nur erklärlich, wenn man die wundersame Geschichte der Entdeckung und der Beurtheilung des Instituts kennt, welches in einem großen Theile Rußlands seit Jahr und Tag „die neue Formel der Civilisation" heißt.

Die Entdeckung des Gemeindebesitzes ist ebenso das Verdienst des durch seine russische Reise (1842 u. 1843) bekannten Freiherrn August von Haxthausen, wie die Erforschung des anderen „Urphänomens" russischen Volkslebens, des Raskols (der Gesammtheit der altgläubigen Secten). Daß der conservative westphälische Freiherr diesen Erscheinungen seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, war bedingt durch die Eigenthümlichkeit seiner Anschauungen und Studien, ja derselben Vorurtheile, die des Autors Auffassung russischer Verhältnisse sonst vielfach getrübt haben. Der eifrige Katholik hatte allenthalben nach Anhaltspunkten für seinen Lieblingsgedanken, die Vereinigung der orientalischen mit der römisch-katholischen Kirche, gesucht und war dadurch mit den kirchlichen Zuständen Rußlands und dem russischen Sectenwesen näher bekannt geworden als irgend ein Westeuropäer vor ihm; der Ernst, mit dem er auf die einzelnen Materien des großen Religionsstreits im Osten einging, contrastirte zu gründlich mit der vornehmen Gleichgültigkeit gegen den Köhlerglauben der Massen, welche in früherer Zeit auch in Rußland von den Höhergebildeten meistens zur Schau getragen wurde, um seine Wirkung bei denen zu verfehlen, die über Wesen und Lehre der drei schismatischen Gruppen wirklich Aufschluß geben konnten. Und ähnlich war es Haxthausen mit der russischen Landgemeinde gegangen: seine Abneigung gegen den „liberalen Oekonomismus" der „nivellirenden" Neuzeit, sein Bestreben den von diesem angestellten Normen aus dem Wege zu gehen und denjenigen Lösungen der socialen Probleme, welche der Liberalismus predigte, ihre schwachen Seiten nachzuweisen, schärften seinen Blick für alle von den westeuropäischen abweichenden Formen des politischen und socialen Lebens. So geschah es, daß er eigenthümliche, „organische" Bildungen des Volksgeistes, tiefsinnige Offenbarungen der

slawischen Nationaleigenthümlichkeit aufzusuchen und nachzuweisen wußte, wo selbst die Einheimischen nur Ueberbleibsel des nomadischen Charakters ihres Stammes, rohe Formen einer mißbräuchlichen Bauernpraxis sahen, deren Bekämpfung bis dazu für eine Aufgabe der Gebildeten wie der Regierung gegolten hatte. Wohl wußte man, daß es in den russischen Landgemeinden von Alters her Brauch sei, die Summe aller den Bewohnern eines Dorfs gehörigen Grundstücke als Einheit und gemeinsamen Besitz der Insassen anzusehen und periodisch zu gleich großen Theilen an die verheiratheten Männer, je nach Anzahl derselben, zu vertheilen, aber es war Niemand in den Sinn gekommen, auf diese Volksgewohnheit irgend welches Gewicht zu legen oder dieselbe eingehenderen Studiums zu würdigen. So war es geblieben, bis Herr von Haxthausen im J. 1842 nach Rußland kam und die Agrareinrichtungen dieses Landes einem sorgfältigen Studium unterzog. Wenig später theilte er in Moskau einem Kreise strebsamer junger Männer, den er auf seiner Hinreise kennen gelernt hatte, diese Beobachtung und die Gedanken, welche dieselben in ihm wachgerufen, mit.

Der Zeitpunkt dieser Mittheilung war ein ebenso merkwürdiger, wie der Kreis, dem dieselbe gemacht worden. In den dreißiger Jahren hatte sich an der Moskauer Hochschule ein Kreis strebsamer junger Studenten zusammengefunden, dessen Mittel- und Einigungspunkt das Interesse für die frisch importirte deutsche Philosophie, namentlich die Lehren Hegels und Schellings gewesen war. Angewidert von dem hohlen Prunk der Uniformität und Geistlosigkeit der herrschenden Gesellschaft und des strengen absolutistischen Systems, welches jede freie Regung zu ersticken drohte, hatten diese Jünglinge sich in das Reich des freien Gedankens geflüchtet, um ausschließlich dem Cultus ihrer philosophischen Ideale zu leben. Dieser Kreis löste sich allmählich in zwei verschiedene Coterien auf, von denen die eine (zu ihr gehörte der später so bekannt gewordene Alexander Herzen) die Hegelianer von der Linken und die französischen Socialisten zu ihrem Lieblingsstudium machte, während sich die andere in die Ideen Schellings und seiner Naturphilosophie vertiefte und von dieser zu den deutschen Romantikern überging. Aus dieser Coterie, zu welcher Konstantin Aksakow und dessen Bruder Iwan, die beiden Kirejewski, Chomjäkow, Jurri Samarin u. A. gehörten, entwickelte sich die Schule der russischen Romantiker, der sogenannten Slawophilen, welche in der durch Peter den Großen geschehenen Einführung westeuropäischer Institutionen die Wurzel aller russischen Uebel sahen, eine rein nationale Entwickelung auf der Grundlage des russischen Mittelalters predigten und die Rückkehr zu den verlassenen altslawischen Traditionen

und dem byzantinischen Kirchenthum für die Vorbedingung jedes gesunden Staats- und Volkslebens in Rußland ansahen. Mit dem Eifer jugendlicher Begeisterung warfen diese nationalen Schwärmer sich auf das Studium der vaterländischen Geschichte vor Peter dem Großen, indem sie gleichzeitig die Rückkehr zum reinen Volksthum predigten, mit den niederen Classen in Beziehung zu treten suchten, ja zeitweise die Nationaltracht anlegten und zur Verwunderung der Moskauer Gesellschaft mit dem Hemd über den Beinkleidern und in dem ärmellosen Armjäk erschienen, der seit hundertfünfzig Jahren nur noch von Bauern und städtischen Proletariern getragen wurde. Da der Adel und die höheren Stände von dem „Volksthum" abgefallen waren und „den Götzen des Occidentalismus" huldigten, glaubten die Slawophilen, das nationalgebliebene Volk allein sei berufen, der Träger der Geschichte Rußlands zu werden und müsse in diesem Sinne zur Theilnahme am politischen Leben erzogen werden. Hand in Hand mit diesen Doctrinen, deren Verwandtschaft mit der Deutschthümelei der Jahn und Maßmann auf der Hand liegt, gingen ausschweifende Hoffnungen auf eine panslawistische Weltherrschaft, zu welcher das zu den verlassenen Heiligthümern der Väter zurückgekehrte Russenvolk providentiell bestimmt sein sollte, nachdem die Völker des Westens von der Einfalt des orientalischen Urchristenthums abgefallen seien. Aus Hegels Philosophie der Geschichte wußten die jungen Schwärmer, daß ein zur Weltherrschaft berufener neuer Stamm zugleich der Träger einer neuen Idee, eines neuen „Princips" sein müsse. Diese Idee ausfindig zu machen war man lange vergeblich bemüht gewesen, als plötzlich Herr von Haxthausen in Moskau erschien und seinen Freunden (er hatte Kirejewski und Chomjäkow schon früher kennen gelernt) von der Entdeckung Mittheilung machte, die ihm bei seinen Untersuchungen über die ländliche Organisation Rußlands unvermutheter Weise aufgestoßen war.

Den Aposteln des slawischen Zukunftsreichs war es bei dieser Mittheilung, als fielen ihnen die Schuppen von den Augen: das langgesuchte slawische Urphänomen, die Idee, zu deren siegreicher Vorkämpferin Rußland berufen war — sie war gefunden, und zwar von einem Fremden gefunden worden, das verachtete, gedemüthigte Bauernvolk hatte dieselbe still in seinem Schooß getragen und dadurch vor den Händen der räuberischen Fremden, die seit Peter alle russische Eigenthümlichkeit verfolgt und verketzert, gerettet. Fortan war das Institut des Gemeindebesitzes das A und O der Slawophilenweisheit und zugleich das Band, das diese Coterie mit der französirenden Socialistenschule Herzens und der russischen Junghegelianer verknüpfte. Diese sahen in der Haxthausenschen Ent-

deckung nämlich die Lösung der socialen Frage und des Problems, um welches sich die Fourier, St. Simon und Cabet vergeblich gemüht hatten.

Jahre vergingen, ehe von der providentiellen Bedeutung, ja von der Existenz des russischen Gemeindebesitzes in weiteren Kreisen die Rede war. Die jugendliche Gluth der Slawophilenschule verrauchte, ihre Glieder wurden in alle Winde zerstreut, Herzen und die übrigen Vertreter der socialistischen Studentenfraction waren nach Sibirien exilirt oder lebten als unbekannte Flüchtlinge im Auslande, das westliche Europa hatte an dem übrigen Inhalt der Harthausen'schen Studien sehr viel lebhafteren Antheil genommen, als an dessen vermeintlicher agrarischer Entdeckung. Erst im J. 1848 wurde die Lehre von der welterlösenden Kraft des Gemeindebesitzes und seiner Bedeutung für die künftige slawische Weltherrschaft neu aufgenommen und zwar durch Alexander Herzen, der dieselbe in seiner Schrift „Vom andern Ufer" und in verschiedenen anderen Brochuren verkündete und die „neue Formel der Civilisation" nannte. Die Auslegung, die er und seine Anhänger dem Inhalt der Harthausen'schen Entdeckung gaben (merkwürdiger Weise wird der westphälische Freiherr, der dieses Verdienst erwarb, in der Mehrzahl der russischen Publikationen übergangen), war eine rein socialistische und darum, wie wir im weiteren Verlauf sehen werden, von der der Slawophilenschule in vielen Punkten abweichend.

Wiederum vergingen Jahre, ohne daß von dem Gemeindebesitz und der Aufgabe, welche Herzen demselben vindicirt hatte, außerhalb der Londoner Emigranten und Demagogenkreise viel die Rede war — der reactionäre Wind, der in Frankreich und Deutschland wehte, war der Beschäftigung mit socialistischen Problemen durchaus ungünstig und in Rußland, wo der Druck des alten Systems seit dem ungarischen Feldzuge seinen Zenith erreicht hatte, war Alles, was nach Beschäftigung mit politischen Gegenständen schmeckte, an und für sich verpönt. Desto lebhafter war das Interesse, mit welchem man auf die Herzen-Harthausen'schen Ideen zurückkam, als die Aufhebung der Leibeigenschaft nach Beendigung des orientalischen Krieges auf die Tagesordnung gesetzt wurde und die russischen Köpfe und Herzen Jahre lang beschäftigte. Dieser Zeitpunkt fiel bekanntlich mit dem des Erwachens der russischen Presse und eines liberalen Taumels zusammen, der die gesammte russische Gesellschaft ergriff. Von allen Seiten wurde die Regierung jetzt mit der Forderung bestürmt, bei Umgestaltung der Beziehungen zwischen Herren und Bauern das nationale Heiligthum des Gemeindebesitzes unangetastet zu lassen. Während Herzen diese Forderung mit der eines socialistisch-demokratischen Staates verband, Aksakow, der Begründer des

Slawophilenjournals Djen (der Tag) mindestens die Abschaffung des Adels als Consequenz des russischen Gemeindeprincips verlangte, trat Herr v. Haxthausen mit der in Paris erschienenen Brochure „De l'abolition par voie législative du partage égal et temporaire des terres dans les communes russes“ für sein Lieblingskind in die Schranken, indem er die Schonung desselben im conservativ-aristokratischen Interesse empfahl. Die Regierung, der es wesentlich darauf ankam, die Auseinandersetzung zwischen Herren und Bauern möglichst rasch und glücklich durchzuführen, scheute nach kurzer Ueberlegung vor dem Wagestück einer gleichzeitigen, in alle Zweige des Staates und Gesellschaftslebens eingreifenden ökonomischen Umwälzung zurück und beschloß die Beibehaltung des bisher gebräuchlichen Gemeindebesitzes, unter gewissen Modificationen, auf welche wir in der Folge ausführlich zurückkommen. Gleichzeitig ließ sie durch ihre amtlichen Organe andeuten, daß sie zwar die Volksgewohnheit schonen wolle, aber weit davon entfernt sei, diesem Institut die grundlegende, socialistische Bedeutung beizulegen, welche demselben von Slawophilen und jungrussischen Socialdemokraten imputirt wurde. Die Letzteren verlangten nichts Geringeres, als völlige Aufhebung alles persönliches Grundbesitzes, unentgeltliche Vertheilung alles Grund und Bodens unter die Bauern und principielle Anerkennung des Satzes, daß alle Russen gleichen Anspruch an die Mutter Erde hätten.

Im Getümmel der revolutionären Wogen, welche die Jahre 1857—1863 trieben, und der zahllosen gleichzeitigen Bestrebungen im demokratischen und liberalen Sinn, welche Einführung einer auf breitester Basis ruhenden Constitution, Abschaffung des Adels, Reform der Justiz und Verwaltung u. s. w. anstrebten, wurden die Stimmen, welche den Gemeindebesitz zum Grund und Eckstein des künftigen russischen Staatslebens machen wollten, überschrien. Ob die „neue Formel der Civilisation“ gleich eine gewisse Rolle spielte, so gelangte sie neben anderen Bestrebungen doch nicht zur Alleinherrschaft, zumal die grundsätzliche „Verneinung des Individualismus“, welche die Slawophilen in dem Gemeindebesitz ausgedrückt sahen, zu den Wünschen der demokratischen Ultras, welche an der Spitze der öffentlichen Meinung standen, nicht recht passen wollte. Als die Regierung gegen die geheimen revolutionären Gesellschaften, welche die unentgeltliche Vertheilung des Grund und Bodens erzwingen wollten und zu diesem Zweck mit Brandstiftungen und revolutionären Proklamationen vorgingen, strafend einschritt, schienen die Aussichten der Freunde des neuen Princips vollends verdunkelt zu werden. Erst zufolge des polnischen Aufstandes von 1863 trat, wie in vielen anderen Beziehungen, so auch in dieser eine wich-

tige Veränderung ein. Zur Bekämpfung des polnischen Adels, der neben der katholischen Geistlichkeit an der Spitze der revolutionären Bewegung gestanden hatte, schritt die Regierung im Frühjahr 1863 zu einer fundamentalen Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse in Polen und den früher polnischen Provinzen des westlichen Rußland. Es sollte nicht nur der Bauer von jeder Abhängigkeit, in welcher er bis dahin zum Gutsbesitzer gestanden, entbunden werden, die Regierung wünschte zugleich innerhalb des Bauernstandes ein anderes Princip aufzurichten und auch die bäuerlichen Knechte zu Besitzern von Landparcellen zu machen. Man hoffte, die gesammte ländliche Bevölkerung auf diese Weise in das Interesse der Regierung ziehen und vor der Ansteckung durch den revolutionären polnischen Adel und die Geistlichkeit behüten zu können. Kaum hatte der geistige Schöpfer und Begründer dieses Organisationsplanes, Staatssecretär Miljutin (besonders eifrig von seinem Bruder dem Kriegsminister und dem Domainenminister Selénni unterstützt) seine Thätigkeit begonnen, als die Führer der verschiedenen bald zu einer Nationalpartei verschmolzenen demokratischen und slawophilen Fractionen unter seine Fahne strömten, um gemeinsam an der Verwirklichung ihrer längst gehegten politischen Ideale zu arbeiten. Die große, seit dem Emancipationsukas von 1861 in Fluß gekommene Bewegung der Geister war in die Bahnen einer geregelten bureaukratischen Thätigkeit geführt. Jetzt sollte die Theorie That werden. Mehr als je glaubte man wieder an die welterlösende Kraft der neuen Civilisationsformel. „Der slawische Stamm — so hieß es jetzt — hat die Mission, den Bann zu brechen, den die Völker des Westens über die niederen besitzlosen Gesellschaftsklassen gebreitet haben; die Emancipation des vierten Standes, die Lösung der socialen Frage vermittelst des altrussischen Princips des Gemeindebesitzes ist seine geschichtliche Aufgabe, der Rechtstitel, aus welchem er zur Herrschaft über die europäische Welt berufen ist. An der Hand dieses Princips hat Rußland die Ketten gebrochen, welche der polnische Adel den Bauern und landlosen Knechten in Polen, Littauen und der Ukraine angelegt hatte; geleitet von diesem Princip hat es die gleiche Aufgabe in den übrigen, auf der Grundlage westeuropäischer Cultur organisirten Theilen des Reichs zu vollziehen und über die Grenzen desselben hinaus nach Westen hin vorzugehen. Bis zur Erreichung dieses großen Ziels sind die übrigen Aufgaben des Staatslebens zu vertagen, erst am Tage nach erfochtenem Siege ist mit den Ansprüchen der Freiheit, des Rechts und der Bildung an das russische Staats- und Verfassungswesen abzurechnen. Die Lehre von dem gleichen Anspruch Aller an den Grund und Boden, der

Nothwendigkeit einer Verwandlung des persönlichen in das Gemeindeeigenthum ist das Zeichen, unter welchem der slawisch-russische Stamm zu streiten und über das zu unterwerfende westliche Europa zu siegen berufen ist."

Diese Meinung ist noch gegenwärtig in den maßgebenden demokratischen und nationalen Kreisen Moskaus und Petersburgs weit verbreitet und den Staatsmännern, welche wir oben namhaft gemacht haben, nicht ganz fremd. „Daß diese und keine andere die Aufgabe unseres Volkes ist," so sagte ein geistreicher und wegen seines Charakters mit Recht allgemein geschätzter russischer Publicist dem Verfasser im J. 1865 zu St. Petersburg, „geht aus unserer gesammten Geschichte hervor. Alle Versuche, welche auf russischer Erde zur Bildung eines aristokratischen Staatswesens gemacht wurden, sind an sich selbst zu Grunde gegangen. So die aristokratischen Städterepubliken von Nowgorod und Pskow, welche von den Zaaren gebrochen wurden, denen wir die russische Staatseinheit verdanken und welche bei ihrem Werk wesentlich durch das niedere Volk und die in jenen Republiken politisch rechtlosen Smerdi (Knechte) unterstützt wurden, so der Versuch zur Begründung einer Oligarchie unter der Kaiserin Anna. Als nach der Thronbesteigung des gegenwärtigen Monarchen unser Volk von den Fesseln der Knechtschaft befreit und die gesammte Nation in liberale Bahnen geführt wurde, haben wir es mit allem Möglichen versucht, mit der Herstellung einer Constitution, zu welcher die Regierung gedrängt werden sollte, mit freier Presse, mit Herstellung eines Rechtsstandes nach westeuropäischem Muster u. s. w. — Nichts ist uns gelungen, ja der Staat lief Gefahr, in ein revolutionär-cosmopolitisches Chaos aufgelöst zu werden. Dieser Boden war noch zu starr, die Früchte einer so verfeinerten Cultur zu tragen. Erst der polnische Aufstand hat uns wieder zur Besinnung gebracht und zu unserer providentiellen Aufgabe zurückgeführt. Mit dem Institut des Gemeindebesitzes und der Negation des individuellen Eigenthums am Grund und Boden haben wir allenthalben in der Welt das Gebundene zu lösen. Mit Polen und Littauen haben wir den Anfang gemacht und dadurch den revolutionären Adel dieser Länder zu Boden geworfen, wir werden nicht ruhen, bis das Princip des Gemeindebesitzes hier und in allen westlichen Provinzen unseres Reichs zur Anerkennung gebracht und bis in die letzten Consequenzen durchgeführt ist. Der Absolutismus, den wir noch vor wenigen Jahren thörichter Weise anfeindeten, ist die geeignetste Staatsform zur Durchführung dieses Princips. Ein Rechtsstaat würde uns die Hände binden und in der Action gegen die privilegirten und aristokratischen Gesellschaftsklassen geniren. Erst wenn diese

alte Gesellschaft morçellirt ist, können wir jene strengen Rechtsformen brauchen, welche in Deutschland und namentlich in Preußen dazu ausgebeutet werden, die niederen Klassen unter das Joch der Eigenthümer und Kapitalisten zu beugen. Ich halte Ihre Schulze-Delitzsch und Sybel*) so hoch ich sie persönlich achte, für die gefährlichsten Feinde der modernen Gesellschaft, weil sie die Formen des Liberalismus dazu benutzen, die Besitzlosen zu Gunsten der Eigenthümer zu unterwerfen. Lassalle ist die einzige bedeutende Erscheinung, welche Westeuropa in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat. Unser Gemeindebesitz, der Jedem die Möglichkeit bietet, durch Eintritt in eine Landgemeinde Antheil am Grund und Boden zu gewinnen, ist die Erfüllung dessen, was dieser große Mann und seine Vorläufer angestrebt haben. Haben wir dieses Princip erst in Rußland selbst vollständig durchgeführt, so werden wir mit seiner Hülfe den Erdkreis unterwerfen. Alle Proletarier und Besitzlosen Westeuropas sind unsere natürlichen Verbündeten."

Bevor wir das „Princip" der neuen Civilisationsformel und die an dasselbe geknüpften verschiedenen Ideenkreise weiter verfolgen, wird nothwendig sein, die Basis desselben, den Gemeindebesitz, wie er sich factisch in der russischen Wirklichkeit gestaltet hat, näher kennen zu lernen.

Die ländliche Organisation in Rußland (die baltischen, die ehemals polnischen und einen Theil der klein-russischen Länder ausgenommen) war vor Aufhebung der Leibeigenschaft im Wesentlichen folgende: Von den zu einem Rittergut gehörigen Grundstücken (mochte dasselbe von der Krone oder von Privaten besessen werden) stand gewohnheitsmäßig nur ein bestimmter Theil, in der Regel ein Drittheil, in der directen Nutzung des Herrn, das Uebrige war an die Dorfgemeinde vergeben und befand sich im ungetheilten Besitz derselben. Alle Unterthanen des Guts standen in gleicher, beinahe unbeschränkter Abhängigkeit vom Herrn; während ein Theil derselben (je nach Auswahl des Herrn) auf dem Hof desselben lebte und die Dienstbotenschaft bildete (Hofsleute), stand die übrige Gemeinde im Besitz der Dorfmark, welche ihr gegen die Verpflichtung, die direct vom Herrn besessenen Grundstücke (das sogenannte Hofsland) zu bearbeiten, verliehen wurde. Das Maß dieser Frohndienste wurde vom Herrn willkürlich bestimmt; gewohnheitsmäßig arbeitete der Bauer drei Tage der Woche für den Herrn, die übrigen für sich selbst. Zur Zeit der Ernte oder wenn der Herr es sonst

*) Man erinnere sich, daß der preußische Verfassungsconflict im Februar 1865 in seiner Blüthe stand und Gegenstand der Theilnahme in ganz Europa war.

verlangte, wurde auch die ganze Woche für den Hof gearbeitet. Die Dorfmark war nicht an einzelne Gemeindeglieder vergeben, sondern stand im ungetheilten Besitz der Gemeinde, die dasselbe periodisch, gewöhnlich alle neun Jahre unter sämmtliche am Ort befindliche Familien zu gleich großen Parcellen vertheilte. Diese Vertheilung geschah entweder nach der Seelenzahl oder per Tjäglo (Wirthschaftseinheit) d. h. im ersteren Fall erhielt jeder Familienvater ein Grundstück, dessen Größe der Zahl der von ihm abhängigen Familienglieder entsprach, indem pro Kopf eine gewisse Anzahl Dessätinen angenommen wurde, in letzterem Falle wurde das gesammte Areal unter die einzelnen Familien vertheilt und der Einzelantheil, je nachdem die Zahl der Aspiranten zu- oder abgenommen hatte, vergrößert oder verkleinert. Für den Begriff des „Tjäglo" (der nur auf Privatgütern angewandt wurde, während man auf den Domänengütern nach Seelen rechnete) giebt es keine authentische Interpretation: während man in früherer Zeit eine gewisse Anzahl Personen (3 bis 5) auf jedes Tjäglo rechnete, versteht man neuerdings jedes Ehepaar darunter; je nachdem mehrere Familien gemeinschaftlich wirthschaften (z. B. ein Vater mit seinen erwachsenen Söhnen), wird ein einfaches, doppeltes, dreifaches u. s. w. Tjäglo angenommen. Bei jeder Neuvertheilung — und wie wir wissen kehren dieselben periodisch wieder — wurden alle neu begründeten Haushaltungen, insoweit dieselben sich zur Empfangnahme ihres Antheils meldeten und es nicht vorzogen, anderen Erwerb zu suchen, einzeln in Rücksicht genommen, denn alle hatten gleichen Anspruch an den Grund und Boden der Dorfmark. Vor wie nach Aufhebung der Leibeigenschaft geschah es häufig, daß ein Bauer, der dazu die Erlaubniß des Herrn erhalten, in die Stadt zog und Händler oder Handwerker wurde und als solcher vielleicht Millionen erwarb; ging es mit diesem Geschäft nicht mehr oder wurde er desselben müde, so bedurfte es nur seiner Meldung an Ort und Stelle, damit er bei der nächsten Vertheilung wieder berücksichtigt wurde. Alle bäuerlichen Gemeindeglieder, die nicht zum Hof gehörten, wohnten in einem Dorf, das sich gewöhnlich inmitten der Mark befand. Diese selbst war in lange, schmale Säulen oder Schnüre von 3—6 Faden Breite und 100—500 Faden Länge getheilt. Jeder Neuvertheilung, die von der Gemeinde selbst vorgenommen wurde, ging eine Klassificirung des urbaren Grund und Bodens voraus, die aber nicht sowohl nach der Ertragsfähigkeit, sondern nach der Entfernung der einzelnen Grundstücke von den Wohnstätten vorgenommen wurde. Die einzelnen Säulen oder Streifen wurden, nachdem sie entsprechend der Zahl der Aspiranten in die ge-

hörige Anzahl gleich großer Parcellen getheilt worden, verloost: es blieb mithin dem Zufall überlassen, ob der Einzelne das früher von ihm bearbeitete Land wieder erhielt oder nicht. Die Waldungen, Weideplätze, Fischereien u. s. w. blieben im ungetheilten Besitz der Gesammtgemeinde. Der persönliche (oder individuelle) Besitz des einzelnen Gemeindegliedes beschränkte sich auf sein Wohngebäude, den zu diesem gehörigen Garten, das Vieh, die Pferde und die bewegliche Habe. In einzelnen Gemeinden, namentlich solchen, welche der Krone gehörten und Ueberfluß an Grund und Boden hatten, wurde zur Vermeidung allzu häufiger Bodenvertheilungen ein Theil der Feldmark ausgesondert und als „Reserveland" für die künftig sich bildenden Familien aufbewahrt, bis zur Heranbildung dieser aber brachgelegt oder, wenn sich ein Unternehmer fand, für Rechnung der Gemeinde verpachtet. Lediglich vom Herrn hing es ab, ob er sich die der Gemeinde überlassenen Grundstücke durch Arbeit auf seinem Felde (Frohnleistung) oder durch Pachtzahlungen (den sogenannten Obrock) vergüten lassen wollte; auf den Domänengütern war seit dem Beginne der vierziger Jahre durch den Minister Kissileff ausschließlich Pachtzahlung eingeführt worden und von den Privatbauern zahlten allenthalben wenigstens diejenigen Obrock, die auf ihren Landantheil verzichtet und sich (mit Genehmigung des Herrn) in der Stadt niedergelassen hatten; wurden sie reich und gelüstete es dem Herrn nach einem Antheil ihres Vermögens, so ließ er sich die Erlaubniß zu diesem städtischen Aufenthalt seiner Leute oft mit Tausenden von Rubeln bezahlen oder es fand eine förmliche auf gegenseitige freie Uebereinkunft gegründete Loskaufung statt. Der Herr war dagegen verpflichtet, für die leibliche Existenz seiner Leute Sorge zu tragen, bei Hungersnoth, Mißwachs u. s. w. helfend einzutreten und die Armen und Arbeitsunfähigen (mochten sie zum Dorf oder zum Hof gehören) zu versorgen, resp. versorgen zu lassen.

Das Emancipationsgesetz vom 19. Februar 1861 hat dieses Verhältniß dahin geändert, daß die persönliche Freiheit aller Leibeigenen, mochten sie Dorfbauern oder Hofsleute sein, anerkannt und den Gemeinden die Möglichkeit geboten wurde, nach einem gesetzlich bestimmten Modus, dessen Einzelheiten für die hier behandelte Frage gleichgiltig sind, ihre Mark eigenthümlich zu erwerben oder gegen mäßige Vergütung in pachtweisem Besitz zu erhalten — an den wirthschaftlichen Einrichtungen, dem Verhältniß des Einzelnen zur Gemeinde, den periodischen Neuvertheilungen, der Art und Weise der Taxation und der Eintheilung des Bodens u. s. w. ist absolut Nichts verändert worden. Den Gemeinden

ist allerdings das Recht zugestanden worden, ihre Mark, nachdem sie dieselbe zum Eigenthum erworben, zu zerschlagen, den Gemeindebesitz aufzulösen und die einzelnen Grundstücke den jeweiligen Inhabern erblich zuzutheilen — die Macht der Volksgewohnheit hat es aber, begünstigt von der herrschenden Strömung mit sich gebracht, daß von der durch das Gesetz gebotenen Möglichkeit nirgends Gebrauch gemacht, sondern der wirthschaftliche Status-quo-ante unverändert beibehalten worden ist.

Die Theorie, welche die Anhänger des Gemeindebesitzes sich über die wirthschaftliche, sociale und politische Bedeutung dieses Instituts gebildet haben, beruht auf Voraussetzungen, welche zur Zeit der Leibeigenschaft gewonnen worden. Obgleich es nahe genug lag, von der Aufhebung des Hörigkeitsverhältnisses einen nachhaltigen Einfluß auf die Zustände zu erwarten, welche der ungetheilte Besitz der Gemeindemark mit sich brachte und es schon gegenwärtig für ausgemacht gelten kann, daß das Aufhören des herrschaftlichen Interesses an dem Wohl und Wehe der einzelnen Parzellenbesitzer, die materielle Stellung derselben erschwert hat, ist es weder den Slawophilen, noch den Demokraten der Herzenschen Schule oder Herrn v. Haxthausen in den Sinn gekommen, ihre vor 20 Jahren gewonnenen Vorstellungen über die agrarischen Zustände Rußlands, nach dem 19. Februar 1861 einer Revision zu unterziehen. Es erscheint das um so unbegreiflicher, als jene Parteien entschiedene Feinde der bäuerlichen Unfreiheit waren, die Emancipation mit unermüdlichem Eifer anstrebten und von dieser erwarteten, sie werde den Gemeindebesitz erst zu seiner wahren Bedeutung erheben. So lange die Leibeigenschaft bestand, wurden alle Schattenseiten der ländlichen Verhältnisse auf Rechnung dieser gesetzt, ohne daß sich etwas dagegen ausrichten ließ — von dem Gemeindebesitz hieß es, er bestehe nur in einer unvollkommenen Gestalt und in der That ist eine Beurtheilung der wirthschaftlichen Seite dieses Instituts erst möglich geworden, seit das unnatürliche Verhältniß der absoluten Abhängigkeit Vieler von Wenigen aufgehoben, der Thätigkeit des russischen Landmanns freie Bahn geschaffen und das Provisorium, als welches die Hörigkeit angesehen werden mußte, in ein Definitivum verwandelt worden ist. Wir werden darum bei Prüfung des volkswirthschaftlichen Werths der „neuen Formel der Civilisation" nur nöthig haben, die ökonomischen Folgen der Aufhebung der russischen Leibeigenschaft überhaupt ins Auge zu fassen und nach dieser unser Urtheil bilden können. Dieses auf feststehenden Thatsachen beruhende Urtheil wird uns zugleich in den Stand setzen, mit den Anschauungen und Systemen abzurechnen,

welche die verschiedenen Gruppen der Anhänger des Gemeindebesitzes, der conservative Freiherr v. Haxthausen, der Socialist Herzen und dessen Schule, endlich die Aksakow, Chomjäkow, Samarin und Kirejewski, an den Gemeindebesitz knüpften. Daß all' diese Parteien mehr oder minder von der volkswirthschaftlichen Seite absehen und ihre Vertheidigung mit moralischen, politischen und religiösen Argumenten führen, kann an der Sache Nichts ändern, denn in letzter Instanz wird die Frage nach dem Einfluß, welchen eine agrarische Organisation auf die Production ausübt, immer darüber entscheiden, ob dieselbe haltbar oder unhaltbar ist.

Nach den letzten, officiell veröffentlichten russischen Berichten sind bereits mehr wie $^5/_8$ aller russischen Bauerngemeinden in das Eigenthum ihrer Dorfmark getreten, während nur $^3/_8$ in Abhängigkeit von den Gutsbesitzern geblieben sind, und zur größeren Hälfte Frohne leisten, zur geringeren Geldpacht zahlen. Es läßt sich somit sagen, daß das Emancipationsgesetz im Wesentlichen durchgeführt ist. Von einem Aufschwung, welchen die russische landwirthschaftliche Production genommen hätte, ist aber dennoch nirgend die Rede gewesen, nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller Organe der russischen Presse, ohne Unterschied des politischen Parteistandpunktes, ist die Landwirthschaft vielmehr allenthalben im Rückgange begriffen. Wohl sind die Lasten, welche früher auf dem russischen Landmann ruhten, verschwunden, selbst wo die Frohne beibehalten wurde, hat die Zahl der Frohntage sich unverhältnißmäßig verringert und längst aufgehört drückend zu sein und doch wird von allen Seiten darüber geklagt, daß Herren und Bauern der Verarmung mit Riesenschritten entgegengehen. So beträchtlich auch die Opfer sind, welche der russische Adel der Sache der Bauernfreiheit gebracht hat, sie sind nicht größer als die, welche die Privilegirten anderer Staaten bei Aufhebung des Hörigkeitsverhältnisses bringen mußten: während aber überall, wo es persönliches Eigenthum am Grund und Boden gab, der von den Verpflichtungen gegen seinen Herrn befreite Bauer reiche Veranlassung hatte, seinen Gewinn an Zeit und Arbeitskraft zur Hebung seines Grundstücks auszubeuten, ist der russische Landmann, weil er von der Möglichkeit ausgeschlossen geblieben, diesen Gewinn in entsprechender Weise zu verwerthen, nicht reicher, sondern ärmer geworden. Mag er fleißig und rationell oder träge und liederlich wirthschaften, sein Bodenantheil bleibt ihm nur für die laufende Periode, nach Ablauf derselben fällt sie an die Gemeinde zurück und der Zufall entscheidet darüber, welche Parzelle er während der nächsten neun oder zwölf Jahre bearbeiten soll. Die freie Zeit, welche er durch

Wegfall der Frohnen gewonnen, könnte allerdings zu anderweitigem Erwerb verwendet werden, — daß das aber nur sehr ausnahmsweise geschieht, liegt, insbesondere wenn man den niedrigen Bildungsstand der ländlichen Bevölkerung Rußlands ins Auge faßt, in der Natur der Sache. Seine Parzelle, die ihm nimmermehr genommen werden kann, sichert ihn, wenn nicht Unglücksfälle eintreten, vor dem Hungertode, während sie seine Thätigkeit doch nur sehr mäßig in Anspruch nimmt. Die Möglichkeit, bei blos halber Thätigkeit alle Vortheile des bisherigen Lebenszuschnitts zu conserviren, ist für den Ungebildeten an und für sich eine starke Versuchung zur Indolenz und Trägheit; zieht man vollends in Erwägung, daß das leitende Princip der agrarischen Organisation Rußlands die Gleichberechtigung und vollständige Gleichheit aller Gemeindeglieder ohne Unterschied ihrer sittlichen und physischen Eigenschaften zur Voraussetzung hat, daß demjenigen, der sich durch Fleiß und Intelligenz hervorzuthun weiß, schlechterdings keine Vortheile gewährt, ja kaum Handhaben geboten werden, von diesen seinen Vorzügen Gebrauch zu machen, daß der russische Bauer, soweit er Landwirth ist, sich unter keiner Bedingung über das Niveau erheben kann, das seine Umgebung bildet, so wird man die Erklärung dafür haben, der sittliche und ökonomische Zustand des russischen Landvolks habe sich seit den letzten sechs Jahren verschlimmert, ohne daß dieser Rückschritt durch sichere Aussichten auf künftige Fortschritte aufgewogen würde. So lange die Glieder der ländlichen Bevölkerung in das Prokrustesbett der periodischen Gleichvertheilung des Grund und Bodens gezwängt und von der Möglichkeit einer individuellen Entwickelung abgeschnitten sind, so lange die stärkste Triebfeder menschlicher Thätigkeit, der Egoismus, künstlich unterbunden bleibt, ist an die Vortheile, welche man sich von der Aufhebung der Leibeigenschaft versprach, der Natur der Sache nach nicht zu denken. Der für den Landmann erzielte Gewinn an freier Zeit und größerer Freiheit der Bewegung hat im Gegentheil dazu beigetragen, denselben sittlich herunterzubringen: die Tage, welche er früher auf dem Felde seines Herrn zubrachte, verbringt er gegenwärtig in der Schenke. Weiß er doch, daß sein Bankerott nicht ihn, sondern in erster Reihe die Gemeinde in Verlegenheit bringt und daß seine Prosperität wiederum in erster Reihe von dieser ausgebeutet wird. Eine natürliche Consequenz des Systems, welches die Existenzbasis des Einzelnen von der wechselnden und periodischen Zutheilung aus der Gemeindemark abhängig macht, ist nämlich, daß nicht das einzelne Gemeindeglied, sondern blos die Gesammtgemeinde für gehörige Leistung der auf ihren Gliedern ruhenden Verbindlichkeiten haftbar und verantwortlich ist.

Der ehemalige Grundherr, der die Zinsen für den Kaufschilling fordert, für welchen die Mark an die Gemeinde verkauft worden, der im Eigenthum des Gemeindelandes verbliebene Gutsbesitzer, dem die Bauern nach contractlicher Vereinbarung Pacht zu zahlen oder dieselbe durch Naturalleistungen abzulösen haben, der Staat endlich, der die verschiedenen Steuern einfordert, — sie Alle haben es nicht mit dem einzelnen Parzellenbesitzer sondern lediglich mit der Gesammtgemeinde, beziehungsweise der Gemeindevertretnng zu thun, lediglich Sache dieser ist, mit den einzelnen Contribuenten fertig zu werden. Wenn A. zahlungsunfähig wird, so wird sein Antheil auf B. C. D. und die übrigen Gemeindeglieder repartirt, denn alle Gemeindeglieder sind für die richtige Leistung der auf der Gemeinde ruhenden Verbindlichkeiten, Steuern u. s. w. solidarisch haftbar und der Staat, resp. der gutsherrliche Gläubiger fragt nicht darnach, welche Gemeindeglieder ihren Pflichten gegen die Gesammtheit nachgekommen sind, welche nicht. Diese solidarische Haftbarkeit, welche den thätigen, umsichtigen und gewissenhaften Parzelleninhaber zum Mitschuldner, ja zum Bürgen des trägen und liederlichen Nachbarn macht, reicht allein dazu hin, jede Strebsamkeit und jeden Fortschritt niederzuhalten. Und doch ist sie minder lästig, als die Gewißheit, den gegenwärtigen Besitz nach Beendigung der laufenden wirthschaftlichen Periode wiederum dem Zufall einer Lotterie Preis gegeben zu sehen. Die bäuerliche Zwergwirthschaft bietet an und für sich weniger Aussicht auf lohnende Thätigkeit, als das System der geschlossenen Höfe; kommt gar die Gewißheit hinzu, daß die Bodenameliorationen nicht dem, der sie mit seinem Schweiß bezahlte, sondern nach Verlauf einiger Jahre einem beliebigen Nachbarn in den Schooß fallen, so wird sie zum Fluch, weil sie die Bescheidung bei einer untergeordneten, streblosen Existenz zur Consequenz hat.

Ein fernerer, gleichfalls höchst empfindlicher Mißstand ergiebt sich aus der oben erörterten Art und Weise der Bodencatastrirung und Vertheilung. Die Grundstücke, welche dem Einzelnen zugewiesen sind, hängen weder zusammen, noch bieten sie in ihrer Summe das, was der Bauer zu einer vernünftigen Wirthschaft braucht. Das Dorf, in welchem die Gemeindegenossen leben, bildet gleichsam den Mittelpunkt eines Kreises, dessen Radien die langen schmalen Wannen sind, in welche der Grund und Boden getheilt ist. Nach dem Grundsatz, daß der Werthantheil ein gleicher sein muß, sind die dem Einzelnen zugewiesenen Stücke in der Regel an fünf oder zehn verschiedenen, oft weit von einander abliegenden Orten verstreut — ihre Bearbeitung bedingt darum eine maßlose Zeit und Kraftverschleuderung, ganz abge-

sehen davon, daß es unmöglich ist, die einzelnen den Familienantheil bildenden Stücke zu einander in ein inneres, den verschiedenen Ansprüchen des wirthschaftlichen Lebens entsprechendes Verhältniß zu setzen. An Mehrfelderwirthschaft, Fruchtwechsel u. s. w. kann unter solchen Verhältnissen auch dort nicht gedacht werden, wo der Bildungsgrad und die Wohlhabenheit der Bauern diese wirthschaftlichen Wohlthaten an und für sich ermöglichte, der Fortbestand der Barbarei und der alten irrationellen Oekonomie wird gleichsam erzwungen. Die schlimmste Seite der Sache ist aber die, daß das System der Parzellen die Landleute nicht blos nothdürftig nährt und alles Sporns zur Strebsamkeit beraubt, sondern zugleich nur nothdürftig beschäftigt. An Möglichkeit zum Erwerb und zur lohnenden Verwerthung seiner freien Stunden fehlt es dem russischen Bauern allerdings nicht: da die Frohne nur auf etwa $^3/_{16}$ aller Güter fortbesteht und der Begriff bäuerlicher Knechte unbekannt ist, mangelt es der Mehrzahl der russischen Gutsbesitzer an Händen zur Bestellung der ihnen gebliebenen Ländereien. Aber selbst der höchste Tagelohn ist nicht im Stande, die Bauern zu dauernder Uebernahme der Bearbeitung herrschaftlicher Grundstücke zu vermögen und der Arbeitermangel hat einen Grad erreicht, von dem man sich in Westeuropa eine kaum annähernde Vorstellung machen kann. Die natürlichen Neigungen und Anlagen des Russen sind mehr dem Handel, als dem Ackerbau zugewendet: gewinnt der Bauer es über sich, seine freien Stunden nicht zu vertrinken, so zieht er lieber als Händler durch das Land, als daß er den Boden bearbeitet. Das herrschende System hat ihn daran gewöhnt, sich mit dem Ackerbau möglichst wohlfeil abzukaufen und jede andere Beschäftigung diesem seinem natürlichen Beruf vorzuziehen, die Vorstellung, daß alle auf den Grund und Boden verwandte Anstrengung nicht ihm, sondern Anderen zu Gute kommt, hat sich so tief in ihm befestigt, daß sie unerschütterlich erscheint. Ein plötzlich eintretendes Maß größerer Freiheit ist für den Ungebildeten immer mit Gefahren verbunden: tritt dieselbe ein, ohne von einem erhöhten Reiz für Anspannung der Thätigkeit zu sein, so wird sie zur Calamität. Der Zwang zur Arbeit hat in Rußland aufgehört, die Veranlassung zu derselben ist durch die Beibehaltung des Communalbesitzes eine blos beschränkte — es wird darum fast ausnahmslos weniger gearbeitet. Das Maß der Arbeitskräfte ist dasselbe geblieben und doch finden sich auf den Gütern, für welche die Frohne aufgehoben ist, keine Hände zur Bearbeitung der herrschaftlichen Felder. Dazu kommt, daß die wenige Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft decretirte Organisation der Branntweinaccise (der Haupteinnahme des Staats) und die

Freigebung des Branntweinhandels, der Völlerei, diesem angeerbten russischen Nationallaster, in erschrecklicher Weise Vorschub geleistet haben. Wir können nicht umhin, einer Schilderung, welche die von dem bekannten Katkow herausgegebene Wochenbeilage zur Moskauschen Zeitung ihrer Zeit über die — gegen heute noch erträglichen — ländlichen Zustände Rußlands im J. 1865 veröffentlichte, einzelne Sätze zu entnehmen. Der Verdacht tendenziösen Pessimismus oder geflissentlicher Entstellung der Thatsachen ist durch den Namen des Redacteurs, der der Hauptvorkämpfer der Nationalpartei und ein Verehrer alles Russischen ist, von vornherein ausgeschlossen. „Ich habe," wird dem genannten Journal von einem russischen Landwirthe geschrieben, „den diesjährigen Sommer in einer Gegend südöstlich von Moskau verbracht, die mir seit lange bekannt ist und an die sich meine persönlichen Interessen knüpfen. Was ist, was mir dort vor die Augen getreten ist? Allgemeine Niedergeschlagenheit und Apathie, sorgloses Leben in den Tag hinein, Trägheit, Trunk und Diebstahl. Alle Vorgänge groß und klein, selbst erlebte und von Anderen erfahrene hatten Grund und Quelle in einem der Laster, deren häßlich klingende Namen ich soeben genannt habe. Die Apathie äußert sich in dem Stillstande jeder Thätigkeit, in dem Erlöschen jeder Unternehmungslust . . . . . In Folge der Emancipation trugen sich die Meisten mit Hoffnungen auf den Vortheil, welchen die freie Arbeit bringen sollte, richteten Vorwerke ein, schafften Pflüge und Maschinen an u. s. w. Geld wurde viel dabei ausgegeben, aber die Sache wollte nicht recht in Gang kommen. Die niedrigen Getreidepreise, die übermäßige Höhe des Arbeitslohns, vor Allem die Unmöglichkeit, sich freie Arbeiter zu schaffen, es sei um welchen Preis es wolle, machten die Wirthschaft mit Tagelöhnern unmöglich. Bald darauf fielen die Löhne und stiegen die Productenpreise. Aber dennoch blieb die freie Arbeit unvortheilhaft. Und warum? wegen der herrschenden Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit. Kein Landwirth kann sicher sein, daß nicht am nächsten Morgen seine Arbeiter auf und davon gehen, ohne Pferde und Vieh gefüttert oder die Oefen geheizt zu haben, und zwar davon gehen, nicht in Folge eines Streits, sondern weil in einem Nachbardorf Feiertag ist und Wanka dem Fedka gesagt hat: Gehen wir, Kamerad, es ist ein Branntweinchen eingeführt — du sollst sehen. Das ganze Gesinde kehrt nach drei oder vier Tagen wieder, aber unterdessen ist das Vieh krepirt oder wenigstens nothwendige Arbeit unterblieben. Das Alles versteht sich gleichsam von selbst . . . . . Es giebt zwei Kategorien von Landwirthen bei uns: solche, die zur Ablösung ihrer Bauern geschritten sind (wie wir wissen $^5/_8$ der Ge-

sammtheit) und solche, die bei der früheren Arbeitsleistung geblieben sind. Die ersteren kamen arg zu Schaden, nicht wegen des Antheils, welchen sie opfern mußten, sondern weil sich mit demjenigen Grundstück, das ihnen geblieben, gar nichts Rechtes anfangen ließ. Da die Arbeit mit Tagelöhnern nicht geht, verpachten die Einen es zu Spottpreisen und müssen geschehen lassen, daß es völlig ausgesogen wird, da von Düngung keine Rede ist; die Anderen arbeiten mit halber Kraft, die Dritten lassen ihr Ackerland Steppe werden und benutzen es als Rinderweide, wodurch wenigstens das Capital für künftige Generationen ungeschmälert bleibt. Diejenigen, welche sich nicht zur Ablösung entschlossen haben, bilden die zweite Kategorie und befinden sich in verhältnißmäßig besserer Lage. Auf den Gütern dieser Klasse wird doch überhaupt gepflügt, gesäet und geerntet. Freilich ist auch hier zufolge des Verfalls der Viehzucht die Cultur eine geringere als früher, die Frohne hindert jeden Fortschritt, die Zweifelderwirthschaft mit Hakenpflug und zahnloser Egge wird auch hier lange Zeit ihr Recht behaupten. Daß die Lage dieser Klasse aber keine behagliche und haltbare ist, geht daraus hervor, daß Viele trotz der nachtheiligen Wirkungen der Ablösung doch zu derselben greifen. Seltsamer Zusammenhang der Dinge! Die Ablösung ist für den Gutsbesitzer unvortheilhaft, folglich — wie man glauben sollte, bringt sie dem Bauern Gewinn — und doch wünschen die Bauern sie nicht. Umgekehrt ist die Arbeitspacht dem Gutsherrn gewinnbringend — und trotz der Nachtheile, welche sie ihnen bringt, halten die Bauern an derselben fest. Die Erklärung liegt in dem Mangel an Solidität aller unserer Verhältnisse .... und in der Organisation unserer Landgemeinden. Bei der Solidarität der Haftbarkeit ihrer Glieder fürchtet der wohlhabende Bauer für den Armen zahlen zu müssen u. s. w." Ueber die Arbeiterverhältnisse und das sittliche Verhalten derjenigen Bauern, welche Arbeit überhaupt übernehmen, äußert derselbe Beobachter sich wie folgt: „Am Montag arbeitet Niemand, sei es an fremder, sei es an eigener Arbeit; jeder Feiertag wird mindestens drei Tage lang gefeiert; nimmt man Arbeiter auf Zeit an, so darf man auf den Monat nicht mehr als funfzehn Tage rechnen, miethet man Arbeiter auf Stücklohn, so daß es der Uebernehmer eigener Vortheil ist, möglichst schnell fertig zu werden, so ist die Enttäuschung noch größer. Der Arbeitnehmer schleppt die Arbeit endlos fort, erscheint wochenlang gar nicht; wenn er kommt, bringt er zwei oder drei Gehülfen mit, statt zehn, die nöthig wären, damit die Arbeit ordentlich von Statten geht. ..... Was treiben sie denn aber? Sie vertrinken den empfangenen Lohn in der Schenke;

giebt man dem Arbeiter die ausgemachte Summe vorsichtig und allmählich, so wird die Arbeit einigermaßen gefördert, wenn auch immer nur sehr langsam; giebt man aber nur einen Rubel voraus, dann kann man sicher sein, den Empfänger nie wieder zu sehen .... Das Branntweinsaufen unserer Bauern ist aus einem Feiertagsvergnügen zur Werktagsbeschäftigung geworden; der Bauer betrinkt sich nicht nur, um den Feiertag zu ehren, sondern bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit."

Seit der Veröffentlichung dieses „Briefs vom Lande" sind nahezu drei Jahre vergangen, — daß sich die ländlichen Verhältnisse Rußlands inzwischen zum Besseren gewandt hätten, ist aber von keiner Seite behauptet worden. Der vorliegende Brief constatirt allerdings, daß Gründe der verschiedensten Art dazu beigetragen haben (und wir haben es für Pflicht gehalten, dieselben nicht zu übergehen), die ländlichen Zustände Rußlands tief unter ihr früheres Niveau herabzudrücken, — daß der Gemeindebesitz die Hauptschuld trägt, ist aber gerade in den letzten Jahren und namentlich bei Gelegenheit der furchtbaren Hungersnoth in der ersten Hälfte des J. 1868 aufs Deutlichste hervorgetreten und von officieller wie nicht-officieller Seite bezeugt worden. Die Nordische Post, das amtliche Organ des Ministeriums des Innern, hat ausdrücklich anerkannt, daß die auf dem Princip des Gemeindebesitzes und der ökonomischen Gleichheit aller Gemeindeglieder beruhende Organisation der Gemeindeverwaltung die Hauptschuld daran getragen habe, daß die gesetzlich bestehenden Vorrathsmagazine fast allenthalben geleert waren, als man zu ihnen seine Zuflucht nehmen wollte. Durch Majorität war bestimmt worden, wie die vorhandenen Vorräthe verwendet, nach welchem Maßstabe dieselben vermehrt werden sollten: da die Majorität in vielen Gemeinden aus liederlichen und leichtsinnigen Proletariern bestand, die gewohnt waren, in allen Nothfällen auf die wohlhabenden Nachbarn, den Staat oder die Gutsherrschaft zu rechnen, konnte nicht ausbleiben, daß die vorhandenen Ersparnisse verschleudert, die vorschriftsmäßige jährliche Niederlegung eines Theils der Ernteerträge verabsäumt wurde. Der Einzelne fühlte sich nur als willenloses Glied der Gemeinde und hatte darum keine Vorstellung von einer individuellen wirthschaftlichen Verantwortlichkeit: er hatte nie gelernt, auf seinen persönlichen Vortheil bedacht zu sein, wie sollte er ein Gewissen für den der Gemeinde haben? Auf diese Weise ist es geschehen, daß die Regierungsbeamten, welche beim Ausbruch der Hungersnoth in die betreffenden Gouvernements gesendet wurden, um den Zustand der Vorrathkammern zu prüfen, dieselben in den meisten Fällen leer fanden.

Das schärfste und klarste Urtheil über den unheilvollen Einfluß des Gemeindebesitzes auf die ökonomische Entwicklung des russischen Bauern und der russischen Landwirhschaft wurde in einer zur Zeit der Hungersnoth erschienenen russischen Brochüre „Land und Freiheit" gefällt. Der Verfasser führte den Nachweis, daß der Gemeindebesitz zur Zeit der Leibeigenschaft sehr viel erträglicher gewesen sei, als nach Aufhebung derselben, daß dieses vielgerühmte Institut somit mit der verhaßten Hörigkeit in directem Zusammenhang stehe, sein Jahrhunderte langer Fortbestand eigentlich nur aus jener zu erklären sei. Die Parzellenwirthschaft mache es unmöglich, den Antheil des einzelnen Bauern jemals zu einem Organismus auszubilden, der auf Befriedigung aller Bedürfnisse eines halbwegs civilisirten Menschen absehe. Wo der Bauer Holz hernehmen und wie er den Ertrag seines Viehstandes durch ein rationelles Fütterungssystem erhöhen solle, darauf habe der Gemeindebesitz absolut keine Antwort, denn der bisherige Zustand sei nur dadurch ermöglicht worden, daß der Herr seinem Leibeignen das Holz schenkte und — weil er ein natürliches Interesse daran hatte, seinen Arbeiter nicht verkommen zu lassen — überhaupt in all' den Fällen helfend eintrat, wo dieser durch die Beschränktheit seines Territoriums und die Unsicherheit darüber, welches Grundstück ihm bei der nächsten Vertheilung zufallen werde, — in Verlegenheit gebracht wurde. Die zahllosen und unverstopfbaren Lücken der bäuerlichen Existenz, wie sie durch den ungetheilten Gemeindebesitz bedingt worden, seien erst durch die Aufhebung der Leibeigenschaft blosgelegt worden und machten zur unwiderleglichen Thatsache, daß persönliche Freiheit des Bauern und ökonomische Abhängigkeit desselben von der Gemeinde, die ihm Hände und Füße bindet, durchaus unvereinbar seien. Den unbedingten Anhängern des Gemeindebesitzes bleibe darum, wenn sie irgend Sinn für die Gesetze der Logik hätten, Nichts übrig, als zu der Leibeigenschaft zurückzukehren.

So lebhaft der Widerspruch war, den diese Sätze fanden, so wenig konnten sie widerlegt werden. Ueber die Verwahrlosung und Aussichtslosigkeit der ländlichen Zustände herrschte nur eine Stimme im gesammten Reich, die Zahl derer, welche die wahre Quelle des Uebels kannten, blieb aber verschwindend gering. So ist es noch gegenwärtig geblieben. Während die nüchternen und unbefangenen Beobachter längst darüber einig sind, daß eine Abhülfe nicht möglich sei, so lange der Gemeindebesitz fortbesteht, daß eine Vergleichung der durch die Emancipation bisher in Rußland erzielten Früchte mit den in anderen Staaten gewonnenen Resultaten unter sonst analogen Verhältnissen unwidersprechlich ergebe, daß jede Neugestaltung agrarischer Verhältnisse mittelst Abschaf-

fung bestehender Lasten von der Möglichkeit eines wirthschaftlichen Fortschritts der Emancipirten begleitet sein müsse, — sind die wenigen russischen Stimmen, welche den Muth hatten, ihre Zweifel an der Vollkommenheit des Systems des Communalbesitzes auszusprechen, wieder zum Schweigen gebracht und zwar lediglich durch die Gewalt einer allmählich zur öffentlichen gewordenen Parteimeinung, die Anfangs nur gewisse Gesellschaftsklassen beherrschte, schon damals von großem Einfluß auf die Emancipationsangelegenheit war, durch die Dienste aber, welche sie der Regierung zur Zeit des polnischen Aufstands leistete, für diese unentbehrlich wurde und sich heute als leitende Trägerin des Staatsprincips gerirt.

Es kann das Interesse für den hier behandelten Gegenstand nur erhöhen, wenn der Gegensatz constatirt wird, in welchem diese herrschenden russischen Tagesmeinungen über den ungetheilten Gemeindebesitz zu den Vorstellungen stehen, welche der Entdecker und wissenschaftliche Begründer dieses Instituts, Herr von Haxthausen, hegte, und denen er, trotz alles Wechsels der Zeiten, mit wunderlicher Consequenz treu geblieben. Sein letztes, im J. 1866 herausgegebenes und beinahe allenthalben in Deutschland falsch verstandenes Werk „Die ländliche Verfassung Rußlands" (438 S. in 8°) enthielt neben einer ausführlichen und trotz ihrer Verworrenheit immerhin höchst schätzbaren Darstellung des Emancipationsgesetzes vom 19. Februar 1861 eine Zusammenfassung all' der Gründe, welche der Autor schon zwanzig Jahre früher in seinen „Studien" zu Gunsten der Aufrechterhaltung des Gemeindebesitzes geltend gemacht hatte. Von den wechselvollen Geschicken seiner Entdeckung hat der Freiherr ebenso wenig eine Vorstellung, wie von der Rolle, welche dieselbe in den Köpfen russischer Socialisten und Demokraten gespielt hat: ihm ist der Gemeindebesitz noch immer das neutrale, unverstandene und harmlose Ding von 1843. Herr v. Haxthausen hat sich diese, ihrem innersten Wesen nach socialistische Einrichtung nach conservativer Schablone „historisch" zurecht gelegt und verfährt mit derselben, als habe er allein zu bestimmen, wie sie aufzufassen und zu behandeln sei.

Das russische Volksleben — so lehrt er in der historischen Einleitung, dem ersten Kapitel seines neuesten und letzten Buchs — beruht auf dem patriarchalischen Princip und steht im Gegensatz zu der Hofverfassung, welche in den westlichen Gouvernements die Regel bildet. Zuerst an Flüssen und Bächen angesiedelt, sandten die Russen bei zunehmender Bevölkerung Colonien in das innere Land, die sich dort niederließen und verbreiteten. So entstanden zahlreiche kleine patriarcha-

lische Staaten, die ohne Verbindung unter einander waren. Von Hause aus gab es kein Privateigenthum am Grund und Boden, vielmehr bildeten die periodischen Vertheilungen die Regel. Der Starik (Aelteste), der das Haupt der einzelnen Niederlassungen bildete, verwaltete dieses, wie alle übrigen Geschäfte der Gemeinde unter Zuziehung der „weißen Häupter", er war ein Zaar im Kleinen. Im 9. Jahrhundert wurde, zur Erledigung der Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen, Rurik der Waräger herbeigerufen und zum gemeinsamen Haupt aller Stämme erwählt. Seit dem Eindringen des Christenthums setzte sich dann der Glaube fest, das gesammte Land, die heilige Russia, sei der Totalität des russischen Volks verliehen und dem Volkshaupt die Pflicht auferlegt, durch Vertheilung des Grundes und Bodens für alle seine Kinder zu sorgen, den Gemeinden ihre Gebiete zuzuweisen und ihnen und ihren Häuptern die Parzellirung unter die Gemeindeglieder zu überlassen. „Diese Vertheilung war eine nur jeweilige, keine fortdauernde, sie konnte nach Ermessen jeden Augenblick abgeändert oder aufgehoben werden und auch die Gemeinde hatte nach diesem Princip kein Eigenthumsrecht an dem von ihr besessenen (wörtlich „im Besitz und Genuß habenden") Grund und Boden." Selbst die Landvertheilungen an Glieder der Gefolgschaft der Zaaren (andere Edelleute gab es nicht) waren nicht unwiderruflich, sie geschahen in der Regel nur auf bestimmte Jahre; ihre Felder ließen solche Hof- oder Edelleute durch Haussklaven bearbeiten, die Bauern, welche frei waren, hatten keine andere Verpflichtung als die sonst dem Zaaren gezahlten Abgaben dem belehnten Gutsbesitzer zu entrichten.

Die Haussklaven des Zaaren und seiner Gefolgsleute waren nach Haxthausens Ansicht meist Kriegsgefangene; in ihnen sieht er die Vorfahren der späteren Apanagebauern, sowie der Hofsleute der Gutsbesitzer, d. h. solcher Leibeigener, welche keinen Antheil an dem Gemeindelande habend, als Dienstboten und Knechte im Hause des Gutsbesitzers lebten. Auf eine Begründung dieser Hypothese hat Herr v. Haxthausen sich nicht eingelassen. Sie bildet einen integrirenden Theil seiner Gesammtanschauung über die russische Leibeigenschaft, die er möglichst als bloße glebae adscriptio angesehen wissen will. In Wahrheit konnte der Herr sich seine Hofsleute aus der Zahl aller seiner Leibeigenen auswählen, ohne in dieser Wahl irgend beschränkt zu sein; wenn auch herkömmlich in der Regel die Kinder der Hofsleute an die Stelle ihrer Eltern traten, so fand gesetzlich keinerlei Beschränkung in dieser Beziehung statt und juristisch waren alle Leibeigene unterschiedslos der Willkür ihrer Herren anheimgegeben. Hrn. v. Haxthausens Nomenclatur, nach

welcher die einen als „Haussklaven", die anderen bald als „freie Bauern", bald als „Leibeigene" bezeichnet werden, entbehrt somit aller historischen Begründung. Nichtsdestoweniger wird an derselben consequent festgehalten. Dem Autor kam es nämlich darauf an, jeden Zusammenhang zwischen dem Gemeindebesitz und der bäuerlichen Unfreiheit zu leugnen, und den in der Abhängigkeit der Hofsleute culminirenden Sklavereizustand als eine Anomalie hinzustellen, welche mit der gesunden Entwickelung der russischen Agrarverhältnisse Nichts zu thun habe.

Zur Zeit der Theilfürstenthümer — so wird weiter gelehrt — stand den Gliedern der Landgemeinden das Recht zu, von einer Gemeinde zur andern überzutreten, nur sollten sie die Grenze des einzelnen Fürstenthums nicht überschreiten dürfen. Als Rußland unter Iwan Kalita, Iwan III. und Iwan IV. in eine Monarchie verwandelt worden war, hörte auch die Freizügigkeit auf, bis Boris Godunow im J. 1592 festsetzte, daß jeder Bauer an die Gemeinde gefesselt bleiben sollte, der er am Georgstage des genannten Jahres angehörte. So wurde die Leibeigenschaft thatsächlich begründet. Unter Peter dem Großen wurde dieses Verhältniß immer mehr und mehr consolidirt und in westeuropäische Schablonen gezwängt; durch die Einführung der Revisionslisten, welche die Grundlage der Besteuerung und der Rekrutenaushebung bildeten, wurde namentlich der Unterschied zwischen Hofsleuten und „freien Bauern" verwischt. Das Verhältniß der Bauern zum Herrn war von der Wohlhabenheit jener und der Willkür dieses bedingt. Der Herr ließ sich entweder eine Geldabgabe (Obrok) zahlen, oder er zog einen Theil der Feldmark (in der Regel ein Drittheil) ein und ließ dieses von den Bauern bearbeiten.

So hat sich nach Herrn v. Haxthausens Meinung das gegebene Verhältniß „historisch" gestaltet und damit ist, wie er die Sache ansieht, bereits die Nothwendigkeit ihres unveränderten Fortbestandes nachgewiesen. Was nicht in das System passen will, wird aus der Geschichte ebenso ausgemerzt, wie aus der Wirklichkeit. Weder läßt sich nachweisen, daß jemals in früherer Zeit geglaubt worden, das ganze russische Land sei dem ganzen russischen Stamm bestimmt und unter die Glieder desselben durch den Zaaren zu vertheilen, noch daß die Belehnung der zaarischen Gefolgsmänner nach diesem Grundsatz erfolgt sei, noch daß die spätere Sklaverei der Bauern durch Kriegsgefangene importirt und erst später auf weitere Kreise ausgebreitet worden. Es steht vielmehr fest, daß der ungetheilte Besitz der Dorfmark und die periodische Vertheilung desselben, ein specifisch bäurischer Gebrauch gewesen, der in der nomadischen Zeit nicht nur bei den Slawen, sondern

auch bei vielen andern Völkern vorkam, sich Dank dem nomadischen Charakter der russisch-slawischen Stämme, bei diesen aber länger erhalten hat, als sonst irgendwo. Von der Auffassung, als sei die Vertheilung des Grund und Bodens von der Urzeit her ausschließlich und als solche in die Hand der Zaaren gegeben gewesen und als habe ein gleicher Anspruch aller Russen an dieselbe jemals bestanden, ist in der russischen Geschichte keine Spur zu finden und keiner der russischen Anhänger des Gemeindebesitzes hat es gewagt, diesem agrarischen Gebrauch einen so vornehmen Stammbaum zu geben, als es durch Haxthausen geschehen, oder zu leugnen, daß die sclavische Abhängigkeit der Hofsleute eine directe Consequenz der Unfreiheit gewesen, in welchem der gesammte Bauernstand trotz des Gemeindebesitzes schmachtete.

Was Haxthausen von der Gegenwart und Zukunft des Gemeindebesitzes sagt, steht zu den gegebenen russischen Zuständen in ebenso offenem Widerspruch wie zu der russischen Anschauung. Ihm ist der Gemeindebesitz die sicherste Schutzwehr gegen dieselbe Revolution und denselben Socialismus, welche Slawophilen und Jungrussen mit Hülfe dieses Instituts durchsetzen wollen. Nachdem er am Eingang seiner Hauptdeduction für die Aufrechterhaltung der „historischen Form" der Landgemeinde alle Staaten in zwei Kategorien getheilt hat: solche, in denen das ländliche Princip und solche, in denen das städtische Princip vorherrscht, bekennt er sich offen zu dem Glauben, daß das Heil nur von dem flachen Lande, dem Hort der conservativen Kräfte des Staatslebens, herkomme, daß allenthalben die ländliche Bevölkerung den Damm gegen die Fluthen des von dem Industrialismus getragenen Revolutionsgeistes bilde und daß die Zuverlässigkeit und der monarchische Sinn der stehenden Heere auf den Umstand zurückzuführen sei, daß dieselben zum größten Theil von Bauernsöhnen gebildet würden. Der Grundstein dieses segenbringenden ländlichen Princips sei allenthalben die Gemeindeverfassung, unter den bisher bekannt gewordenen ländlichen Verfassungen nehme wiederum die russische die erste Stelle ein. Kein anderer Organismus sei in gleicher Weise befähigt, zur Grundlage und Stütze des gesammten Staatsgebäudes zu dienen. Die russische, auf das Institut des Gemeindebesitzes und die periodischen Bodenvertheilungen gestützte Dorfverfassung sei die Mutter aller moralischen und politischen Vorzüge und Tugenden des russischen Volks, und da der größere Theil dieser Nation unter dem Segen dieser Verfassung stehe, so sei dieselbe als ein Landvolk zu betrachten und in der Eigenschaft eines solchen zu conserviren. Das Landvolk stehe zwar immer auf einer niedrigeren Stufe der Cultur als die städtische Bevölkerung; da aber von der gesammten modernen Cultur nicht viel zu

halten sei, schade das Nichts und sei der relativ niedrige Culturgrad des russischen Volks eher als ein Vortheil denn als ein Nachtheil anzusehen. Nur die sittliche Cultur sei preiswürdig und in Beziehung auf diese stehe das russische Volk keinem andern nach. Auf einer gewissen Culturstufe sei der gesammte Zustand des Volks von seiner Treue gegen die Tradition bedingt; an dieser dürfe nur dann gerüttelt werden, wenn man dieselbe durch Realitäten zu ersetzen im Stande sei. Das aber sei vorliegenden Falls nicht möglich. Jeder Angriff auf die im Volksglauben tief gewurzelte Vorstellung von dem Gesammteigenthum der Nation an dem Grund und Boden und von der dem Zaaren zustehenden Befugniß zur Vertheilung desselben sei verderblich. Die an dem Krebsschaden des Proletariats krankende und demgemäß an den Abgrund der Revolution geführte westeuropäische Cultur habe vollends kein Recht dazu, das russische Nationalpalladium anzutasten und seinen Krankheitsstoff auf den gesunden russischen Volks- und Staatskörper zu übertragen. Das Princip der Bodenvertheilung, welche jedem Gemeindegenossen die Möglichkeit gebe, das Wohl seiner Kinder auch für den Fall eigener Verschuldung gesichert zu sehen, sei das festeste Bollwerk gegen das der Revolution verschwisterte Proletariat. Zur Zeit und voraussichtlich noch für eine lange Zukunft sei jede Verbesserung der kleinen russischen Landwirthschaft entbehrlich, das kornreiche Land nähre seine Kinder, sei im Stande noch Ueberschüsse auf die Märkte Europas zu senden, mithin von jeder Nothwendigkeit zur Erzielung einer Mehrproduction entbunden. Wenn nach einem halben Jahrhundert an Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebes der russischen Bauern gedacht werde, sei das immer noch früh genug. Aber auch diese dereinstige Verbesserung müsse auf der Grundlage des bisherigen Systems vollzogen werden.

Die Mehrzahl der einzelnen Argumente Haxthausens widerlegt sich selbst. Weder haben sich die überkommenen wirthschaftlichen Einrichtungen und Verhältnisse Rußlands als zureichend erwiesen, noch wird auch nur der sittliche Zustand der russischen Landbevölkerung von irgend Jemand als befriedigend angesehen. Das allgemeine Verlangen nach Schulen, die von allen Seiten ausgesprochene Ueberzeugung, daß nur eine allgemeinere Verbreitung der Bildung dem russischen Landvolk zu einem gedeihlicheren Zustande, zu sittlicher und ökonomischer Wohlfahrt verhelfen könne, daß mangelnde Einsicht in den Werth der durch gesteigerte Arbeit ermöglichten Lebensgenüsse und Abwesenheit aller höheren Interessen die Hauptursachen des Ueberhandnehmens der Völlerei seien — all' diese Umstände beweisen deutlich, daß unseres Autors Theorie von der Auskömmlichkeit des gegenwärtigen sittlichen Bildungszustandes

des russischen Volks und von der Entbehrlichkeit der Bildung für die Sittlichkeit überhaupt in Rußland ebenso wenig Gläubige finden kann wie im westlichen Europa. Was die Lehre von der conservativen Kraft der russischen Dorfverfassung anlangt, so dürfte sie der thatsächlichen und erfahrungsmäßigen Begründung ebenso vollständig entbehren wie der theoretischen. Auf Untersuchungen darüber, ob das „ländliche Princip" in der That in dem behaupteten nothwendigen Gegensatz zu dem städtischen steht, brauchen wir uns nicht einmal einzulassen: selbst wenn wir des Autors Prämissen gelten lassen, werden wir in der Lage bleiben, das Unzutreffende seiner Schlußfolgerungen und ihrer Anwendungen auf Rußland nachzuweisen. Einmal ist es nicht wahr, daß das auf dem Gemeindebesitz begründete „ländliche" Princip in Rußland das allein maßgebende ist und diesen Staat vor den Uebeln der Centralisation und der Bureaukratie so vollständig bewahrt hat, als der Autor es für wünschenswerth hält. Allerdings lebt die große Mehrzahl des russischen Volks auf dem flachen Lande und giebt es in Rußland noch kein Proletariat im westeuropäischen Sinne des Worts; nichtsdestoweniger ist der russische Staat sehr viel centralisirter als — selbst Frankreich nicht ausgenommen — irgend ein westeuropäischer, und die übrigen den auf das ländliche Princip begründeten Staaten nachgerühmten Segnungen der Autonomie und der Unabhängigkeit von den städtischen Centren sollen in Rußland erst geschaffen werden. Zur Zeit liegt der Schwerpunkt des politischen Lebens auch für Rußland innerhalb der Städte, welche die Sitze der Büreaukratie sind, und bildet die ländliche Bevölkerung eine rudis indigestaque moles, deren Bleigewicht jede freiere Entwickelung des Staatslebens aufhält. Gerade der niedere Culturgrad des Bauern hat die Bureaukratie für Rußland bis jetzt zur Nothwendigkeit gemacht. Das von Haxthausen angestrebte Ideal einer ständischen Gliederung, die in einer unabhängigen Aristokratie gipfelt, wird sich in Rußland überhaupt nicht verwirklichen lassen, am Wenigsten so lange die Glieder der ländlichen Bevölkerung, in das Prokustesbett der periodischen Gleichvertheilung des Grundes und Bodens gezwängt, von jeder individuellen Entwickelung und damit auch von der Möglichkeit, das Material für den Aufbau eines wahrhaft städtischen, bürgerlichen Lebens zu bilden, ausgeschlossen sind. So lange die Bewohner des flachen Landes eine ununterscheidbare, unorganische Masse bilden, in welche die Städtebewohner zurücksinken, weil sie auch als solche Bauern bleiben, fehlt das Mittelglied, an welches die Aristokratie sich schließen kann, und ist diese auf eine isolirte Stellung, insbesondere auf die bureaukratische Carrière angewiesen. Zieht man ferner in Betracht, daß für die Massen

der Gemeindebesitz, für die Aristokratie das individuelle Eigenthum am Grund und Boden das leitende Princip ist, so wird es sehr fraglich scheinen, ob eine Interessengemeinschaft auf die Dauer möglich sei und wie lange die beiden, das „ländliche Princip" vertretenden Stände neben einander zu bestehen und zu harmoniren vermögen werden. So lange die Abhängigkeit von der Gemeinde und deren Besitz den Einzelnen an der freien Entfaltung seiner Kräfte verhindert und, wie auch Haxthausen anerkennt, dazu zwingt, auf der niederen Stufe wirthschaftlicher und intellectueller Cultur, welche seine Genossen einnehmen, stehen zu bleiben, ist jene Isolirung der russischen Aristokratie, welche allenthalben als Calamität angesehen wird und kein Bewußtsein der Interessensolidarität aller Schichten der Bevölkerung aufkommen läßt, in der Natur der Sache begründet, und die russischen Demokraten hatten theoretisch gewiß Recht, wenn sie nach Aufhebung des Leibeigenschaftsverhältnisses welches den Bauern an den Herrn band, die Abschaffung des Adels als logische Consequenz der Anerkennung des Princips des Gemeindebesitzes bezeichneten. Es hat bereits die kurze Geschichte des letzten Lustrums dargethan, daß eine Verschmelzung beider Principien, eine auf der Basis der gegenwärtigen russischen Gemeindeverfassung aufgerichtete aristokratische Ordnung der Dinge, unmöglich ist. Die auf ein locales Selfgovernment unter aristokratischer Führung gerichteten Wünsche Haxthausens waren und sind nur unter der Voraussetzung persönlichen Eigenthums erfüllbar.

Auch als Vormauer gegen das Eindringen revolutionärer Ideen hat die russische Gemeindeverfassung sich bis jetzt nicht gehörig bewährt. Das Proletariat, an dem die westlichen Staaten Europas kranken, ist keineswegs der einzige Grund der Revolutionsgefahr, welche unsern Autor ängstigt, Besitzlosigkeit eines Theils der Landbewohner und der niederen Klassen der städtischen Bevölkerung nicht die einzige Form, in welcher das Proletarierthum vorkommt. Die Verbreitung revolutionärer Ideen in allen Klassen der russischen Nation war eine officiell anerkannte Thatsache, über welche nicht mehr gestritten werden kann, und der Mangel eines soliden Mittelstandes, der Raum hat für diejenigen, welche weder Aristokraten noch Bauern sind, steht mit den Eigenthümlichkeiten der russischen Agrarverfassung in einem ziemlich engen Zusammenhang. In seiner Abhandlung über den Nihilismus, jener eigenthümlich russischen Erscheinungsform dessen, was Haxthausen die „revolutionäre Idee" nennt, führt Schedo-Ferroti*), einer der genauesten Kenner

*) Von demselben Autor ist während des Drucks dieser Blätter ein sehr beachtenswerthes Buch über den russischen Gemeindebesitz erschienen: „Le patrimoine du peuple." (Berlin bei E. Bock.)

neuerer russischer Zustände, den Nachweis, daß die eigenthümliche Beschaffenheit der russischen Gesellschaft die Consolidirung der conservativen Interessen eigentlich ausschließe: der Adel richte sein Streben traditionell auf die bureaukratische oder militärische Laufbahn und repräsentire dadurch ein bewegliches Element, das an der Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse wenig interessirt sei; Kaufmannstand und Handwerk führten keine selbstständige, auf fester Tradition in sich begründete Existenz, sondern seien bestrebt, sich gleichfalls in der Bureaukratie geltend zu machen und ihre Söhne in die Reihen derselben zu schicken, und der Bauer sei mit dem Grund und Boden zu wenig verwachsen, um auf seiner Scholle sitzen zu bleiben, dieser alle seine Kräfte zuzuwenden, für sie zu sparen u. s. w. Daß aber der Mangel persönlichen Eigenthums an diesem Grund und Boden und die Sicherheit, auch für den Fall verfehlter Thätigkeit auf industriellem und merkantilem Gebiet auf die heimathliche Scholle zurückkehren zu können, die eigentlichen Gründe der Losgebundenheit der Bauern sind, versteht sich für jeden, der sich ernstlich mit der in Rede stehenden Frage beschäftigt hat, von selbst. Des großen Dichters Wort, daß nur der Freiheit und Leben verdiene, „der täglich erobern muß," gilt eben für Niemand weniger als für den russischen Bauern. Eine beschränkte Existenz ist ihm als Landmann immer gesichert und auch bei erhöhter Thätigkeit kann er über dieselbe nicht hinauskommen. Weil ihm das durch Handel und Industrie gewonnene bewegliche Capital selbständige Vortheile verspricht, welche die auf seinen zeitweiligen Landbesitz verwandten Anstrengungen nicht bieten, und weil er für den Fall, daß es mit seinen gewerblichen Unternehmungen nicht geht, einen müheIosen Rückzug in das heimathliche Dorf halten kann, kommt der russische Bauer nicht zur Entfaltung seiner Kräfte, ist er kein eigentlicher Ackerbauer. Für einen großen Theil des weiten Reichs läßt sich der Haxthausensche Satz von der ausschließlichen Herrschaft des ländlichen Princips in Rußland, der bäuerlichen Natur dieser Nation vielleicht geradezu umkehren: in den industriösen Gouvernements des Reichscentrums giebt es keine reinen Städter, weil es keine reinen Bauern giebt, und darum kann von dem conservativen Charakter der russischen Landgemeinde auch in dieser Beziehung keine Rede sein.

Die Hypothese von der Entbehrlichkeit einer gesteigerten Production Rußlands, der wir oben begegneten, glauben wir vollständig übergehen zu können, weil sie von der finanziellen Lage des Reichs bereits hinreichend widerlegt ist. Und selbst wenn dem nicht so wäre, hätte Herr v. Haxthausen doch Unrecht: jedes Verhältniß, das eine erhöhte Anspannung der Kräfte ausschließt, der Thätigkeit den Reiz eines durch

dieselbe zu erlangenden höheren Maßes von Vortheilen nimmt, ist ein verderbliches, unhaltbares. Jener Zustand beschränkten Behagens und der Bescheidung bei einem niederen Maße materieller und geistiger Bedürfnisse, in welchem der russische Bauer erhalten werden soll — seit Aufhebung der Leibeigenschaft ist er nur noch auf Kosten der Sittlichkeit möglich; der freie Mensch, der sich an der Befriedigung primärster Lebensansprüche genügen läßt und nicht über dieselben hinausstrebt, ist bereits unsittlich und braucht es nicht erst zu werden.

Wenn von den Gründen, welche Haxthausen zu Gunsten des Gemeindebesitzes ins Treffen führt, keiner auch nur vor der oberflächlichsten Kritik bestehen kann, so steht es um die von der Slawophilenpartei geltend gemachten Vertheidigungsargumente noch schwächer. Von Seiten dieser phantastischen Fraction ist nicht einmal der Versuch gemacht worden, das altrussische Wirthschaftssystem national-ökonomisch zu rechtfertigen. Die Berufung darauf, daß Rußlands ungeheure Ausdehnung jede rationelle Bewirthschaftung unmöglich mache, soll ausreichen, alle Gründe für erhöhte Production der russischen Landwirthschaft zu beseitigen. Der Ausgangspunkt des Systems, welches die Moskauer Romantiker auf den Gemeindebesitz gründen, ist der sittlich-religiöse. Westeuropa — so wird von ihnen gelehrt — geht an dem Princip des Individualismus und Egoismus, welches all' seinen Einrichtungen zur Unterlage dient, zu Grunde, sein politisches und sociales Leben verläugnet die Fundamentallehren des Christenthums und hat sich dadurch selbst verurtheilt. Das russische Staats- und Gesellschaftsleben hat sich im Gegensatz zum occidentalen nicht auf dem Individualitätsprincip, sondern auf dem Begriff der Gemeinde aufgebaut. Der Einzelne geht in dieser Gemeinde auf, sein Interesse fällt mit dem der Gemeinde zusammen, er hat Nichts für sich selbst, Alles nur für diese zu erstreben, denn seine Existenz ist keine isolirte, sondern eine durch den Zusammenhang mit den Markgenossen bedingte. Der Russe hat darum gar nicht nöthig, das „Seine" zu suchen, zwischen seinem Interesse und dem seiner Nächsten besteht keine Discrepanz, er ist durch das Band des Gemeindelebens mit diesem so unzertrennbar verbunden, daß er sich gar nicht als isolirtes wirthschaftliches Subject denken kann. Während das bellum omnium contra omnes die natürliche Folge der occidentalen Vergesellschaftungsform ist, die zur wissenschaftlichen Begründung und Vertheidigung desselben ausgesonnenen national-ökonomischen Lehren den Egoismus des Einzelnen zur Basis haben und demgemäß dabei angelangt sind, eine Ordnung der Dinge naturgemäß zu finden, welche die Menschheit in zwei tödtlich verfeindete Categorien, Besitzliche und Be-

sitzlose trennt und der Ausbeutung der Einen zu Gunsten der Andern kaltblütig zusieht, ist das Grundgesetz der russischen Gesellschaft die christliche Liebe. Nach dem Gesetz dieser Liebe soll Niemand etwas für sich erstreben, Niemand einem Vortheil nachgehen, von dem sein Nächster ausgeschlossen ist, müssen die Bedingungen, unter denen die einzelnen Gesellschaftsglieder in den Lebenskampf treten, für Alle die gleichen sein. Alles das wird durch den Gemeindebesitz, durch das völlige Aufgehen des Individualismus im Gemeindeleben nicht nur ermöglicht, sondern thatsächlich erreicht. Kein Russe kommt völlig besitzlos auf die Welt, keiner kann durch die Schuld seiner Eltern um den natürlichen Anspruch auf ein Stück der heimathlichen Erde gebracht werden. Sobald er zu seinen Jahren gekommen ist, tritt er in die Reihe derer, welche bei der nächsten Verloosung der Gemeindemark bedacht werden müssen, die Anwartschaft auf Berücksichtigung bei derselben ist ein Erbe, das seinen Kindern durch keine Macht der Erde genommen werden kann. Und diese Wohlthat beschränkt sich keineswegs auf die ländliche Bevölkerung, auch die Städtebewohner haben an ihr Theil, denn, Dank der gesunden Entwickelung der russischen Gesellschaft, besteht kein Unterschied zwischen Kaufleuten, Bürgern und Bauern, sind alle Söhne des Vaterlandes, welche nicht dem Adel angehören, im Grunde nur Bauern. Mögen sie in der Stadt Handel oder Gewerbe treiben und seit Generationen in derselben leben, mögen sie als Hausirer oder Tagelöhner die Welt durchstreifen, sie sehen die Landgemeinde, der sie entsprossen, als ihre wahre Heimath an und behalten immerdar das Recht, in dieselbe zurückzukehren. Darum ist das Proletariat, welches in Westeuropa für eine normale Folge des auf Individualismus und Egoismus beruhenden Wirthschaftslebens gelten muß und Hunderttausende von Menschen jährlich verhungern läßt, auf russischer Erde unmöglich. Der Fabrikarbeiter ist ebenso wie der Kaufmann und Handwerker ein Bauer, der zeitweise in die Stadt gezogen ist und, sobald es ihm in dieser nicht glückt, das Recht behält, in seine Gemeinde und in den Besitzantheil, den dieselbe ihm einräumen muß, zurückzukehren. Auf diese Weise ist das christliche Ideal, welches die Bruderliebe und die freiwillige Gleichheit aller Gläubigen zum Grundgesetz machen will, in Rußland bereits verwirklicht. Während die Völker des Abendlandes von der irdischen Weisheit und Menschenverherrlichung, der sie sich ergeben, an den Abgrund der furchtbarsten aller Revolutionen geführt wurden, hat die Macht des in seiner ursprünglichen Reinheit erhaltenen orientalischen Christenthums Rußland vor jener falschen Weisheit behütet und dem demüthigen, gläubigen und vielfach verachteten Slawen-

stamm die Erfüllung dessen gegeben, wonach der Occident vergeblich ringt. Nothwendig ist nur noch, dieses christliche Princip der russischen Gesellschaft in seinen Consequenzen durchzuführen. Der Adel muß von der russischen Erde verschwinden. Geblendet von den Götzen, welche zur Zeit Peters I. importirt wurden, ist er von der Einfalt der Väter und dem heiligen alten Brauch abgefallen. Er vertritt nicht nur eine heidnische und unrussische Bildung, sondern zugleich das Princip des persönlichen Eigenthums am Grund und Boden, also den Individualismus. Hundertundfünfzig Jahre lang hat er im Bunde mit den Fremden geherrscht und alle nationale Eigenthümlichkeit verfolgt und geschädigt. Das Volk, das diesen Heiligthümern treu blieb und ohne es selbst zu wissen, in seinem Gemeindebesitz die Wurzel und den Kern des wahren Slawenthums wahrte, das Volk wurde darum verachtet und geknechtet. Seine Befreiung muß identisch sein mit der Ausrottung der eingedrungenen und mit dem christlichen Charakter des Russen- und Slawenthums unverträglichen Elemente -- der Adel, der die unrussische Bildung des westlichen Europa und durch seine Form des Grundbesitzes den Individualismus repräsentirt, muß verschwinden. Wenn das geschehen und die ursprüngliche Reinheit christlichen slawischen Lebens und Seins wiederhergestellt worden ist, — dann wird Rußland in der Lage sein, seine weltgeschichtliche Mission anzutreten, und den heidnischen, von der Knechtung seiner besitzlosen Mitbrüder lebenden Westen zu zertreten und im Namen des erneuerten ursprünglichen Christenthums „alles Gebundene zu lösen." — „Es geht unter unserm Volk," so schließt ein im J. 1862 veröffentlichter und seitdem häufig nachgedruckter und nachgesprochener Hymnus auf den Gemeindebesitz und das „Bauernrußland" der Zukunft — „es geht unter unserm Volk die Sage vom Ilja von Murom, welcher dreißig und drei Jahre lang thatenlos auf dem Ofen gelegen, dabei aber riesengroß gewachsen war, zur Verwunderung allen Volkes. Weder fruchteten die Vorwürfe der Eltern wegen seiner Trägheit, noch ihre Klagen über solch' nutzloses Leben. Ilja blieb auf dem Ofen, aß, trank und schlief, und sann über einen großen Gedanken — bis die Stunde seines Lebens schlug. Dann erhob er sich und die Erde dröhnte unter seinen Füßen, — In dieser Sage hat unser Volk sich selbst personificirt. Auch Rußland ist wie Ilja von Murom gewachsen und immer nur gewachsen, gleichsam ohne an etwas zu denken und ohne etwas zu thun. Es hat immer nur seine Gliedmaßen gereckt, seine Grenzen ausgedehnt — augenscheinlich sich dazu vorbereitend, mit der Zeit seine Lebensthätigkeit in größerem Raume zu entfalten. Nun (d. h. mit der Aufhebung der Leibeigenschaft) ist der

verhängnißvolle Moment seines Erwachens gekommen, sind die dreißig und drei Jahre des Ilja von Murom vorüber. Der 19. Februar 1861 hat würdig das zweite Jahrtausend russischen Staatslebens begrüßt und die Slawen vom Ufer der Weichsel bis in den fernsten Osten erweckt."

Wesentlich dieser Anschauung verwandt, nur der christlich-byzantinischen Färbung ledig, mit welcher die Slawophilen die „neue Formel der Civilisation" übertüncht haben, ist das auf dieselbe gegründete socialistische Programm der jungrussischen Schule Alexander Herzens. Auch hier werden die national-ökonomischen Bedenken gegen eine Einrichtung, welche den Productionseifer und die Erwerbslust des Einzelnen grundsätzlich lahm legt, bei Seite geschoben und ignorirt. „Die Verbesserung des Landbaus in occidentaler Weise" so heißt es in einer der vielen Schriften, welche Herzen diesem Gegenstande gewidmet hat „läßt die Mehrheit der Bevölkerung notorisch ohne ein Stück Brod. Die Bereicherung einzelner Wirthschaftsunternehmer und die artistische (sic) Entwickelung der Landwirthschaft leisten keinen genügenden Ersatz für die entsetzliche Lage des hungernden Proletariats." Während die Slawophilendoctrin den Gemeindebesitz auf das Christenthum zurückführt und durch Ausbreitung desselben die alt-christliche Weltordnung gleichsam zu repristiniren gedenkt, sehen die russischen Socialisten in demselben die vollständigste Verwirklichung der revolutionären Idee, das geeignetste Mittel zur Beseitigung aller Ueberbleibsel des germanisch-romanischen Mittelalters und zugleich der modernen Capitalherrschaft. „Seit dem Anfang des Jahrhunderts" so heißt es in einer Abhandlung Kostomarows (und weiter als zu Journalartikeln hat es noch keiner der Petersburger oder Moskauer Vorkämpfer für den „Eck- und Grundstein des russischen Lebens" gebracht) „haben die Westeuropäer ihr Augenmerk auf das eigentliche Grundübel ihrer Zustände zu richten begonnen. Die früheren philosophischen Systeme, welche die Organisation des Staats zum Gegenstande hatten, haben sich als völlig unhaltbar bewiesen, Viele haben zu begreifen angefangen, daß weder die eine noch die andere Organisation des Regierungssystems zu einem guten Ende führen kann, so lange die Gesellschaft ihre veralteten Vorstellungen und Einrichtungen nicht aufgiebt. Man hat angefangen, in der Reorganisation der Gesellschaft selbst das Heil zu suchen. Als Resultate dieser philosophischen Forschungen sind neue öconomische Lehren ans Licht getreten. Bemerkenswerth ist dabei, daß eine und dieselbe Idee (wie sich im weiteren Verlaufe ergiebt, die socialistische) in verschiedenen Ländern aufgetreten ist, was den Beweis für die dringende Nothwendigkeit einer völligen Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft in den westlichen Staaten liefert.

„Die neuen Lehren berühren den Staat nicht direct, es ist ihnen gleichgiltig, ob die Regierungsform die einer unumschränkten oder beschränkten Monarchie, ob sie republikanisch oder sonst wie beschaffen ist, die neue Lehre hat es nicht mit einer Aenderung der Regierungsform, sondern der Formen des bürgerlichen und wirthschaftlichen Lebens zu thun. Das Endresultat, zu dem sie führen muß, ist die Unterdrückung des Rechts der Persönlichkeit zum Besten der Gesellschaft, die Vernichtung der Monopole und des Proletariats . . .

Diese neuen Lehren werden im westlichen Europa möglicher Weise niemals bis zum letzten Buchstaben ihres Alphabets ausgeführt werden, doch ohne Zweifel in stufenweiser Entwickelung die bestehenden Verhältnisse ändern, die vorhandenen und tief eingewurzelten Uebel, wenn nicht völlig beseitigen, so doch beträchtlich mildern. Was im Westen, wie wir sehen, als die zufällige Lehre der größten Denker auftritt, was dort für den höchsten Ausdruck der Philosophie gilt, wozu Europa nach Jahrhunderte langen Erschütterungen und Prüfungen gelangt ist, das hat in Rußland seit je in dem Charakter und in den Begriffen des Volks gelegen. Unsere Landgemeinde ist ihrem Wesen nach nichts Anderes als die Verwirklichung der Idee, nach welcher man im Westen jetzt so eifrig ringt.“

Die Einschränkungen, welche der Autor dieser kühnen Sätze zu Gunsten der Unabhängigkeit des Socialismus von der Staatsform macht, sind wesentlich auf den Umstand zurückzuführen, daß der Aufsatz, dem wir diese Hypothesen entnommen, in einem Petersburger Journal und zur Zeit der Präventivcensur gedruckt wurde. Herzen und dessen directe Anhänger haben wiederholt und ausdrücklich erklärt, daß die Wiedergeburt der Gesellschaft mit einer radicalen Umgestaltung des gesammten europäischen Staatensystems Hand in Hand gehen müsse. Sie denken sich die Zukunft Rußlands und in weiterer Perspective die Zukunft Europas als eine republicanisch-föderative. Ein Bund selbständiger Republiken soll sich um die große panslawistische Zukunftsrepublik schaaren, in welcher es keinen Monarchen, keinen Adel, keine Geistlichkeit, keine Kirche oder Religion, endlich kein persönliches Eigenthum am Grund und Boden geben wird. Und das Alles soll durch die siegreiche Kraft des Gemeindebesitzes fertig gebracht werden.

Wohl sind die Tage längst vorüber, in denen die Herzensche Schule Rußland und dessen öffentliche Meinung beherrschte. Des Londoner Agitators Parteinahme für das Selbstbestimmungsrecht der Polen wurde von Katkow, dem allmächtigen Redacteur der Moskauer Zeitung mit unvergleichbarem Geschick dazu benutzt, denselben als Verräther an der

nationalen Sache um allen Credit und Einfluß zu bringen und keines der Zugeständnisse, welche Herzen und Bakunin dem wohlthätigen Einfluß der bauernbefreienden russischen Propaganda in Littauen und Polen späterhin gemacht haben, ist im Stande gewesen, den auf ihnen liegenden Bann zu brechen. Aber die Lehre von der providentiellen Aufgabe des Gemeindebesitzes hat sich, wie wir oben gezeigt haben, über die weitesten Kreise verbreitet und bis tief in das gouvernementale Lager hinein Jünger und Apostel erworben. Die Partei hat es durch einen klugen Verzicht auf alle mit den Regierungstendenzen nicht übereinstimmenden politischen Ziele, sowie durch ihre wiederholten Versicherungen, in dem Absolutismus das geeignetste Mittel zur Zertrümmerung der alten Gesellschaft zu sehen, seit Jahr und Tag dazu gebracht für eine loyale und patriotische Fraction zu gelten, die als Vormauer gegen constitutionelle Adelswünsche unentbehrlich sei. Sie arbeitet seitdem ununterbrochen auf das eine Ziel hin, den Gemeindebesitz zur allgemeinen und unbeschränkten Anerkennung zu bringen und mit seiner Hülfe die westlichen Provinzen des Reichs zu russificiren. Das Weitere — so meinen die kühnen und fanatischen Männer, welche an der Spitze stehen — das Weitere wird sich finden!

Mag man von dem schmalen Unterbau, auf dem diese himmelstürmenden Systeme ruhen, von diesen Systemen selbst und von ihren Vertretern urtheilen und denken wie man wolle, — der gesammten Erscheinung wird man im westlichen Europa auf die Dauer seine Aufmerksamkeit nicht versagen können, schon weil die Grenze, innerhalb welcher dieselbe als treibende Kraft wirkt, immer näher nach Westen rückt. Es wird an der Sache selbst dadurch Nichts geändert, daß die Argumente der Haxthausen, Aksakow und Herzen nicht nur leicht zu widerlegen sind, und gegen die Axiome jeder gesunden Wirthschaftslehre verstoßen, sondern auch unter einander im Widerspruch stehen — die Rolle, welche sie seit geraumer Zeit in gewissen Köpfen spielen und die praktischen Eroberungen, die sie namentlich in Littauen aufzuweisen haben, sind und bleiben Thatsachen. Die Bürgschaft dafür, daß der russische Gemeindebesitz und die mit diesem verbundenen Ideen für alle Zeit an den Marken der germanisch-romanischen Culturwelt stehen bleiben und niemals auf die Köpfe abendländischer Socialisten Einfluß gewinnen werden, wird heut' zu Tage kaum Jemand übernehmen können. Die letzten Jahre unserer Geschichte haben deutlich genug gezeigt, daß der Socialismus gerade in den Zeiten, da er todtgesagt wurde, die größten Eroberungen gemacht hat und zu einer sehr viel gefährlicheren Macht geworden ist, als er in den Jahren 1848 und 49 war. Seine Vorkämpfer von heute

sind nicht mehr abstrakt philosophirende Theoretiker, denen es vor Allem darauf ankommt, die Träume ihrer Studierstube zu verwirklichen, sondern Mitglieder der arbeitenden Klassen, denen daran gelegen ist, das Interesse ihres Standes um jeden Preis und mit Hülfe jedes sich darbietenden Mittels zur Geltung zu bringen. Gerade dieser „naturwüchsige" Charakter des modernen Socialismus dürfte uns zur Pflicht machen, die realen Mächte, welche von Osten her heranrücken und in der Uebereinstimmung ihrer Resultate mit den Forderungen des vierten Standes einen Titel auf die Weltherrschaft zu besitzen glauben, — diese ins Auge zu fassen, ehe sie da sind und eine Berücksichtigung erzwingen. Der russische Gemeindebesitz dürfte mindestens Anspruch darauf haben, ebenso beachtet zu werden, wie die übrigen socialistischen Systeme unserer Zeit. Was diese durch feinere Ausarbeitung und genauere Anpassung an die Bedürfnisse der arbeitenden Klassen des westlichen Europa an Wichtigkeit voraus haben, wird reichlich dadurch aufgewogen, daß die in Rede stehende russische Einrichtung kein bloßes System, sondern ein weitverbreitetes und sich immer weiter ausbreitendes Ding ist, das Jeder mit Händen greifen kann. Aus seiner aggressiven und propagandistischen Tendenz hat dieses System niemals ein Geheimniß gemacht, und wenn sich auch behaupten läßt, daß seine Anwendung auf außerrussische Verhältnisse selbst theoretisch eine Unmöglichkeit ist, so kann dasselbe darum doch fähig und berufen sein, bei dem nächsten großen Kampf zwischen den beiden Hälften unseres Welttheils in den Köpfen deutscher Socialisten eine gewisse Rolle zu spielen. Dafür, daß diese nicht mehr lange darüber im Dunkeln bleiben, daß sich ihnen im Osten ein willfähriger Bundesgenosse aufgethan, dafür wird binnen Kurzem durch die unter Deutschen lebenden Slawen Oestreichs, Schlesiens u. s. w. gesorgt sein: der Cultus russischer Ideen ist bereits ein Lieblingsgegenstand der östreichisch-slawischen, namentlich der czechischen Presse, und die ruthenische Agitation gegen die galizischen Polen steht mit den agrarischen Umwälzungen im Königreich und in Littauen (wo der Einführung des Gemeindebesitzes längst vorgearbeitet ist) im engsten Zusammenhang.

Eine eingehendere Beschäftigung der deutschen Wissenschaft mit dem russischen Gemeindebesitz erscheint aber auch aus andern, als diesen practisch-politischen Rücksichten, wünschenswerth. Ihr Schweigen über diese russische „Lösung der socialen Frage" hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, das Ansehen derselben auf der sarmatischen Ebene zu erhöhen und dem Wahn Vorschub zu leisten, Westeuropa sei theoretisch wie practisch gleich unfähig, der Haxthausenschen Entdeckung etwas

Haltbares entgegen zu setzen. Der Weihrauch, den Haxthausen selbst der von ihm aufgefundenen „tiefsinnigen" Offenbarung des russischen Volksgeistes gestreut hat, ist natürlich mit höchstem Behagen geschlürft worden, und kein russischer Journalartikel, der den in Rede stehenden Gegenstand behandelt, unterläßt es, auf das wichtige Zeugniß hinzuweisen, welches der berühmte „deutsche Gelehrte und erste Kenner agrarischer Dinge", trotzdem, daß er von den russischen diametral entgegengesetzten Voraussetzungen ausgegangen, zu Gunsten der russischen Landgemeinde abgelegt hat. Ein anderes, ungleich schwerer wiegendes Zeugniß, das sehr viel weniger bekannt geworden ist, hat der Graf Cavour abgelegt, als er einem Petersburger Diplomaten, wenige Jahre vor seinem Hinscheiden das prophetische Wort sagte: „Der gleiche Antheil, den Ihr jedem Eurer Bauern am Grund und Boden einräumt, ist uns gefährlicher, als alle Eure Armeen."

Iwan Turgenjew.

Der Entwickelungsgang, den die russische Literatur genommen hat, ist von dem der Literaturen anderer Völker so verschieden, daß ein richtiges Verständniß auch nur einzelner Erscheinungen derselben für Jeden, der der Geschichte dieser Literatur fremd geblieben, nur sehr schwer möglich ist. Nicht nur daß der Hauptträger unserer Bildung, das klassische Alterthum, der russischen Cultur fehlt, dieselbe hat auch Nichts aufzuweisen, was unserem Mittelalter entspräche. Zwischen der Einführung des Christenthums durch den heiligen Wladimir und der Bildung des großrussisch-moskowischen Staats liegen die Jahrhunderte der mongolischen Ueberfluthung und des furchtbarsten Drucks, den je ein europäischer Stamm — auch die Griechen nicht ausgenommen — von asiatischen Barbaren erfahren. Dann folgt das Zeitalter des dritten und des schrecklichen Iwan, die die Zusammenschweißung der Theilfürstenthümer zur nationalen Monarchie mit blutiger Energie vollzogen. Nach der Ermordung Dimitri's, des letzten Sprossen aus dem Hause Ruriks, bricht die Periode der falschen Demetrier und der polnischen Eroberungszüge nach Moskau an, nur mit verzweifelter Anstrengung aller Volkskräfte wird der Staat von der ihm drohenden Zerstückelung und Fremdherrschaft gerettet und es dauert ein halbes Jahrhundert, ehe die Wunden jenes Bürgerkrieges geheilt, die unbotmäßigen Adelsfraktionen zur Ruhe gebracht, die zerrissenen Fäden des Staatszusammenhanges wieder hergestellt sind. Auf ein Paar halbvergessene Heldenlieder von den Heereszügen Wladimirs des Heiligen und Igors, die Prawda Rußkaja, den Sudebnik und die Uloshenie (drei Rechts- und Gesetzbücher), etliche Chroniken und Legendenbücher, ebensoviel Heiligen- und Kirchenhistorien beschränkt sich Alles, was aus dem alten Rußland in die neue, von Peter dem Großen geschaffene Monarchie hinübergenommen wurde, und für das Resultat der bisherigen, rein nationalen Bildung und Entwickelung gelten konnte.

Das achtzehnte Jahrhundert war dem Emporkommen einer selbständigen russischen Literatur, womöglich noch ungünstiger, als das moskowische Mittelalter. Ein halbes Jahrhundert verging, ehe auch nur der Versuch gemacht wurde, die gegebenen altrussischen Elemente mit den aus dem Westen importirten holländischen, deutschen und französischen Einrichtungen zu verschmelzen und eine organische Verbindung zwischen Staat und Volk, Regierung und Regierten herzustellen. Ob sich gleich Peters Unterschätzung und Abneigung gegen alle national-russische Eigenthümlichkeit auf seine nächsten Nachfolger nicht übertrug, diese nicht selten die Neigung zeigten, in die alte Barbarei des 17. und 16. Jahrhunderts zurückzusinken, so blieb es doch dabei, daß der Hof, die Regierungsmaschine und diejenigen Klassen der Gesellschaft, welche an jener Theil hatten und ihren Gesetzen folgen mußten, eine vom Volksthum völlig gesonderte Existenz führten und mit diesem Nichts gemein hatten. Ohne auf ihre nationalen Laster und Unarten zu verzichten, streifte die russische Aristokratie binnen wenigen Generationen alles specifisch Russische von sich ab; der Maßstab, den sie an die Bildung des Einzelnen legte, war die möglichste Entfremdung vom Volksthum. Sich ausschließlich der deutschen und französischen Sprache zu bedienen galt ebenso für das Merkmal der Gentilität, wie der ausschließliche Gebrauch fremder Kleidungsstücke, Geräthe, Dienstboten und Speisen. Selbst der Sieg, den die altrussische Reaction unter Elisabeth über Biron, Münnich, Ostermann und die übrigen deutschen Machthaber erfocht, änderte an diesen Verhältnissen Nichts. „Unsere Aristokratie", so drückt sich ein neuerer russischer Schriftsteller treffend aus, „hatte es gemacht, wie der Vorreiter eines langgespannten Wagens, der im Koth stecken geblieben war: er schnitt die Vorderpferde ab, um auf ihnen lustig weiter zu galoppiren, unbekümmert darum, daß die nachgebliebenen Deichselpferde nicht mehr im Stande waren, das schwere Gefährte allein aus dem Fleck zu bringen." Während die höhere Gesellschaft ihre Kräfte in dem Wechsel bachantischer Feste und nutzloser officiöser Schaustellungen verpraßte, schmachteten die niederen Klassen unter einem fortwährend zunehmenden Drucke. An den neuen, nach europäischen Mustern zugeschnittenen Bildungs- und Civilisationsanstalten des Staats hatte das Volk, das seiner Sprache und Tradition treu geblieben war, keinen Antheil, obgleich es zu Gunsten desselben erhöhte Lasten tragen mußte. Zufolge der Entfremdung zwischen Adel und Volk und der steigenden Bedürfnisse des ersteren wurde die Leibeigenschaft immer unerträglicher und härter, verwandelte das alte patriarchalische Verhältniß sich in eine förmliche Sclaverei; gleichzeitig führte der

Staat durch die unerbittliche Strenge, welche die europäisirte Armee beherrschte, eine neue, in den bequemen Tagen des Strelizenthums unbekannte Art staatlicher Knechtschaft für den gemeinen Mann ein. Was sich emporarbeiten wollte, mußte, um für den Staatsdienst und die höhere Gesellschaft courfähig zu werden, vor allen Dingen mit dem Herkommen und den Bräuchen der Väter brechen, den Bart scheeren, französische Kleider und Redensarten anziehen und Alles, was an Russenthum erinnerte, ängstlich meiden. Der Staatsdienst bildete das einzige Mittel zum Eintritt in die herrschende Klasse; aber nicht um des Staatswohls, sondern nur um der Regierung willen da, war er der Würde einer höheren Bestimmung entkleidet und konnte er Niemand innere Befriedigung gewähren. Der Edelmann, der es nicht dazu bringen wollte oder nicht dazu bringen konnte, ein Amt in Petersburg oder Moskau zu erhalten, war verurtheilt, auf einem versprengten Landsitz sein Leben in Unthätigkeit zu verträumen; von der europäischen Bildung hatte er gerade soviel abbekommen, um eine Existenz zwischen russischen Bauern und im Verkehr mit unwissenden Popen und Küstern unerträglich zu finden. Die höhere Aristokratie ging entweder im Hofdienst unter, oder sie bemühte sich um den Besitz von Dingen, mit denen sie schließlich Nichts anzufangen wußte, weil dieselben Kunstpflanzen waren, die in der starren russischen Erde nicht Wurzel schlagen konnten. Während sich das eigentliche Volksthum in bettelhafter Armuth weiterfristete und froh war, wenn ihm ein Brocken der aus dem Westen eingeführten Schätze von der kaiserlichen Tafel zugeworfen wurde, wurden seine Kräfte in ununterbrochenen Kämpfen mit Türken und Polen dem Idol äußerer Machtstellung und dem Cultus einer fremden Bildung zum Opfer gebracht, von deren Wohlthaten es ausgeschlossen war. So vollständig war der gebildete Russe seiner Heimath entfremdet, daß er nach den eigenthümlichen Erscheinungen und Bedürfnissen derselben gar nicht mehr fragte und dieselben von sich stieß, wo sie ihm begegneten — seine Heimath war die in Petersburg aufgestellte, französisch bemalte Staats- und Gesellschaftsculisse, zu der Peters Schöpfung im Lauf der Zeit eingeschrumpft zu sein schien.

Dieses allgemeine Loos aller specifisch russischen Lebenserscheinungen theilte auch die russische Literatur. Man gefiel sich darin, die einzelnen Talente, welche hie und da auftauchten, zu unterstützen, man ließ sich von ihnen besingen und beräuchern — aber Niemand nahm an ihnen und dem, was sie leisteten, ernsteren Antheil. Was der Staat gelegentlich für einzelne Schriftsteller ex officio that, wurde in der guten Gesellschaft eigentlich nur belächelt — sich mit russischer Literatur zu

beschäftigen mußte unter Leuten, die mit der Unkenntniß der eigenen Muttersprache prahlten, de mauvais goût sein. Und was konnte auch der Inhalt der unter solchen Verhältnissen groß gewachsenen Poesie sein? mußte sie sich nicht auf Lobpreisungen und Verherrlichungen von Staatsactionen und hochgestellten Personen beschränken, Dinge, die sich französisch sehr viel eleganter und polirter ausnahmen, als in der rohen Sprache, deren Gebrauch man Unterofficieren, Subalternbeamten, Popen und Lakayen überließ?

So lange die russische Literatur an dem Gängelbande der hohen Gönner hing, welche ihre Vertreter versorgten und mit Orden und Titeln fütterten, war dem freilich so, und blieb dieselbe das Aschenbrödel der vornehmen Gesellschaft. Von den officiellen Schriftstellern und Dichtern des 18. Jahrhunderts ist darum keiner in das Herz der Nation gedrungen. Die an und für sich nicht unbedeutenden Verdienste, welche die russischen Dichter jener Zeit erwarben, waren nicht künstlerischer und ästhetischer, sondern sprachlicher Natur, d. h. sie setzten die Arbeit fort, welche Peter der Große begonnen hatte, um die Volkssprache von den Fesseln des Altslawonischen, der zur Schriftsprache gewordenen Kirchensprache, zu befreien und das Uebergewicht des Großrussischen über die andern Dialecte zu befestigen. Wesentlich durch diese formale Arbeit haben sich die Lomonossow, Derschawin und Sumarokow in der russischen Literaturgeschichte einen Namen gemacht, ihre in academische Schnürstiefel gezwängten Schöpfungen sind eigentlich immer nur in den Schulen gelesen worden und haben auf die Geistesrichtung von Zeitgenossen und Epigonen nur sehr untergeordnete Einflüsse geübt. Die frostigen und schwülstigen Dramen Sumarokows († 1777) und Knäshnins († 1791) verschwanden von der Bühne, sobald der Hof sich an diesen Nachahmungen Gottscheds und der Franzosen sattgesehen hatte, Derschawins langathmige Oden („Gott", „Petersburg"), die noch heute in jeder russischen Chrestomathie stehen, sind — gleich denen Klopstocks — zu allen Zeiten mehr bewundert als gelesen worden. Daß Lomonossow tiefergreifende Wirkungen übte und noch nach einem Jahrhundert als nationaler Held und Vater der russischen Literatur gefeiert wurde, hat der Hauptsache nach andere, als literarische Gründe. Dieser Schriftsteller, der nicht nur als Dichter, sondern zugleich als Grammatiker, Naturforscher und Techniker thätig war, ist populär geworden, weil er zuerst gegen den deutschen Einfluß an der Petersburger Akademie der Wissenschaften und gegen die Fremdenherrschaft überhaupt auftrat. Seine „Petriade" ist kaum jemals außerhalb gewisser Gelehrtenkreise bekannt geworden, daß er das syllabische Vers-

maß durch das metrische ersetzte und nach lateinischem Muster Participialconstructionen einführte, ist längst vergessen — von seinen Streitigkeiten mit Schlözer, seinem leidenschaftlichen Eifer gegen die „Herabwürdigung" der russischen Sprache durch parteiische deutsche Grammatiker, endlich jenem famosen Verse, der Rußlands Fähigkeit, „selbst

Tiefsinnige Platone
Und geistesmächtige Newtone

erzeugen zu können," behauptete — von diesen weiß aber noch heute jeder halbwegs gebildete Russe zu reden, und hauptsächlich die Kühnheit, mit welcher Lomonossow gegen die herrschende Richtung anzukämpfen wagte, hat ihm einen Platz in der russischen Geschichte gesichert, den seine gekünstelten Verse niemals behauptet hätten.

Das Verhältniß, welches dieser Ahnherr der russischen Poesie zu der herrschenden Gesellschaft einnahm, ist für beinahe alle seine Nachfolger typisch gewesen. Es war die natürliche Aufgabe jeder nationalen Poesie, die ein Echo finden wollte, daß sie aus dem Volksbewußtsein heraus gegen das herrschende System und gegen die Fesseln, welche dem Volksgeiste angelegt worden, Protest erhob. Noch heute läßt sich behaupten, alle hervorragenden und zu Wirkung und Einfluß gelangten Erscheinungen der russischen Literatur seien Anklagen gegen die Uebel gewesen, an denen das russische Staats- und Gesellschaftsleben krankte und noch jetzt krankt, ihr Werth sei nach keinem andern Maßstab, als dem der Dienste bemessen worden, welche sie der Sache der Freiheit und Volksthümlichkeit leisteten. Nicht aus der Tiefe eines in sich befriedigten und kräftigen Volksthums, nicht als die Blüthe einer heitern, von der Realität befriedigten Existenz, auch nicht als der verhätschelte Schmuck eines prunkenden Hofs ist diese Literatur emporgewachsen, — sie ist vom Hause aus eine Waffe gewesen, welche die Nation, die sich im Uebrigen wehrlos und an Händen und Füßen gebunden wußte, gegen die sie unterdrückenden Einflüsse brauchte. Darum ist ihr Grundton die Klage, ihre Lieblingsform die Satyre, der dunkele Hintergrund, auf dem sie ihre Gestalten malt, der Pessimismus. Wenn irgend eine Poesie, so kann die russische sagen:

Und wo der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.

Zu einer das Wesen der Sache erfassenden Würdigung der poetischen Leistungen des russischen Volks kann nur durchdringen, wer an diesem Gesichtspunkt festhält. Eine wirkliche Nationalliteratur besitzen die Russen erst, seit sie zum nationalen Bewußtsein gelangt sind und

den Jammer der unnatürlichen Lage ihres Volks, der Verkommenheit ihrer gebildeten Gesellschaft seinem ganzen Umfang nach erfassen lernten. Nur aus der russischen Wirklichkeit heraus konnten die russischen Künstler schaffen und die traurige Beschaffenheit dieser bedingte den düstern, ja unheimlichen Charakter gerade ihrer ausgezeichnetsten Schöpfungen. So nichtig war der Einfluß der in akademische Regeln gebundenen und als Luxusgegenstand behandelten Hofliteratur des vorigen Jahrhunderts, daß keiner der hervorragenden Russen der Neuzeit von dieser die Impulse zu selbständigem Schaffen erhalten hat, sondern daß die verschiedenen modernen Dichterschulen Rußlands sämmtlich auf Deutsche und Engländer und die modernen politischen und socialen Ideen dieser Völker zurückzuführen sind.

Durchschreiten wir die Reihe der russischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, so begegnen wir ebensoviel Anklägern der russischen Wirklichkeit, als gefeierten Namen; seinen Ruf hat jeder derselben begründet, indem er zu Gunsten des Volks und gegen die Unwahrheit, Verderbtheit und Hohlheit der bestehenden Ordnung auf den Kampfplatz trat. Am deutlichsten prägt dieser polemische, um nicht zu sagen revolutionäre Charakter der modernen russischen Literatur sich in dem Vorläufer der neuen Schule, in Gribojedow aus, dessen berühmtes Lustspiel „Leiden wegen Verstand" (Gôre ot umà) noch heute von jedem gebildeten Russen auswendig gekonnt wird, dessen glänzendste Verse vollständig in die Umgangssprache übergegangen sind. Eine furchtbarere Parodie wie diese, ist vielleicht niemals einer Gesellschaft als Spiegel entgegengehalten worden. Tschazki, ein junger Mann, der seine entscheidenden Bildungsjahre im Auslande verlebt hat und ein vernünftiger, gebildeter und sittlich strebender Mensch geworden ist, kehrt nach Moskau zurück, ist hier aber in keinem Verhältniß zu brauchen, stößt allenthalben an, weil er seiner in Modethorheiten und Modelastern untergegangenen Umgebung für einen Verrückten gilt. Gleich die erste Scene enthüllt uns ein Bild aus dem häuslichen Leben der sogenannten guten Gesellschaft, wie es abschreckender kaum gedacht werden kann und wie es doch allen Kennern für photographisch treu galt: Es ist fünf Uhr Morgens, Famussow, der alte cynische Senator, der Nichts so haßt, wie Feder und Papier, wird von seiner Tochter, die von einem Stelldichein mit dem faden, knechtischen und unwissenden Sekretären ihres Vaters kommt, über einer verliebten Scene mit ihrem Kammermädchen ertappt! Dann treten sie der Reihe nach alle auf, die typischen Repräsentanten der guten Gesellschaft Moskaus und Petersburgs — Skalosub, der bramarbasirende Armeeofficier, der alle Civilisten haßt, alle Bücher für

gefährlich hält und die Menschen in zwei Klassen theilt, solche, die in seinem Regiment gedient haben, und solche, die dieser Ehre nicht theilhaft geworden, Repetilow der professionsmäßige Spieler, den alle Welt als Betrüger kennt und der doch in den feinsten Salons geduldet wird, der Wüstling, der Morgens früh um 5 Uhr seinem Kutscher die Ordre giebt:

Fahr' mich, wohin Du willst,
Doch nur bei Leibe nicht nach Hause,

die Fürstin A., welche ihren Neffen den Fürsten Theodor für wahnsinnig hält, weil er sich zur Schande seiner Familie mit Chemie beschäftigt, Herr Y., der Redner, berühmte Politiker und gefährliche Raisonneur, der im nächsten Augenblick das Gegentheil von dem sagt, was er im vorigen behauptete u. s. w. Schon die Figur des erwähnten Senator's Famussow hätte hingereicht, das Stück Gribojedows in Rußland zu verewigen — so genial und in allen Details zutreffend ist diese Charakteristik des höheren russischen Beamten, der seinen jungen Freund Tschazki gar nicht versteht, weil dieser von Menschenwürde, Ehre und Gewissen redet, während ihm die Zufriedenheit der Vorgesetzten von jeher das oberste Criterium für alle göttlichen wie menschlichen Dinge, ein rasches Avancement die höchste Erfüllung aller irdischen Wünsche gewesen sind. Obgleich es nächstens ein halbes Jahrhundert her ist, daß dieses zur Zeit Alexanders I. geschriebene Stück bekannt wurde (es war lange Zeit hindurch streng verboten und wurde erst von Nikolaus nach Ausmerzung der pikantesten Stellen zum Druck und zur Aufführung zugelassen), so werden die Namen der Hauptfiguren desselben noch gegenwärtig als allgemein bekannte Bezeichnungen von feststehendem Gepräge angewendet. In Versen von tadelloser Eleganz und Leichtigkeit wird über die Hauptgebrechen des russischen Staats- und Gesellschaftslebens ein Gericht gehalten, wie es sich vielleicht kein anderes Volk, als das russische, gefallen ließe.

Bis auf dieses eine Lustspiel, das seinem Werth und Einfluß nach freilich ganzen Bibliotheken gleich geachtet werden kann, hat Gribojedow Nichts von Bedeutung hinterlassen; in der Blüthe seiner Jahre wurde er zu Teheran, wo er das Amt eines russischen Gesandten bekleidete, ermordet, auch durch dieses sein persönliches Geschick für die neueren russischen Poeten der Vorgänger. Puschkin und Lermontow fielen im Duell, Batjuschkow und Gogol endeten im Wahnsinn, Wenjewitinow starb als Jüngling an der Schwindsucht, Barätinskys edler Geist siechte elend an dem Druck der ihn umgebenden Verhältnisse dahin. All' diese Männer (und das bestätigt, was wir von dem anklägerischen Cha-

racter der russischen Literatur sagten) galten außerdem zeitweise für politisch verdächtig. Gribojedow mußte sich von dem Verdacht reinigen, an der Verschwörung von 1825 Theil genommen zu haben, Puschkin und Lermontow wurden wiederholt aus den Hauptstädten exilirt, Barätinsky galt für so gefährlich, daß er trotz seiner Kränklichkeit Jahre lang warten mußte, ehe er einen Paß nach Italien erhielt. Der bedeutendste dieser Träger des künstlerischen Kainszeichens, Alexander Puschkin verdankte seinen beispiellos rasch erworbenen Dichterruhm wesentlich dem Umstande, daß sein Byronscher Weltschmerz ein specifisch russisches Gepräge trug und nicht sowohl der Welt überhaupt, als der vorhandenen russischen Welt galt. Klarer und bewußter als selbst bei Gribojedow tritt bei dem Dichter des Onègin und Godunow das Verlangen nach einem nationalen Inhalt des russischen Lebens hervor. In dem Volk sieht er nicht nur die einzige Quelle aller echten Poesie sondern zugleich die einzige Rettung von einer inhaltslos gewordenen Cultur und Staatsform. Das berauschende Naturgefühl, in welchem sein „kaukasischer Gefangener" schwelgt, hat den Ekel an der verderbten Petersburger Hofluft zur Voraussetzung, die „Zigeuner" und „die Räuberbrüder" feiern die Wildheit zuchtlosen Berg- und Waldlebens im Gegensatz zu der entwürdigenden Zwangsjacke, zu welcher die russische Culturwelt eingeschrumpft war, und sein Drama „Boris Godunow" feiert die Rückkehr zu der verlorenen Herrlichkeit der Väter. Puschkins Hauptwerk, das dem Don Juan nachgeahmte Epos „Eugène Onègin" schildert die einzelnen Stadien einer vornehmen russischen Existenz mit einem dämonischen Spott und einer Bitterkeit, wie sie nur empfinden und wiedergeben konnte, wer sich als Mitschuldiger fühlte. Das Elend und die sittliche Verlumptheit der Ehe und des Familienlebens, wie sie in der trostlosen Welt des hohlen Scheins zum Herkommen geworden, die Erbärmlichkeit der Jugenderziehung und des Unterrichtswesens,

(Wir lernten Alle ein Mal Etwas
Doch fragte Niemand wann und wie.)

der Müßiggang des Staats- und Militärdienstes, sie werden alle in kurzen, aber vernichtenden Episoden abgehandelt, und die tiefbewegte Klage über ein Leben „ohne Werth und Inhalt" bildet gleichsam die Summe der russischen Existenz. — Noch düsterer und dämonischer ist der Ausdruck, den Michael Lermontow, nächst Puschkin der bedeutendste Lyriker Rußlands, seinem Jammer über die vorhandenen Zustände giebt. Sein Roman „Ein Held unserer Tage" bezeichnet vollständige Blasirtheit als das nothwendige Resultat jeden Ganges durch das russische wirkliche Leben.

Um die Mitte der Regierungszeit des Kaisers Nikolaus, war die Dichterschule, deren hervorragendste Vertreter hier genannt wurden, ausgestorben. Der Weltschmerz und die Anklagen gegen die Thorheiten und Laster der herrschenden Gesellschaftsklasse wurden zur Manier und verloren darum ihre Bedeutung und Anziehungskraft. Einige Zeit lang spielten noch die Novellen des Grafen Sollohub eine gewisse Rolle, weil sie das Leben der Vornehmen im Einzelnen schilderten, allmählich aber gerieth diese literarische Richtung in Verruf und sehnte das Publikum sich nach kräftiger, aus dem Boden des eigentlichen Volksthums erwachsener Speise. Nachdem Sollohub in seinem „Tarantaß" eine skizzirte Schilderung des Lebens der Kaufleute, Beamten und Gutsbesitzer der Provinzen versucht hatte, trat Nikolai Gogol als Begründer einer neuen streng realistischen Schule auf. Das reiche, vielfach Dickens verwandte Talent dieses originellen Schriftstellers wandte sich, nachdem es zur Reife gekommen, humoristisch-satyrischer Schilderung des russischen Provinzial- und Kleinlebens zu, schilderte die Zustände des kleinen, in faulem Dämmer dahin lebenden Landadels, die Corruption und Vergnüglichkeit des Beamtenthums und seines Proletariats, endlich die Eigenthümlichkeiten der wesentlich russisch gebliebenen, von westeuropäischen Einflüssen nur oberflächlich berührten Mittelclasse, mit einer Kühnheit, Schärfe und Treue, die Alles hinter sich ließ, was auf diesem Felde früher geleistet worden. Von dem Sturm des Beifalls, den diese Schilderungen hervorriefen, wurden selbst die Bedenklichkeiten und der Argwohn der Regierung mit fortgerissen. Schonungsloser und bitterer war diese selbst von Gribojedow nicht angegriffen worden, so direct hatte noch Niemand zu wagen behauptet, daß die gesammte Bureaukratie aus einer Bande von Betrügern und Hohlköpfen bestehe, als es Gogols „Revident" (Revisòr), ein fünfactiges Lustspiel, das die Zustände einer Provinzialstadt schildert, — that. Desselben Autors größeres Werk, der Roman „Die todten Seelen" war hauptsächlich gegen den provinziellen Landadel gerichtet, dessen einzelne Typen in den Gutsbesitzern gegeißelt werden, welche der Collegienrath Tschitschikow aufsucht, um von ihnen „todte Seelen" zu kaufen. Schon der Vorwurf dieses Romans war eine Provocation gegen den Schlendrian des herrschenden Systems, wie sie kühner und ergötzlicher kaum gedacht werden kann. Zur Zeit der Leibeigenschaft bestand der Gebrauch, daß die steuerpflichtigen Individuen alle zehn Jahre gezählt wurden. Für die innerhalb der Zählungsperiode verstorbenen Leibeigenen zahlte der Gutsbesitzer bis zur nächsten Zählung die Steuern weiter, dieselben galten officiell für noch lebend, während die inzwischen geborenen Kinder nicht

gezählt wurden und steuerfrei blieben. Außerdem bestand ein Gesetz, welches dem Gutsbesitzer das Recht gab, seine Leibeigenen bei der Bank zu verpfänden; für jede „männliche Seele“ erhielt er 300 Rubel. — Auf diese beiden Einrichtungen gründet Tschitschikow, der Held des Romans, den Plan zu einem großartigen Betrug. Er reist im Lande umher und kauft todte Seelen, d. h. Bauern, die seit der letzten Zählung verstorben sind, läßt dieselben auf ein werthloses Grundstück überschreiben, das er zum Eigenthum erworben und verpfändet sie sodann bei der Bank. Die Charakteristik der einzelnen Gutsbesitzer und Beamten, welche sich bei diesem Geschäft als Verkäufer und Vollzieher der Kaufcontracte betheiligen, ist mit unvergleichlicher Meisterschaft ausgeführt und bietet zu einer Fülle der ergötzlichsten Situationen Veranlassung.

Aber auch Gogols Humor ruht auf dem dunkeln Grunde eines tiefen und leidenschaftlichen Schmerzes über das sittliche Elend der Zustände, mit deren köstlichen Schilderungen er das Zwerchfell seiner Leser erschüttert. Statt mit souverainer, wahrhaft künstlerischer Freiheit über seinem Gegenstande zu stehen, bleibt der Dichter an den Verhältnissen haften, die er in ihrer Jämmerlichkeit und Verruchtheit bloßgelegt hat — die Tendenz seines Buches ist nicht sowohl auf die Ergötzung des Lesers, als auf dessen sittliche Entrüstung gerichtet, der Dichter will helfen und reformiren, nicht nur schildern und belustigen. Wiederum war es die politische Tendenz des Autors, welche in erster Reihe zündend wirkte, die Aussicht, durch seine Satire eine Besserung der gegebenen Zustände herbeigeführt zu sehen, die ihm von allen Seiten Verehrer, Jünger und Nachahmer zuführte. Dem entsprechend sind die Wirkungen der „todten Seelen“ auf dem politischen Gebiet sehr viel wohlthätiger gewesen, als auf dem ästhetischen. Während sich nicht leugnen läßt, daß Gogol wesentlich dazu beigetragen hat, die Aufmerksamkeit der Regierung für das Elend der ländlichen Zustände zu schärfen und die Neugestaltung derselben zu beschleunigen, muß ihm zugleich Schuld gegeben werden, zu der hyper-realistischen Richtung der modernen russischen Literatur den Anstoß gegeben zu haben. Gogols Schüler und Nachfolger, die Kresstowski, Pissemski, Ostrowski und Stebnizki haben sich professionsmäßig der Darstellung des Widerwärtigen und Gemeinen zugewandt: ihrer Auffassung nach hat die Kunst überhaupt keine ideale Seite, sondern nur die Aufgabe, die höhere Polizei zu spielen, über den Unrath, der sich in den Ecken und Winkeln des Staatswesens aufgehäuft hat, Rechnung zu führen und denen, die seine Beseitigung versäumt, zum Gericht zu werden.

Die realistische Richtung, welche die russische Literatur in den letzten

Jahren genommen, ist übrigens noch auf andere Gründe zurückzuführen, als die Einflüsse Gogols. Die großen politischen Umwälzungen, welche sich seit Beendigung des orientalischen Krieges vollzogen, waren von allen früheren russischen Reformperioden wesentlich dadurch unterschieden, daß sie nicht einseitig von der Regierung ausgingen, sondern unter der leidenschaftlichen Theilnahme des ganzen Volkes vollzogen wurden. Der Publicistik eröffnete sich ein ungeheures Feld der Thätigkeit, seit die engen Schranken gefallen waren, welche die unerbittliche Strenge des früheren Censurzwangs aufgerichtet hatte. Die Aufdeckung der Schäden des russischen Staats- und Gesellschaftslebens, mit welcher wir die Schriftsteller seit Anfang des 19. Jahrhunderts beschäftigt sahen, war nämlich niemals als solche betrieben worden. Literarische und ästhetische Zwecke hatten den Vorwand dazu hergeben müssen, wenn über die Unbrauchbarkeit der Staatsmaschine, die Corruption der Beamten, die Rohheit und Indolenz des Adels geklagt worden war, und officiell war die Duldung der Anklagen der Gribojedow, Puschkin, Gogol &c. immer nur als Connivenz an die poetische Freiheit angesehen und aufgegeben worden. Jetzt drehte sich das frühere Verhältniß vollständig um, der Vorwand poetischer Zwecke war nicht mehr nothwendig und wurde darum bei Seite geschoben, die Roman- und Sittenschilderung wollte Nichts weiter sein, als eine Gehilfin der politischen Agitation und ihrer reformatorischen oder revolutionären Zwecke. Die sogenannte Anklageliteratur, zu welcher Saltykow's „Skizzen aus dem Provinzialleben“ um die Mitte der fünfziger Jahre die Signale gaben, verzichtete von vorn herein auf jede künstlerische Absicht und jeden ästhetischen Werth. Jetzt waren alle Schranken zwischen politischer und belletristischer Literatur gefallen, und kaum einer der neueren Schriftsteller dieser Schule hat es auf etwas Anderes abgesehen, als auf Verstärkung des Reformeifers, der sich seit Aufhebung der Leibeigenschaft der Nation bemächtigt hatte. Saltykow z. B. begnügte sich in seinen Skizzen damit, das Raub- und Bestechungssystem, dem die ländliche Bureaukratie huldigte, im Detail bloßzulegen, und verschmähte es, diese aus dem Leben gegriffene Schilderung in ein novellistisches Gewand zu kleiden. Daß es ihm an wirklich humoristischem Talent nicht fehlte, hat dieser Schriftsteller in dem höchst originellen Schlußkapitel seines Buches deutlich bewiesen: Ein in Bestechung und Unterschleif ergrauter Beamter liest auf Veranlassung eines Bekannten, der sein Gewissen wach zu rufen hofft, die in den früheren Abschnitten enthaltenen Geschichten. Statt von der sittlichen Tendenz derselben getroffen zu werden und bei sich selbst Einkehr zu halten, beurtheilt er die Streiche seiner spitzbübischen Collegen ausschließlich als technischer Sachverständiger, den Einen wegen

seiner Schlauheit lobend, den Andern wegen seiner Plumpheit oder Unvorsichtigkeit tadelnd. „Was ist da noch zu hoffen", schließt der Autor.

Als Erzeugniß eines wirklichen Talents ist nur noch eine Schrift der um die Zeit der Reformaera aufgethanen Schule zu bezeichnen, Gontschorow's Roman „Oblomow." Während die übrigen russischen Satiriker mit Vorliebe die verkommenen und zweideutigen Schichten der Gesellschaft und die Charaktere geschildert hatten, die mit dem Strom schwammen und als egoistische Betrüger, gewissenlose Wüstlinge und ausgemachte Narren durch die Welt gingen, macht Gontschorow die Versumpfung, Thatenlosigkeit und Trägheit der Guten und Edeldenkenden zum Gegenstande künstlerischer Darstellung. Oblomow ist der Typus des besser-gearteten jungen Adels, der die Verderbtheit und Reformbedürftigkeit der gegebenen Zustände deutlich erkannt, sich längst das Wort gegeben hat, besser die Hand an dieselben zu legen, zufolge einer erbärmlichen Erziehung, angeborener Indolenz und Schlaffheit aber zu Nichts kommt. Ihm gegenüber gestellt ist der thatkräftige, von Jugend auf an Thätigkeit gewöhnte Deutsch-Russe Stolz, und der Dichter schließt seine Parallele zwischen diesen beiden Männern mit dem merkwürdigen, seitdem in Lob und Tadel häufig wiederholten Ausruf: „wie viele solcher Stolze werden noch unter russischem Namen auftreten müssen, ehe unsere schlaftrunkenen Augen sich öffnen, ehe wir allenthalben die geschäftigen, sichern Tritte, die zufriedenen Stimmen von Männern solcher Art vernehmen." Die Schilderung des Oblomow hat in der russischen Gesellschaft so große Sensation gemacht, daß man noch gegenwärtig den Zustand wohlmeinender Thatenlosigkeit und mit reinem Streben gepaarter Schlaffheit, technisch „Oblomowtschina" nennt. — Der Kategorie der Anklageliteratur gehören, wie wir beiläufig bemerken wollen, auch die Romane an, welche die politischen Agitatoren Herzen und Tschernitschewsky gelegentlich geschrieben haben. Wir begnügen uns, statt aller weiteren Charakteristik die Titel dieser Bücher zu nennen: „Wer ist Schuld?" (Kto winnowat) und „Was sollen wir anfangen?" (Tschto sdjellatj).

Wir haben den eigenthümlichen Entwickelungsgang, welchen die russische schöne Literatur, seit sie zu einer nationalen geworden, durchgemacht, ausführlicher verfolgen zu müssen geglaubt, weil nur an der Hand derselben eine richtige und billige Beurtheilung auch der einzelnen Erscheinungen möglich ist. Steht es auch längst außer Frage, daß die Darstellung des Schönen Selbstzweck der Kunst ist, und daß diese zu ihrem Jünger nur den wählt, der das Leben harmonisch erfaßt, seine Widersprüche in der idealen Bestimmung der Menschheit zu versöhnen

weiß, so ist damit noch nicht gesagt, daß diese Aufgabe der Kunst unter allen Verhältnissen und zu allen Zeiten dieselbe bleibt. Wie die künstlerischen Ansprüche des Menschen auf den verschiedenen Stufen seines Lebensalters verschiedene sind, so erscheinen auch die ästhetischen Ansprüche eines Volks durch das Alter und die Beschaffenheit seiner Cultur bedingt. Eine Nation, die es noch nicht zur Selbstbefriedigung und zum Behagen an der eigenen Existenz gebracht hat, kann keine Künstler erzeugen, deren Dichtungen eine solche aussprechen. Als Regel wird immer gelten, daß die Stellung, welche eine Nation zu sich selbst einnimmt, zugleich das Verhältniß bestimmt, in welchem ihre Dichter zu der Summe ihrer Existenz stehen — nur als Ausnahme kommt es vor, daß das künstlerische Bewußtsein dem der Zeitgenossen vorauseilt, und der Dichter ein Bürger derer ist, welche noch kommen sollen. Wird eingeräumt, daß das Behagen des Schaffenden durch die Selbstbefriedigung seiner Umgebung bedingt ist, und wird gleichzeitig zugegeben, daß die literarische Production den Zeitpunkt dieser nicht abzuwarten braucht, um überhaupt berechtigt zu sein, so ist damit zugleich der Pessimismus, der sich unleugbar bei allen bedeutenderen russischen Schriftstellern wiederfindet *), erklärt und in gewissem Sinne gerechtfertigt. Der wahre Dichter kann nur den vorhandenen Inhalt seines Volksthums poetisch gestalten, nicht aus Zuständen herausreden, die blos in seiner Einbildungskraft bestehen. Es hat auch russische Dichter gegeben, welche blos von des Lebens Lust und

---

*) Eine sehr interessante, aber freilich die einzige bemerkenswerthe Ausnahme bildet in dieser Beziehung „Die russische Familien-Chronik" von S. T. Aksakow, dem Vater der beiden bekannten Führer der Moskauer Slawophilenpartei. Angeregt durch die Begeisterung seiner Söhne für rein nationale russische Entwickelung, schrieb dieser Mann als hoher Siebenziger seine in das vorige Jahrhundert zurückreichenden Jugenderinnerungen auf (er war in der europäischen Einflüssen entrückt gebliebenen Provinz Ufa geboren worden). Diese Familienchronik, welche trotz ihrer Anspruchslosigkeit sehr viel bedeutender ist, als Alles, was Constantin und Iwan Aksakow geschrieben, verherrlicht die Ursprünglichkeit des von fremden Einflüssen unberührt gebliebenen Altrussenthums und entwirft ein hoch poetisches Bild von der seligen „Verschollenheit", in welcher der russische Edelmann lebte, bevor er zum Nachahmer von Deutschen und Franzosen wurde. Dieser, dem Occidentalismus feindlichen Tendenz des Buches ist es wesentlich zuzuschreiben, daß durch dasselbe ein Hauch von Zufriedenheit und Behagen geht, wie er kaum in einem andern Erzeugniß der neueren russischen Literatur zu finden ist. Der Autor hatte die Absicht, das russische Leben als an und für sich befriedigt und nur durch fremde Einflüsse um sein Behagen gebracht, darzustellen; aus diesem Grunde nimmt er aber auch vom Leser Abschied, wo es mit der alten guten Zeit vorüber ist, und die Neuzeit beginnt. Eine vortreffliche deutsche Uebersetzung dieses höchst anziehenden Buches hat Raczinsky (Leipzig, W. Engelmann) geliefert.

Pracht, von der Herrlichkeit Gottes und der Natur, von Menschenwürde und Menschenvortrefflichkeit sangen, — in das Herz ihrer Nation sind aber nur diejenigen gedrungen, welche den Ton der Klage über den Jammer dessen anschlugen, was sie täglich sahen und hörten. Das Bedürfniß nach einer menschenwürdigen Umgestaltung der gegebenen Verhältnisse, nach Aussöhnung des Volks mit dem Staat, nach Erneuerung des wahren Berufes dieses letzteren, war in der That das erste Geheimniß, das der Poet dem Munde des russischen Volkes ablesen mußte, wenn er sich mit diesem Volke einig wissen wollte. Nur flache und arme Gemüther konnten an dem vorübergehen, worauf es für ihre Welt zunächst ankam, — an eine ideale Gestaltung des russischen Lebensinhalts konnte erst gedacht werden, wenn die gröbste Arbeit gethan, die schwersten Fesseln gelöst waren. Nicht immer ist dem Dichter die Flucht in die Idealwelt gestattet, ja sie ist ihm nur möglich, wenn er wenigstens eine sichere, ungefährdete Stätte hat, von der er auffliegen kann. Und wo war diese Stätte zu finden, in der Welt französirter oder anglisirter Kammerjunker und Gardeofficiere, diebischer Tschninownıks, roher und berufsloser Gutsbesitzer und geprügelter Bauern? Daß die russische Literatur in den Kampf für das gute Recht und die Freiheit des Volks eintreten mußte, mindestens den düsteren Hintergrund russischen Lebens nicht schönfärben durfte, war überdies schon durch das Gesetz der Reaction bedingt. Das als unfehlbar angepriesene alte System weckte naturgemäß den Widerspruch der hervorragenderen Geister, nur durch die Verneinung dessen, was sich fälschlich für Wahrheit ausgab und als Vortrefflichkeit brüstete, konnten sie zur Wahrheit durchdringen. Und nur das Gewand der Dichtkunst gab ihnen die Möglichkeit zu sagen, was sonst verschwiegen geblieben wäre, das Recht der Muse mußte einbringen, was dem Volksrecht verloren gegangen war.

Wie tief begründet die Nothwendigkeit des pessimistischen Hintergrundes ist, den wir in der Mehrzahl aller russischen Dichtungen finden, das zeigt sich mit besonderer Deutlichkeit in den Schöpfungen des edelsten und bedeutendsten der lebenden russischen Dichter, in denen Iwan Turgenjews. Das seltene Talent dieses freisinnigen Künstlers, den Paul Heyse noch jüngst als den „Meister der Novelle" feierte, hat weder mit den herrschenden Tendenzen der russischen Literatur, noch mit dem realistischen Zuge etwas gemein, den wir bei der Mehrzahl seiner Stammesgenossen wiederfinden. Turgenjew ist seinem Wesen nach eine ideale, dem wirklichen Leben und seiner Gemeinheit abgewandte Natur. Obgleich er sich im vollen Besitz des seiner Nation eigenthümlichen Beobachtungstalents befindet, ist es doch keineswegs das

Bedürfniß nach Bethätigung dieses Talents gewesen, welches den Ausgangspunkt seines Schaffens bildete, und selbst wo Turgenjew als bloßer Beobachter und Sittenschilderer auftritt, verfährt er wesentlich anders als die Mehrzahl seiner Vorgänger und Zeitgenossen. Er läßt die Wirklichkeit unmittelbar auf sich wirken, um die gewonnenen Eindrücke, wie sie sich in seiner Seele poetisch gestaltet haben, wiederzugeben. Die künstlerische Absicht ist es, in der er schafft, er verfolgt weder politische, noch moralisirende Zwecke, und wenn seine Schöpfungen der russischen Wirklichkeit ein strafendes Spiegelbild entgegenhalten, so ist das Material, aus welchem er arbeiten mußte, daran schuld. Nur als gewissenhafter Künstler und gesunder Mensch, nicht als tendenziöser Parteimann konstatirt er, daß das russische Leben an schweren Uebeln krankt, die oberflächlichste Kenntniß seiner Schriften genügt zu der Ueberzeugung, daß er von der krankhaften Freude an Schilderungen des Häßlichen und Gemeinen, wie sie bei den Kresstowski und Pissemski unzweideutig hervortritt, vollständig frei ist und diesen in seinen Darstellungen nur Raum gönnt, wo er ihnen nicht aus dem Wege gehen kann. Während die modernen russischen Realisten so vollständig in der Abhängigkeit von ihren Parteidoctrinen stecken, daß die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit diesen das eigentliche Kriterium ihrer Beurtheilung und dafür maßgebend ist, was sie loben und was sie tadeln, sieht Turgenjew die ihn umgebende Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkte des Künstlers an, legt er an die Dinge den Maßstab des Aesthetischen; nicht das seiner Parteimeinung Zuwiderlaufende, sondern das Unschöne hat ihn zum Feinde. Wenn er den unter seinen Landsleuten verbreiteten knechtischen Cultus fremder Formen geißelt, oder den einseitigen Fanatismus der europäischen Cultur feindlicher Nationalitätsschwärmer lächerlich macht, wenn er die Knechtschaft des unterdrückten Volks, die Rohheit und Trägheit des Adels beklagt, so geschieht das nicht aus Gründen der Voreingenommenheit gegen irgend ein System, sondern lediglich, weil die bezüglichen Erscheinungen zugleich unschön sind und sein künstlerisches Gefühl durch ihre Häßlichkeit beleidigen. Wo Turgenjew als Ankläger russischer Uebelstände und Gebrechen auftritt, da ist es das verletzte Gefühl des Menschen und Dichters, das durch würdelose Zustände und Existenzen beleidigt ist — ob die häßlichen Schatten des russischen Lebens auf westeuropäische oder nationale Einflüsse, aristokratische oder demokratische Einrichtungen zurückzuführen sind, gilt ihm gleich. Nur der Unbekanntschaft der deutschen Kritik mit den Zuständen Rußlands und dem eigenthümlichen Beruf und Entwickelungsgange der russischen Literatur ist es zuzuschreiben, daß namentlich den neueren Schöpfungen Turgenjew's wiederholt zum

Vorwurf gemacht worden ist, sie gefielen sich in absichtlichen Verzerrungen und bekundeten den Mangel harmonischer Entwickelung des Dichters.

In weiteren Kreisen ist Turgenjew zuerst durch sein im J. 1852 veröffentlichtes „Tagebuch eines Jägers" (deutsch von Wiedert, Berlin 1854), eine Sammlung flüchtig hingeworfener Charakterschilderungen und Landschaftsbilder, bekannt geworden. Er mochte selbst nicht erwartet haben, daß dieses kleine Buch einen so mächtigen Eindruck auf seine Landsleute machen und in fast alle ausländischen Literaturen den Weg finden würde. Hatte er doch nur die wechselnden Bilder zusammengestellt, welche in seiner Seele haften geblieben waren, da er als rüstiger Jäger Wald und Flur der heimathlichen Provinz durchstreifte. Von einer polemischen Tendenz ist in den Blättern des „Tagebuchs" keine Spur zu finden; diese Skizzen zeigen uns den Verfasser als russischen Edelmann und Gutsbesitzer, der sich an der schlichten Schönheit russischen Landlebens genügen läßt, und statt im Staatsdienst der Sucht nach Orden und Titel zu fröhnen, Land und Leute seiner Umgebung kennen zu lernen und zu verstehen sucht. Er macht den Leser mit den Geheimnissen der Jagd und des Waldes bekannt, er führt ihn in die Hütte des Bauern, des ländlichen Müllers und Freisassen, bei denen der von den Strapazen des Waidwerks ermüdete Wanderer sein Nachtquartier nimmt, er zeigt ihm endlich die adeligen Nachbarn und Gevattern, die auf den Landsitzen seines Kreises walten, bald schlecht und recht nach der Väter Sitte, bald als Nachahmer der französischen Modeformen, welche sie begünstigteren Nachbarn abgesehen. In engem Rahmen ist eine Fülle der verschiedensten Bilder und Ansichten zusammengefaßt, werden Fragen der mannigfachsten Art aufgeworfen und angeregt. Unausgesprochen liegt freilich all' diesen mit feinem Natursinn und liebevollem Verständniß entworfenen Vedutten die schwermüthige Klage über die Verwahrlosung eines tüchtigen Volks, die Verwilderung und Verwahrlosung derer zu Grunde, welche zu Führern desselben berufen. Ergreifender ist die stille Resignation des von einem harten Herrn zu Boden geworfenen leibeigenen russischen Bauern niemals geschildert worden, als in jener tiefergreifenden Erzählung von dem Tode des Holzpächters Maxim Andrejewitsch, der von dem Baume erschlagen wird, mit dessen Fällung er eben beschäftigt ist. „Ja, merkwürdig stirbt der Russe" lautet das Schlußwort dieses tief melancholischen Capitels, das durch die unvergleichliche Meisterschaft, mit welcher eine schwermüthige Natur und in derselben lebende freudlose Menschen in Eins zusammengefaßt werden, die feinsten Saiten menschlicher Empfin-

dung vibriren macht. Von einer andern Seite wird der Einfluß uralter Sclaverei auf den russischen Bauern, in der Schilderung Jermolais, gezeigt, des Jägers, der den Autor auf seinen Fahrten begleitet. Die Scene, in welcher dieser verwilderte, in das Leben des Waldes untergetauchte Mensch an einem neblig feuchten Frühlingsabend mit seiner Liebsten zusammentrifft — der Müllerin, die nach kurzem Aufenthalt in der Culturwelt durch einen Machtspruch ihres Herrn in das Dorf zurückversetzt und an den dicken Müller verheirathet worden ist — athmet einen so eigenthümlichen Zauber, daß der Leser, auch wenn er niemals jenseit der Weichsel gewesen, den Herzschlag russischen Land- und Bauernlebens pochen zu hören glaubt. Die Klage über den Untergang der alten Bauernfreiheit, die sich noch in einigen Gegenden und in einigen begünstigten Kategorien erhalten hatte, kommt in der Erzählung „der Freisasse Owssänikow" zum Ausdruck: es soll gleichsam gezeigt werden, was aus den russischen Bauern unter günstigeren und würdigeren Verhältnissen hätte werden können.

Das Complement zu diesen Federzeichnungen der bäuerlichen Existenz, die von Naturschilderungen begleitet sind, wie sie nur ein echter Dichter, ein wirklicher Kenner des Waldes und seiner Bewohner entwerfen konnte — bilden Schilderungen des adeligen Provinziallebens auf dem flachen Lande. Die harten und bornirten Landjunker, die ohne Ahnung einer höheren Bestimmung des Menschen ihre Tage dämmernd „zwischen Bim und Baum" dahinschleppen, sind aus den Romanen Gogols ebenso bekannt, wie die europäisch gefirnißten Beamten und Officiere, die aus Petersburg oder Moskau kommen und von den Abfällen leben, die sie im Verkehr mit der großen Welt gesammelt haben. Turgenjew läßt sich aber nicht daran genügen, diese bekannten Figuren in seine Aufzeichnungen zu verflechten, — mit Vorliebe verweilt er bei den feiner angelegten Naturen, die an dem Gegensatz zu Grunde gehen, in welchem ihre Bildung zu der ihrer Umgebung steht. Die in der russischen Literatur immer wieder aufgeworfene Frage nach dem Werth und der Bedeutung der westeuropäischen Bildung für die russische Gesellschaft, wird hier in einer durchaus neuen, rein objectiven Weise behandelt. An dieser Bildung Antheil zu nehmen, erscheint dem Verfasser als das natürliche und berechtigte Bedürfniß jeder bedeutenderen und strebsameren Individualität — er verschweigt aber nicht, daß dieselbe auf russischer Erde zum größten Theil unanwendbar wird, weil sie den Zusammenhang ihrer Jünger mit dem Volk und der natürlich gegebenen Umgebung zerreißt und in sehr zahlreichen Fällen die Thatkraft ihrer isolirten Vertreter lahm legt. Außerhalb des Staatsdienstes war in

dem alten Rußland keine gebildete Thätigkeit denkbar, denn nirgend lief den einzelnen Functionen der Staatsmaschine eine entsprechende Strömung privater Arbeit parallel — für den Staatsdienst war aber verdorben, wer von den Früchten des westeuropäischen Erkenntnißbaumes gegessen und Gut von Böse zu unterscheiden gelernt hatte. — Zwei Figuren des Tagebuchs sind wegen ihrer Beziehung zu dem hier berührten Problem besonders interessant. Der Gutsbesitzer Peter Petrowitsch Karatajew, der, nachdem er sein halbes Leben unter Bauern verbracht, nach Moskau zieht, hier zum ersten Mal in das Theater kommt und als Theaterenthusiast in dem Strudel eines wüsten Künstler- und Schwelger-Lebens zu Grunde geht und Wassil Wassiljewitsch, „der Hamlet des Schtschitgrowschen Kreises."

Schon die Art und Weise, in welcher diese merkwürdige Figur in die Erzählung eingeführt wird, ist höchst originell. Nach einem Diner in dem Hause eines ländlichen Nachbarn, der regelmäßig ein Dutzend versimpelter Landjunker und alberner Provinzialstutzer bei sich versammelt, wird der Verfasser (Turgenjew führt sich immer direct in die Zustände ein, welche er schildert) Abends in das ihm bestimmte Schlafzimmer geführt. Ein anderer Gast, auf den er während des Mahles keine Acht gegeben, ist in dasselbe Gemach einquartiert und liegt bereits im Bett. Er beginnt ein Gespräch, auf das der Erzähler nur nachlässig eingeht; gereizt setzt der Unbekannte sich in seinem Bett auf und sagt: „Ich will wetten, daß Sie mich für einen leeren Tölpel, für einen Steppenjunker ansehen. Sie antworten mir darum nur nachlässig — ich bin aber durchaus nicht das, wofür Sie mich halten."

„Erlauben Sie —".

„Nein, — erlauben Sie! Erstens spreche ich ebenso gut französisch wie Sie und deutsch sogar besser; zweitens habe ich drei Jahre im Auslande gelebt, in Berlin allein war ich acht Monate lang. Ich habe Hegel studirt, mein Herr, und kenne Goethe auswendig. Außerdem war ich lange in die Tochter eines deutschen Professors verliebt. Freilich habe ich nachher in der Heimath ein schwindsüchtiges und kahlköpfiges Steppenfräulein geheirathet. . . . . Ich bin kein Steppentölpel, wie Sie meinen, auch ich bin durch Reflexion wurmstichig geworden und Nichts in mir ist unmittelbar geblieben."

Diese Worte, welche eine längere Beichte des „Hamlet von Schtschitgrow" einleiten, sind in culturgeschichtlicher Rücksicht lehrreicher, als ganze Abhandlungen über russische Civilisation und deren Verhältniß zu deutscher und französischer Cultur. Die ganze Macht des natürlichen Uebergewichts occidentaler Bildung über das, was sich als

russische Civilisation brüstet, ist in einen einzigen Satz zusammengefaßt: besser glaubt der obenhinbehandelte Unbekannte sich nicht empfehlen und als Nicht-Wilder ausweisen zu können, als indem er seine Kenntniß zweier fremder Sprachen und einen mehrjährigen Aufenthalt in Deutschland geltend macht! Er thut damit nur, was jeder Russe thut, der sich als Glied der gebildeten Gesellschaft, als Gentleman fühlt: die erste Bedingung der Gentilität ist der Nachweis, nicht nur Russe, sondern wesentlich Nichtrusse zu sein und damit dem fremden Wesen ein Zugeständniß zu machen, von dessen Tragweite die Wenigsten eine Ahnung haben, gegen dessen Consequenzen der russische Nationalstolz sich seit lange hartnäckig sträubt. —

Und der Mann, der sich und seine Nation durch diese Prahlerei mit zufälligen Vorzügen bloßstellt, ist durchaus kein gewöhnlicher Mensch. Der weitere Verlauf der traurigen Geschichte, welche der „Hamlet des Schtschitgrowschen Kreises" mit dem Bericht von seiner Sprachkenntniß und seinen ausländischen Reisen einleitet, enthüllt eine verpfuschte Existenz, „wie es ihrer Viele, und beinahe in jedem Kreise der vielen russischen Gouvernements einige giebt." Wassili Wassiljewitsch ist ein strebsamer Jüngling gewesen, dem es in der Unwissenheit und Leerheit, unter welcher er aufgewachsen, sehr früh unheimlich geworden war. Vergebens sucht er die Moskauer Universität auf, um sich hier zu bilden und über sich selbst, Gott und die Welt ins Klare zu kommen. Er geräth in einen „gebildeten Cirkel" der altrussischen Hauptstadt und wird durch diesen um alle Selbständigkeit, alle gesunde und natürliche Entwickelung gebracht. Dann reist er nach Deutschland, um wirkliche Studien zu treiben und die Culturwelt kennen zu lernen, aber er kann den Schlüssel nicht finden, der ihm den Eingang zu derselben schaffte. „Ich brauche Ihnen natürlich nicht zu sagen, daß ich vom eigentlichen Europa, dem wirklichen europäischen Leben und Treiben kein Härchen kennen lernte. Ich hörte die deutschen Professoren und las die deutschen Bücher am Ort ihrer Entstehung . . . darin bestand der ganze Unterschied gegen Rußland. Außerdem gab ich mich mit blödsinnigen Familien aus Pensa und anderen kornreichen Gouvernements ab, trieb mich in Kaffeehäusern umher, las Journale und ging Abends ins Theater." In die Heimath zurückgekehrt, weiß Wassili Wassiljewitsch Nichts mit sich und Nichts mit der mühsam erworbenen Bildung anzufangen. Auf seinem väterlichen Gute inmitten ungebildeter Nachbarn fühlt er sich wie ein Verbannter — er langweilt sich wie „ein eingesperrter junger Hund" und die holden Zukunftsträume, mit denen er sich getragen, da er zum ersten Male wieder das heimathliche von den Strahlen

der untergehenden Sonne überglänzte Birkenwäldchen betreten — sie verwandeln sich bald in die alltäglichen Gespenster russischen Landlebens: Viehseuchen, rückständige Steuern und Subhastationen. Außer Stande, dem Einerlei, das ihn täglich umgiebt, Stand zu halten, versinkt Wassili Wassiljewitsch allmählich in den Schlamm, der ihn bei der ersten Berührung so entsetzlich angewidert hatte — die Anläufe, welche er macht, um sich zu einem würdigeren Dasein emporzuarbeiten, werden immer kürzer und schwächer, der Nimbus, der ihn nach seiner Rückkehr aus dem Westen umgeben, schwindet. Wie Hans der Träumer schwankt er unter seinen robusten Kirchspielsgenossen umher — bis er schließlich die reizlose, alternde Tochter eines armen Gutsbesitzers heirathet, er weiß selbst nicht warum. Mit seiner Landwirthschaft wird es immer schlechter, die geistlose Beschäftigung in einer Verwaltungsbehörde, mit der er es eine Zeit lang versucht, widert ihn an, die Nachbarn sehen den Mann, der in kein Verhältniß zu passen scheint, über die Achsel an, — so ist Wassili Wassiljewitsch zum „Hamlet des Schtschitgrowschen Kreises" geworden. Er selbst klagt, durch den Mangel an Selbständigkeit, Widerstandskraft und Initiative zu Grunde gegangen zu sein und deutet ziemlich verständlich an, daß diese in der weiblichen, wesentlich receptiven Natur des slawischen Stammes begründeten Eigenthümlichkeiten die Krankheit bilden, durch welche die Mehrzahl seiner gebildeten Volksgenossen für das wirkliche Leben unbrauchbar geworden.

Der gespenstische Schleier, der über den einzelnen Landschaftsbildern liegt, welche wir namhaft gemacht haben, ist über das ganze Buch gebreitet, das Turgenjews literarischen Namen begründete. Dem irgend scharfsichtigen Leser wird aber nicht zweifelhaft sein, daß nicht der Dichter für das düstere Colorit dieser Skizzen verantwortlich gemacht werden kann, sondern lediglich die Natur der geschilderten Zustände. Nirgend verräth sich eine Absicht, die die Unmittelbarkeit der gewonnenen poetischen Eindrücke gefährdete, im Gegentheil, die warme Liebe des Autors zu seiner Heimath, die Freude an jedem reinen Eindruck, an jeder gesunden Erscheinung russischen Lebens verklärt die dunkeln Bilder, welche uns vorgeführt werden. — Der Glaube an das russische Volk und die Liebe zu demselben sind es, welche das Auge des Beobachters für die Gebrechen der vaterländischen Zustände geschärft haben. Der Poet, nicht der Liberale protestirt gegen die Leibeigenschaft, die jedes fröhliche Aufstreben und jede gesunde Kraftentfaltung erstickt; dem ästhetischen Gefühl, nicht dem Nationalhochmuth des Dichters ist jene karrikirte Nachahmung fremder, inhaltlos gewordener Formen ein Gräuel, die den gebildeten Russen zum Fremdling am heimischen Herde macht

und die kritischen Gedanken, welche sich als Resultat der Wanderzüge des Jägers ergeben, werden nirgend direct ausgesprochen, kaum angedeutet.

Auf derselben Linie mit dem „Tagebuche eines Jägers" steht die Novelle „Das adelige Nest". Der Held derselben ist Feodor Iwanowitsch Lawrezky, ein reicher und edeldenkender Gutsbesitzer, der aus Frankreich zurückkehrt und in der Stille seines Landsitzes den Frieden wiederfinden will, den ihm die Treulosigkeit seiner Frau, einer typischen Repräsentantin des herzlosen, ausgehöhlten Petersburgerthums geraubt hat. Er ist der Typus des modernen Russen, der sich aus der Barbarei seiner Väter herausgearbeitet hat und zum Europäer geworden ist, den aber das leidenschaftliche Bedürfniß nach Aussöhnung mit der Heimath und dem Volk, denen er durch seine Bildung entfremdet worden, in das Vaterland zurückführt, ohne daß er zu einer Ausfüllung der Kluft, die er selbst aufgerissen, gelangen kann. Mit dem breiten Pinsel eines großen Talents für die Charakteristik, werden die Gestalten der Vorfahren Lawrezkys hingeworfen. Der Urgroßvater zeigt noch die ganze Wildheit des selbstherrlichen, durch keine Rücksicht und Schranke gebundenen altmoskowitischen Bojaren, dem seine Bauern nur mit Furcht und Zittern nahen und den sie trotz seiner Härte und Grausamkeit doch gläubig verehren, weil er von ihrem Fleisch und Bein, ein echter Bojar ist. Der Großvater ist bereits von den Einflüssen der europäisirten Neuzeit angefressen, an Rohheit und ungebändigter Leidenschaft giebt er dem Vater Nichts nach, es fehlen ihm aber das Selbstbewußtsein und die stille Größe des alten Geschlechts, er ist von seiner Umgebung abhängig und nimmt auf die Veränderungen, die sich rings um ihn vollzogen haben, Rücksicht. Aeußerem Prunk und unwürdigen Schmarotzern zu Liebe bringt er einen beträchtlichen Theil seines Vermögens durch, ohne dabei wirklich freigebig zu sein.

Sein Sohn, des Helden Vater, ist in Petersburg von einem emigrirten Abbé erzogen worden, trägt einen blauen englischen Frack, eine Frisur à la Titus, spielt die Flöte und schwärmt für Voltaire, Diderot und die Menschenrechte. Mit dem Vater, in dessen Hause er als Jüngling zurückgekehrt ist, kann er sich nicht vertragen, da dieser ihn seiner Weichlichkeit und Geziertheit wegen verspottet. Aus langer Weile verführt er das schöne, leibeigene Kammermädchen seiner Mutter. Als der Vater ihm darüber eine Scene macht, erklärt er, das Mädchen heirathen zu wollen; um den Alten zu kränken und zugleich durch eine energische That zu bekunden, daß er ein wahrer Jünger Rousseaus, wie wirklicher Apostel der Menschenrechte sei, führt der eitle Schönredner diesen Vor-

satz aus — wenige Wochen später hat er Weib und Kind verlassen, um nach Petersburg und von dort als Attaché der russischen Gesandtschaft nach London zu gehen. Sechs Jahre später, nachdem der Tod der Mutter das Herz des strengen Vaters geschmolzen, kehrt der Attaché als vollständiger Anglomane zurück, um an der Erziehung seines Sohnes zu experimentiren und das ererbte Vermögen, trotz seiner Vorliebe für die Nationalökonomie und „System in allen Dingen", herzlich schlecht zu verwalten. — Aus diesem Stamme erwachsen, hat Feodor Lawrezky, der Held des „adeligen Nestes" von Jugend auf mehr traurige, als frohe Tage erfahren, durch die Treulosigkeit seiner Frau ist er um alle Lebensluft und Thatkraft gebracht. Nach vieljährigem Aufenthalt in Paris kehrt er in das verödete Vaterhaus zurück; von den eigenen Dienern kaum erkannt, verbirgt er sich als heimathloser Eremit auf der Scholle, die seine Wiege gewesen. Der verwilderte, in seiner eigenen Ueppigkeit erstickende Garten, der unter seinem Fenster liegt, an dessen Blüthenfülle sich vielleicht noch nie ein menschliches Auge bewußtermaßen erfreut hat, ist ihm das Abbild der eigenen zwecklosen und monotonen Existenz, ein Symbol des russischen Lebens. „So bin ich denn auf des Flusses tiefstem Grunde angelangt!" klagt es in seiner schmerzlich bewegten Brust, „zu jeder Zeit steht das Leben hier stille und kennt es keine Eile. Wer in diesen Zauberkreis getreten, muß sich seinen Gesetzen blindlings unterwerfen ... Und welche Kraft und Fülle ist ringsumher, wie viel Gesundheit in dieser thatenlosen Stille. Hier unter dem Fenster dringt dichtes Farrnkraut aus dem fetten Grase, dort ragt des Liebstocks saftiger Stengel strotzend empor, höher noch erheben Liebfrauenthränen die rosigen Locken. Weiter unten im Felde glänzt der Roggen, schießt der Hafer in üppigen Halmen auf und in behaglicher Breite dehnt sich jedes Blatt auf dem Baum, jeder Halm im Grase. Die Stille umfängt mich von allen Seiten, ruhig zieht am Himmel die Sonne ihre Bahnen, ruhig schimmern Nachts am Himmel die ewigen Sterne: sie scheinen zu wissen, warum und wohin sie schwimmen. Und in demselben Augenblick stürmt, siedet und eilt das Leben an tausend anderen Orten des Erdballs dahin — hier aber fließt es unhörbar, wie das Wasser, das im Sumpf zum Stillstand gebracht wird!"

So vergehen Tage, Wochen, Monate in bewegungsloser Eintönigkeit, nirgend auch nur das leiseste Windeswehen, das des stockenden Lebens unbemerkliche Wellen „kräuselnd bewegte". Endlich erhält Feodor die Nachricht, daß seine Frau in Paris gestorben sei — er athmet wieder auf — bis die Todesbotschaft sich als Irrthum herausstellt und die

Heuchlerin unter das Dach des beleidigten Gatten zurückkehrt, um ihr früheres Leben fortzusetzen. In der benachbarten kleinen Stadt leben die einzigen Menschen, an denen Lawrezky Antheil nimmt, Lisa, das stille ernste Mädchen, in dessen Seele der eigenthümlich russische Hang zur Askese und schwermüthigem religiösem Mysticismus lebt und das, von seltsamer Gewissensangst gepeinigt, ins Kloster geht, nachdem sich herausgestellt, daß des geliebten und liebenden Lawrezky Weib noch lebt — und Christoph Gottlieb Lemm, der alte deutsche Clavierlehrer aus Sachsen. Das liebevolle, feinsinnige Verständniß, mit welchem Turgenjew die verfehlte Laufbahn des in die russische Wildniß verschlagenen deutschen Musikers darstellt, die überströmende Empfindung mit welcher die freudlose, krankhaft verinnerlichte Existenz eines aus seinem natürlichen Boden gerissenen pudeldeutschen Kunstenthusiasten geschildert wird, zeugen von einer Vertiefung in die Eigenthümlichkeiten der deutschen Natur, wie sie in gleicher Weise kaum einem zweiten Nichtdeutschen gelungen. Nur einem echten, von reinem Humanitätsgefühl erfüllten Künstler konnte es möglich sein, das Wesen einer fremden Individualität so bis in die feinsten Fasern zu erfassen.

Zwischen diesen und verwandten Schöpfungen der ersten Periode von Turgenjews poetischer Thätigkeit (unter denen noch die reizende Novelle „Faust" besonders namhaft zu machen wäre) und seinen späteren Schriften liegen die ersten Jahre der Reform, welche mit der Thronbesteigung Alexanders II. und der Beendigung des Krimmkrieges begann, — die Flegeljahre des russischen Liberalismus, der eine Zeitlang allmächtig ist. Ein Dichter der für das Elend seines Volks ein so feines und starkes Gefühl gezeigt hatte, wie der Verfasser des Tagebuchs mußte an dem Erwachen des russischen Volksgeistes, dem großen Werk der Aufhebung der Leibeigenschaft, an der Neugestaltung und all' den Interessen Theil nehmen, welche die Besten seines Stammes und seiner Zeit bewegten. Sich an den Kämpfen des Tages direct zu betheiligen, konnte aber auch jetzt sein Beruf nicht sein, er hatte immer nur wiedergegeben, was auf dem Spiegel seiner Seele haften geblieben war, und wenn man ihn mit unter die Ankläger des alten Systems gezählt hatte, so war das nur geschehen, weil dieses sich selbst angeklagt hatte.

Auch unter den veränderten Verhältnissen des neuen Rußland blieb Turgenjew dieser Auffassung seiner künstlerischen Aufgabe treu. Die Veränderung der russischen Zustände bedingte aber, daß der Inhalt seiner Darstellungen fortan ein anderer wurde. An die Stelle der dumpfen, trägen Erstarrung, welche über dem weiten Reiche gelegen und jede freie Thätigkeit seiner Bürger niedergehalten, war rüstiges

Leben getreten, seit das befreiende Wort des Herrschers vom finnischen Meerbusen bis an die flachen Ufer der Wolga und des schwarzen Meeres hinübergetönt hatte. Waffenklirrend sammelten sich die Parteien, um das Loos über die Zukunft Rußlands zu werfen. Wie vorher Alle egoistischen Privatinteressen gelebt oder thatenlos geträumt hatten, so nahmen jetzt Alle an den öffentlichen Angelegenheiten Theil, jede Fraction suchte die andere an Kühnheit zu überbieten; wer die schärfste Formel für Verurtheilung der alten Zustände finden konnte, war sicher, für eine Zeitlang an der Spitze der öffentlichen Meinung zu stehen, in der Ueberzeugung, daß vor Allem die alte Welt in Trümmer zu schlagen sei, wußte sich Alles einig, was überhaupt auf Beachtung Anspruch erheben wollte. Der Reformeifer der Regierung genügte bald nicht mehr, die Revolution brauste wie eine unaufhaltsame Windsbraut heran, kein Stein sollte auf dem anderen bleiben, alles Bestehende vertilgt werden, damit kein Zeuge der einstigen Unfreiheit des russischen Volks diese überlebe. Schon brannten die Paläste Petersburgs und flogen unheimliche Flugblätter über die weite sarmatische Ebene, um die gesammte Nation in einen Bund wilder Verschwörer gegen die alte Weltordnung zu ziehen.

Der Fieberwahnsinn, der die wirkliche russische Welt der J. 1859 bis 1863 ängstigte, hatte natürlich auch die Literatur ergriffen, die von den Fesseln der Censur befreit, wahrhafte Orgien des Radicalismus feierte. Nicht nur, daß jene anklägerischen Schilderungen der Verkommenheit der alten Zustände, welche wir oben kennen gelernt haben, Mode wurden und den Cultus des Häßlichen und Gemeinen auf den Thron setzten — man entblödete sich nicht, den pietätslosen Vandalismus der revolutionären Jugend als allein berechtigte Lebensäußerung zu feiern. Wir glauben die damals an den Mittelpunkten der russischen Gesellschaft herrschende revolutionäre Tendenz und zugleich die Kluft durch welche Turgenjew von dieser geschieden ist, nicht treffender kennzeichnen zu können, als wenn wir auf ein Modestück näher eingehen, das noch im J. 1865 (also nach Abkühlung der heftigsten Erregung) in Petersburg aufgeführt und mit sympathischem Jubel als Zenith moderner künstlerischer Entwickelung begrüßt wurde, Alexei Potechins Schauspiel „Ein abgerissener Fetzen". Deutlicher ist vielleicht überhaupt niemals gesagt worden, daß das „schöne gelle Lachen", die Quintessenz aller Betrachtung von Welt und Leben sei. Wir haben zugleich den Vortheil durch die Bekanntschaft mit diesem Stück auf denselben Schauplatz gestellt zu werden, auf welchem Turgenjew nächstes größeres Werk spielt.

Das Potechinsche Stück „Ein abgerissener Fetzen" (Отрѣзанный ломотъ) — eine vollständig zutreffende deutsche Uebersetzung dieses Titels ist eigentlich nicht möglich — spielt in einem großrussischen Gouvernement an der Wolga, etwa um das Jahr 1863. Der Gutsbesitzer und frühere Adelsmarschall Michael Iwanowitsch Chasiperow sieht grollend der Aufhebung der Leibeigenschaft zu und ist voll Haß gegen seinen liberalen jungen Nachbarn, den Friedensrichter Peter Alexejewitsch Demkin erfüllt, in dem er die Incarnation der jungen revolutionären Generation sieht. Demkin hat sich seinen Wünschen bezüglich der Abgrenzung des Gemeindelandes nicht gefügt und außerdem die Unverschämtheit gehabt, das Herz Nataścha Chasiperow's, der Tochter des Gutsbesitzers, für sich zu gewinnen; er wirbt um diese „nicht ehrfurchtsvoll bittend" (wie der erzürnte Vater bemerkt), sondern im Ton ruhiger Forderung und mit dem Hinzufügen „es würden wohl keine Hindernisse obwalten". Höhnisch setzt Chasiperow seine Tochter von dem Antrag in Kenntniß; er nennt dieselbe „Sie", titulirt sie „Liberalka", um das erschreckte Mädchen, sobald Demkin erscheint, mit Schimpfworten auf sein Zimmer zu schicken. Demkin wird zuerst damit aufgezogen, daß sein Vater ein bloßer Protocollist und dazu ein „Wsjätotschnik" (Sportelreißer) gewesen sei, der in Chasiperow's, des Adelsmarschalls, Gegenwart nicht Platz zu nehmen gewagt; dann verlangt Chasiperow, der Freier solle vor Allem den von ihm entworfenen Abgrenzungsplan annehmen, und als dieser sich weigert, wirft er ihn in Gegenwart der weinend herbeigeeilten Tochter fluchend zur Thür hinaus. Chasiperow's Frau, eine alte bornirte aber gutmüthige Landedelfrau, die in demüthiger Unterwürfigkeit gegen den Willen des Haustyrannen ergraut ist und von den „liberalen" Ideen absolut Nichts verstehen kann, wird als Helfershelferin der Tochter schwer bedroht und der erste Act schließt damit, daß Chasiperow die frühere Gouvernante seiner Tochter, die verfluchte „Deutsche Närrin" Caroline Iwanowna, seine Geliebte, rufen läßt und mit ihr in zärtlicher Umarmung allein bleibt. Caroline Iwanowna ist selbstverständlich eine boshafte, geschmack- und reizlose habgierige Creatur, die sich durch ihr schlechtes Russisch und ihre stereotypen Deutschen Brocken (Ach meine Liebe — Ach Gott) beständig dem Gelächter Preis giebt.

Wenn der Vorhang wieder aufgeht, sind Mutter und Tochter allein (Chasiperow und Caroline Iwanowna sind in die Stadt gefahren), um sich ihre Leiden zu klagen; die Mutter offenbart sich als stille Leidensträgerin von unendlicher Bornirtheit, die Tochter kann sich nicht entschließen, gegen den Willen des Vaters zu handeln. Demkin erscheint

und tadelt die Schwäche, Charakterlosigkeit und Befangenheit seiner Geliebten, die ihre Liebe thörichten Vorurtheilen zum Opfer bringe. Die als Braut gehätschelte, als Ehefrau geprügelte Mutter kann gar nicht verstehen, wie man seine Braut tadeln könne, das gehöre ja erst in die Ehe; Natascha ist von dem männlichen Freimuth Demkin's dagegen entzückt. Chasiperow und Caroline kehren indessen zurück, Demkin verschwindet durch die Hinterthür. Chasiperow läßt Eis und Champagner bringen, wüthet gegen Weib und Kind, die seiner Buhlerin unfreundlich begegnen, und erklärt diese zur Herrin des Hauses machen zu wollen. Da erscheint der mit dem Vater seit Jahren entzweite Sohn des Hauses, Nikolai, der Nihilist an und für sich. Um seine Lippen spielt beständig ein sardonisches Lächeln, er redet Nichts anders als mit verächtlichem Lächeln oder Lachen: der einzige Affect, zu dem er es zuweilen bringt, ist die Hohnlache. Dieses Ideal des modernen Menschen hat für die Beschränktheit seiner Mutter Nichts als ein verächtliches, hochmüthiges Mitleid, den Vater haßt er bewußt, den Aeußerungen der Kindesliebe seiner Schwester setzt er freche Cynismen entgegen, er spottet darüber, daß ihre Vorurtheile ihr nicht erlauben, mit Demkin auch ohne förmliche Eheschließung zu leben, und wenn sie den Fluch des Vaters fürchtet und den Segen ihrer Mutter nicht verlustig gehen will, so wendet er sich mit verächtlichem Achselzucken ab. Er gesteht offen, daß die Bande der Natur für ihn nicht existiren, daß nur eine Empfindung seine Brust belebt, das Gefühl der Freiheit und des eigenen Werths. Und dieser Mensch ist der Held eines Stückes! Mit seiner Begrüßung endet der zweite Act.

Die gelungenste Scene des gesammten Stückes ist die, mit der der dritte Aufzug beginnt. Der Nihilist Nikolai unterhält sich mit seiner alten Wärterin, die, in der Sclaverei alt geworden, ihren Abscheu vor der Aufhebung der Leibeigenschaft ausspricht und ihn zum Gehorsam gegen den Vater ermahnt: daß derselbe eine Geliebte habe, sei ganz in der Ordnung, nur die Oeffentlichkeit dieses Verhältnisses sei anstößig, wenn der Sohn aber nur gehörig zu bitten wisse, so werde Chasiperow das deutsche Frauenzimmer gewiß aus dem Hause jagen. Während dieses Gespräches erscheinen die Bauern des Gebiets, um Nikolai's Vermittelung für eine Auseinandersetzung mit ihrem ehemaligen Herrn, seinen Vater, in Anspruch zu nehmen: ein heroischer Auftritt bereitet sich vor. Der Nihilist fühlt menschliche Regungen — er, für den es Nichts auf Erden giebt, was der Ehrfurcht würdig wäre, kann die Majestät des Russischen Bauern nicht ertragen. „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein," scheint er mit Faust auszurufen. Er bietet den

erstaunten Bauern Stühle an, fordert sie auf, Platz zu nehmen und sich zu bedecken, er drückt ihnen die Hände, er nennt sie „meine Herren,“ verwandelt das gewöhnte „Du“ in ein höfliches „Sie“ und führt kurze aber erbauliche Reden über Freiheit und Gleichheit. Der Vater kommt hinzu, dann die Mutter, dann Nataſcha, endlich Caroline Iwanowna — ein neuer Sturm rast über die Bretter — Verwünschungen, Flüche, Chasiperow und Caroline Iwanowna verschließen sich in ein Cabinet, Nikolai erklärt seiner Mutter, da sie keine Energie habe und sich Alles gefallen lasse, könne er ihr nicht helfen, er werde morgen abreisen. „Mein Mann verwirft mich — mein Sohn verläßt mich — himmlischer Vater, warum muß ich so unglücklich sein,“ ruft die verzweifelte alte Frau. Der Vorhang fällt. Wenn er sich zum letzten Mal erhebt, sind wir in Demkins, des Friedensrichters Amtsstube. Wiederum erscheinen bornirte Edelleute, Herr Tjämkin, der stets von seinem Tschin spricht, den Bauern Alles schenken will, wenn sie nur bitten und nicht fordern, wenn sie nur seinen Rang und seine Oberherrlichkeit anerkennen — Frau Pupyrin, die stets wiederholt, sie sei eine Dame und verlange Rücksicht gegen ihr Geschlecht — neuer Liberalismus des Friedensrichters, der schließlich den Bauern eine höfliche kleine Standrede über ihre Bornirtheit hält und dann abreist, um nach seiner Braut zu sehen. — Verwandelung: Chasiperow's Haus; Nikolai und Nataſcha unterhalten sich unter vier Augen, sie gesteht ihre Unfähigkeit, dem Willen des Vaters zu trotzen, sich seinen Fluch zuzuziehen, die unglückliche Mutter allein zu lassen, so lange Caroline Iwanowna im Hause ist und Vater und Mutter sich nicht ausgesöhnt haben, er belächelt diese Thorheiten und findet es lächerlich, daß sie das Elend der Mutter, der sie doch nicht helfen könne, theilen will. Demkin und die Mutter treten hinzu, die Männer dringen in Nataſcha, die alten Vorurtheile von kindlichem Gehorsam und Segen der Eltern als unzeitgemäß abzustreifen und mit Demkin durchzugehen, die Mutter selbst leistet auf die Tochter Verzicht. Da erscheint Chasiperow sammt Caroline; Nataſcha wirft sich ihm zu Füßen, gesteht Alles und erklärt, auf die Verbindung mit Demkin, so lange der Vater nicht seine Zustimmung gebe, zu verzichten, wenn dieser nur Caroline Iwanowna entfernte und sich mit seiner Frau aussöhne; dem Glück der Eltern will sie das eigne Glück zum Opfer bringen. Der Barbar wird gerührt — er nimmt das Opfer der Tochter an, weist der Deutschen die Thür, reicht seiner Frau die Hand und sagt dem Sohn: „Siehe, die Liebe und der Gehorsam Deiner Schwester haben mich überwunden!“ Ein Hohnlachen ist die Antwort; Thorheit sei es, „solch einem Menschen“ ein Opfer zu bringen, seinem Eigen-

sinn zu Liebe zu entsagen, Niedertracht, ein solches Opfer zur Bedingung der Entfernung einer deutschen Närrin zu machen. „Mit Euch kann ich nicht leben, Euch bin ich fremd, ich bin ein abgerissener Fetzen," ruft der Held pathetisch und verschwindet für immer — zur Bitte, zum Gehorsam ist er unfähig. Auch Demkin vermag es nicht, dem starren alten Manne zu Liebe, der offenbar zum Nachgeben geneigt ist, ein gutes Wort zu geben, er geht verzweifelt ab. „Nach meinem Tode könnt Ihr machen, was Ihr wollt," sagt Michail Iwanowitsch Chasiperow und der Vorhang fällt zum letzten Mal. —

Die Gesellschaft, welche sich eine so freche Parodie auf jedes sittliche Gefühl gefallen ließ, konnte dem Dichter, der ihr als zurechnungsfähiger, von wahrer Bildung erfüllter Beobachter gegenüber stand, zu nichts Anderem Stoff bieten, als zu ernster Warnung und bitterem Tadel. Turgenjew hatte an den Kämpfen und Bestrebungen des russischen Liberalismus ehrlich Theil genommen, die Aufhebung der Leibeigenschaft begeistert und dankbar gefeiert — aber seiner feingestimmten, idealistischen Natur mußte grauen, als er die Barbarei, die sich jetzt als Vorkämpferin der modernen Ideen gerirte, hereinbrechen sah. Das rohe Geschrei der wüsten Demagogen- und Demokratenwirthschaft stieß ihn ebenso zurück, wie weiland die Todtenstille des alten Systems; Ekel und Verachtung stiegen in ihm bei dem Anblick der pietätslosen Jugend auf, die in wahnwitzigem Hochmuth Alles, was die Welt bisher an Schätzen der Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, mit Füßen trat und vandalischer Vernichtung preisgeben wollte. Der Künstler und der Mensch waren beide gleich tief verletzt. — Während rings um ihn Alles den neuen Götzen ebenso knechtisch huldigte, wie weiland den Altären des Absolutismus und der leblosen Uniformität, inmitten der Wirren des Jahres 1862, schrieb er den mehrbändigen Roman „Väter und Söhne" (Otzy i djéti). Basarow und Kirsanow, zwei Petersburger Studenten der naturwissenschaftlichen Facultät, die sich zu den modernen Ideen bekennen, grundsätzlich keine Autorität gelten lassen, Alles, was nach Idealismus und „Romantik" schmeckt, verhöhnen und um mit der alten Welt möglichst rasch tabula rasa zu machen, ihre Aufgaben darin sehen „Alles zu negiren und Frösche zu seciren" — kommen in den Ferien zu ihren Eltern zurück und gerathen mit den Anschauungen und Traditionen dieser in den schärfsten Conflict. Kirsanows Vater ist ein wohlwollender, freundlich gesinnter Gutsbesitzer von erträglicher Bildung, der seine Jugend in der guten Gesellschaft verbracht hat und im Alter seine Güter zu heben und seinen Bauern ein hülfreicher, mäßig liberaler Herr zu sein bemüht ist, — sein bei ihm lebender Bruder der verabschiedete

Gardeofficier Paul Kirsanow (des Studenten Oheim) ein Gentleman vom reinsten Wasser, liberaler Aristokrat im besten Sinne des Worts, edel, feinfühlig, jeder Zoll ein Idealist. Diesen beiden Männern treten die jungen Leute mit jungenhafter Frechheit und hochmüthigem Cynismus gegenüber, Alles verspottend, was jenen menschenwürdig und heilig ist. Wenn Paul Kirsanow von Raphael und der Herrlichkeit der alt-italienischen Malerschule redet, so erhält er zur Antwort, daß Raphael, weil er sich der unfruchtbaren Beschäftigung hingegeben, Madonnen zu malen, von dem „jungen Geschlecht" als ein Narr angesehen werden müsse, der ebenso wenig einen Heller werth sei, wie die modernen jungen Maler; wenn der Vater des Studenten, um ein neutrales Terrain zu gewinnen, die Verdienste Liebigs um die Agriculturchemie rühmt, so sagt ihm Basarow, der Freund seines Sohnes, daß die bisherigen Leistungen der Chemie zu unbedeutend seien, als daß auch nur von dem Alphabet dieser Wissenschaft die Rede sein könne — Nichts, absolut Nichts, findet in den Augen der modernen Titanen Gnade — Staat, Familie, Gemeinde, Ehe sind überwundene Standpunkte, die nur noch belächelt werden können, selbst die Logik wird als „müssige Abstraction" zu den Todten geworfen. „Was man von den geheimnißvollen Bezügen zwischen den beiden Geschlechtern fabelt", sagt Basarow gelegentlich dem ritterlichen Paul Kirsanow, der die Anerkennung weiblicher Würde für eine Forderung hält, die an jeden Mann von Ehre gestellt werden müsse, „was diese Bezüge anlangt, so wissen wir aus der Physiologie, was von diesen und andern verwandten Albernheiten zu halten ist." „Menschenkenntniß", sagt Basarow ein anderes Mal, ist ein Unding. Es lohnt nicht die Menschen zu studiren, da sie alle gleich sind. Alle haben Gehirn, Lunge, Leber u. s. w., einer wie der andere — man braucht nur ein Exemplar zu kennen, so kennt man alle. Die Menschen sind wie die Bäume im Walde und noch keinem Botaniker ist es eingefallen, jede Birke eines Geheges einzeln zu studiren". Die alten Herren, die diese Blasphemie als das Bekenntniß der herrschenden Generation hinnehmen müssen, wenden sich entsetzt und traurig ab. „Unser Lied ist ausgesungen — es ist Zeit daß wir uns Särge bestellen", sagt Kirsanow der Vater nach dem ersten Gespräch mit seinem Sohn und dessen Freunde. — Noch tragischer gestaltet sich der Conflict zwischen Basarow und dessen eigenen Eltern. Der Bildungsstandpunkt dieser schließt Dispute und Auseinandersetzungen vollständig aus, die Gegensätze platzen roh und brutal auf einander los. Unbeschreiblich rührend ist die Charakteristik der um das Seelenheil des vergötterten Sohnes besorgten Mutter, einer Gutsbesitzerin vom alten Schlage, die fromm und

empfindsam ist, streng fastet und an Träume und Zeichen glaubt. Aus Furcht und Verehrung vor dem hochgebildeten Studenten schämt sie sich ihrer Religiosität, ohne dieselbe doch verleugnen zu können. Wenn er lästert schlägt sie hinter seinem Rücken heimlich ein Kreuz, wenn er flucht, segnet sie ihn in verstohlenem Gebet, — bis er die Ueberlästige von sich stößt.

Ein Buch, das die verbrecherische Thorheit der meisterlos gewordenen Jugend, so unbarmherzig geißelte, konnte nicht anders als den größten und nachhaltigsten Eindruck machen. War es doch zugleich die kühnste Herausforderung der Gewalten, welche zeitweise die öffentliche Meinung beherrschten und den „Nihilismus" zum Gegenstande eines besonderen Kultus machten. Wiederum wurde der Dichter des Pessimismus der bedingungslosen Verurtheilung vielversprechender Erscheinungen des russischen Lebens und überdies — was in den Jahren 1862 und 1863 am schwersten wog — reactionärer Feindschaft gegen die liberalen Zeitideen angeklagt. Und doch hatte er nur die Pflicht geübt, die seine Muse ihrem Priester auferlegte. Als das Bekenntniß zu den idealen Gütern der Menschheit für ein Zeichen knechtischen Sinnes und blöder Zurückgebliebenheit galt, hatte es ihn getrieben, als ihr Vorkämpfer aufzutreten und Protest zu erheben gegen den Frevel der himmelstürmenden neuen Vandalen. Dem Dichter, in dessen Brust das Feuer echter Begeisterung für Schönheit und Wahrheit brannte, hatte sein richtiges Gefühl gesagt, daß mit dem Treiben dieser Allerneusten kein Compromiß zu schließen sei, er allein hatte als Rohheit und Gemeinheit erkannt, was Andern als bloßes Ueberquellen jugendlicher Kraft erschienen war, denselben beschönigenden Phrasen hatte er keck den Fehdehandschuh ins Gesicht geworfen, mit denen man wenige Jahre früher gewohnt gewesen, die Misère des alten Zustandes zu beschönigen.

Ziemlich gleichzeitig mit den Vätern und Söhnen erschien die phantastische Skizze „Visionen" (Prísraki, wörtlich Gespenster); sie wiederholt noch ein Mal, was der Dichter der „Väter und Söhne" bereits deutlich genug gesagt hatte. Sein Genius führt ihn, wie weiland Mephisto den Doctor Faust, auf einen Zaubermantel rings um die Erde. Sein Blick fällt in einer mondhellen Zaubernacht auf die Straßen Petersburgs. Am offenen Fenster liegt in verwildertem unsauberen Aufzug eine junge Nihilistin (das Ebenbild der heidelberger Studentin des Romans, Madame Kukschin), welche beim Dampf der unvermeidlichen Papiercigarre ein cynisches Erzeugniß der modischen Literatur liest, während eine Schaar trunkener Jünglinge tobend durch die öden Straßen der Newaresidenz zieht! Das war im Wesentlichen der Eindruck, den Turgenjew von den Helden der „neuen Aera" empfangen hatte.

Turgenjews letztes größeres Werk, der Roman „Rauch" (Dym, deutsch 1868, bei Fr. Lucas in Mitau) steht inhaltlich den „Vätern und Söhnen" am nächsten, nur daß er eine spätere Phase der modernen russischen Geistesbewegung zum Gegenstande hat und des Dichters letztes Wort über die Brutalität und Ausschließlichkeit der nationalen Demokratie noch deutlicher sagt, als irgend eines seiner früheren Bücher. Wie die „Otzy i djeti" gegen den jungrussischen Radicalismus (Nihilismus) gerichtet gewesen waren, der in den Jahren nach Aufhebung der Leibeigenschaft sein Wesen trieb, so hat der „Rauch" es vorwiegend mit dem exclusiven Nationaldünkel, dem blinden Haß gegen die westeuropäische Civilisation zu thun, welcher seit der Niederwerfung des polnisch-littauischen Aufstandes die russischen Köpfe und Herzen beherrschte. Hatte man vorher mit demokratisch-cosmopolitischen Ungeheuerlichkeiten Götzendienst getrieben, so huldigte man jetzt einem nationalen Fanatismus, dessen auf die Unterdrückung alles Nichtrussischen gerichtete Tendenzen in directem Gegentheil zu der Freiheitsliebe standen, mit welcher man früher jede nationale Schranke als Vorurtheil verspottet hatte. Während diese Richtung auf dem Höhepunkt ihrer Bedeutung für Staat und Gesellschaft Rußlands stand und Alles proscribirt wurde, was sich nicht dem Fitzliputzli der „rein nationalen Politik" beugte, erschien im Sommer 1867 der „Rauch", um Aufsehen und Widerspruch zu erregen, wie sie kaum durch die „Väter und Söhne" bewirkt worden. — Auch abgesehen von ihrer Tendenz mußte diese kaum zehn Bogen starke Erzählung das lebhafteste Interesse erregen, denn sie barg in engem Rahmen eine Fülle der verschiedensten Gestalten und Charaktere und warf Streiflichter auf beinahe alle Gruppen und Fractionen der gebildeten und halbgebildeten Gesellschaft. Die vornehme Petersburger Welt, welche seit Sollohub für die Novellistik in den Hintergrund getreten und auch von Turgenjew bis dazu nur beiläufig zum Gegenstand der Darstellung gemacht worden war, nimmt hier beinahe die Hälfte des von dem Gemälde bedeckten Raums in Anspruch; sie wird nicht nur nach ihren bekannten und unveränderlichen Merkmalen gekennzeichnet, sondern ganz besonders nach ihrer Beziehung zu dem modernen Rußland und dessen Reformen analysirt.

Der Turgenjewsche „Rauch" ist durch verschiedene deutsche und französische Uebersetzungen in Deutschland zu rasch und zu allgemein bekannt geworden, als daß ein näheres Eingehen auf die Fabel der Erzählung nothwendig wäre. Litwinow, ein russischer Gutsbesitzer aus der mittleren Etage der Gesellschaft, findet in Baden-Baden nach längerem, höchst unerquicklichem Verkehr mit einer Bande demokratischer Lands-

leute, seine Jugendgeliebte, die schöne, an einen vornehmen General verheirathete Irina und wird durch diese in die aristokratischen Cirkel der Petersburger Hofgesellschaft gezogen. Der geistreichen eleganten Frau, die seine alte Leidenschaft neu zu entzünden weiß, bringt Litwinow das Verhältniß zu seiner Braut Tatjana zum Opfer. Irina, die mit ihm zu fliehen versprochen hat, erklärt im entscheidenden Moment, das Opfer ihrer glänzenden Stellung nicht bringen zu können und stürzt den Helden dadurch in Verzweiflung; in gleicher Weise durch den Wankelmuth dieser typischen Repräsentantin der Petersburger Hofaristokratie und die Gemeinheit seiner national-demokratischen Freunde angeekelt, kehrt er nach Rußland zurück, wo er nach Jahren der Läuterung durch ernste Arbeit die verlassene Braut wiederfindet.

Die Brennpunkte des Buchs sind die mit tiefer, leidenschaftlicher Empfindung dargestellte Wandlung im Herzen Litwinows, der von der Braut seiner Mannesjahre zu der Jugendgeliebten zurückgezogen wird, und die Schilderung der Kreise russischer Gesellschaft, in denen der Held sich bewegt. Der Dichter zeigt uns, daß der Grundcharakter dieser Gesellschaft, trotz der Wandlungen der letzten Jahre derselbe geblieben ist, daß ihr sittlicher Ernst, Unabhängigkeit der Gesinnung, Hingabe an das für richtig Ernnteka gerade ebenso fehlen, wie zur Zeit des alten Regimes. Dieselbe Abhängigkeit von den Stichworten des Tages, dieselbe knechtische Entwürdigung vor dem, was sich als Autorität bläht, derselbe Widerspruch zwischen den Worten, welche die Leute gedankenlos nachreden, und ihren Handlungen! Die nationalitätswüthige Jugend ist faul, liederlich und unbeständig und verbirgt hinter einem Schwall hochtönender Phrasen von Volksthum, nationaler Würde und Unabhängigkeit eine kindische Furcht vor dem Urtheil des tief verachteten Occident. „Wir nennen ihn verfault, diesen Westen, aber er schlägt uns auf allen Punkten! Wir verachten ihn, den morschen Westen und sind doch fortwährend mit der Meinung beschäftigt, die er von uns hat — an seiner Anerkennung ist uns unendlich viel gelegen, namentlich an der der Pariser Loretten." Mit vernichtender Satyre wird die Autorität geschildert, welche ein gewisser Gubarew über die in Heidelberg und Baden versammelte russische Jugend ausübt, obgleich er nie etwas gethan oder gesagt, was irgend auf Bedeutung Anspruch machen könnte. „Die Regierung hat die Leibeigenschaft aufgehoben, uns aber ist die Gewohnheit der Sclaverei so tief in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir immer wieder einen Herrn suchen, um uns von ihm tyrannisiren zu lassen. Wer die Fuchtel am besten zu führen weiß, der wird unser Korporal." Ebenso einschneidend wird das Modethema von der Rückkehr zum Volksthum, der Befreiung von

der fremden Civilisation und der ersehnten Wiedergeburt der Gesellschaft durch den zur staatlichen Präponderanz berufenen Bauernstand behandelt. „Der Götze, vor dem wir uns jetzt beugen, ist der nationale Bauernrock, von ihm erwarten wir alles Heil. Nächstens ist es wieder ein anderer Götze und nach ächter Sclavenart speien wir morgen auf den, den wir heute vergöttern .... Die gegenwärtige Situation ist diese: Vor dem Bauern steht der Gebildete, zieht demüthig den Hut und spricht: „Rette mich, ich vergehe vor Krankheit" und der Bauer zieht wieder den Hut und spricht: „Rette mich, ich vergehe vor Unbildung." — Besonders drastisch ist das Schlußcapitel des Buchs. Litwinow findet die himmelstürmenden Titanen, welche sich in Heidelberg zur Neugestaltung Rußlands und zur Zertrümmerung der alten Welt verbanden, einige Jahre später in der Heimath wieder. Gubarew, das Oberhaupt der „Giganten", lebt als Nichtsthuer auf dem Gut seines bauernschindenden Bruders, Titus Bindassow, der gefürchtete „Terrorist", ist als Accisebeamter in einer Schenke erschlagen worden und Bambajew, der Enthusiast, der alles Russische vortrefflich, alles Ausländische verwerflich fand, schwärmt als ländlicher Postschreiber für fette Gänse, „wie sie nur bei uns und sonst nirgend in der Welt gefunden werden." Mit der banalen Phrase „der Wind hat umgeschlagen" glauben die armseligen Gesellen sich dafür entschuldigt, daß aus ihnen und ihren hochfliegenden Plänen Nichts geworden ist.

Nicht besser wie die nationale und demokratische Jugend kommt die von „intelligenten" vielversprechenden jungen Generalen beherrschte Hof- und Militäraristokratie, die Welt der conservativen Redensarten, weg. Hier werden die Neugestaltung Rußlands, die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Bestrebungen für Volkswohl und Volksbildung lediglich aus dem Gesichtspunkt der durch sie verletzten egoistischen Privatinteressen beurtheilt. Man überbietet sich in Ausdrücken der Mißachtung gegen Alles, was mit der liberalen Strömung zusammenhängt — und hat doch nicht einmal den Muth, zu frondiren. Modethorheit, kleinliche Eitelkeit und Unbildung führen grade wie früher das Scepter, die Sucht nach Orden, Rang und Carrière prävalirt über alle übrigen Tendenzen, und die Gesellschaft, welche sich als „fleure fine" der europäischen Aristokratie gerirt, läßt sich von französischen Beutelschneidern und amerikanischen Mystagogen so jämmerlich an der Nase herumführen, daß sie zum Spott ihrer deutschen Dienerschaft wird. Hüben wie drüben haben sich nur die Modephrasen verändert, die blos von der Mode abhängigen halt- und sittenlosen Menschen sind im Volk wie in der Aristokratie dieselben geblieben, eine innere Wandlung zum

Bessern hat sich in den Zeugen der russischen Reform-Aera nicht vollzogen. So erscheint das furchtbare Wort gerechtfertigt, mit dem der eigentliche Roman schließt. Von Irina, der Repräsentantin des hohlen, gleißenden Scheins um sein Lebensglück und die Liebe seiner unschuldigen Braut betrogen, angewidert von den wüsten Gesellen, die sich als die Vorläufer einer neuen Weltordnung geriren, und die Blasphemie „A tout venant je crache" feierlich zu ihrem Evangelium erheben, bricht Litwinow, als Heidelbergs Thürme hinter ihm versinken, in die Worte aus: „Alles Russische ist Rauch, Rauch und Dunst, Nichts weiter. Unaufhörlich ist Alles in der Umgestaltung begriffen, immer neue Nebelbilder tauchen auf, eine Erscheinung jagt die andere und in Wahrheit bleibt doch Alles, wie es war. Alles drängt und stürmt irgend wohin und zerstiebt ohne eine Spur von sich zu hinterlassen, ohne irgend etwas erreicht zu haben. Ein anderer Wind erhebt sich und Alles nimmt eine andere Richtung, es schlägt in das Gegentheil über, um dasselbe wesen- und inhaltslose Schattenspiel aufs Neue zu beginnen. Rauch und Dunst, — Nichts weiter!"

Der „Rauch" hat in der deutschen Kritik mehr Widerspruch und Zweifel als Anerkennung erfahren. Und doch läßt sich nachweisen, daß die deutschen Urtheile über dieses Buch wesentlich bedingt waren durch Unkenntniß der russischen Zustände und Menschen und daß die angeblichen Schwächen des Werks — die unmotivirte Leidenschaft des Helden für die wankelmüthige leere Salondame Irina und der Pessimismus, mit welchem die modernen russischen Parteien verurtheilt werden — in Wahrheit dessen Stärken sind.

Die unwiderstehliche Anziehungskraft der Heroïne des Salons ist ein beliebtes Thema der russischen Novellistik und findet sich in älteren und neueren Erzeugnissen dieser Literatur immer wieder vor. Das Uebergewicht, das die in westeuropäische Formen gekleidete Aristokratie bei Turgenjew (wie früher bei Sollohub [die große Welt, der Bär, Serjóscha] und Anderen) über den dem Volk entsprossenen Helden gewinnt und dem dieser sich, trotz der Einsicht in ihre innere Haltlosigkeit und Leere, nicht entziehen kann, steht — abgesehen von den individuellen Bezügen zwischen Irina und Litwinow — mit dem unfertigen Zustand der russischen Gesellschaft und ihrer Bildung in bedeutungsvollem Zusammenhang. Unwillkürlich werden wir an die Rolle erinnert, welche der Adel in dem deutschen Roman des achtzehnten Jahrhunderts, in den Zeiten des würdelosen, alles Idealismus baren Bürgerthums spielt, und deren Spuren sich noch im Wilhelm Meister deutlich nachweisen lassen. Was Julian Schmidt von dem Zustande der deutschen Gesellschaft

des philosophischen Jahrhunderts sagt, läßt sich auf die russische von heute, mit gewissen Einschränkungen, wörtlich anwenden. „Die Arbeit welche sich ausschließlich einem bestimmten Zweck hingiebt und diesem Zweck alle Kräfte opfert, erscheint als ein Widerspruch gegen das Ideal, weil sie ein Widerspruch gegen die Freiheit und Allseitigkeit des Bildungstriebes ist. Nur der Adel, nur die Classe der Genießenden, die ihre Freiheit an keinen bestimmten Beruf verpfändet, hat Theil an der Poesie des Lebens." Und wenn es weiter heißt, der Verkümmerung des Volks habe die Aristokratie als das glänzende Ideal erscheinen müssen „in welches das Leben der Natur sich in seiner reichsten Fülle zusammendrängte ... obgleich auch die Aussichten dieser idealen Welt keine sehr erbaulichen waren", so gilt das für das Rußland von 1867 vielleicht noch mehr und noch direkter wie für das Deutschland der Schiller und Goethe-Zeit. Wo die Formen des Lebens ebenso unfertig und unschön sind, wie der Inhalt desselben Unerquicklichkeit ist, da versteht sich das sociale Uebergewicht einer formensichern, mindestens im Besitz gewisser formaler Traditionen befindlichen exclusiven Kaste ebenso von selbst, wie das der zu derselben gehörenden Individuen. Ein wichtiger und häufig übersehener Gesichtspunkt für die Beurtheilung dieses Verhältnisses ist außerdem noch der, daß, die exclusive Gesellschaft allein ausgenommen, allenthalben in Rußland die Bildung der Frauen tief unter der der Männer steht, bei dem Provinzialadel ebenso wie bei der Bureaukratie, der Geistlichkeit und dem Bauernstande. Wenn die gleißende Irina dem Helden unseres Romans wie von einem höheren Glanze umstrahlt vorkommt, vor dessen Strahlen die Reize der tugendhaften Tatjana verbleichen, wenn die schöne Aristokratin den Mann aus dem Mittelstande anzieht, wie der Magnet das Eisen, so bedarf das unter den Verhältnissen, welche die Voraussetzung von Turgenjews Schilderungen bilden, eigentlich gar nicht mehr der Erklärung. Die Schichte, welche *sie* repräsentirt, besitzt eine traditionell gewordene, wenn auch rein formale Bildung, welcher der Stand, den *er* repräsentirt, in der That *Nichts* entgegen zu setzen hat, — sie bringt ihm Vorzüge zu, die in seiner Welt weder zu finden noch aufzuwiegen sind. Daß dieses Reich des glänzenden Scheins an und für sich Nichts werth ist und keinen irgend adäquaten Inhalt birgt, ändert an der Sache Nichts, denn Litwinow weiß sehr wohl, daß es auch innerhalb seiner Kreise in dieser Beziehung nicht besser bestellt ist. Die gewaltsame Unterbrechung, welche die russische Entwickelung durch Peters abendländische Einrichtungen erlitten, hat, wie wir bereits früher anzudeuten Gelegenheit hatten, den Besitz ausländischer Bildungsformen zum Maßstab der

socialen Stellung gemacht, welche die einzelnen russischen Individuen einnehmen; in dem Stande, der dem reformatorischen Zaaren am nächsten stand, hat diese Bildung zuerst Wurzel geschlagen, hier allein ist sie erblich und traditionell geworden. Das sociale Uebergewicht ihrer Glieder über die der übrigen Schichten vollzieht sich darum mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes und das von Turgenjew geschilderte Verhältniß Irinas zu Litwinow ist nur das Abbild einer auf den verschiedensten Lebensgebieten gemachten allgemeinen Erfahrung.

Der Vorwurf, die im „Rauch" geschilderten Personen entbehrten der inneren Wahrheit oder seien aus einseitiger Voreingenommenheit in die Carricatur gezogen, hält genaueren Betrachtungen ebenso wenig Stich. Zur Widerlegung genügt eigentlich schon, daß trotz des Sturms von Empörung, der russischer Seits über den Dichter losgebrochen, Niemand die Wahrheit seiner Schilderung in Zweifel gezogen hat. In Moskau und Petersburg hat man sich im Gegentheil lange Zeit hindurch vergeblich bemüht, die Namen derer zu errathen, welche dem Dichter zum Vorwurf gedient haben. Die der künstlerischen Individualität und der Person Turgenjews näher standen, konnten sich allerdings sagen, daß dieses Unternehmen vergeblich sei, daß nicht bestimmte Personen gemeint, sondern blos Typen wiedergegeben seien.

Dieser äußere Beweis für die psychologische Wahrheit der Gestalten, welche uns im „Rauch" vorgeführt werden, wird noch durch den Umstand unterstützt, daß die Zahl derer, welche sich durch jene Dichtung getroffen glaubten, Legion ist. Und in der That, ein lebensvolleres Bild der gegenwärtigen Situation, ein treuerer Abdruck des herrschenden Geistes ist kaum denkbar. Man braucht die Welt, welche in dieser Erzählung geschildert wird, nicht einmal aus directer Anschauung zu kennen, die bloße Bekanntschaft mit der russischen Presse und neueren Literatur reicht hin, um der Brust des Zuschauers, an dessen Augen die Schatten der Ratmirow, Pischtschalkin, Gubarew und Bindassow vorüber gleiten, das Bekenntniß, „So ist es" zu entringen. Die Geschichte der letzten Jahre, der furchtbare Umschwung des öffentlichen Geistes, der sich seit dem Jahre 1863 zufolge des von Katkow gegebenen Anstoßes in Rußland vollzogen, bestätigt, was der Dichter als Quintessenz seiner Beobachtung sagt, daß es mit der angeblichen Wiedergeburt der russischen Gesellschaft durch die liberalen Ideen von 1859 und 1861 und mit der nationalen „Umkehr" von 1863 in Wahrheit Nichts weiter sei als „Dunst und Rauch!"

Es ist auch hier nicht der Parteimann, der zu uns redet, — von den russischen Parteien und Tendenzen, welche Turgenjews Dichtungen

schildern, geht keine leer aus — es ist der Mensch, der Künstler, der geurtheilt hat. Er schildert die neusten Phasen russischen Geisteslebens nicht nach ihren politischen Resultaten, er zeigt uns, wie sie auf das Gemüthsleben des Einzelnen wirken, welche Einflüsse sie auf den Gang der Culturentwickelung üben. Der künstlerischen Methode, wie wir sie im „Tagebuch" kennen gelernt haben, ist er unwandelbar treu geblieben: es wird Zeugniß davon abgelegt, wie die Früchte, welche die russische Neuzeit getragen, sich im Spiegel der Dichtung ausnehmen, welchen Eindruck sie dem machen, der Entwickelung zu schöner Menschlichkeit für die Aufgabe der Gesellschaft und ihrer Glieder hält.

Aus der Wirklichkeit kann auch der Dichter, der die Realität zum Ideal verklären soll, nicht heraus. Das Material, mit dem er bauen, die Farben, mit denen er malen soll, sind ihm durch die Verhältnisse gegeben, in welche Geburt und Erziehung ihn gestellt haben. Fehlt den Schöpfungen Turgenjews jene heitere Ruhe und Siegesgewißheit, welche von dem vollendeten Kunstwerk gefordert wird, verkümmert uns der dunkle Schleier, der über seinen Zeichnungen liegt, die volle Freude an denselben, so wissen wir, daß die Schuld nicht an ihm, sondern an den Verhältnissen liegt, welche mit innerer Nothwendigkeit die Eigenthümlichkeiten seines Schaffens bedingten. Derselbe Mangel findet sich bei allen hervorragenden russischen Dichtern wieder, und wir wissen, daß gerade ihre gelungensten Gemälde das düsterste Colorit tragen. Die Cultur der reinen Schönheit hat eine Summe von Culturerrungenschaften zur Voraussetzung, welche in Rußland noch fehlen. Erst wenn Staat und Gesellschaft in das richtige Gleichgewicht gebracht sind und der erstere thatsächlich für den Ausdruck der letzteren gelten kann, ist dem Einzelnen der Boden gedeihlicher Entwickelung, dem Dichter die Möglichkeit reiner Freude an derselben gegeben. So lange dieses Ziel nicht erreicht ist, erscheint die heitere Ruhe der Siegesgewißheit für den Künstler, in dessen Seele das russische Volksthum sich spiegeln soll, sittlich unmöglich und der russischen Literatur gereicht es zur Ehre, diese Gewißheit nicht erlogen, sondern in ihren hervorragendsten Erscheinungen — und zu diesen gehört Turgenjew — frei bekannt zu haben, daß die beglückte und beglückende Darstellung des Schönen nur auf dem Boden eines freien, mit sich selbst einigen Volksthums möglich ist.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.